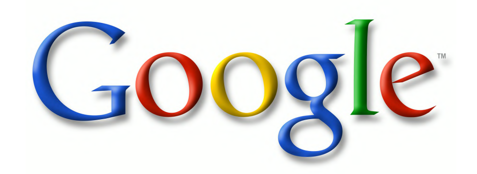
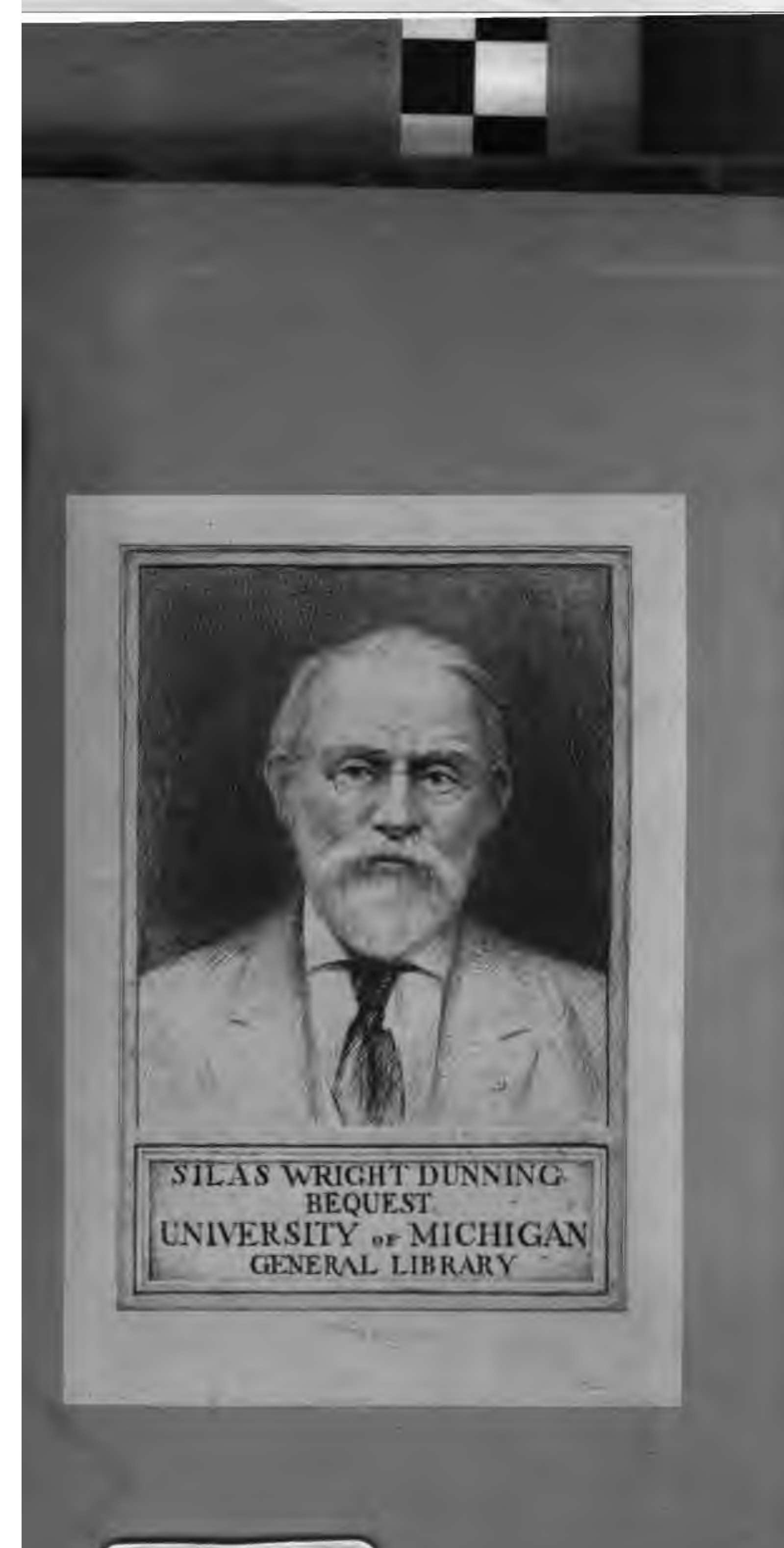




SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY





Historisch-politische Blätter

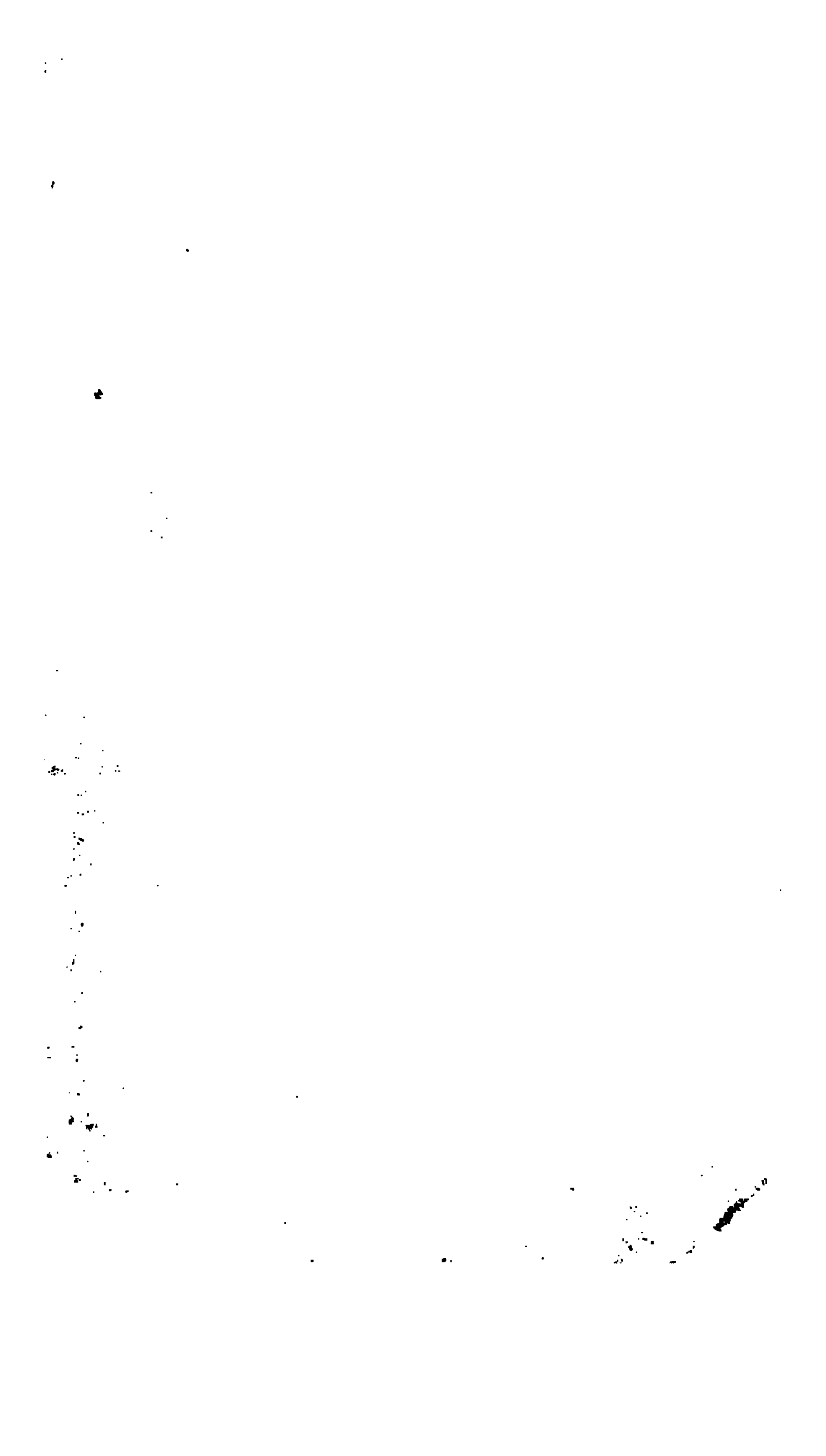
für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1861

Erster Band.

———





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Siebenundvierzigster Band.



München, 1861.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Die politische Bilanz vom Neujahr 1861.

Also nur noch zwei Monate, vielleicht nur einige Wochen liegen zwischen uns und der großen Veränderung, von welcher die folgenden Geschlechter die Jahre politischer Wiedergeburt datiren sollen! Wenigstens bürgt das gewichtige Wort *Garibaldi's* dafür, daß die Eröffnung nicht abermals hinausgeschoben werde; und wenn auch die Helden-Marionette von Turin noch in schweren Nöthen zu Neapel sitzt, so scheint doch der allgemeine Gebieter in den Tuilerien mit seinen Vorbereitungen in aller Gemächlichkeit endlich fertig geworden zu seyn. Das will viel sagen; denn seine Rüstung erstreckt sich weit über die Arsenale und Werften Frankreichs hinaus über ganz Europa.

Obwohl nicht gewohnt, das räthselhafte Wesen des Gewaltherrschers zu überschätzen, haben wir ihm doch vor einem Jahr um diese Zeit zu viel Ehre angethan, indem wir meinten, er werde schneller und gerader auf sein Ziel losgehen.

Aber er hat weniger geerbt von dem Muth des gewaltige
Eroberers, als er geübt ist in der bedächtigen Kunst des Ve
schwörers; jener hätte gefürchtet, daß seine natürlichen Gegn
durch den Verzug sich sammeln und stärken würden; dies
wußte wohl, daß sie nur täglich mehr sich trennen, erlahme
und versumpfen würden. Und so ist es geschehen; wir sin
jetzt viel übler daran als vor zwölf Monaten.

Umgekehrt ist die Revolution in dem üppigen Klima Ita
liens so hoch aufgeschossen, daß sie alle verlorenen Positione
wieder besetzen und die Wiederbringung aller Dinge des Jah
res 1848 offen betreiben kann. Am Mincio hat der Impe
rator ihr Bündniß angeblich verschmäht, seit der allgemeine
liberal-demokratischen Todtenauferstehung aber prangt sie al
ein Hauptfaktor in seiner Rechnung. Natürlich nur eventue
und als Mittel zum Zweck; aber der Mohr der kosmopoliti
schen Revolution hat seinen eigenen Kopf, und wie die „mo
narchische Revolution" schließlich mit ihm fahren würde, da
müßte sich eben im zweiten oder vielmehr im dritten Theil
zeigen.

Allerdings wird es täglich evidenter, wie unvergleichlic
der Direktor des italienischen Befreiungs-Spiels seine Figuren
gestellt hat. Viktor Emmanuel ist zu Neapel ein halbverlore
ner Mann geworden; denn er darf nicht mächtiger seyn als
dazu hinreicht, um Garibaldi und Mazzini nicht zu mächti
werden zu lassen, und diese Helden vom rothen Hemd dürfen
nicht unmächtiger werden als dazu nöthig ist, um dem klugen
Cavour jede Anwandlung besonnenen Stillstands unmöglic
zu machen. Italien darf keinen eigenen Willen haben auße
dem, auf gegebenen Wink seine Dienste gegen Oesterreich zu
thun, um dem Imperator „freie Hand" am Rhein zu schaf
fen; dann erst, nach Erreichung des Zweckes, kann er übe
das ausgenutzte Mittel verfügen und sein wahres italienische

zeigen, wenn bei diesem seltsamsten Charakter, den die
je auf einem Throne beschienen hat, das Wort „wahr"
nie anwendbar ist. Jedenfalls werden England und die
Helden sich himmelschreiend betrogen sehen, vielleicht
m die Möglichkeit der Rache.

Am besten sind die Schleichwege dieser Politik durch ein
reiben gezeichnet, welches der Ministerpräsident Königs
am 12. Nov. aus Gaeta erlassen hat — ein Ak-
von so eigenthümlicher Bedeutung, daß eine bekannte
itung es gar nicht abdrucken zu dürfen glaubte. Wäh-
r bourbonische Minister den legitimen, befreundeten und
eten Kabinetten die ärgsten Vorwürfe macht, äußert
Napoleon III.: „Nur allein der Kaiser der Franzosen
eine Pflicht der Gerechtigkeit und Dankbarkeit dieß laut
nen) gab das hochherzige Beispiel aus dem Zustande
ner Apathie herauszutreten zu wollen, und das legale
archische England wagte ihn dafür bitter zu tadeln,
andern Kabinette begnügten sich damit, ihn dem groß-
n Unternehmen, das er begann, allein sich unterziehen
n. Die Sendung des französischen Geschwaders in die
r von Gaeta und die brüderliche Aufnahme, welche die
und tapfern Reste der königlichen Truppen auf päpstli-
Gebiet bei den Soldaten Frankreichs fanden, sind That-
die stets lebendig bleiben werden im Herzen Sr. Ma-
und welche die auf Worte sich beschränkenden Freund-
versicherungen des übrigen Europa weit überwiegen".
einmal bezeichnet der Minister — England als den
isten Feind, an dessen Bosheit auch der Plan eines
sses zur „Ausgleichung zwischen dem neuen Princip
olkssouverainetät und dem alten öffentlichen Recht" ge-
sei.

ewiß ein höchst charakteristisches Lob für den Gründer

Aber er hat weniger geerbt von dem Muth des gewaltigen Eroberers, als er geübt ist in der bedächtigen Kunst des Verschwörers; jener hätte gefürchtet, daß seine natürlichen Gegner durch den Verzug sich sammeln und stärken würden; dieser wußte wohl, daß sie nur täglich mehr sich trennen, erlahmen und versumpfen würden. Und so ist es geschehen; wir sind jetzt viel übler daran als vor zwölf Monaten.

Umgekehrt ist die Revolution in dem üppigen Klima Italiens so hoch aufgeschossen, daß sie alle verlorenen Positionen wieder besetzen und die Wiederbringung aller Dinge des Jahres 1848 offen betreiben kann. Am Mincio hat der Imperator ihr Bündniß angeblich verschmäht, seit der allgemeinen liberal-demokratischen Todtenauferstehung aber prangt sie als ein Hauptfaktor in seiner Rechnung. Natürlich nur eventuell und als Mittel zum Zweck; aber der Mohr der kosmopolitischen Revolution hat seinen eigenen Kopf, und wie die „monarchische Revolution" schließlich mit ihm fahren würde, das müßte sich eben im zweiten oder vielmehr im dritten Theile zeigen.

Allerdings wird es täglich evidenter, wie unvergleichlich der Direktor des italienischen Befreiungs-Spiels seine Figuren gestellt hat. Viktor Emmanuel ist zu Neapel ein halbverlorener Mann geworden; denn er darf nicht mächtiger seyn al[illegible] dazu hinreicht, um Garibaldi und Mazzini nicht zu mäch[illegible] werden zu lassen, und diese Helden vom rothen Hemd dü[illegible] nicht unmächtiger werden als dazu nöthig ist, um dem kl[illegible] Cavour jede Anwandlung besonnenen Stillstands unmö[illegible] zu machen. Italien darf keinen eigenen Willen haben [illegible] dem, auf gegebenen Wink seine Dienste gegen Oesterr[illegible] thun, um dem Imperator „freie Hand" am Rhein [illegible] sen; dann erst, nach Erreichung des Zweckes, kan[illegible] das ausgenutzte Mittel verfügen und sein wahres it[illegible]

Gesicht zeigen, wenn bei diesem seltsamsten Charakter, den die Sonne je auf einem Throne beschienen hat, das Wort „wahr" irgendwie anwendbar ist. Jedenfalls werden England und die rothen Helden sich himmelschreiend betrogen sehen, vielleicht sogar um die Möglichkeit der Rache.

Am besten sind die Schleichwege dieser Politik durch ein Rundschreiben gezeichnet, welches der Ministerpräsident Königs Franz II. am 12. Nov. aus Gaeta erlassen hat — ein Aktenstück von so eigenthümlicher Bedeutung, daß eine bekannte Welt-Zeitung es gar nicht abdrucken zu dürfen glaubte. Während der bourbonische Minister den legitimen, befreundeten und verbündeten Kabinetten die ärgsten Vorwürfe macht, äußert er über Napoleon III.: „Nur allein der Kaiser der Franzosen (es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit und Dankbarkeit dieß laut zu bekennen) gab das hochherzige Beispiel aus dem Zustande allgemeiner Apathie herauszutreten zu wollen, und das legale und monarchische England wagte ihn dafür bitter zu tadeln, und die andern Kabinette begnügten sich damit, ihn dem großmüthigen Unternehmen, das er begann, allein sich unterziehen zu lassen. Die Sendung des französischen Geschwaders in die Gewässer von Gaeta und die brüderliche Aufnahme, welche die treuen und tapfern Reste der königlichen Truppen auf päpstlichem Gebiet bei den Soldaten Frankreichs fanden, sind Thatsachen, die stets lebendig bleiben werden im Herzen Sr. Majestät, und welche die auf Worte sich beschränkenden Freundschaftsversicherungen des übrigen Europa weit überwiegen". Noch einmal bezeichnet der Minister — England als den schlimmsten Feind, an dessen Bosheit auch der Plan eines Congresses zur „Ausgleichung zwischen dem neuen Princip der Volkssouverainetät und dem alten öffentlichen Recht" gescheitert sei.

Gewiß ein höchst charakteristisches Lob für den Gründer

der Italia una, aber keineswegs unerklärlich. Er hat den bourbonischen König nicht deßhalb gehalten, weil er ihn nicht, mit oder ohne Murat, verjagt wissen wollte, sondern er läßt den Viktor Emmanuel deßhalb vor der Festung zappeln, damit er die Hand nicht zu früh nach Rom ausstrecke, und damit er mürbe werde für jeden Preis, um welchen der Mächtige seinen gnädigen Beistand wieder auf eine Strecke weit zu verkaufen geneigt seyn möchte. Faktisch könnte sich das feine Spiel sogar noch so fügen, daß der stolze Beherrscher des zweiundzwanzig Millionenreichs sich die Befugniß erkaufen müßte, unmittelbar von Gaeta weg mit Umgehung des Quirinal den Frohn-Krieg gegen Venedig zu unternehmen. Garibaldi und Mazzini wußten wohl, warum sie den gewaltsamen Bruch mit Frankreich herbeiführen wollten; sie haben den Pariser Phrasen von der Nationalität, Freiheit und Unabhängigkeit Italiens längst nicht mehr oder überhaupt nie geglaubt, nur der liberale Blödsinn in Deutschland und England sieht heute noch nicht ein, daß diese italienische Frage in der Hand des Imperators von Anfang an nichts Anderes als eine französische Machtfrage, insbesondere der Sturmbock gegen Deutschland und der Hebel zur völligen Isolirung Englands war.

Deutschland ist seit zwei Jahren von Freund und Fei[nd] so oft und eindringlich gewarnt, daß man sich der Wiederh[o]lung fast schämen muß. Die Souveraine selbst haben g[e]genheitlich die richtige Erkenntniß der französischen Absich[t] verrathen, dennoch aber ist zur gemeinsamen Abwehr seit [Jahr] und Tag nichts, ja weniger als nichts geschehen. Nich[t] das Treiben der liberalen und demokratischen Parteie[n] täglich ausgelassener und verrätherischer, sondern die A[...]ten selbst scheinen wie behext. Während Er am helle[n] Alles und Jedes bis in's kleinste Detail zum großen

vorbereitet und rings um uns der tödtliche Haß der Nationalitäten auflodert, sind wir über das Kaliber der Bundeskanonen noch nicht im Reinen, geschweige denn über das Commando der Bundesarmee. Eine praktischere Nachwelt wird uns dereinst unfehlbar für verrückt halten. Auch in England grassirt das liberale Eunuchenthum, ein Russel darf großbritannische Philisterpolitik machen, und Palmerston mit Hrn. Persigny in Allianz- und ewigen Friedensphrasen wetteifern. Aber England rüstet doch, es rüstet über Hals und Kopf, und während das Kriegsbudget bereits über 360 Millionen Gulden verschlingt, dringt selbst Lord Russel immer noch auf stetiges Steigern der Bewaffnung. An erdrückenden Militärkosten hat freilich auch Deutschland keinen Mangel, von dem Einen aber, was noththut, liegt nur das Gegentheil vor.

Die ehrliche freudige Einigung aller deutschen Souveraine zu aktiver Politik, zu einer politischen Initiative war der einzige Rettungsweg; wurde dieser Nothwendigkeit nicht genügt, so konnte ein Blinder voraussehen, daß es eines schönen Morgens zu spät seyn würde. Thatkräftige Einigung mußte *einem unversehenen* Ueberfall zuvorkommen, damit nicht der Erbfeind die deutschen Wehrkräfte getrennt und zersplittert in ein paar Schlachten vernichte und den Rest in den zerrissenen Ländern zu seinen Vasallen mache. Jetzt ist es bereits zu spät, nicht nur für eine aktive deutsche Politik, sondern sogar für die gemeinsame Vertheidigung. Im verflossenen Monat März, als sich Frankreich gegen Italien und die Schweiz „seine natürlichen Grenzen revindicirte," verschwand die letzte Hoffnung, daß Deutschland dem Unheil zuvorkommen würde. Alle nachfolgenden Conferenzen haben nur bewiesen, daß nicht einmal ein gemeinsames Defensiv-Programm möglich sei. So sind denn jetzt alle Fragen deutscher Einigung völlig müßig geworden, aus dem einfachen Grunde weil Oesterreich,

die Hauptmacht des Bundes, nun wirklich in die Lage g
bracht ist, daß es mit sich selbst genug zu thun hat und i
entscheidenden Moment vielleicht keine Brigade über die Gren
zu schicken vermag. So hat der Imperator es gewollt, u
so hat die Berliner „freie Hand" mit wenig Witz und vi
Behagen ihm die erwünschte Gelegenheit zurecht gemacht.

Wir haben getreulich für die deutsche Einigung gekämp
so lange es möglich war, und haben somit das Schicksal all
wahren Vaterlandsfreunde getheilt, daß sie endlich nur me
zu jammern und anzuklagen, keinen praktischen Rath zu geb
wußten. Was hilft aber in der Politik das ewige Lame
tiren? Schicken wir uns lieber in das Unabänderliche. G
und die Geschichte wird über die richten, welche das deutsc
Vaterland zum drittenmale in zweihundert Jahren dem Er
feinde überliefern; die deutschen Katholiken, gegen welche d
nämlichen Leute am liebsten einen neuen Religionskrieg a
blasen möchten, können mit gutem Gewissen ihre Hände i
Unschuld waschen und zusehen, was etwa anderweitig von d
deutschen Freiheit und Ehre noch zu retten wäre. „Ga
Deutschland" ist nun in der That bloß ein geographischer B
griff, Preußen und Gotha lassen sich nicht mehr trennen; s
mit lauten die nächsten Fragen: was werden die Mitte
staaten thun, und welche Stellung wird Oesterreich einne
men? Schon die erste Frage ist von ungleich größerer Tra
weite, als es auf einen oberflächlichen Anblick scheint.

Nach allem menschlichen Ermessen werden die herrliche
und kriegsgeübten Armeen Oesterreichs in der größten No
für uns verloren seyn. Wenn die preußisch-gothaische Po
nach diesem Ziele strebte, so hat sie es glücklich erreicht;
sie hat deßhalb noch keineswegs das übrige Deutschla
ihre „diplomatische und militärische Führung" gewonnen,

einmal bis zur Mainlinie, geschweige denn die südwestlichen Gebiete. Es dürfte eher das Gegentheil der Fall seyn; denn wenn die Mittelstaaten auf Oesterreich nicht mehr rechnen können, so können sie für den Fall eines französischen Angriffs auch auf preußische Hülfe nicht rechnen; aus Gründen der Selbsterhaltung ist demnach nicht ihr Anschluß an, sondern ihr Abschluß gegen Preußen die natürliche Consequenz.

Man mag sich die Haare darüber ausraufen, die Thatsache wird man doch nicht ändern, daß die Mittelstaaten von einem Preußen ohne Oesterreich nichts zu hoffen, sondern nur zu fürchten haben. Vermöchte sie selbst ein isolirtes Preußen gegen den äußern Feind zu vertheidigen, so würde doch bei einem solchen Preußen, das eben frisch vom Verrath an Oesterreich herkäme, Jedermann die Absicht merken und verstimmt werden. Und wenn sie auch zur Zeit für ihre Selbstständigkeit wirklich noch nicht bange wären, so wird die nächste Saison der preußischen Kammer die große Annexionstrommel mit einer Unbändigkeit rühren, die vom entgegengesetzten Erfolg nichts zu wünschen übrig lassen dürfte. Wären aber die mittelstaatlichen Kabinette sogar überzeugt, daß man zwischen der Loyalität der preußischen Regierung und dem Cavourismus ihrer liberal-demokratischen Kammermehrheit wohl unterscheiden müsse, was könnten sie auch dann von einer Politik erwarten, die noch niemals eines klaren Gedankens oder eines männlichen Entschlusses fähig gewesen, die darum das Gespött aller großen und kleinen Mächte geworden ist, von einer Regierung, die über ihre eigene im Bruderkrieg entbrannte Partei der liberal-demokratischen Coalition nicht einmal Meister ist, und in diesem Augenblick, wo die Existenz Deutschlands auf dem Spiele steht, den Parteikrieg gegen Kurhessen führt und dem Geschrei der Schleswig-Holsteiner ihre Waffen leihen will?

Es ist das schwere Verhängniß Preußens, daß es in

dieser entscheidenden Stunde der Sklave jenes maulfertigen Liberalismus seyn muß, dessen politische Impotenz zu den weltbekannten Thatsachen zählt. Die „neue Aera" hat sich durch spekulatives Nichtsthun unschätzbare Verdienste um den Erbfeind des deutschen Namens erworben, was hat sie aber an Thaten aufzuweisen, es müßte denn nur der Schwarck-Stieber'sche Proceß seyn, in dem sie jüngst die schwarze Wäsche ihrer eigenen Justiz und Polizei mit cynischem Behagen am Pranger ausgehängt hat? Dennoch ist ihr der Hochmuthsteufel siebenzigfach in den Leib gefahren. Daß Oesterreich und der Papst in arger Bedrängniß seufzen, hat sie nicht anders aufgeblasen als wenn der italienische Umsturz ihr eigenes Werk wäre. Jedenfalls will sie nun auch ihrerseits thaten. Freilich nicht gegen den Imperator, ei bewahre! sondern in Kurhessen und Schleswig-Holstein. Seit sechs Jahren schwebt der dänische Streit am Bund, seit drei Jahren ist die Bundesexekution im Princip beschlossen, immer hat sie sich noch verschieben lassen, jetzt aber, wo die fernen Donner des französischen Lawinensturzes am Rhein schon widerhallen, eben jetzt soll der Bund nach Transalbingien marschieren, ehe man noch im Reinen ist, was denn eigentlich von Dänemark erzwungen werden soll: die Forderungen des Herrn von der Pfordten oder die- der Herren Beseler und Consorten? Und während dieselben Leute den Thaten Garibaldi's und Cavours aus vollem Halse zujubeln, fordern sie Preußen auf, „zur Wahrung des Rechts und der politischen Sittlichkeit" gegen die Bundesbeschlüsse im kurhessischen Verfassungsstreit einzuschreiten — in Turin soll es seinen Gesandten belassen, aber in Kassel soll es ihn abberufen!

Heißt es den außerhalb der preußischen Umarmung liegenden Mittelstaaten nicht in Wahrheit viel zumuthen, f einer Regierung anzuvertrauen, die sich von diesen Part

nur durch den Mangel an Energie zu unterscheiden scheint, auf die Gefahr hin im Falle der Noth von dem Bündner im Stiche gelassen und im Falle des Sieges von ihm verschlungen zu werden. So lange Oesterreichs Macht die in Berlin herrschenden Einflüsse paralysirt, erheben sie sich allerdings nicht über die Bedeutung schwächlicher Velleitäten; sobald sich aber Oesterreich ganz auf sich selbst verwiesen sieht, ist nicht Kleindeutschland, sondern — gar kein Deutschland die Folge der gothaischen Politik von der „freien Hand."

Immerhin ist jeder Sonderbund der deutschen Mittelstaaten ein in seinen Consequenzen unabsehbares National-Unglück Wenn es aber eintritt, so ist es nur insoferne nicht von Preußen verschuldet, als das ärgste Unheil allerdings vermieden worden wäre, wenn diese Staaten im Jahre 1859 freiwillig gethan hätten, was sie jetzt unter viel ungünstigeren Verhältnissen gezwungen thun werden. Hat nicht Einer unter ihnen in der neueren Geschichte eine große, nicht selten entscheidende Rolle in Europa gespielt, warum ist er gerade seit dem Neujahrsgruß von 1859 so stumm und regungslos geblieben als wenn er gar nicht mehr existirte? Wohl hat das pentarchische System ein willkürliches Monopol an sich gerissen und alle kleineren Staaten auf das Niveau politisch Bevormundeter herabgedrückt; warum haben aber die deutschen Mittelstaaten den legitimen Moment nach Fug und Recht sich geltend zu machen so völlig verkannt, und warum konnte der größte derselben nicht auf den Schultern des Rechts über die pentarchische Fiktion sich erheben, wie Sardinien auf den Schultern des Unrechts? Wären nur zwei mittelstaatliche Bataillone über die Alpen zum Heere des Kaisers gestoßen, so hätten wir den Sieg der verschmitzten Lokalisirungs-Politik und einen Frieden von Villafranca schwerlich zu bedauern. Die Gothaer wußten recht wohl, warum sie jede selbstständige

Entschließung der deutschen Mittelstaaten sogar mit Waffengewalt zu unterdrücken drohten; ist es ja auch heute noch nicht ausgemacht, ob die preußische Mobilisirung gegen Frankreich oder gegen sie vermeint war. Die gehoffte Frucht dieser Taktik hat Preußen nicht geärndtet, aber auch die Andern leiden unter den Nachwehen ihrer noch unaufgeklärten Fehler und groben Versäumnisse.

Vor sechs Monaten ist ein preußischer Jurist mit einem Trias-Vorschlag eigener Art aufgetreten; er verlangte, Preußen solle sich mit einem norddeutschen Kaiserthum bis an den Main begnügen, im Südwesten hingegen, wo man nun einmal nicht preußisch werden wolle, einen Bundesstaat unter bayerischer Hegemonie herstellen und mit diesem dritten oder mittelstaatlichen Deutschland in die engste Union und Erbverbrüderung treten.*) Der Autor hatte aber auch den richtigen Takt einzusehen, daß eine solche Union nicht nur gegen Frankreich und Oesterreich stets gerüstet seyn müßte, sondern daß ihre Gründung wahrscheinlich ein casus belli für Frankreich, vielleicht auch für Oesterreich, besser gesagt die Provokation einer französisch-österreichischen Allianz wäre. Schon deßhalb müßte jede Sondervereinigung der Mittelstaaten zu Preußen wenigstens die gleiche Stellung einnehmen wie zu Oesterreich. Wie sollte man aber in dieser Isolirung dem Zweck gewachsen seyn, die bayerisch-hessischen Rheinlande gegen die Gelüste Frankreichs zu vertheidigen? Man würde es vielleicht versuchen, aber man würde unterliegen, und wäre man unterlegen, was anders bliebe dann übrig als — das französische Protektorat?

Wir trauen keinem deutschen Fürsten den Gedanken eines

*) Preußens und Bayerns Union von Ferd. Fischer. Breslau 1860.

neuen Rheinbunds zu; aber es ist das Unglück der Situation, daß die „freie Hand" Preußens und der von ihm übernommene „Schutz der deutschen Interessen" es bis zur völligen Paralysirung Oesterreichs für den Bund hat kommen lassen; daß sodann ein mittelstaatlicher Sonderbund, sobald diese Thatsache fest steht, im Drang der Dinge und sozusagen in der Luft liegt; daß aber jede Verbindung mit Ausschluß Oesterreichs und Preußens, so antifranzösisch ihre Tendenz ursprünglich sei, den Rheinbunds-Keim in sich trägt, und daß sie im Falle eines unglücklichen Versuchs nothwendig zum neuen Rheinbund führen muß.

Nicht für Oesterreich, sondern für Preußen und für uns ist die Gefahr die höchste. Wir haben bis jetzt in friedlicher Ruhe und steigendem Wohlstand gemächlich dahin gelebt, aber — um es nur einmal gerade heraus zu sagen — auf Kosten Oesterreichs, das die schwere Last des ganzen Rechtsschutzes für uns mit getragen und seine Bedrängnisse seit anderthalb Jahren zum größten Theil für die Integrität des deutschen Vaterlands, für den deutschen Rhein erduldet hat. Befreit man es in Deutschland selbst von dieser drückenden Sorge, so dürfte die liberale Thorheit an dem Reich, von dessen naher Zertrümmerung sie sich holde Träume vorspiegelt, ihre blauen Wunder erleben. Warum vergißt man denn immer wieder jene furchtbare Warnung von Villafranca, wo der Versucher an Franz Joseph I. herangetreten: „läßt mir der Herr Bruder freie Hand am Rhein, so will ich Ihm die Lombardei sofort zurückstellen?" Freiwillig wird der Kaiser allerdings auf eine solche Politik nie eingehen, er wird das arme Deutschland nicht nur am venetianischen Glacis der Alpen retten, wo der Schlüssel unserer sichern Nachtruhe liegt, nicht nur an der Adria, wo wir unsern einzigen Ausgang in's Mittelmeer, in den Orient, in's Weltleben der Zukunft haben, sondern auch,

solange er kann, am Rheine vertheidigen helfen. Würde man ihn aber in Deutschland selbst dieser Verpflichtungen überheben, dann wäre in der That kein wesentliches Hinderniß einer Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich mehr vorhanden und zwar einer ebenso natürlichen Allianz, wie die französisch-englische eine hinterhaltige und unnatürliche ist.

Der Orient würde sie empfehlen, Italien würde sie nicht mehr hindern wie vor fünf Jahren. Es ist sogar die Ansicht erlaubt, daß dieses unglückliche Land niemals die innere Ruhe finden und gegen die dämonischen Umtriebe verdorbener Machthaber, selbstsüchtiger Verschwörer und englischer Seelenverkäufer gesichert seyn wird, ehe die zwei Großmächte, deren Eifersucht bis jetzt das Feuer geschürt hat, im gemeinsamen Interesse den obersten Rechtsschutz handhaben werden. Die Gothaer mögen ihr Steckenpferd reiten, als wenn der Imperator nichts Angelegentlicheres zu thun wisse als die englisch-garibaldische „Einheit Italiens bis zur Adria" herzustellen; wir haben von jeher nichts für unmöglicher angesehen als sie. Es wird in Italien nicht mehr werden wie es war; es wird aber noch weniger immer so bleiben wie es ist. Das Ende der Bewegung wird nicht die Italia una, sondern die Conföderation seyn, und zu deren Mitgliedern zählt Frankreich selbst im Namen Nizza's, wozu vielleicht Sardinien noch eine weitere Erkenntlichkeit abtreten wird.

In der französischen Regierung gibt es seit Jahren eine Partei der österreichischen Allianz, welche eben jetzt die Behauptung aufwirft, daß nur der Zwiespalt wegen der Rheingrenze einer Verständigung mit Oesterreich im Wege liege, und daß es kein anderes Mittel gebe, dem Imperator das Bündniß mit der Umsturzpartei zu ersparen. Vor einigen Wochen ist zu Paris eine Broschüre in diesem Sinne erschienen, von der

uns nur wundert, daß man nicht auch sie für inspirirt oder wenigstens von höchster Hand corrigirt hält. Wäre sie gegen Oesterreich anstatt gegen Preußen gerichtet, so wäre ihr diese Ehre sicherlich widerfahren; denn man ist nun einmal darauf versessen, den Untergang des Habsburgischen Hauses als das Alpha und Omega der Tuilerien-Politik anzusehen. Aber der Schein könnte trügen. In Berlin pflegen die verschiedenen Organe der verschiedenen Minister bald mit der russischen Freundschaft, bald mit den Sympathien der „andern protestantischen Großmacht", bald mit der Möglichkeit, „den Gegensatz zu Frankreich aufzugeben", zu prunken, während Oesterreich auf seinem Standpunkt der Legitimität isolirt ist. Dennoch ist es nicht Preußen, das zwischen seinen Allianzen die Wahl hat, sondern Oesterreich, sobald es sich seine eigene Politik vornehmen will. Das liegt in dem natürlichen Uebergewicht seiner Macht über die wichtigste Angelegenheit des Jahrhunderts — über die orientalische Frage.

In dem Maße als die Lösung im Orient drängt, wird sich denn auch Oesterreich gezwungen sehen, seinem Staatsgrundgesetz vom 20. Okt. ein Seitenstück für die äußere Politik zu geben. Die bloß leidende Stellung bei der starren Legitimität reicht offenbar nirgends mehr aus; sie hat in Italien die bittersten Früchte und in Deutschland keine Entschädigung eingetragen, im Orient ist sie aber bis jetzt lediglich von der leidenschaftlichen Selbstsucht Englands ausgebeutet worden. Dasselbe England, welches Himmel und Erde aufgeboten hat, um Oesterreich wegen seiner angeblichen „Mißregierung" um seinen legitimen Besitz in Italien zu bringen, bietet heute noch Himmel und Erde auf, um Oesterreich bei seiner Legitimitäts-Politik für das Türkenthum festzuhalten, im englischen Interesse soll es die Verewigung der unhaltbarsten Zustände auf der illyrischen Halbinsel verbürgen. Wird man in Wien den

perfiden Krämerseelen noch einmal zu Willen seyn, wie die beiden Unglücksmänner Buol und Bruck gethan, oder wird man mit der verderblichen Routine des Vertuschens und Gehenlassens endlich allenthalben entschieden brechen, und im Orient die christlichen und civilisatorischen Interessen zur Richtschnur nehmen, überhaupt aber eine aktive und selbstständige Politik einschlagen? Die Beantwortung dieser Frage ist für die österreichische Zukunft wichtiger als alle Entschließungen der „natürlichen Bundesgenossen".

Es war seit Jahren unsere festeste Ueberzeugung, daß die Haltung der deutschen Mächte in der Zeit von 1854 und 55 die schuldvolle Wurzel all des Unheils gewesen, das seitdem über uns und Europa gekommen ist. Damals hat der Napoleonide erprobt, wie unheilbar die Eifersucht und der Neid zwischen den deutschen Kabinetten gewurzelt, und wie viel sie sich gegeneinander bieten lassen würden; er hat aber auch den legitimen Schlendrian der Wiener-Politik erkannt und ihre ohnmächtige Scheu, die unläugbarsten Schäden einzubekennen und ärztlich einzuschreiten. Er als Mann der rührigen Thatkraft hätte sich schwerlich mit dem türkischen Hathumayum abspeisen lassen wie England und Oesterreich, und da er nun einmal nicht ruhen konnte, seine Energie entfalten mußte, so übertrug er sie einfach von einer Halbinsel auf die andere. Der Pariser Congreß, welcher den grauenhaften Statusquo in der Türkei mit seiner elenden Sanktion bedeckte, war zugleich die Kriegserklärung gegen den legitimen Statusquo in Italien; denn England ist hier wegen seiner Seemachts- und Handels-Interessen, vor Allem aber wegen seiner Hundswuth gegen den Papst ebenso revolutionär, als es in allen Provinzen des Großtürken dem strengsten Conservatismus huldigt. Von der Zweiseitigkeit dieser Politik hat man soeben einen grellen Beweis vor Augen. Garibaldi überfließt von Dank für Eng-

lands thätiges Wohlwollen, kaum schickt aber sein Comité etliche Schiffe mit Kriegsgeräth heimlich nach der Sulina für die ungarisch-rumänisch-slavische Erhebung, welche von dort aus dem Angriff auf Venetien secundiren soll, so geht vom auswärtigen Amt zu London eilige Botschaft mit Haftbefehl nach Constantinopel — natürlich nicht aus Dienstfertigkeit für die österreichische Flagge in Venedig, das man dem Kaiser ja abschachern will, sondern aus zarter Sorge für das Sultanat, dem man in London mit bitterm Kummer die Revolution nahe treten sieht.

Preußen soll sich, wie man sagt, mit England endgültig für den Statusquo des Türkenreichs verbündet haben und am Pariser-Vertrag um so hartnäckiger festhalten wollen, je weniger es damit zu schaffen hat. Habeat sibi! Für Oesterreich hingegen ist die englische Allianz unter den obwaltenden Umständen nicht nur zu theuer, sie wäre ihm sogar verderblich. Oesterreich kann und muß „freie Hand" haben im Orient, und das heutige England ist gar nicht mehr im Stande, den Werth dieser freien Hand zu bezahlen. Sie ist das Machtgeheimniß des Kaiserstaats, vorausgesetzt ihren richtigen Gebrauch. Man lamentirt über den hinreißenden Einfluß, den Frankreich bei allen Rajahstämmen der Türkei, insbesondere längs der Adria, an der untern Donau und am Balkan gewonnen habe; aber warum hat es ihn gewonnen? Hat Oesterreich einen Finger gerührt, um ihn streitig zu machen, und ist nicht eben die Thatsache dieses Einflusses der Beweis, daß man dazu nicht gerade das orthodoxe Oberhaupt der russischen Kirche und der officiöse Protektor des „öcumenischen Patriarchats" zu seyn braucht, sobald man sich nur um das Elend der unterdrückten Christen ernstlich annehmen will. Wahrlich, jede Klage über die „französische Propaganda" auf der illyrischen Halbinsel ist eine schwere Anklage der englisch-österreichischen Politik!

Während alle Provinzen des Sultanats in fiebernde Erregung gerathen sind — was hat Oesterreich gethan? In Bosnien und der Herzegowina waren seit vier Jahren Gräuel an der Tagesordnung, die hinter den syrischen nur der Quantität nach zurückblieben. Beide Länder liegen an der Schwelle des Kaiserstaats, und doch haben die Paschas gerade erst seit 1849 am furchtbarsten dort gehaust, und wenn den jüngsten Verzweiflungskämpfen nicht bloß die Stille des Kirchhofs, sondern wirkliche Besserung gefolgt wäre, so hat doch keine Sylbe vom Verdienst Oesterreichs dabei verlautet. — In Serbien war der Haß des österreichischen Namens nicht die geringste Triebfeder der letzten Rebellion, und was man auch auf russische Zetteleien schieben mag, so scheint sich das Wiener Kabinet doch auch den gegenwärtigen Fürsten keineswegs zu verbinden, dem auf seine mächtige Fürsprache hin das Recht der Erblichkeit sicher bewilligt worden wäre.

Die Bulgaren zählen zu den zukunftsreichsten Stämmen der türkischen Rajah: friedliebend, arbeitsam und anstellig sind sie unter dem moslemischen Joch am wenigsten entartet. Es gibt unter ihnen einige katholischen Gemeinden und aus Oesterreich unterstützte Kirchen; die Masse der Nation aber stand seit Jahrhunderten unter dem schismatischen Patriarchat von Constantinopel. Nun hat sich seit ein paar Monaten das überraschende Ereigniß zugetragen, daß die Bulgaren, nach mehrjährigem Streit gegen ihre aus dem Fanar gesendeten griechischen Bischöfe und deren Erpressungssystem, dem Schisma durch feierliche Erklärungen entsagten und dem Stuhl von Rom als der ursprünglichen Autorität ihrer nationalen Kirche sich unterwarfen. Ein schwererer Schlag hätte Rußland kaum treffen können als dieser dicke Strich durch seine schismatische Politik; die russischen Agenten haben auch nichts unversucht gelassen, um die Bulgaren mit Güte oder durch die

Gewalt der Pforte im Schisma festzuhalten. Der Name Oesterreichs aber ist in der ganzen Verhandlung nicht vorgekommen. Das gesetzliche Herkommen fordert, daß jede christliche Confession oder Nationalkirche ihre eigene Schutzmacht bei der Pforte habe, und in Anbetracht des unberechenbaren Schadens, welcher den Plänen Rußlands aus dem Schritt der Bulgaren erwachsen muß, hätte vielleicht sogar England ein österreichisches Protektorat derselben gerne gesehen. Es scheint aber nicht, daß die türkische Rajah dem Wiener Kabinet irgend eine Bemühung zu ihren Gunsten zutraue, und so haben denn die Bulgaren ihre Vertretung bei der Pforte und in Rom einmüthig an — Frankreich übertragen.

Es konnte aber auch nicht ausbleiben, daß die Errungenschaften einzelner Völkerstämme der Pforte sogar gegen den ausgesprochenen Willen Oesterreichs abgepreßt wurden. So erging es mit der suzerainen Stellung Montenegros, nachdem die Leiningen'sche Sendung vom 30. Januar 1853 die Welt mit dem vorübergehenden Glanz einer aktiven Politik überrascht hatte. So erging es in peinlichster Weise mit der *Unionsfrage* in den Donaufürstenthümern, die sich wie ein böser Geist eben jetzt zur ungelegensten Zeit wieder anmeldet.

Wir wollen nicht auf den in diesen Blättern ausführlich verfochtenen Streit über den französischen Vorschlag von 1855 zurückkommen, daß aus der Moldau-Walachei Ein suzerainer Staat unter einem fremden Prinzen gebildet werden sollte. Daß diese Maßregel der Anfang eines gelinden Endes der Türkenherrschaft in Europa gewesen wäre, ist ebenso begreiflich als die heftige Opposition Englands; wollte sich aber Oesterreich derselben anschließen, so durfte Graf Buol doch um keinen Preis in die russisch-französische Schlinge gehen und

den Vorschlag annehmen, daß die „Wünsche der Bevölkerung" befragt werden sollten. Aber sie wurden befragt, und als trotz aller türkischen Manöver die beiden Divane sich fast einstimmig für das französische Projekt aussprachen, da war die moralische Niederlage fertig. Da nun das neue Volksrecht der Russel'schen Note vom 27. Okt. nur für Italien, keineswegs aber für die Türkei gilt, so mußte ein eigenes Protokoll der Pariser Conferenz vom 19. August 1858 den Rumänen zwar ein nach den breitesten Mustern zugeschnittene Repräsentativ- und Bundes-Verfassung geben, ihre „Union" aber untersagen und die Wahl eines eigenen Fürsten je für die Moldau und für die Walachei anordnen. Nichts destoweniger wurde der Oberst Cusa, dem noch dazu fast alle reglementmäßigen Eigenschaften zur Wahl abgingen, am 5. Jan. und 5. Febr. 1859 in beiden Ländern zum Hospodar erwählt; England beugte sich vor der vollendeten Thatsache und gab endlich die Personalunion als „Ausnahmsfall" zu; Oesterreich und die Pforte aber mußten den Schlag in's Gesicht hinnehmen. So ist das Schlachtfeld der Zukunft an der untern Donau systematisch zum Feuerherd der Revolution gemacht worden.

Fürst Johann Alexander I., weiland Oberst Cusa, ist ein genußsüchtiger Lebemann von etlichen 30 Jahren; er war ohne Namen und Bedeutung, bis er zu Plombières die Bekanntschaft Napoleons III. machte; ohne daß irgendwer von seiner Candidatur eine Ahnung gehabt hätte, kündigte er sich ein paar Monate später der erstaunten Welt als erwählter Unions-Fürst der Rumänen mit der Erklärung an, daß er seine Würde niederlegen werde, sobald die Realunion unter einem fremden Prinzen zur Ausführung reif wäre. Seitdem hat sich Cusa als den gelehrigsten Adepten der sardinischen Staatskunst gezeigt. Belastung des Landes mit maßlosen Schulden, Ver-

jrung der Abgaben um mehr als das Doppelte, Aufstel-
g einer Armee nach französischem Fuß, die über ein Drit-
aller Staatseinnahmen verschlingt, Gründung einer Uni-
ität zu Jassy, während das Land weder fahrbare Wege
) Straßen hat, Einziehung der Klostergüter, brutale Be-
ndlung des orthodoxen Klerus, willkürliche Absetzung und
sperrung des greisen Metropoliten und Divans-Präsidenten
phronius Mislesco *) — das sind ungefähr die Thaten
ier nach altem Brauch mit stets wechselnden Ministerien
ührten Regierung. Aber auch des alten Rufs seiner Hei-
th, daß es nirgends in der Welt verschlagenere Diploma-
gebe als unter diesen fanariotischen Bojaren, ist Fürst
sa würdig geworden. Während er sich beim Wiener Ka-
et zu einer sehr beliebten Persönlichkeit machte, die alles
trauen verdiene, spielte er mit Sardinien, den Garibaldi-
ibs und der ungarisch-slavischen Emigration unter der

---

*) Auch dieser Verfall ist übrigens ein Beweis von der innern Auf-
lösung der schismatischen Kirchen in der Türkei. Cusa rechtfertigt
in einem Erlaß vom 7. Nov. sein Verfahren mit dem maßlosen
Leichtsinn der Ehescheidungen, durch welche der Metropolit
den kanonischen Gesetzen zum Trotz die Heiligkeit des Familienban-
des und die socialen Grundlagen fortwährend gefährdet habe. Schon
im Dec. 1859 hatte die Thronrede Cusa's den „heillosen Scandal“
beklagt, daß die Ehe zu einem bloßen Spiel herabgesunken sei,
wobei sich die Paare unter den nichtigsten Vorwänden trennen und
anderweitig zusammenthun. „Was soll man von den Frauen sa-
gen, die am Morgen geschieden am Abend schon wieder einen an-
dern Namen tragen und in ihren jüngsten Jahren bereits die ganze
Reihenfolge von Verbindungen durchmachen, welche ihnen die Ohn-
macht oder die zuchtlose Nachsicht des kanonischen Gesetzes gestat-
tet“? Er versicherte, die Gerichte wüßten sich daher in Civilstands-
und Erbfolge-Sachen gar nicht mehr zu helfen. Ami de la reli-
gion 24. Dec. 1859.

Decke, um eine große Erhebung im Rücken Oesterreichs vorzubereiten, welche dem italienischen Angriff auf Venedig und der ungarischen Revolution die Hand bieten soll. Die drohende Stellung Englands an der Adria scheint die Verlegung der Operationsbasis von der dalmatischen Küste nach der Sulina hinlänglich zu erklären; zudem wird beigefügt, daß ein großer „Donau-Bund“ aus den Trümmern Oesterreichs und der Türkei gebildet mit der ungarischen Nation an der Spitze im Plane des Imperators und Garibaldi's liege, und Kossuth habe die Krone des neuen Reichs bereits dem rothen Prinzen Plon-Plon angetragen.

Ein großer „Donau-Bund“ der Ungarn, Rumänen, Südslaven — das sieht freilich sehr bedrohlich aus. Nur daß man in London und Petersburg über die fraglichen Umtriebe viel tiefer erschrocken ist als in Wien. Es verlautet nicht, daß Graf Rechberg sich allzu sehr echauffirt habe, wohl aber sind Lord Russel und Fürst Gortschakoff zornig aufgefahren, und haben dem heimtückischen Hospodar die drohende Faust gezeigt. Ein neuer Beweis, wie sehr Oesterreich in jener Weltgegend nicht bloß eigene Interessen vertritt, sondern eine europäische Nothwendigkeit ist. Es ist sein wahres Glück, daß die orientalische Frage mit der Katastrophe in Italien dießmal untrennbar verbunden ist; denn sobald ihr erster Kanonenschuß fällt, werden sich alle freien Hände wieder nach Wien ausstrecken, sogar Rußland nicht ausgenommen. Seitdem dessen panslavistisches Prästigium unverkennbar in das Zeichen des Krebses eingetreten ist, braucht man sich auch in Petersburg über die Thatsache nicht mehr so sehr zu ärgern: daß dieses Oesterreich, würde es heute durch einen bösen Zufall zerschlagen, morgen auf europäische Unkosten wieder hergestellt werden müßte. Denn der von Natur aus geforderte und berechtigte „Donau-Bund“ ist man in Wien eben selber, und es erübrigt nur, daß man sich als solcher entsprechend bethätige.

Ganz nach dem Beispiel Napoleons III. — in soferne die Macht dieses Mannes in Europa nicht bloß von echten Künsten, sondern vor Allem von seiner Geschicklich- herkommt, die blutlosen Schemen einer verrotteten Diplo- tie abzuwehren, und stets mit Verstand und Energie ohne ulteteß Vorurtheil so einzugreifen wie es noththut. Wie hat z. B. in der syrischen Frage wieder die öffentliche Mei- ng zu seinen Gunsten gezwungen! Man kann nicht daran ifeln, daß ohne ihn die gräßlichen Thaten vom Libanon von Damaskus diplomatisch verschleppt und ungerochen lieben wären; England hätte sie sogar noch beschönigt, wie n das schauderhafte Attentat wirklich in der Meinung, der lischen Politik einen Gefallen zu thun, von den mächtigsten ufenhäuptlingen in's Werk gesetzt wurde. Ihm allein und em bündigen Verfahren ist es zu danken, wenn die Blut- me der Christenmassacre nicht sofort über die ganze Welt Islam hinflog. Darum ist sein Name jetzt sowohl der irchtetste als der angebetete im Orient und hat hier ganz ropa seinen Credit an ihn verloren. Die entschiedensten gner müssen die Klugheit und männliche Thatkraft seines chen Handelns anerkennen, bei dem er leider ganz allein lieben ist. Der politische Argwohn muß schweigen, denn Menschlichkeit redet zu laut. England sieht mit der leb- esten Unruhe die Franzosen in Syrien; die mörderischen ısen rufen es als anerkannte Schutzmacht an; es hat von ang an Alles aufgeboten, um jede Intervention zu hin- eiben, und als der Imperator sich nicht hindern ließ, hat nicht nur auf seine Pflicht und sein Recht ein englisches tingent mitzuschicken verzichtet, sondern auch durch die Con- ion vom 5. Sept. die Dauer der französischen Occupation sechs Monate beschränkt. Aber wer wird es wagen, nach auf der Frist die Franzosen aus Syrien hinauszuschaffen,

nachdem die [illegible] Bevölkerung wie Ein Mann die Hände ringt um ihr Bleiben?

Da macht man Front und [illegible] liegt man die orientalische Frage! England's [illegible] [illegible] vermochte sich nicht einmal [illegible] zu überwinden, um das jüngste Ansehen der Türkei für den [illegible] Rang zu behaupten; die Pariser Gehirnkammer haben es übernommen, weil sie wissen, daß der [illegible] die Hand auf das [illegible] legen wird. Dann darf er aber nicht [illegible] sein und er braucht den Beistand einer Macht, die weder Rußland noch England ist. Schon einmal hat er sich viel Mühe gegeben, die Mitwirkung Oesterreichs für den Orient zu gewinnen: damals herrschte aber in Wien der [illegible] und [illegible] Conservatismus des Herrn von [illegible] in getreuer Auffassung der Metternich'schen Politik, nur mit dem Unterschiede, daß das [illegible] Geheimniß [illegible] an die Stelle des geistigen [illegible] getreten war. Jetzt ist das System, dessen [illegible] ein berühmter Proceß [illegible] enthüllt hat, für immer geschieden, auch die auswärtige Politik muß von einem neuen Princip ausgehen, und das der [illegible] [illegible] kann es nicht mehr sein. Denn es gibt kein [illegible] Recht mehr außer dem neuen, das man zu machen versteht.

Aber was reden wir? — Ist es ja zu einer selbst Wohlmeinende [illegible] [illegible] Rede geworden, die Zertrümmerung und Auflösung Oesterreichs zu befürchten, [illegible] [illegible] zu wünschen, und da hört dann allerdings alle Politik auf. Welch' prachtvoller Stoff für eine academisch-historische Preisaufgabe wäre es, das Gegentheil zu erweisen! Der nicht-academische Menschenverstand hingegen fragt sich: „was wären wir, wenn eines schönen Morgens

Oesterreich nicht mehr wäre?" und er ist nicht des kleindeutschen Glaubens, daß dann eben Preußen freie Hand in Deutschland hätte. Sondern es gäbe dann zwischen dem Rhein und der Weichsel überhaupt nichts mehr als französisch-russische Heloten mit eingebornen Präfekten, und längs des Stromes der deutschen Zukunft ein der Barbarei zuwankendes Völkergewühl ohne Centrum und Peripherie.

Die Brücke bricht aber nicht. Damals als das napoleonische System der materiellen Interessen, unter dem trunkenen Jubelgeschrei der Allgemeinen Zeitung und aller jetzt Grau in Grau malenden Preßjuden, in Wien sein unbeschränktes Scepter schwang, war uns viel banger für den Kaiserstaat als jetzt. An Finanz-Verlegenheiten geht ein großer Staat von so eminenter Naturwüchsigkeit, an welche z. B. Preußen nicht entfernt hinreicht, niemals zu Grunde. In der politischen Entwicklung aber hat Oesterreich seit dem 5. März d. Jahrs eine grandiose Strecke durchlaufen, und im Verhältniß zu seinen Erlittenheiten seit zwei Jahren sind die bis jetzt zu Tage getretenen Zerrüttungen kaum des Aufhebens werth. Im Unglück erprobt sich die Kraft, und zu der Probe, welche die intensive und wohlgefügte Zähigkeit des österreichischen Reichslebens in dieser schweren Zeit abgelegt hat, dürfte sich jeder Staat Europa's gratuliren.

Man läßt sich durch die pöbelhaften Frevel in Ungarn allarmiren. Aber abgesehen von den gleich dem jungen Wein zu tobsüchtigem Rumoren aufgelegten Neigungen der fraglichen Nation, bezeugen sie nur die ohnehin bekannte Thatsache, daß die Besonnenen in Ungarn eine von äußern Einflüssen beherrschte Partei zu fürchten haben, deren Lebenselement die Anarchie ist. Daß jene Männer den schändlichen Unfug nicht zu hindern vermochten, ist nichts weiter als ein Beweis

ihrer Hülfsbedürftigkeit, und sollte die Regierung mit Gewalt zur Vertheidigung der Ordnung vorgehen müssen, dann um so besser. Zudem ist es die Schwäche der „liberalen Partei" in Ungarn, daß sie mit ihrer Agitation auf faktische Lostrennung vom Reich immer nur zum widerwilligen Landungsbrett der Kossuthianer dienen muß. Die alte Verfassung ist nur ihr Aushängeschild, in Wahrheit will die Partei eine französische Constitution; mit einem Kopfzahl-Wahlgesetz und einem verantwortlichen Ministerium hat sie im Jahre 1848 angefangen und mit der Absetzung der Dynastie aufgehört. Die „Altconservativen," aus welchen der Kaiser seine ungarische Regierung genommen hat, wissen wohl, daß das losgelassene Rad auf demselben Wege abermals in den Abgrund rollen müßte; sie wollten daher ihren Ausgang nicht bei dem Stande von 1848, sondern von 1847 nehmen, sind aber vorerst entschieden durchgefallen. Die Comitate haben ihre Verwaltungs-Instruktion abgewiesen und die Graner Conferenz hat das Wahlgesetz von 1848 angenommen; ja dem künftigen Landtag selbst ist in einzelnen Comitaten vorgegriffen, indem sie nicht nur alle seit zwölf Jahren eingeführten Maßregeln der Regierung, insbesondere den Civil- und Strafcoder, die Grund- und Hypotheken-Bücher abschaffen wollen, alle seit 1849 in kaiserlichen Dienst getretenen Beamten für „moralisch todt" erklären, vor Allem jedes deutsche Athemholen verbannen, sondern auch die „ohne Landtag" ausgeschriebenen Steuern verweigern und gegen das „fremde Militär" protestiren. Alles das sieht nun zwar sehr gefährlich aus, muß aber nothwendig an einem Punkte ankommen, wo nach Hansemann die Gemüthlichkeit aufhört. Es gibt auch außer den Altconservativen achtbare Leute in Ungarn welche weder die feierliche Warnung Szechenyi's vom Februar 1848, ehe er vor Kummer wahnsinnig wurde, noch die Thatsache vergessen haben, daß der Kaiser vor zwölf Jahren eine ungarische Revolution mit dem Schwerte niederzuschlagen hatte.

Die gerühmte „Einmüthigkeit aller Ungarn" ist in Dunst zerronnen, und es wird der Regierung an einer starken Partei nicht fehlen, wenn sie nur unter allen Umständen, wäre es auch Belagerungsstand, Nichtbeschickung des Reichsraths aus Ungarn, ja neuer Revolutionskrieg — unerschütterlich bei der Fahne vom 20. Oktober ausharrt: keinen Zollbreit mehr, aber auch keinen Zollbreit weniger!

Dabei ist nicht zu vergessen, daß die ungarische Krone künftig schwerlich mehr mit 15, sondern nur mit kaum 9 Millionen, wovon nicht die Hälfte Magyaren, glänzen wird. Die Gleichberechtigung aller Kronländer nach dem Diplom vom 20. Oktober ist eine ausnehmend gute Politik: weder Kroatien und Slavonien, noch die Woiwodina mit dem Banat, noch Siebenbürgen sind geneigt sich abermals durch den ungarischen Landtag regieren zu lassen. In Agram hat man bereits eine eigene kroatisch-slavonische Hofkanzlei verlangt und im Princip erlangt, die kroatischen Augen sind nicht passiv auf Ungarn sondern aktiv auf den Anschluß Dalmatiens gerichtet. In der Woiwodina stimmt nur das magyarische Drittel für die Wiedereinverleibung, die Serben wollen eventuell lieber zu Kroatien als zu Ungarn halten, und die Rumänen fordern nicht nur die Selbstständigkeit des Kronlands, sondern auch noch ihre eigene Autonomie hier wie in Siebenbürgen. Die „hochherzigen" Magyaren werden also außer dem altgewohnten Servilismus der Deutschen und Juden in Ungarn selbst, die sich sogar alle Lehranstalten ihrer eigenen Muttersprache magyarisiren lassen, weiter keine Schleppträger haben. Denn die ehemaligen Partes annexae haben nicht vergessen, daß im Jahre 1825 nur die wenigsten Magnaten selber des magyarischen Idioms mächtig waren und Szechenyi wie ein Verrückter erschien, als er die Tafel plötzlich einmal auf ungarisch anredete, daß aber der Reichstag 15 Jahre später dasselbe Idiom als

alleinige und allgemeine Geschäftssprache auch für sie vorschrieb. Die heutigen Maßlosigkeiten in Ungarn, sowohl die der Buben als die der Männer, werden Niemanden überzeugen, daß man dort humaner und besonnener geworden sei; sie werden darum die Macht der Regierung nicht mindern sondern mehren.

Mit dem Statut vom 20 Oktober hat Oesterreich in glücklicher Stunde eine Rechtsbasis gefunden, welche vollkommen vertheidigungsfähig ist sowohl gegen die liberalen Reichsparlamentirer als gegen die nationalen Reichszertrenner, welche aber zugleich hinlänglichen Raum zur Fortbildung gewährt. Daß der Monarch selber sie keineswegs als ein Instrument des Stillstands ansah, ist durch die neuliche Ernennung Schmerlings zum Staatsminister über jeden Zweifel gestellt. Die liberale Sekte thut als wenn der Ernannte einer der Ihrigen wäre und triumphirt über die „Systemänderung;" aber sie irrt, das System ist am 20. Oktober geändert worden und Herr von Schmerling tritt nur in die Linie des großen Staatsakts ein, mit dessen Detaillirung der bureaukratisch gebildete Graf Goluchowski nicht fertig zu werden vermochte. Zu unserm großen Bedauern; denn nachdem der Vorgänger selbst noch seinen eigenen Landesstatuten gegenüber genöthigt war, das Gemeindegesetz von 1850 ad hoc zu reoktroyiren, fängt der Nachfolger nun natürlich mit Oktroyirungen von vorne an. Uns scheint es aber weniger darauf anzukommen, wie die Landesvertretungen und der Reichsrath für's Erstemal zusammengesetzt sind, als daß sie endlich einmal sitzen und das leidige Alleinthun dieses oder jenes Ministers ein Ende nimmt.

Unter dieser Bedingung sind wir weit entfernt, dem Eintritt des Herrn von Schmerling zu mißtrauen, rufen ihm vielmehr ein herzliches Glückauf zu. In seinem Programm weht etwas von dem Geiste der Reichsraths-Majorität; während

die Altliberalen dem Begriff der Autonomie sonst nirgends grün sind und ihm überall den Parlamentarismus zu substituiren suchen, tadelt er nicht nur die Vielschreiberei, indem er den Beamten sogar empfiehlt, „das Mittel persönlicher Einwirkung demjenigen des schriftlichen Befehls zu substituiren," sondern er betont auch die Autonomie der Gemeinde und berücksichtigt die künftige Selbstverwaltung der Landstände. Hierin verdient Ungarn wirklich als Muster nachgeahmt zu werden, nicht aber in dem Parteiregiment, welchem die autonome Verwaltung selbst über kurz oder lang zum Opfer fallen muß. Wenn ferner der neue Minister das gegenseitige Recht der Confessionen paritätisch (nicht aber indifferentistisch) ordnen will, so haben wir einen guten Theil der protestantischen Beschwerden wiederholt als begründet anerkannt. Wenn er die rein ständische Vertretung bei den sehr veränderten socialen Lagen für unzulänglich, ja unmöglich hält, so waren wir immer derselben Meinung. Wenn er den Reichsrath als constitutionelles Organ der Gesammtmonarchie sowohl durch Erhöhung der Mitglieder-Zahl als durch unmittelbare Wahl aus den Landtagen verstärken will, so genügt er dem Bedürfniß der Reichseinheit, und wenn keine bureaukratische Aengstlichkeit mehr die Befugnisse der vertretenden Körper abzirkelt, so erspart er sich und Andern viel nutzloses Kopfzerbrechen. Hinsichtlich der Wahlgesetze gefallen uns die am besten, welche vom allgemeinen Stimmrecht des Napoleonismus am weitesten abliegen; die Verlegung nicht nur des aktiven sondern auch des passiven Wahlrechts in die Gemeinde-Räthe ist freilich eine starke Beengung, aber die vorzugsweise Betheiligung der letzteren schien uns ganz im Sinne der Autonomie zu liegen. Darauf kommt aber Alles an, daß die österreichische Organisation nicht der unbehülfliche Abklatsch einer modernen Constitution sei, sondern daß sie einem Verfassungswesen nach dem ächt germanischen Freiheits-Begriff die erste Bahn auf dem Continent breche.

In Deutschland — um auf unsern Ausgangspunkt schließlich zurückzukommen — stellt man sich an, als wenn Oesterreich mit seinen Reformen vor Allem in Berlin und bei andern deutschen Kammern und Zeitungen sich einschmeicheln und für eine bundesfreundliche Hülfe empfehlen müsse, welche hintennach regelmäßig — ausbleibt. Könnte aber die thatsächliche Consequenz nicht die umgekehrte seyn? Wenn der Wiener Reichsrath künftig Einfluß auf die auswärtige Politik gewinnt, wenn er die Ansprüche und die Leistungen eines eingebildeten Deutschlands, die Kosten und das Entgelt miteinander vergleicht, dürfte er dann nicht vielleicht eines Tags unlustig werden, diesem unfruchtbaren Verhältniß noch länger das Opfer einer selbstständigen Politik Oesterreichs zu bringen? Wahrlich eine bedeutsame Frage, die der Imperator sicher schon in den Kreis seiner „Studien" gezogen hat, und die sich der thörichte Dünkel auch bei uns wohl notiren dürfte. Zufällig wird auch eben jetzt das Gerücht verbreitet, daß der ehrenfeste weiland Bundestags-Präsident Graf Rechberg im auswärtigen Amt zu Wien dem Manne Platz machen solle, welcher Oesterreich bis zum Neujahr 1859 in Paris vertreten hat.

II.

Historische Novitäten.

I. Die Entstehung des Kirchenstaats, geschichtlich-pragmatisch dargestellt von Dr. Franz Anton Scharpff, Stadtpfarrer in Mengen ꝛc. Freiburg bei Herder 1860. S. 107.

Unter der Menge von Schriften, welche der freche Angriff der monarchischen Revolution auf die Rechte des heiligen Stuhls in's Leben gerufen hat, ist die vorliegende ein historisches Kabinetsstück, deren wissenschaftlicher Werth die Krisis überdauern wird. Ihr besonderes Verdienst besteht in der kritischen Schärfe, womit sie auch die Irrthümer der wohlgemeinten Historik nicht verschont. Dahin gehören namentlich die geistreichen Combinationen eines bekannten Gelehrten, der auf Grund einiger Mißverständnisse, insbesondere aber durch die parteiischen Berichte des Griechen Theophanes verführt, eine Art traditioneller Unabhängigkeits-Politik der Päpste annimmt, wonach dieselben jede Gelegenheit benutzt hätten, um den Gehorsam gegen die griechischen Kaiser abzuschütteln, selbst um den Preis einer fränkischen Herrschaft über Rom. Abbé Gosselin in dem bekannten Werke über die Macht des Papstthums im Mit-

telalter stellt sich nicht nur auf den gleichen Standpunkt, sondern er entschuldigt die vermeintliche Illoyalität der Päpste noch eigens durch das natürliche Recht der Volkssouverainetät: das römische Volk habe nämlich, von den legitimen Herrschern im Stiche gelassen, sich selbst in dem Papst ein neues Oberhaupt gewählt. Hr. Scharpff zeigt hingegen, daß der Kirche und dem Papstthum kein größerer Dienst erwiesen werden kann, als wenn ihre Geschichtschreiber die Urkunden ganz und nur das lesen, was wirklich darin steht.

Brief und Siegel weisen freilich nicht mehr nach, wie die römische Kirche ihren ursprünglichen Besitz, den Palast des edeln Geschlechts der Lateranen in Rom, im Verlaufe eines halben Jahrtausends mit einem reichen Kranz von „Patrimonien", d. i. Landgütern, Dörfern, Herden in allen Theilen der italienischen Halbinsel, aber auch in Dalmatien, Gallien, Afrika und vor Allem auf Sicilien umgeben hat. Nachweisbar ist aber, daß der heilige Stuhl seinen Privatreichthum immer gewissenhaft zum Besten der leiblich und geistig leidenden Menschheit verwendet hat. Ferner ist es sehr schwer, bei unsern heutigen Begriffen von staatlicher Organisation auch nur eine annähernde Vorstellung von den Attributen weltlicher Macht zu geben, mit welchen die Päpste neben und über den Großbeamten der griechischen Kaiser im Dukatus von Rom und andern italischen Exarchaten seit den Zeiten der Völkerwanderung bekleidet waren. Gewiß aber ist, daß das Gebiet von Rom, wenn es auch keineswegs zum Stammgut des heiligen Stuhles gehörte, doch in einem solchen Verhältniß zu demselben mit Genehmigung der griechischen Kaiser stand, daß der Papst ohne weiters als der Souverain von Rom erschien, sobald das byzantinische Dominat in diesem Theile Italiens wie eine abgebrannte Kerze erlosch, ohne auch nur einer Rechtsverwahrung für die Zukunft fähig zu seyn. Bis

hin aber, wo die Byzantiner ihren letzten Widerstand gegen
: treulose Annexions-Politik der Langobarden aufgaben und
ittelitalien völlig sich selbst überlassen blieb, hat sich nicht
n Akt der Päpste gegen die Legitimität versündigt. Selbst
ter der wüsten Tyrannei der Bilderstürmer waren sie im-
r noch bemüht, den Kaisern von Byzanz ihre Rechte in
ılien zu erhalten. Als aber endlich der Stuhl Petri nicht
s willkürlichen Gelüsten, sondern im Drang der Verhält-
se nach anderer Hülfe sich umsehen mußte, da hat er nicht
ıer fränkischen Universalmonarchie gehuldigt, sondern eine
tionale Politik zur Richtschnur genommen, wodurch die
äpste die wahren Begründer der berühmten Municipal-Frei-
ten Italiens geworden sind.

Das ist es, was Dr. Scharpff historisch begründet. An
r tausendjährigen Politik des heiligen Stuhls hat die katho-
he Politik überhaupt und jene ritterliche Romantik, welche
:e Zwillingsschwester ist, ihr erhabenstes Muster. Auch der
hn, den die katholische Treue von den legitimen Herren
vonzutragen pflegt, ist seit tausend Jahren der gleiche ge-
eben. Leo der Isaurier mit seinem Schweif hat zu allen
iten erlauchte Nachtreter gezählt, um wie viel mehr heute,
ı die Welt täglich tiefer im Schmutz der Gemeinheit versinkt.

Hr. Scharpff betont auf jeder Seite seiner Schrift die
)atsache, daß die weltliche Herrschaft der Päpste nicht nur
ht durch eine einzelne Handlung begründet, sondern daß sie
erhaupt still und geräuschlos, wie das Gras im Frühling
:nz von selbst gewachsen sei, so daß der Uebergang zur Sou-
rainetät in der Geschichte und in den Dokumenten der Päpste
um bemerkbar hervortritt. Nur die ärgste Verkennung des
eistes jener Zeiten kann sich die Sache anders vorstellen; aber
:se Verkennung ist populär, weil sie dem Trotz gegen die

göttlichen Fügungen und dem eigenwilligen Frevel gegen die Schöpfungen der Geschichte bequeme Dienste leistet:

„Unsere Geschichtslosen“, sagt der Verfasser, „die keine andere Form des Staats als die moderne, und auch diese nur äußerlich kennen, bilden sich ein, es sei eines Tages in Rom die Annahme der Staatssouverainetät auf allerhöchsten Befehl durch Artilleriesalven, Läuten aller Glocken, Ausrücken der zur Bethätigung der Souverainetät gebildeten Regimenter, feierliche Audienz und Gratulation ꝛc. festlich begangen worden. Ihre nächste Sorge ist es dann, ob wohl ein wesentliches Attribut des Staats, das Oberhoheitsrecht über die Kirche, nicht durch die neue kirchlich-weltliche Souverainetät Eintrag erlitten hat, weßhalb sie der Geschichte zum Trotz kühn eine schon alte Behauptung aufwärmen, Pipin habe sich die eigentliche Souverainetät, zugleich auch für seine Nachkommen, vorbehalten, und die Schenkung habe bloß in der Nutznießung aus dem geschenkten Gütercomplexe bestanden, eine Ansicht, welcher Napoleon mit Einem Commandowort praktische Geltung verschaffte, in dem Tagesbefehle aus dem kaiserlichen Lager in Wien, 17. Mai 1809: „„In Betracht daß, als Karl der Große den Bischöfen von Rom verschiedene Länder zum Geschenke machte, er ihnen dieselben als Lehen überließ, um die Ruhe seiner Unterthanen zu sichern, und ohne daß darum Rom aufhörte, einen Theil seines Reiches zu bilden, haben wir verfügt und verfügen wie folgt: die Staaten des Papsts sind dem französischen Reiche einverleibt““.

II. Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. Durch A. Fr. Gfrörer, ord. Professor der Geschichte an der Universität Freiburg. Schaffhausen. Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung. 1859 bis 60. Band I, II, III, IV.

Gfrörer's Gregor VII. ist neben Döllinger's neuesten Arbeiten und Hefele's Conciliengeschichte ohne Zweifel die hervorragendste Erscheinung auf dem Gebiete der katholischen Geschichtschreibung innerhalb des letzten Decenniums, und muß den bedeutendsten Leistungen in der Geschichte des Mittelalters aus allen Zeiten beigezählt werden; ja, wir sagen gewiß nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß Gfrörer's Werk in mehr als einer Beziehung einzig in seiner Art dasteht. Es ist nicht die nackte, kalte Gelehrsamkeit, die wir an ihm als etwas ganz Besonderes rühmen und bewundern, es ist nicht der überaus reiche Schatz des Wissens, der uns Achtung und Staunen abzwingt, sondern der tiefe sittliche Ernst, welcher in demselben nach der klarsten Erkenntniß der Wahrheit ringt, das lebendige Durchdringen der geheimsten Regungen der Zeit, das sichtbare Hineinleben in verschwundene Zustände, das wahre Mitempfinden der geschilderten Verhältnisse: das ist es, was unser Geschichtswerk auf die eigentliche Höhe der Wissenschaft erhebt.

Wohl gibt es in der reichen Literatur der modernen Geschichtswissenschaft manche Werke, die das Streben nach Gründlichkeit, die kritische Methode mit Gfrörer's Forschungen gemein haben und auf nicht minder haltbaren Grundlagen vielseitiger Gelehrsamkeit und natürlichem Scharfsinn beruhen, aber vielleicht allen geht mehr oder minder die unerläßliche Vorbedingung ab, die zum richtigen Verständniß und zur

Würdigung der Zeiten gehört, in welchen Skepticismus und Glaubenslosigkeit noch nicht auf den Altar erhoben waren und die Religion der Rhetorik noch nicht die Religion der Offenbarung bekriegte. „Wer sich offen", heißt es in einem jüngst erschienenen sehr bemerkenswerthen Schriftchen *), „als einen Feind des göttlichen Erlösungswerkes bekennt, weist hiedurch seine totale Unfähigkeit, die Geschichte christlicher Völker und Staaten schreiben zu können, in bündigster Weise nach. Er mag in der Reihe der auch in Geschichte machenden, geistreichen Literaturjuden immerhin eine hervorragende Stellung einnehmen, allein zu den Historikern des deutschen Volkes gehört er doch wahrlich nicht".

Dieselbe Schrift hebt auch die kameradschaftliche Seite der herrschenden Methode deutscher Geschichtsschreibung hervor, das ist der mit unerschütterlicher Consequenz durchgeführte Grundsatz des „Todtschweigens" alles dessen, was zur Vertheidigung des Katholicismus gesagt wird und nicht das Imprimatur des Meisters vom Stuhl erhalten hat. Nie hat vielleicht der Spruch eines großen Dichters:

> In meinem Revier sind Gelehrte gewesen;
> Außer dem eigenen Brevier wollten sie keines lesen.

eine passendere Anwendung gefunden, als auf das allen Anstand und alle gute Sitte verletzende Treiben einer Coterie deutscher Geschichtschreiber, die nur da mit lauter Anerkennung und olympischem Beifallsruf zur Hand sind, wo es die Verherrlichung eines Gliedes am eigenen Leibe gilt, die untereinander den widrigsten Menschencult treiben, für fremdes Verdienst aber Auge und Ohr verschlossen halten und ihm

*) Die moderne Geschichtswissenschaft und ihre Bundesgenossen, Skepticismus und akatholischer Confessionalismus im Kampfe mit der Kirche, als Beitrag zur Erwägung einer der wichtigsten Zeitfragen von einem „Dilettanten". Schaffhausen. Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung. 1860.

nicht die bescheidenste Libation der Beachtung gönnen. Hätten wir uns nicht längst an das streng beobachtete Princip der „Nichtbeachtung“ gewöhnt, und lägen seine Ziele nicht offen zu Tage, so müßte es ein unlösbares Räthsel seyn, wie es komme, daß ein Geschichtswerk von dem Umfang und von dem unläugbaren wissenschaftlichen Werth wie Gfrörer's Gregor VII. bei der reichen protestantischen Presse so außerordentlich wenig Aufmerksamkeit findet, indem — soweit wir diese periodische Literatur überblicken können, und wir glauben, daß keine Zeitschrift von einiger Bedeutung jenseits unseres Horizonts liegt — dasselbe nur hin und wieder einer oberflächlichen Besprechung gewürdigt, von den meisten Seiten aber mit der Gunst des Schweigens beehrt wird.

Indeß brauchen wir nicht besorgt zu seyn, daß eine so reife Frucht des historischen Geistes wie Gfrörer's Gregor, wenn sie auch heute von scheelsüchtigen Augen übersehen wird, wenn auch ihr Werth von der einen oder andern Seite noch nicht die gebührende Anerkennung findet, dennoch zu Ehren kommen wird; wir können außer Zweifel seyn, daß ihr lange Zeit ein frisches Bestehen gesichert ist, und daß sie bei einer späteren Generation als ein Denkmal glänzender historischer Befähigung und genialer Auffassung allgemeine Achtung finden wird.

Gfrörer's Werk verdient nahezu eine Geschichte des Mittelalters genannt zu werden, da es die beiden Hauptträger der großen Periode, die zwischen den abgrenzenden Epochen des Alterthums und der Neuzeit liegt, in fast gleicher Vollständigkeit, auf fast gleiche Weise behandelt. Durch diese Art der Behandlung werden die tief eingewurzelten Fehler der Einseitigkeit, welche bis jetzt von beiden Seiten, den Profan- und Kirchengeschichtschreibern, beinahe ausnahmslos begangen wurden, weise vermieden und dadurch das Verständniß des Mittelalters wesentlich gefördert. Nur durch eine universalhistorische Auffassung kann ein unbeschleierter Blick in das in-

nerste Wesen des großen Kampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum erschlossen werden. Alle Schichten der Menschheit, von den höchsten Regionen des kaiserlichen Hoflagers bis zur Tiefe des unbedeutendsten Weilers in der Einsamkeit des Waldes, von den Palästen der geistlichen Fürsten bis zur engen Klosterzelle, wurden mehr oder minder von den geistigen und den die materiellen Interessen (Besitz und Privileg) berührenden Streichen getroffen, die in dem Weltkampfe zwischen der höchsten geistlichen und der höchsten weltlichen Macht geführt wurden; alle kirchlichen und politischen Verhältnisse nicht nur, sondern das ganze sociale Leben, alle herrschenden sittlichen Anschauungen und Moralprincipien standen unter dem umgestaltenden Einfluß der sich bekämpfenden Gewalten. Es liegt also in der Natur der Sache, daß eine gründliche, die letzten Ursachen des Kampfes um die Mitte des eilften Jahrhunderts umfassende und zu klarer Anschauung bringende Darstellung nothwendig einen universellen Charakter haben muß, um sich vor jener ungerechten Einseitigkeit zu schützen, die unter billig Denkenden für den gefährlichsten Feind der nach Wahrheit ringenden Geschichte gilt. Was C. Ritter (Erdkunde I. 55) sehr schön von dem Standpunkte der Wissenschaften im Allgemeinen sagt: „Wenn die frühere Zeit sich mehr in den Formen, Erscheinungen, Thatsachen, die in den allgemeinen oder in den besonderen Mitten jedes ihrer Reiche und in einzelnen Zweigen derselben lagen, beschäftigte: so scheint es für die gegenwärtige charakterisirend zu seyn, daß sie überall mehr nach Universalität (und Totalität) strebend, die äußersten Grenzen und das Uebergreifen und Ineinandergreifen der Gebiete, nach den räumlichen, physischen, organischen, intellektuellen Dimensionen hin, aufzufinden, und von da zu einer vollen, lebendigen Mitte zurückzukehren sucht“ — das muß insbesondere von der Geschichtschreibung gelten, die nicht hinter den Anforderungen der Zeit zurückbleiben will. Halten wir aber Umschau auf diesem Gebiete, so begegnen wir vielleicht keiner Er-

scheinung, in welcher das Wort Ritter's so volle Beachtung gefunden, als in Gfrörer's Gregor VII.

Der Verfasser bewegt sich nicht auf dem engen Raum einer Biographie, sondern alle Zweige der gesammten Geschichte werden in den Kreis der gründlichsten Erörterung hineingezogen, um zu lichtvoller Darstellung gebracht und insgesammt zur Vollendung des Bildes verarbeitet zu werden. Die vorzüglichste Rolle fällt natürlich der Geschichte der Kirche und ihrer wichtigsten Institutionen zu; so ziemlich auf gleiche Stufe mit dieser stellt sich die Profangeschichte, und durch eine sorgfältige Combination beider ergibt sich als wichtigstes Resultat eine klare Einsicht in das Verhältniß der Kirche zum Staat. Neben der Geschichte des deutschen Reiches ist auch der Geschichte aller übrigen Länder Europas und selbst dem Orient fleißige Aufmerksamkeit zugewendet, ja sogar die Geschichte einzelner Dynastengeschlechter ist oft bis zu deren historischen Anfängen verfolgt. Die Culturgeschichte, der freilich kein verständiger Geschichtsforscher mehr seine ungetheilteste Sorgfalt versagen darf, ist in ihren Rechten nicht verkürzt worden, und die christliche Kunstgeschichte hat nicht weniger zum Verständniß wichtiger Faktoren der Zeitverhältnisse als auch zur Bereicherung ihrer selbst angemessenen Raum gefunden. Gfrörer's Gregor VII. ist somit für alle Forscher auf dem weitverzweigten Gebiet der Geschichte des Mittelalters eine reiche Fundgrube, da das ganze Werk auf gewissenhaften Quellenstudien beruht und alles Material mit dem Aufwand eines unvergleichlichen Fleißes aus dem unbequemen Schacht primärer Ueberlieferung geschöpft ist. Aber auch gebildete Laien, denen es weniger um eine pikante historische Lectüre mit romanhaftem Anstrich als um Belehrung über ungeschminkte Thatsachen zu thun ist, werden sich von dem Werke um so mehr angezogen fühlen, als gerade Gfrörer durch eine seltene Frische und durchsichtige Klarheit der Sprache sich auszeichnet. Sein Styl

hat etwas kraftvoll Imponirendes und eben durch seine kunst-
lose Einfachheit Hinreißendes an sich.

Die ungeheure Ausdehnung, die der Verfasser zur voll-
ständigen Erschöpfung des Gegenstandes seiner Darstellung ge-
ben mußte, war theils sachlich, zum Theil auch geographisch
bedingt. Mit allen Nationen des Abendlandes, von denen die
einen durch das Kaiserreich zu einer Staatenform verbunden
waren, die anderen eine vollständige oder theilweise Unabhän-
gigkeit behaupteten, stand Gregor VII. als thätiges Oberhaupt
der Kirche in regem Verkehr, ja auch mit saracenischen Für-
sten, unter deren Scepter zerstreute Christengemeinden standen.
Seine Wirksamkeit erstreckte sich von den Südmarken Mauri-
taniens bis nach Island, vom heutigen Portugal bis zu den
Westgrenzen des Kalifats. Nun enthält aber die Geschichte Gre-
gor's VII. eine Masse von Zügen und Einzelnheiten, die nur
durch Aufhellung von Verhältnissen, deren Entstehung theil-
weise viel früheren Zeiten angehört, das nöthige Licht em-
pfangen. Gleichwohl war es, wie Gfrörer erklärt, nicht mög-
lich, den Leser bezüglich solcher unentbehrlichen Erläuterungen
auf ältere bekannte Schriften zu verweisen. Denn trotz des
scheinbaren oder wirklichen Reichthums der geschichtlichen Lite-
ratur gibt es keine gangbaren Bücher, welche den verlangten
Dienst leisten konnten. Es ist größtentheils ein jungfräulicher
Boden, den der Verfasser umbrach: der Stoff mußte fast ganz
aus Sammlungen und Urkunden, welche das letzte Jahrhun-
dert, in vielen Fällen die neueste Vergangenheit theils aus
dem Staube der Archive hervorzog, theils in brauchbare Ord-
nung brachte, zusammengetragen werden. Unter diesen Um-
ständen blieb nichts Anderes übrig, als dasjenige, was zur
Beleuchtung des großen Papstes dient, in seine Lebensgeschichte
selber zu verweben.

Diese Methode bürdet zwar dem Schriftsteller manches
Stück mühsamer Arbeit auf, und dem Leser gewährt sie nicht
die Bequemlichkeit eines flüchtigen Ueberblicks über einfach an-



einandergereihte, höchstens mit apodiktischen Urtheilen versetzte Thatsachen; allein es muß ihr doch von allen Freunden gründlicher Forschung ungetheilter Beifall gezollt werden, da sie ein zuverlässiger Prüfstein zur Unterscheidung wirklicher Wissenschaft und essayistischer Oberflächlichkeit ist. An zahlreichen Stellen ließen sich die Vorzüge dieser Methode in Gfrörer's Werk nachweisen, und an hundert andern finden sich die unwiderlegbaren Beweise für die unerläßliche Nothwendigkeit derselben. Gfrörer äußert sich hierüber selbst ausführlich, wovon wir Einiges hervorheben wollen.

Bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts, sagt er, bestanden im Abendland nur Monarchien, erst seitdem keimte die Demokratie. Unbestreitbar aber ist, daß Hildebrand als Cardinal und als Papst letztere Staatsform unter den Schutz der Kirche gestellt und merklich gefördert hat. Daraus könnten Abgeneigte den Schluß ziehen, daß der genannte Papst sich um ganz andere Dinge als das Reich Gottes bekümmert, daß er unter geistlicher Verhüllung weltliche Politik getrieben habe. Dieser Vorwurf wäre jedoch grundlos. Das Papstthum beschränkte sich Feinden gegenüber stets auf die Vertheidigung, nie ist dasselbe angriffsweise verfahren. War aber einmal der Kampf ausgebrochen, so benutzten Petri Statthalter, sowie die Vernunft gebot, die Gunst der Umstände. Ganz so verhält sich die Sache im fraglichen Falle. Die italienische Demokratie ist durch einen Fürsten, der allerdings nicht entfernt an Freiheit der Völker dachte, den rothen Löwen Otto, den Herrscher ohne Milde, gezeugt, sie ist weiter durch einen andern Kaiser, dem städtisches Regiment ebenso wenig am Herzen lag, durch den Salier Conrad II., großerzogen worden. Nachdem die lombardische Demokratie einmal fertig in der Welt dastand, hat sie der römische Stuhl als Schild benützt. Nur wer diese, bisher so gut als unbekannte, Thatsachen kennt, ist im Stande die Thätigkeit Gregor's VII. richtig zu beurtheilen.

Nicht weniger begründet ist folgendes Raisonnement: Im Verkehre Gregor's VII. mit einzelnen Nationen der Christenheit stößt man auf Erscheinungen, die beim ersten Anblick wie unbegreifliche Räthsel aussehen. Unter dem 30. April 1073 schreibt er z. B. an gewisse fränkische Fürsten, die sich eben zu einem Kreuzzuge wider die Saracenen von Andalusien rüsteten: „wisset, daß ich Euch, wenn Ihr nicht die feste Verpflichtung eingebet, auf dem (von Euch eroberten) spanischen Boden dereinst die Rechte des Apostels Petrus unverbrüchlich zu achten, den Zug über die Pyrenäen verbieten werde; denn die Folge davon könnte dann nur die seyn, daß die Kirche dort dieselbe Behandlung von ihren angeblichen Söhnen erführe, wie von den ungläubigen Feinden, was nicht ein Gewinn, sondern eine Beschimpfung wäre". Wie? Ein Statthalter Christi erklärt im Angesichte der Welt, besser sei es, Spanien bleibe fürder unter der Herrschaft von Mohamedanern, als dieses Land werde von Namenchristen erobert, die das Recht der Kirche nicht anerkennen. Unzweifelhaft ist dieß der Sinn seiner Worte, und noch mehr! er hatte ein Recht, so zu sprechen, weil gräuliche Dinge im christlichen Spanien vorgegangen waren. Abermal sieht man, daß die richtige Beurtheilung der Wirksamkeit Gregor's VII. von genauer Kenntniß gewisser älterer Begebenheiten, hier der Entwickelung Spaniens, bedingt ist.

Freilich darf man übrigens nicht verhehlen, daß die zweifellose Gründlichkeit der Methode sich doch nicht als absolut sicheres Präservativ gegen die Gefahren der bekannten überreichen Combinationsgabe und der regen schöpferischen Vorstellungsweise Gfrörer's bewährt hat. Auch das Talent hat seine Gefahren, denen Beschränktheit und Mittelmäßigkeit nicht ausgesetzt sind. Engherzige Forschung und nüchterne, dürre Darstellung werden nicht leicht von dem Vorwurf der Kühnheit getroffen werden, aber es fehlt ihnen auch eines der nothwendigsten Lebenselemente einer gesunden Geschichtschreibung, jene

Wärme und Frische, die an und für sich kalten und mageren Thatsachen erst durch eine vernünftige Verarbeitung, durch wohlerwogene Hypothesen, kurz durch eine geistige und vergeistigende Auffassung verliehen wird. Gfrörer aber ist auch in seinem vorliegenden Werke den Gefahren des Zuviel- und Zutief-Sehens nicht immer entgangen, seine Phantasie hat sich zuweilen da Bahn gebrochen, wo die kalte Ueberlegung bessere Dienste geleistet hätte. Solche Ausschreitungen sind in der Regel Jugendfehler und darum leichter zu verzeihen; bei Gfrörer aber sind sie längst zu einer Gewohnheit geworden. Zwar ist es unerquicklich, diesen Vorwurf, welcher dem Herrn Verfasser schon so häufig und von allen Seiten gemacht worden ist, noch einmal zu wiederholen, allein wir dürfen ihn doch um deßwillen nicht unterdrücken, weil er erstlich zu wohl begründet ist und zum anderen, weil er von Gfrörer dadurch auf's neue provocirt wird, daß er denselben nicht als das, was er ist, hinnimmt oder einer Widerlegung würdigt, sondern seinen evidenten Fehler in der Vorrede kurzweg als „Geschmacksache" bezeichnet und sich damit ohne allen Scrupel beruhigt.

Da die meisterhaft bearbeitete Abhandlung, in welcher Gfrörer den „Bauriß" oder die Ideen beschreibt, wornach sich der große Papst seine Kirchen- und Staatenordnung aufbaute, in diesen Blättern seinerzeit vollständig veröffentlicht worden ist *), so werden wir unsere Beurtheilung sowohl im Allgemeinen als in Bezug auf den bedauerlichen Schatten, den wir soeben namhaft gemacht, am füglichsten durch Anführung der Einzelnheiten erläutern.

Der erste Band beschäftigt sich ausschließlich mit der Geschichte Deutschlands vom Tode Kaiser Heinrich's III. bis zur gewaltsamen Entfernung der Kaiserin Mutter Agnes, und ent-

*) „Bauriß des Planes, den Papst Gregor VII. während seines Pontifikats befolgte". Histor.-polit. Blätter 1855. II, 514 ff.

hält die gründlichsten Untersuchungen über die staatlichen Institutionen und culturhistorischen Entwickelungen des Mittelalters. Gleich mit dem ersten Kapitel führt der Verfasser die Darstellung in medias res, indem er als Ausgangspunkt den Tod Kaiser Heinrichs annimmt, der am 5. (III. Non. Oct.), nicht am 3. October 1056, wie bei Gfrörer steht, zu Botfeld am Harz, umgeben von Papst Victor II. und vielen Großen des Reiches, verschied. Mit diesem Ereignisse tritt die Wirksamkeit des Kardinals Hildebrand markiger als früher hervor, obgleich er schon seit 1045 große Dinge verrichtet hatte, und beginnt die Regierung Heinrich's IV., die Vormundschaft seiner Mutter, endlich die politische Rolle des Kölner Erzbischofs Hanno, eines Kirchenfürsten der neben dem größten der Päpste eine eigenthümliche und mit nichten untergeordnete Stellung einnahm.

Der Ueberblick der Zustände des Reichs, den Gfrörer gibt, ist reich an neuen Ideen und gewährt, freilich vorerst nur andeutungsweise, manche erwünschte Aufschlüsse; allein in Bezug auf mehrere Punkte von großer Bedeutung läßt sich doch wohlbegründeter Widerspruch erheben. So bedarf unter Anderm die Behauptung, daß der Erzbischof Hanno von Heinrich III. zum Reichsverweser und Vormünder seines Sohnes eingesetzt worden sei, einer Berichtigung. Gfrörer beruft sich, um seine Behauptung zu begründen, auf mehrere Ueberlieferungen, die aber alle, eine ausgenommen, nicht das enthalten, was er in ihnen gefunden zu haben glaubt; und die Eine, die für Gfrörer's Ansicht spricht, ist doch viel zu schwach, um den Mangel an bestätigenden Nachrichten in allen andern Quellen, welche die Vorgänge in den letzten Tagen und am Sterbebett Kaiser Heinrichs ausführlich erzählen, zu ersetzen, oder eigentlich deren Berichte geradezu zu widerlegen.

Wenn wir es demnach für unerwiesen halten, daß Hanno durch den sterbenden Kaiser die Reichsverwesung und die Bevormundung seines Sohnes übertragen worden sei, so ist doch

noch weniger anzunehmen, was von den Feinden des Kölner Metropoliten bis zur Stunde behauptet wird, daß dieser die Würde eines Reichsverwesers wider alles Recht an sich gerissen habe; vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß er dieselbe durch die noch während der Anwesenheit des Papstes Victor II. zu Köln gehaltene Reichsversammlung erhalten habe. Hiefür sprechen mancherlei Umstände. Erstlich ist hervorzuheben, daß nach dem übereinstimmenden Berichte vieler Quellen der Kaiser auf dem Todbette dem Papste Victor seine Gemahlin und seinen Sohn zum Schutze übergab und ihm „die Rechte des ganzen Reichs anvertraute", wie Petrus Damiani in einer fingirten Anrede Christi an Victor sagt. Abgesehen davon, daß nun Anno in den letzten Willensäußerungen des Kaisers nicht genannt wird, so war derselbe auch gar nicht zugegen, als Heinrich seine letzten Anordnungen über das Reich und seine Familie traf, und das Verhältniß des Erzbischofs zu dem Kaiser, wenn es gleich durch die Bemühungen des Papstes die feindselige Stimmung verloren hatte, die vor wenigen Tagen noch herrschte, war doch wohl nicht so schnell zu dem Grad der Zuneigung und des Vertrauens von Seiten des Kaisers gelangt, den die Uebertragung der höchsten Reichsgewalt und der Vormundschaft des Thronfolgers voraussetzt. Außerdem ist es nahezu undenkbar, daß der Kaiser in seiner väterlichen Fürsorge für das Reich und die Erziehung seines Sohnes auf einen andern, als auf seinen langbewährten und erfahrenen Freund Papst Victor, der ihm, wie in seinem vielbewegten thatenreichen Leben, so bei seinem Hingang rathend und tröstend zur Seite stand, seine Hoffnungen hätte setzen sollen. Auf welche Weise hat nun Anno die Berechtigung zum Reichsverweseramt erhalten? Victor II. hatte nach dem Tode des Kaisers die Verwaltung des Reiches, wie dieß nicht anders zu erwarten stand, mit der größten Auszeichnung geführt, allein seine Pflichten als Oberhaupt der Kirche erlaubten ihm nicht länger auf deutschem Boden zu weilen und zu wirken. Bevor er aber die

Alpen überschritt, mußte er dafür Sorge tragen, daß da
Reich und der junge König nicht verwaist bliebe und da
an seiner Statt einem kräftigen Verweser die Zügel der Re
gierung in die Hand gegeben würden. Nun waren aber d
Erzbischöfe von Köln und Mainz Erzkanzler des Reichs, a
dem Sitz des erstern fand die Fürstenversammlung statt, dere
vorzüglichster Zweck die Berathung der Wohlfahrt des Reiche
war, also liegt die Annahme nahe, daß Papst Victor sein An
der Reichsverwesung, sowie das ehrenvolle Geschäft der E
ziehung des jungen Königs unter Zustimmung der Große
Anno übertragen habe, welcher als Kapellan am kaiserliche
Hofe zur Zeit, als Victor noch Bischof von Eichstätt war un
den größten Einfluß auf die Reichsregierung ausübte, sich vol
Einsicht in die Geschäfte der Regierung zu verschaffen läng
genugsam Gelegenheit gehabt hatte. Hätte Victor bei sein
Abreise nach Italien nicht für ein neues Regiment in Deutsch
land gesorgt, so würde er sich geradezu des Verrathes a
Vaterland schuldig gemacht haben.

Wie Gfrörer im Allgemeinen das Verhalten Kaiser Hein
richs gegen die Kirche mit Unrecht nur in dem dunkelsten Lich
sieht, so kann er sich selbst da nicht von dem strengen Urthei
über den Kaiser frei machen, wo dieser das unverkennbarst
Wohlwollen gegen die Kirche an den Tag legt. Um viele
Andere zu übergehen, beleuchten wir nur die Behauptung
Heinrich III. habe das Herzogthum Spoleto und die Gra
schaft Camerino nur auf die Lebensdauer Victor's l
an die römische Kirche erstattet. Diese Annahme entbehrt j
der positiven Grundlage und beruht offenbar nur auf de
zufälligen Umstand, daß die genannten Besitzungen, welche z
Anfang von Victor's Pontifikat unter die Herrschaft des päps
lichen Stuhles gekommen waren, nach dem Tode desselbe
Papstes der Botmäßigkeit der Tiara wieder entzogen wurde
Bedenken wir nun aber, daß die Hinzufügung Spoleto's un
Camerino's zu dem weltlichen Besitz des Papstes durch Hein

rich III. nur eine Zurückerstattung des Eigenthums an den rechtmäßigen Besitzer war, so leuchtet ein, daß der Kaiser die Marken nicht dem Papste Victor, sondern dem jedesmaligen Nachfolger Petri übermachen mußte, zumal da Papst Victor II. nur auf das ausdrückliche Versprechen des Kaisers: „dem heiligen Petrus zurückzuerstatten, was seines Rechtes ist", die Tiara angenommen hatte. Außerdem fällt noch in die Wagschale, daß laut dem Zeugnisse der zuverlässigsten Gewährsmänner der apostolische Stuhl gerade während der Anwesenheit des Kaisers in Italien kurz nach der Erhebung Victor's viele Bisthümer und Burgen, die ihm früher gehört hatten, wieder zurückempfing.

Die vorzüglichste Grundlage der mittelalterlichen Staats-Ordnung war das Lehenswesen, das in seiner anfänglichen Gestalt ein kräftiges Band der Reichseinheit bildete. Jede wesentliche Veränderung in demselben mußte nothwendig in der erheblichsten Weise auf die ganze innere Gestaltung des Reiches und selbst auf sein Verhältniß zu den benachbarten Staaten wirken. Gfrörer sagt daher mit Recht: „Die deutsche Reichsgeschichte bleibt ein unverständliches Chaos, ein Buch mit sieben Siegeln, wenn man nicht der Lehenerblichkeit die ihr gebührende Stelle anweist. Denn diese Erblichkeit war eines der wichtigsten Triebräder des eilften Jahrhunderts". Und so finden wir denn in unserem Werke eine überaus gründliche und recht anschauliche Darstellung der Ursachen und Folgen der Erblichwerdung aller großen Lehen, der Abstammung des niederen Adels von den Hörigen, der Entstehung der Familiennamen, Burgen, Wappen, Ritterspiele; die vorzüglichsten Momente der mittelalterlichen Romantik werden sowohl von ihrer glänzenden Seite beleuchtet, als auch in ihren sehr erheblichen Schattenseiten, die sie besonders dem kaiserlichen Throne und der Reichseinheit zukehrten, gezeichnet.

In der innigsten Verbindung mit der Erblichkeit der Lehen steht die Geschichte der Dynastengeschlechter und für das

Verständniß des Kampfes zwischen Kirche und Kaiserthum ist besonders die Geschichte derjenigen aus ihnen, die bei dem Regierungsantritt des Knaben Heinrich eine erbliche Haus-Macht besaßen, von der größten Wichtigkeit. Gfrörer widmet daher der Entwicklung vieler großer Häuser, die jetzt zum Theil untergegangen sind, meist noch herrschen, wie der Habsburger, der Zollern, der Welfen, der Wittelsbach-Schyren, der Wettine, der Wirtemberg, der Zähringer, der Nassau und Anderer seine Aufmerksamkeit, und behandelt insbesondere die älteste Geschichte Bayerns in fünf großen Kapiteln mit Sorgfalt und Ausführlichkeit. Was bis jetzt den Geschichtschreibern Bayerns entgangen war, nämlich die tief gehende Bedeutung der lex bajuvarica, welche Carl Martell um's Jahr 727 mit der Schärfe des Schwerts eingeführt hat, um die fränkische Herrschaft über Bayern zu befestigen, das ergründet Gfrörer und stellt es in's gehörige Licht, indem er zeigt, daß die genannte Lex die vorzüglichste Ursache war, weßhalb auf bayerischer Erde, mit Ausnahme Regensburgs, wo kirchlicher Einfluß den weltlichen Arm beschränkte, nie Reichsstädte aufkamen, und weßhalb die Herzoge Bayerns — früher als es in anderen Provinzen der Fall war — zum vollen Besitz landesfürstlicher Gewalt gelangten.

Zu den verdienstvollsten Partien des Werkes gehören die Erörterungen über den Einfluß der Metropolen auf die Einigung des aus der Verbindung unzähliger Kleinstämme hervorgegangenen Reiches. Zum erstenmale traten die Metropolen Mainz und Köln in ihrer ganzen Bedeutung, die sie nach jener Seite ausübten, gebührend hervor. Wie Sachsen nach der Schilderung eines Dichters seines Heimathlandes ebenso viele Herzoge als Gaue zählte und einem Körper glich, dessen Glieder fremde Gewalt in Fetzen riß, ebenso war das ganze Deutschland ein Bild unheilvoller Zerklüftung. Dieser jämmerlichen Zersplitterung machte, nächst dem Schwerte Karls des Großen, die römische Kirche, Mutter des Gehorsams,

des Gemeingeistes, der Einheit und darum auch der Macht, ein Ende, indem sie die zwei Organisationen des Mainzer und Kölner Metropolitanverbandes schuf, welche nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, das deutsche Volk vor den übrigen Nationen des Mittelalters zu erhöhen. Um recht einzusehen, wie groß der Einfluß des Mainzer Metropoliten auf das Reich seyn konnte und mußte, bedarf es nur eines Blickes auf die Ausdehnung seines Bezirks. Dieser übertraf an Umfang vier deutsche Königreiche von heute. Der geistliche Arm des Nachfolgers des heiligen Bonifacius reichte vom Comersee bis zur Niederelbe, vom Donnersberg bis zu der Stelle, wo die Unstrut in die Saale mündet. Der Mainzer Erzverband umschloß die sächsischen Stühle Halberstadt, Paderborn, Hildesheim, Verden; die fränkischen Speier, Worms, Würzburg, Eichstätt, Bamberg; die alamannischen Straßburg, Constanz, Chur, Augsburg. Wer, der eine solche Würde einnimmt, wird sie nicht behaupten wollen! Behauptet konnte sie aber nur dann werden, wenn das imperium, das Reich germanischer Nation, aufrecht blieb. Die Mainzer Erzbischöfe waren daher in Allem, was löblich und recht, geborne Zwillingsbrüder der Kaiser und Väter unseres Volks. Und wie eifrig haben sie in älteren Zeiten ihre Aufgabe erfüllt! Auf die Grundlage der kirchlichen Einrichtungen hin, welche der heilige Bonifacius schuf, ist durch den Verdüner Vertrag der deutsche Reichskörper gebaut worden. Als zu Ende des 9ten und zu Anfang des 10ten Jahrhunderts ein Haufe mächtiger Uebelthäter das Reich zerrissen, die deutsche Nation wie eine herrenlose Heerde theilen wollte, zog sie Hatto zur wohlverdienten Rechenschaft. Abermal zwei bis drei Menschenalter später hat Willigis, der Unvergeßliche, dreimal den wankenden Staat gerettet.

Besondere Sorgfalt hat Gfrörer auch der mehr socialen Seite des Staatslebens zugewandt. An eine nicht weniger genaue als interessante Berechnung der Einkünfte an Natura-

lien, Vieh, baarem Gelde, welche den Kaisern des sächsischen Hauses zuflossen, reiht sich eine gründliche Untersuchung über die Einführung einer allgemeinen Reichssteuer, welche durch das Aufkommen eines großen Soldheeres geboten war. Hatte seither die bewaffnete Macht der Kaiser aus den Mannschaften der geistlichen Stifte und weltlichen Lehen bestanden, so mußten diese unter Heinrich III., da sie nicht mehr so bereitwillig wie früher zum Kriegsdienst herbeileilten, durch die Söldner ersetzt werden, und da stehende Heere zu allen Zeiten eine wahre Scylla und Charybdis für die Schätze des Staats sind, mußte für ein reicheres Einkommen des Staates gesorgt werden, welches dann durch eine allgemeine Steuer aufgebracht ward. Als Vorbild desselben diente das Steuerwesen des Orients, dessen Vortheile der deutsche Hof durch seine innigen Verbindungen mit dem byzantinischen Kaiserhaus kennen gelernt haben mochte. Die Finanzpläne der kaiserlichen Rathgeber erhoben sich, um den Reichsschatz zu füllen und der Zerrüttung des Kriegsdienstes abzuhelfen, zu den kühnsten Anträgen, wie sie nur ein alles Eigenthumsrecht verletzender, durch die äußerste Finanznoth gedrängter Terrorismus ersinnen und ausführen konnte. Benzo, der erbittertste Feind Hildebrand's, machte in seinem Panegyrikus auf Heinrich IV. den unverholenen Vorschlag, alle Lehen, in erster Linie die geistlichen, einzuziehen, er beantragte — Secularisation des Kirchenguts.

Mit manchem Goldkörnlein culturhistorischer Notizen über Bergbau, landwirthschaftliche Zustände und dergleichen hat Gfrörer die hauptsächlich um kirchliche und staatliche Verhältnisse sich drehende Darstellung geziert; zu dem Bemerkenswerthesten in dieser Beziehung gehört die Beweisführung, daß zur Zeit der Salier in Deutschland, wahrscheinlich zu Speier, eine Anstalt bestand, wo Landbau und Finanzwesen zugleich theoretisch und praktisch gelehrt ward, ganz ähnlich wie das heutzutage bei den civilisirten Nationen der Fall ist. Wer kann da noch zweifeln, daß das Mittelalter auch von dem ernsten

Drang nach Fortschritt und von Lernbegierde erfüllt gewesen sei? Unsere Gegenwart, die sich so gerne mit dem Gedanken schmeichelt, allein die Pflegerin oder gar Erfinderin planmäßiger Förderung der Cultur zu seyn, muß sich doch wohl zu dem Geständniß bequemen, daß vor mehr denn achthundert Jahren die Pflege der Culturfortschritte zu den Regungen der Zeit gehörte, und von dieser selbst als eine ihrer Hauptaufgaben angesehen ward.

Mit Anerkennung müssen wir hervorheben, daß Gfrörer trotz der ungeheuern Masse des Stoffs, den er zur Erforschung und Beleuchtung der weltbewegenden Elemente der Zeit zu bezwingen hatte, doch die feinen Fäden der Aesthetik nicht aus dem Auge verliert und zweckmäßig zu verwenden weiß. Sorgfältig forscht er den Spuren und dem Geist der Baukunst nach, die heute noch durch ihre himmelanstrebenden Denkmäler ungetheilte Bewunderung abzwingt und im jungfräulichen Gewande der Unübertreffbarkeit prangt. Auch die ersten Keime der schönsten Blüthe ächt deutscher mittelalterlicher Dichtung, des Nibelungenliedes, fand Gfrörer auf dem Wege seiner Forschung, und er ließ sie nicht unbeachtet und unbenützt. Der bayerische Pfalzgraf Aribo der Aeltere (starb um's Jahr 1000) erwarb sich, wie die meisten gefeierten Krieger des 10ten und 11ten Jahrhunderts, großen Ruhm im Kampfe gegen die Ungarn, und seine Lorbeern wurden noch zu Anfang des 12ten Jahrhunders laut der Aussage Ekkehards von Aurach gefeiert. Diese Lieder sind nicht ganz verklungen, sondern theilweise, wenn auch in späterer Ueberarbeitung erhalten. Zwei Schriftsteller aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts berichten, daß Bischof Piligrin von Passau der Sage nach einem damaligen Dichter den Auftrag gegeben habe, in „deutschen Reimen die Thaten der Avaren und Hunnen, welche Ostrich bis zur Ens inne hatten und wegen ihrer Wildheit Riesen oder Recken genannt wurden, zu schildern, auch zu zeigen, wie selbiges Volk durch die Hauptleute Otto's des Großen besiegt

worden". Als Probe jener Gedichte werden auch etliche Verse angeführt, die im heutigen Nibelungenlied stehen, neben andern, die sich nicht darin finden. Es kann keine Frage seyn, daß wir hier an dem Borne stehen, aus dem ein guter Theil der Nibelungensage in ihrer ältesten Form quoll. Ostrich war ihr Heimathland, Siegesfreude über der Hunnen Bezwingung ihre Amme.

Eine der schwierigsten Aufgaben, die Gfrörer zu lösen hatte, war die klare Auseinandersetzung der Verhältnisse, in welche sich die mächtigen deutschen Kirchenfürsten zu dem Papste und zu dem Kaiser stellten, und wie sie sich unter einander verhielten. Nirgends ist diese verwickelte Frage mit so krystallinischer Durchsichtigkeit dargestellt als hier; ganz besonders aber tritt die Rolle Anno's von Köln in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hervor.

Die gegenseitige Beziehung der zwei größten Männer des 11ten Jahrhunderts, Hildebrand's und Anno's, ist nie eine freundliche, noch weniger eine innige gewesen. Mißtrauisch einander beobachtend, standen sie sich gegenüber. Die Vorsehung hatte diese seltenen Geister, welche gleich energisch das Gute, aber mittelst verschiedener Bahnen wollten, auf entgegengesetzte Pole hingestellt. Hildebrand, Romane von Geburt, Sohn eines unterdrückten Volks, bei welchem Verwünschungen gegen deutsche Herrschsucht den Gegenstand der Wiegenlieder bildeten, Vorkämpfer des kirchlichen Idealismus, fühlte die Kraft in sich, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, in welcher die höchsten Begriffe der christlichen Religion verwirklicht, gleichsam verkörpert werden sollten, aber den Deutschen keine hervorragende Stellung eingeräumt worden wäre. Hanno, ein Sohn Germaniens, wollte der Kirche so viel gewähren, als sich irgend mit gesicherter Fortdauer deutscher Uebermacht vertrug, allein unbeugsam bestand er darauf, daß die Deutschen das bleiben müßten, was sie seit tausend Jahren gewesen, ein Herrenvolk. Realist von Haus aus, sah er in den

Planen des Italieners etwas Ueberschwängliches und er glaubte nicht, daß die Wirklichkeit je den Verheißungen des Weltverbesserers entspräche. Und der Erfolg hat, wie Gfrörer weise bemerkt, nicht gegen Hanno entschieden. Indem Petri Statthalter ehrgeizigen Vasallen der deutschen Krone, die sich gegen die Vorrechte des herrschenden Hauses und somit gegen die Einheit des Reichs und der Nation erhoben, ihren Schutz verliehen, halfen sie die Macht jener Reichsfürsten begründen, welche fünfhundert Jahre später die Kirche ausplünderten und — was der Gipfel des Unrechts war — einen neuen Lehrbegriff einführten, der das deutsche Volk bis in das Mark hinein entzweit hat.

Hanno von Köln nahm unter seinen Amtsgenossen eine vereinzelte Stellung ein, da diese zum Theil ohne Bedenken für den Papst Partei ergriffen hatten, zum Theil entschieden dem kaiserlichen Hof anhingen; nach beiden Seiten die Spitze zu bieten wagte nur der Kölner Metropolit, indem er zugleich die Tiara und die Krone innerhalb gewisser Schranken halten wollte. Entschiedene Gegner fand Hanno vielleicht an Sigfried von Mainz und besonders an Adalbert von Bremen. Dieser Pfalzgrafensohn, in Hofluft und äußerem Glanze aufgewachsen, hielt jeden Versuch, durch ständische Formen die Willkür der Herrscher beschränken zu wollen, für unmöglich und sinnlos. Sodann lag es im Charakter Adalberts, zwar einem Könige zu dienen, aber keinem Gleichgestellten, noch minder einen Vorgesetzten neben sich zu dulden. Allein wollte er den Hof lenken: aut Caesar aut nihil. In Adalbert und Hanno standen ein Bauernsohn und ein Sechszehn-Ahnen-Kind, beide allerdings mit seltenen Kräften und Kenntnissen ausgerüstet, einander gegenüber. Weil Jener fühlte, daß er sich an sittlichem Werth zu Hanno verhalte wie der Zwerg zum Riesen, that er dem Kölner alles gebrannte Herzeleid an.

Die außerordentliche Geschicklichkeit, mit welcher Gfrörer den Schleier zu lüften versteht, der bis dahin die Schuld trug,

daß Thatsachen verkannt und Verhältnisse mißdeutet wurden, offenbart sich wie an vielen andern Stellen, so auf's hervorstechendste an einer Episode aus dem Leben des Erzbischofs Sigfried von Mainz. Dieser verließ seine Metropole und ward Mönch im Kloster Clugny, allein schon nach wenigen Wochen kehrte er zu seiner früheren Würde zurück. Die nächste Erklärung dieser Vorgänge läge wohl, sollte man denken, in der gedrückten Gemüthsstimmung Sigfried's, in einer Sehnsucht nach der Stille des Privatlebens. Allein immerhin, bemerkt Gfrörer ganz richtig, war die Vertauschung der ersten Metropole Germaniens mit der Zelle im Kloster Clugny etwas Außerordentliches und eine Erscheinung, die nie oder höchst selten ohne nachhaltige Einwirkungen von Außen vorkommen. Nun ließe sich vielleicht annehmen, Sigfried sei durch Intriguen des königlichen Hofes aus seinem Erzstift verdrängt worden. Hiegegen beweist Gfrörer, daß Sigfried gerade sehr gut für die Zwecke Heinrich's paßte, der die schwache Hingebung desselben auszubeuten verstand. Somit drängt sich die Frage auf: wer hatte von einer schwachen Verwaltung der ersten Metropole Germaniens am meisten zu fürchten? Ohne Zweifel Anno von Köln, der zwei Gegnern, dem Kaiser und dem Papst, gegenüberstand; also ist die Annahme gerechtfertigt, daß dieser am meisten dazu beigetragen hat, Sigfried von dem Mainzer Stuhl zu entfernen. In früheren Jahren, so lautet Gfrörer's scharfsinniges Raisonnement, waren durch die Schwäche Sigfrid's dem Kölner und zugleich dem Reiche große Verlegenheiten bereitet worden. Nun nahte damals eine fürchterliche Krisis: der König ging damit um, sämmtliche Herzoge niederzuschlagen, die Rechte der Stände zu vernichten, den Sachsen ein ehernes Gebiß anzulegen, und zugleich für immer mit Petri Stuhl zu brechen. Dieß Alles wollte Hanno verhindern. Wenn auf dem Mainzer Stuhl ein Mann saß, der gleichen Schritt mit Köln hielt, dann beherrschte er das Schlachtfeld und konnte zu gleicher Zeit dem König und dessen

Gegnern, den Gregorianern, welche den Kampf herbeiwünschten, während Hanno's überlegene Weisheit ihn vermieden wissen wollte, die Spitze bieten. Aber als Vorbedingung des Erfolgs mußte Sigfried bestimmt werden, daß er freiwillig den Platz räumte; Hanno's Bemühungen nach dieser Seite hatten den besten Erfolg; der Mainzer Metropolit eilte, an sich selbst verzweifelnd, nach Clugny, um seine Unfähigkeit hinter den Mauern dieses Klosters zu verbergen.

Haben wir nunmehr die ihrem Inhalte nach in einandergreifenden und sich gegenseitig ergänzenden beiden ersten Bände in ihre wesentlichen Bestandtheile zerlegt, so bleibt uns noch übrig, in Kürze auf einen Mangel hinzuweisen, der in dem sonst so reichen Inhalt eine fühlbare Lücke gelassen hat. Wie überhaupt die Behandlung der ersten Thätigkeit Hildebrand's etwas ausführlicher hätte seyn können, so ist besonders die Wirksamkeit desselben als päpstlicher Gesandte in Gallien viel zu mager und mehr obenhin dargestellt, als es die Bedeutung des Gegenstandes eigentlich verlangt hätte. In Bezug auf die Häresie Berengars von Tours wiederholt Gfrörer manches Unrichtige, was sich bereits in seiner Kirchengeschichte fand. So die Behauptung: weil König Heinrich I. von Frankreich fürchtete, daß die von dem zweiten Salier auf Petri Stuhl erhobenen Kaiserpäpste zur Unterdrückung der übrigen katholischen Reiche des Abendlandes — ein Zweck, auf den allerdings Kaiser Heinrich III. lossteuerte — mißbraucht werden dürften, habe er den gelehrten Berengar vorgeschoben, um gedeckt durch die Anklage falscher Lehre, die der Scholastikus wider Rom erhob, aus der Kirchengemeinschaft scheiden zu können, und eine Art von Gallicanismus in seinem Lande einzuführen. Diese Ansicht, als ob die Lehre Berengar's zum eigenthümlichen Dogma für die damals beabsichtigte (?) französische Nationalkirche bestimmt gewesen sei, wird von Hefele (Conciliengeschichte Bd. 4) mit Recht als „überkühne Hypothese“ bezeichnet, und derselben die Verhaftung

Berengar's durch die Königlichen zur Widerlegung gegenüber-gestellt. Ganz besonders aber hebt Hefele hervor, daß die Art und Weise, wie sich Berengar über seine Verhaftung ausspricht, unverkennbar zeige, daß hier nicht eine verabredete Geschichte, wie Luther's Entführung auf die Wartburg, sondern bitterer Ernst vorlag. Die Versammlungen zu Brione und Paris, auf welchen Berengar bekämpft ward, versetzt Gfrörer wie in seiner Kirchengeschichte so auch im vorliegenden Werke irrthümlich in's Jahr 1053, während dieselben nach neueren Forschungen zum Jahre 1050 gehören. Von der Verdammung der gallischen Häresie durch die Synode zu Tours, auf welcher Hildebrand als Gesandter Papst Victor's II. den Vorsitz führte, erwähnt Gfrörer in seinem Gregor VII. nichts. Diese Lücke ist besonders um deßwillen von Belang, weil das Verhältniß des päpstlichen Rathgebers zu Victor II., welches oft (s. z. B. Giesebrecht's Kaisergeschichte) mit dunkeln Farben gezeichnet wird, in ein ungleich freundlicheres Licht tritt, wenn das Vertrauen, welches der Papst durch die Sendung nach Gallien dem römischen Subdiacon offenkundig bewies, gehörig betont wird.

Obschon die Geschichte Dänemarks, Englands und des normannischen Staates an der Nordküste Galliens nicht in so ausgedehnten Zusammenhang mit dem eigentlichen Kern von Gfrörer's Werk steht, wie dieß bei der Geschichte Deutschlands und Italiens der Fall ist, so hat sie doch in demselben eine ebenso gründliche und umfassende Bearbeitung gefunden. Wir müssen uns übrigens auf eine möglichst gedrängte Uebersicht des Wirkungskreises Gregor's auf dem bezeichneten Terrain beschränken und dürfen der Specialkritik nur einen geringen Raum gönnen.

Schon während des Pontifikats Alexanders II. fanden lebhafte Unterhandlungen zwischen dem römischen Stuhle und dem Könige Swen von Dänemark statt, welche hauptsächlich die von dem letzteren gewünschte Errichtung eines Erzbisthums

in seinem Lande zum Gegenstand hatten. Als Gegenbedingung ward von Rom wahrscheinlich die Fortentrichtung des von Kanut zugestandenen, später aber in Abgang gerathenen Zinses gestellt, worauf Swen einzugehen sich bereit erklärte, ja er war sogar erbötig, in ein Lehensverhältniß zum Apostelfürsten zu treten. Hildebrand wechselte schon als Diaconus mehrere Briefe in dieser Angelegenheit mit dem Dänenkönig, allein da sie keinen befriedigenden Abschluß erhielt, nahm Gregor VII. die Unterhandlungen in seinem eigenen Pontifikat wieder auf. Er schrieb mehrere Briefe an Swen, und dieser zeigte sich den Wünschen des Papstes willfährig, dennoch aber kam der gemeinschaftliche Plan, die dänische Krone von der deutschen, die dortige Kirche vom Hamburger Erzstuhl unabhängig zu machen, nicht zur Ausführung. Den entschiedensten Einfluß auf die Geschicke Dänemarks übte Gregor aus, als die Söhne Swen's das Reich zersplittern wollten; von Kanut II., der sich um seine Achtung und Gunst bemühte, erhielt er die bedeutendsten Zugeständnisse, wie z. B. die Uebertragung der Gerichtsbarkeit auf die Bisthümer.

Wenn Gfrörer, auf Florentius von Worcester gestützt, erzählt, daß Papst Leo IX. an dem Feldzuge Kaiser Heinrichs III. gegen Balduin von Flandern Theil genommen habe, und der Meinung ist, daß diese Nachricht durch deutsche Quellen bestätigt würde, so können wir dem nicht beistimmen, müssen vielmehr nach den Ueberlieferungen der gleichzeitigen deutschen Annalisten, Lambert von Hersfeld und Hermann von Reichenau, welche doch wohl den Vorzug vor den späteren Berichten der englischen Chronisten Florentius, Hovedenus, Bromton und Knygthon verdienen, als feststehend annehmen, daß Papst Leo IX. „die Rückkehr des Kaisers, der eine Expedition gegen Balduwin unternahm, zu Aachen erwartete".

Von der nachhaltigsten und segensvollsten Wirkung war Gregor's Einfluß auf die politische Entwickelung Englands. Die reife Frucht des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen

ihm und Wilhelm I. war die Thatsache, daß das gregorianische System jenseits des Kanals den Sieg errungen hat, ehe in Deutschland die unseligen Händel über die Belehnung der Bischöfe, gewöhnlich Investiturstreit genannt, zum völligen Ausbruch gediehen. Diese Thatsache wird in dem soeben erschienenen Werke H. Reuter's über Alexander III.*) angezweifelt, aber es gibt ein Gesetz Wilhelm's, welches den wahren Sachverhalt keinen Augenblick im Unklaren lassen kann. Nach diesem Gesetz soll kein Bischof, kein Archidiacon über Klagen bischöflicher Gerichtsbarkeit fürder vor den Hundreden tagen, noch Sachen, welche die Leitung der Seelen anbetreffen, vor weltliche Gerichte bringen, sondern wer wegen irgend einer Schuld oder Angelegenheit, welche zum Bereich des bischöflichen Rechtes gehört, belangt wird, der soll an dem Orte, den der Bischof nennt, sich zu Gericht stellen, und nicht nach den weltlichen Gesetzen des Hundred, sondern nach den Canones und nach bischöflichem Rechte Genugthuung leisten. Außerdem wird in demselben Gesetze verboten, daß irgend ein Vicegraf oder königlicher Amtmann oder überhaupt ein Laie sich in Rechtssachen, die vor geistliche Gerichte gehören, einmische oder daß ein Laie einen Anderen solcher Sachen wegen ohne Ermächtigung durch den Bischof vor Gericht lade.

Von neueren und älteren Schriftstellern ist zwar die Behauptung aufgestellt worden, das gregorianische Kirchenrecht würde, wenn es vollständig gesiegt hätte, kraft innerer Nothwendigkeit und ohne Mißbrauch von der einen oder andern Seite, einen Keim der Entzweiung in die Reiche geworfen, und allmählig den Bestand der Throne untergraben haben. Allein dieß ist ein großer Irrthum; weltbekannte Thatsachen legen dafür Zeugniß ab. Zum ersten: Wilhelm war unter allen Fürsten, die in den Zeiten Papst Gregor's lebten, der einzige, welcher das neue Kirchenrecht gutwillig annahm und

*) Geschichte Alexanders III. und der Kirche seiner Zeit von Hermann Reuter. Leipzig, Teubner 1860.

durchführte. Zweitens: Britannien ist das einzige Land, dessen mittelalterliche Verfassung im Wesentlichen unerschüttert und als ein Gegenstand der Bewunderung bis auf den heutigen Tag fortdauert. Drittens: König Heinrich II., Enkel Wilhelms des Eroberers, hat es versucht, das Werk seines Ahns umzustürzen; aber ein Mann, groß wie Gregor VII., Erzbischof Thomas von Canterbury trat ihm in den Weg. Viertens: der heilige Thomas hat im Tode gesiegt, und eine der nächsten Folgen dieses Sieges war bekanntlich die der Krone abgenöthigte Gewährung der Magna Charta. Das heißt mit andern Worten: der Grund zu der politischen Verfassung Englands ist durch Papst Gregorius VII. gelegt worden.

Sehr gediegen und tiefeingehend sind die Untersuchungen, welche Gfrörer über das französische Reich bei dem Auftreten der Capetinger und über die verwickelten Kämpfe des Königthums mit den großen Vasallen gibt. Was die specielle Einwirkung Gregor's auf den Zustand Frankreichs angeht, so war dieselbe bei verschiedenen Gelegenheiten von großer Bedeutung. Zweimal verhinderte er den Ausbruch eines Krieges zwischen England und Frankreich, und stets betrachtete er die Befestigung des Friedens zwischen jenen beiden Ländern als eine der wichtigsten Aufgaben seines Pontifikats. Voll der lehrreichsten Moral ist Gfrörer's Auseinandersetzung über die Anfänge eines französischen Hofkirchenthums; es ist merkwürdig genug, daß alle Dynastien Frankreichs unter den verschiedensten Verhältnissen dahin strebten, wozu allerdings der Klerus meist die Hand geboten hat, indem er, nach Hofgunst haschend, gegen die Launen der Herrscher nicht selten tadelnswerthe Nachgiebigkeit zeigte.

Ganz neu und vielleicht von mancher Seite nicht ohne Mißtrauen angesehen, ist die Beweisführung, daß die Idee des christlichen Ritterthums eine Frucht des gewaltigen Einflusses war, den die Kirche durch die Wirksamkeit Gregor's auf den Kriegsgeist der christlichen Reiche des Abendlandes

ausübte. Ein altfranzösisches Gedicht, das auf einem lateinischen Gedicht aus dem eilften Jahrhundert beruht, zählt die Pflichten auf, die einem christlichen Ritter obliegen; wir begegnen hier denselben Gedanken und Grundsätzen, welche Gregor an vielen Stellen, besonders aber in Briefen an König Philipp I. von Frankreich und an die Erzbischöfe und Bischöfe des mittleren Galliens erließ.

Die außerordentliche Bewegung, welche seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts von Clugny ausging und durch Gregor VII. ihre Höhe erreichte, wirkte fördernd auf die zuerst von Papst Sylvester II. angeregte Idee eines Kreuzzugs, und wenn diese auch erst zehn Jahre nach dem Tode Gregor's zur Ausführung gebracht ward, so wurde das Unternehmen doch hauptsächlich nach dem von ihm entworfenen Plane ausgeführt.

Die gehobene und feierliche Stimmung, in welche die Welt, besonders aber der Klerus durch den Feuergeist auf Petri Stuhl versetzt ward, erhielt auch einen literarischen Ausdruck, indem aus ihr das gereimte lateinische Kirchenlied hervorging. Viele von den unvergleichlich schönen, ja unübertreffbaren Hymnen, welche noch heute durch ihre melodischen Klänge nicht weniger als durch die kindlich fromme Einfalt des Inhalts die Gemüther zur Andacht stimmen, sind unter dem Einfluß der cluniacensisch-gregorianischen Bewegung entstanden.

Der Gegensatz des abendländischen Christenthums zum Islam des Ostens und Westens, ein Gegensatz, der in dem Maße, wie die Kirche durch die Wirksamkeit großer Männer emporstieg, immer schärfer zum Bewußtseyn kam, entzündete einen Kampf nicht nur zwischen Glauben und Glauben, sondern auch zwischen Sitte und Sitte. Doppelte Gefahr drohte, daß christliche Völker einerseits durch mohamedanische Waffen bezwungen, von den Lehrsätzen des Evangeliums, andererseits durch morgenländischen Sinnenreiz verführt, von der kirchlichen Sittenzucht abfielen. Es hatte daher seinen guten Grund,

daß Gregor der pyrenäischen Halbinsel seine besondere Aufmerksamkeit widmete und zahlreiche Briefe an die spanischen Fürsten richtete. Kann es etwas Erhebenderes geben, sagt Gfrörer, als zu sehen, was Gregorius VII. für Spanien that? Die Straße von Gibraltar, welche Europa von dem nahen Afrika trennt und das Gebiet des Kreuzes von dem des Islams abschloß, hat seiner Thätigkeit keineswegs Schranken gesetzt. Während er eine neue Ordnung der Dinge auf der pyrenäischen Halbinsel gründete, während er dem Gothenstaat zugleich mit einer katholischen Kirchenverfassung die Keime bürgerlicher Freiheit und politischer Einheit einpflanzte, die völlige Besiegung des Islams vorbereitete, hat er — wer sollte es glauben — in dem gegenüberliegenden Afrika mitten unter Mohamedanern kraftvoll gewirkt, indem er den dortigen Christen Trost spendete, ihre zerstreuten Gemeinden mit einander verband, und ihre mohamedanischen Beherrscher bewog, Gerechtigkeit zu üben. — Am frühesten und vollständigsten drangen Gregor's VII. Forderungen in Aragon durch, deßhalb hat sich auch hier wie in Britannien die Freiheit ihr Haus gebaut. Unter dem Schirme des Krummstabs vermochten dort die Stände dauernde Rechte zu erlangen: so gewiß war die oberste Lehenhoheit des Apostelfürsten ihren Früchten nach gleichbedeutend mit gesetzlicher Beschränkung königlicher Willkür, mit Glück und Wohlstand der Völker.

III.

Zur dramatischen Poesie.

Der Zunftmeister von Nürnberg. Schauspiel in fünf Akten, von Oskar von Redwitz. Mainz 1860.

Das deutsche Städtewesen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert: dieses verlockende Thema war von jeher eine Erzgrube stoffsuchender Künstler und Dichter, und wird es wohl länger noch bleiben. Ein bunteres, farbigeres, beweglicheres Bild, als jenes, welches das Städtewesen in seinem mittelalterlichen Höhenstand bietet, kann auch, noch dazu in dem so übersichtlichen Rahmen einer altherrlichen Reichsstadt, kaum erwünschter ausgedacht werden. Es ist die Zeit, von der das stolze Wort entstammt: „die Könige von Schottland wünschten besser nicht zu leben, als ein einfacher Bürger Nürnbergs"; die Zeit, da nach dem landüblichen Sprichwort „Venediger Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz und Ulmer Geld regierte die Welt". Während der Flor des städtischen Handels und Gewerbes den deutschen Unternehmungsgeist zu kühner Kraftentfaltung nach außen reizte, trieb er nach innen die Kämpfe der Zünfte mit den Geschlechtern um das Stadtregiment gleichzeitig zu ihrer Reife. Der Brennstoff steckte in der Luft, der Ausbruch aber war

durch die Politik Ludwigs des Bayern gezeitigt worden: durch das ganze Reich hin vollzog sich von da ab, in den großen und in den kleinen Städten und fast in jeder anders, auf gütlichem Wege hier, auf dem Wege der Gewalt dort, an einem dritten und vierten Ort unter blutigen Gegenrevolutionen, der folgenreiche innere Proceß. Stammnaturell, landschaftliche Einflüsse, Grenznachbarschaft und mannigfache individuelle Verhältnisse wirkten bei der verschiedenen Gestaltung mit. Während in den östlichen Reichsländern, in den Ordensgebieten, in den nördlichen Städten der großen Hansa die Entwicklung meist einen ruhigen, stetigen Gang einhielt, tritt dagegen in der Städtegeschichte Süddeutschlands und am Rhein ein ungleich schrofferer Geist hervor, und es zeigt sich häufig, daß je kleiner die Stadt, desto heftiger und radikaler der Verfassungskampf durchgestritten wurde. Wo indeß das alte Geschlechterthum die neue Sachlage begriff und mit Mäßigung und klugem Entgegenkommen rechtzeitig die Ordnung der Dinge in die Hand nahm, da verlief das Endergebniß des Kampfes in der Regel dahin: daß die patricischen „Ehrbarkeiten“ nach wie vor sich im Regiment erhielten, den Zunftmeistern aber Gleichberechtigung im Rathe einräumen mußten.

Die Lösung im letztern Sinne hat O. von Redwitz in seinem „Zunftmeister von Nürnberg“ gewählt, und aus dem geschichtlichen Stoffe ein an schönen Wirkungen fruchtbares, mit künstlerischem Geschick angelegtes Bühnenstück geschaffen. In der Verwerthung des historisch gebotenen Materials hat der Dichter sich manche Freiheiten erlaubt, und die Wahl des Ortes selbst für seine Handlung ist darunter nicht die kleinste. Denn Nürnberg steht mit seiner Verfassungsgeschichte wie eine Ausnahme da; die Stadtregierung verblieb dort, trotz mancher Zugeständnisse, bis zum Ende des Reiches fast völlig in der Gewalt der Patricier. Auch hatte Nürnberg keine eigentlichen Zünfte. Es gab Handwerke, aber keine Zunft, sofern man

darunter eine geschlossene, mit Befugnissen ausgestattete autonome Genossenschaft begreift. Die Chronik berichtet, daß im J. 1378 acht Handwerker — ein Schneider, Kürschner, Bäcker, Bierbrauer, Färber, Fleischhacker, Lederer, Blechschmied (nicht Goldschmied) — in den kleinen Rath aufgenommen wurden. Das nahm der Dichter zum Ausgang seines Dramas. Aber auch nach diesem Jahre, sagt Dr. Lochner, Nürnbergs Specialhistoriker, waren diese Handwerke weder zünftig, noch waren ihre in den Rath aufgenommenen Mitglieder Vertreter ihres Handwerks, sondern es war dieses lediglich ein Ehrenamt, mit welchem man wahrscheinlich die bedeutendsten Handwerke gewinnen wollte, um etwa möglichen Wiederholungen des Aufruhrs vorzubeugen; in allen Handwerksangelegenheiten selbst waren es vielmehr die Geschwornen des Handwerks, welche immerfort vom Rath über alle vorkommenden Fälle befragt wurden. Indeß handelt es sich bei einem Drama nicht um die specielle Geschichte Nürnbergs, sondern um die den Zunftbewegungen überhaupt zu Grunde liegende Idee, und sofern die Ausführung den Geist jener Zeit getroffen, mag man sich leicht über nebensächliche Unebenheiten hinwegsetzen. Folgen wir also dem Gang der dramatischen Verwicklung.

Ein öffentliches Maispiel versetzt uns beim Beginn des Drama's gleich mitten in die gährende Parteiung der Reichsstadt. Die schroffe Stellung der Parteien hat bereits jene Spannung erreicht, die nur eines geringfügigen Anlasses bedarf, um die Gegensätze wider einander zu stoßen. Auf der einen Seite der ungezügelte Uebermuth der Stadtjunker, vertreten von dem patricischen Heißsporn Hans Paumgartner, auf der andern der radikale Theil der Zünfte, geleitet von dem wühlerischen Geisbart: zwischen diesen starren Extremen ist dem Helden des Drama's, dem Zunftmeister Krafft, die schwierige Aufgabe der Vermittlung angewiesen. Wilhelm Krafft, der jugendliche Zunftmeister der Goldschmiede, der eben erst aus Welschland heimgekommen, dessen Haus in solcher Blüthe

steht, daß seine Juwelen von der Pegnitz bis zum Meere wandern, und daß er Venedigs Wechsel einlöst mit Nüremberger Münze, der aus seiner Werkstätte Arbeiten hervorgehen läßt, daß der patricische Bürgermeister selbst ausrufen muß: das ist nicht mehr Handwerk, das ist Kunst! — dieser Mann trägt in sich den Plan, die Sache der Zunft in die Hand zu nehmen und in Billigkeit und Frieden die Wünsche des Handwerks beim Rathe durchzuführen. Neben dem Ehrgeiz eines Tribuns bestärkt ihn bei seinem Vereinbarungswerke noch ein besonderer Grund, indem er, der zünftige Mann, die Tochter des Bürgermeisters, des hochverdienten Patriciers Behaim schöne Agnes liebt, und sie, da er Gegenliebe findet, bald in sein wohlbestelltes Haus heimzuführen gedenkt. Die Schwierigkeiten hat der junge Zunftmeister nach beiden Seiten hin sich noch vergrößert, daß er auf dem Maifest, gegen bisher erhörten Brauch, sich heimlich in das Waffenspiel der Patricier eingemengt und durch den Sieg über den stolzesten derselben ihren Grimm auf sich geladen, während er andererseits die radikale Partei unter den Zünftlern in der Person des Geisbart vor der Kopf stößt, weil er den ehrgeizigen Plänen des Letztern hindernd in den Weg tritt.

Gefahr von außen treibt sofort die gespannten Elemente zur Entladung. Der Burggraf Friedrich, des Kaisers Vogt über Nürnberg, bedroht in Gemeinschaft mit Graf Eberhard dem Greiner und dem verbündeten Landadel das städtische Gebiet. Die böse Kunde überrascht den Rath und die Handwerker gleichmäßig. Schnelle Einigung aller Bürger Nürnbergs vermag allein der unversehenen Noth zu wehren. Im Schooße des Rathes ist eine mäßige Partei, obenan der Bürgermeister Behaim selbst bereit, durch gütlichen Vergleich mit den Zünften den innern Frieden in der Stadt zu sichern, noch eh' der Feind vor Nürnbergs Thore rücke. Ihrerseits wollen die Zünfte das benützen, und es wird zur Berathung der geeigneten Schritte eine große Versammlung anberaumt in der Zunftstube. Wil-

helm Krafft, dessen Einfluß auf die Meister unbegrenzt ist, bittet hier um förmliche Vollmacht, um offen vor den hohen Rath zu treten, das Wort für die berechtigten Wünsche der Zunftgenossen zu führen und dann, wenn ein Vergleich gelungen, mit dem Rath über die gemeinsame Handlung gegen den Feind sich zu verständigen. Der Vorschlag findet Beifall unter der großen Mehrheit der Handwerker. Nicht so aber will es der mißvergnügte Nikolaus Haubenschmidt gemeint haben, der rothhaarige Tuchmacher genannt Geisbart, der einen gewaltigen Anhang hat vorab unter den Gesellen. Er will die Noth der Stadt benützen, um die Patricier gänzlich zu verdrängen, und bäumt sich gegen jede Vereinbarung auf; Haß gegen die Geschlechter und persönlicher Groll gegen den Zunftmeister Krafft schärfen seine Zunge. Er erinnert daran, wie man die Bürger in dem Rumor vor dreißig Jahren gewitzigt habe, wie sie ihr Blut und Leben daran setzten für die Freiheit der Stadt, um hinterher wieder wie allezeit die schimpflichen Knechte der Patricier zu bleiben. Keinen Vergleich! mit dem heranrückenden Burggrafen vielmehr müssen sich die Zünfte verbinden wider den eigenen hohen Rath der Stadt, dann sei ihre Bürgerfreiheit gesichert. Seine Rede bleibt nicht ohne Eindruck. Als hiegegen Krafft entrüstet aufbraust und solche Denkweise als das brandmarkt, was sie ist, als einfachen Verrath, holt Geisbart eine schwerere Waffe hervor, die er sich bisher klüglich aufgespart; um seinen eigenen Einfluß zum herrschenden zu machen, hat er sich das Mittel ausgedacht, das schon öfters bei seines Gleichen verfangen: die Person seines Rivalen in den Augen der Zunftgenossen moralisch zu vernichten. Zu diesem Zweck zieht er jetzt ein Brieschen Kraffts an Agnes, dessen er auf krummen Wegen habhaft geworden, hervor und schleudert dem Zunftmeister, mit diesem scheinbar zwingenden Beweisstück in der Hand, den Vorwurf unehrlicher Hintergedanken listig zurück. Seine Worte sind für seine Zuhörer geschickt genug gewählt: „Liebe Brüder!

— ruft er auf einen Stuhl steigend — ich bin zwar gegen den reichen hochmüthigen Herrn Goldschmied nur ein armseliger Tuchmacher, aber doch ein ächter Zunftgenosse vom alten Schrot und Korn, und so frag ich euch: was ist bei all unserm Elend unser größter Stolz? Unser Stand ist's, unsere Gewerbe sind's, unsere Söhne, unsere Töchter. Aber Zunftgenossen, dieser da verachtet sie, wie er uns miteinander verachtet. In ganz Nürnberg ist ihm kein Meister fürnehm genug zum Schwiegervater, keine unserer Töchter ehrbar genug zum Weib, unser ganzer Stand ist ihm zu niedrig und gemein. Auf ein Herrenfräulein hat er sein hoffärtig Auge geworfen, in die Herrensippe will er sich einschmuggeln, will mit der Zeit selber ein Herr werden. Hier ist das Document von seiner eigenen feinen Hand. Begreifts ihr's jetzt, warum er so hitzig für die Herren sprach?" So der Geisbart. Verwirrt stehen die Zunftgenossen bei dieser Rede da, und das Mißtrauen wächst, da der überraschte Zunftmeister dazu schweigt. Es ist klar: wenn er's heimlich und eigennützig mit den Herren hält, so kann er der Mann der Zünfte nicht seyn, und dann siegt die Partei des rothhaarigen Geisbart, und damit der Bürgerkrieg. An diesem Augenblick, das leuchtet auch durch die ringende Seele Kraffts, hängt das Wohl und Wehe Nürnbergs, der Vaterstadt deren Heil und Ehre ihm so hoch steht. Der Conflikt zwischen der Liebe zu Agnes und der Liebe zur Vaterstadt heischt gebieterisch augenblickliche Wahl, das eine oder das andere. In dem weiten Reich der Mittel erblickt er nur ein einziges sicheres Zauberwort, das Unheil zu beschwören: die Entsagung; und so faßt er sich zu dem herben und mannhaften Entschluß das persönliche Glück der Rettung der Stadt zum Opfer zu bringen: „Zunftgenossen!" ruft er, „bei dem allmächtigen Gotte schwör' ich euch, nur eines Zunftgenossen Tochter soll mein Weib werden — seht, so veracht' ich meinen Stand!" Das Zauberwort thut seine Wirkung. Der Glaube an ihn ist wieder hergestellt, der

größere Theil der Zünftler schaart sich um sein patriotisch Vorhaben und sie geloben, ihm sich anzuvertrauen als ihr Führer und Sachwalter. Auch auf den Zuschauer verfe das Zauberwort die Wirkung nicht: der ganze Vorgang der Zunftstube, ein Glanzpunkt des dritten Akts, hat etw Originelles und packt mit der unwiderstehlichen Kraft einer t empfundenen Wahrheit.

Aber die schwerste Scene ist dem Zunftmeister — u damit beginnt der vierte Akt — noch vorbehalten im eiger Hause. Hier bei der Mutter wartet Agnes seiner. In Agi sucht der Dichter ein muthiges starkes Mädchen darzustell das eines Helden sich werth zu machen Seelenkraft genug l sitzt. Diesem liebenden Wesen soll der Goldschmied nun sell sagen, daß er ihre und seine Liebe dem Wohl der Vaterst zum Opfer gebracht, daß er durch einen Eid sich verpflicht der Patriciertochter zu entsagen. Der Dialog, worin dieß schieht, ist durch seine Gedrungenheit wirksam und er nähme vielleicht noch naturwahrer aus, wenn in Agnes die heroisc Fassung, welche der Dichter mit Absicht hervorkehrt, langsan sich emporarbeitete aus der ersten Betäubung der weiblich Gefühle, die ihr unverweigerliches Recht haben auch an de stärksten Wesen. — Nun, da auch dieser Kampf überwunde kann Krafft mit ruhigem Gewissen als Vertreter seines Sta des vor den hohen Rath treten. Hier findet er den Au schuß der Siebenherren zum Beschluß versammelt, währe im anstoßenden Saale der gesammte Rath des Spruch harrt. In gemessener Rede setzt der Goldschmied, oft unte brochen von der hitzigen Patricierfaktion, die Anliegen d Zunftgemeinde auseinander. Er verkennt nicht, daß zwisch Herren und Zünften immer eine Kluft bestehe, aber die Klu meint er, sei doch nur noch so groß, daß über sie hinüber bei ohne Gefahr die Hände sich zum Frieden reichen könnten. D Rechtsansprüche der Zunft selbst faßt er in die Worte zusan men: „Sie will nimmer bleiben rechtlos und mundtodt, d

einzig alle Lasten trägt und keine andre Bürgerfreiheit hat, als freien Wandel und Verkehr. Eintreten will unsre Gemeinde mit gebührendem Antheil in das Regiment der Stadt, mitberathen will sie über ihr Wohl und Weh, über Krieg und Frieden, Last und Steuer, und Zucht und Ordnung will sie mit euch halten helfen. Mit einem Worte, wir wollen ächte, volle Bürger seyn. Doch nein, nicht wollen! grundfalsch ist dieses Wort, bei Gott, nicht wollen! — wir bitten drum und wolltens nie vergessen, daß ihr altedle Herren wärt, die freie Bürgerschaft von Anbeginn, und wir nur zünftige Meister, die ihr großmüthig in euch aufgenommen, das göttliche Gesetz der Zeit begreifend und ihm willig opfernd — zur Eintracht und zur Macht der Stadt"! Der mildgesinnte Bürgermeister Behaim mit den ältern Rathsherrn stimmt um der nothwendigen Eintracht willen für Gewährung der Wünsche, aber ihr Votum scheitert an dem Widerstand der jüngern Mitglieder, die keinen Zollbreit Rechte vergeben wissen wollen. Die Lage ist schwieriger und drohender geworden als je, und sie zu beherrschen heischt einen ganzen Mann. Denn in diesem Augenblicke kommt die Nachricht, daß der Aufruhr in der Stadt ausgebrochen und der Geisbart mit seinem verzweifelten Anhang auf eigene Faust losgeschlagen habe. So scheint sich Alles zu Ungunsten des Zunftmeisters und seiner Sache zu gestalten, um so unheilbarer, da der Schein des geheimen Einverständnisses mit der Meuterei auf ihn fällt. Jetzt gilt es ein rasches Wagniß, soll nicht Kraffts ganzes Werk zerfallen und der Bürgerkrieg zwischen Herren und Zünften Alles vernichten. Drunten die aufrührerische Demagogie, hier oben im Rath die mißtrauisch aufgeregten Patricier, die nach den Waffen rufen — was thun? Er wählt den verwegensten aber in der allgemeinen Verwirrung einzig möglichen Weg: er läßt das Rathhaus von den Zunftleuten besetzen und nimmt den Rath in Haft, um ihn — zu schützen; dann eilt er hinaus, um mit seinem größern Anhang den Aufruhr in den Straßen

niederzuschlagen. Unleugbar, diese Combination birgt eine hoch dramatische Kraft in sich, und der vierte Akt erreicht damit in seinem Schlusse die Höhe künstlerischer Steigerung.

Im fünften Akt finden wir nun bereits die Empörung der Demagogie gebändigt, den Geisbart zu Boden gestreckt. Die siegenden Zunftgenossen ziehen wieder nach dem Rathhause, in ihrer Mitte der Zunftmeister der Goldschmiede, der allen voran in dem nächtlichen Kampfe ein Grobschmied gewesen. Nunmehr erklärt er dem noch in Schutzhaft gehaltenen Rathe das wahre Motiv seiner Handlung und den ganzen Vorgang der Nacht, und indem er ihm sofort seine Freiheit ankündet, tritt er nochmals im Namen der Zünfte mit deren Anliegen hervor: „Und wieder steh ich bittend vor euch da, inmitten meiner bittenden Gemeinde; doch unsere Wunden sollen für uns reden, denn unsre Lippen habt ihr stumm gemacht". Bis auf einen, den trotzigen Paumgartner, sind alle Rathsherrn jetzt bereit, die Wünsche der Zünfte zu bewilligen, und ihrer Mitberechtigung am Regiment der Stadt fürder nichts mehr in den Weg zu legen. Der Bürgermeister Behaim aber setzt dem Versöhnungswerk die Krone auf, indem er sich, von dem nähern Sachverhalt unterrichtet, in die Zunft der Kaufleute aufnehmen läßt und so seine Agnes zu eines Zunftgenossen Tochter macht. Jetzt mag des Zunftmeisters Eidschwur in Kraft bestehen, und Agnes ihm als rechtmäßig erworbene Braut zugesprochen werden. Der alte Holzschuher endlich, der Nestor der Rathsherrn, thut noch ein Uebriges; er nimmt seine Rathsherrnkette ab, die er ein reiches Leben lang in Ehren getragen, und legt sie dem Meister der Goldschmiede um den Hals, auf daß er der erste Rathsherr aus den Zünften sei, der auf der Wahlstatt die Ehre sich erstritten. Einstimmig bestätigt Rath und Zunft die Wahl. „Nun mag", ruft Behaim aus, „der Burggraf kommen: Nürnberg ist einig"!

Aus diesen Umrissen, durch die im Drama selbst eine

warme Fülle des Lebens pulsirt, mag man die leitende Idee des Dichters erkennen. Das Schauspiel hat wieder, wie früher in Philippine Welser, den dramatischen Conflikt aus der ständischen Gliederung geholt: es ist derselbe Gegensatz, nur aus dem engeren Kreis der Familie hier in den weiteren der Gemeinde verpflanzt; daher auch, da der Dichter mehr mit Massen gearbeitet, hier ein wuchtigeres Aufeinanderplatzen der treibenden Elemente in den Bürger- und Patricierscenen. Es ist, wenn man will, eine ideelle Geschichte der Zünfte, ein deutsches Städtebild aus der Zeit städtischer Blüthe und von Parteikämpfen, die unter dem einen oder dem andern Namen immer wieder in der Weltgeschichte sich verjüngen, wenn auch freilich nicht immer so glimpflich und mit so versöhnlicher Lösung, wie in der Dichtung. Der Dichter hat in der Spiegelung der culturgeschichtlichen Interessen Maß und Billigkeit walten lassen; er hat in der Hauptsache Schatten und Licht nach beiden Seiten wohl vertheilt und sein poetisch ausgleichendes Ziel verfolgt, ohne einer Verwischung der Standesunterschiede das unbedingte Wort zu reden. Dagegen ließ er sich an einzelnen Stellen von verführerischen Parallelen verleiten, dem Zeitgeist in modern liberalen Schlagworten Blumen auf den Weg zu streuen, die wohl den Sinn bestechen, aber schwerlich der geschichtlichen Wahrheit und der Anschauungsweise des Mittelalters entsprechen. Solche Concessionen an die wechselnde Gunst des Publikums gewinnen an augenblicklichem Beifall, was sie dem dauernden Kunstgehalt entziehen.

Nach seiner technischen Seite zeigt das Stück einen klaren, durchdachten Plan, der mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit gearbeitet und, ein paar Nebenscenen abgerechnet *), tadellos gebaut ist. Der Dichter gebietet über einen

*) Hieher zählen wir die Briefscene im zweiten Akt, worin dem Zufall ein zu großes Spiel verstattet ist, denn der Zufall gehört in

Reichthum bühnenwirksamer Mittel, die er mit der Fertigkeit eines erfahrnen Künstlers vertheilt; namentlich entwickelt sich vom dritten Akte an eine stufenmäßig sich steigernde Spannung, die ein entschiedenes Compositionstalent verräth. Dabei hat er den Volkston und seine Naturkraft wohl erlauscht, und hat dadurch eben den Scenen in der Zunftstube und auf dem Rathhause, die von so überraschender Schönheit sind, den höchsten Grad der Wirkung verliehen. Auch eine bedeutende Gestaltungskraft ist in der Zeichnung einzelner Charaktere aufgewendet. Neben dem Zunftmeister fesselt namentlich die Figur des rothhaarigen Geisbart; er hat etwas von dem Blut und der Zunge des intriganten Schreibers im „Egmont", ist aber mit einer solchen Beigabe eigenthümlicher Züge ausgestattet, daß er sich als eine völlig selbstständige Wühlernatur darstellt. Ein rührendes Gegenstück hiezu bildet Sebaldus, des Zunftmeisters siebzigjähriger Altgesell, der gute Geist des Hauses und gleichsam ein Erbstück und Wahrzeichen desselben, der nun bei dem Goldschmiedt das Gnadenbrod ißt; mit wenigen Strichen ist er doch in seiner großväterischen Treuherzigkeit recht wohl getroffen. Spärlicher kam das weibliche Geschlecht davon, und namentlich ist es schade, daß das Röschen Toppler aus Rothenburg, das muntere Bäschen der Agnes, so über Nacht verschwindet wie es gekommen, ohne irgend etwas gethan zu haben, derweil es ihr doch an der Anlage zu Größerem nicht gebrach, wie ja aus ihrer eigenen Rede zu entnehmen, wenn sie zu Agnes sagt: „an unserer Tauber wächst gerade soviel Witz wie an eurer Pegnitz". Jedenfalls hätte dieses muntere Element eine anregende Ergänzung zu dem biedern,

---

das Lustspiel; sodann die Scene mit Kraffts Mutter im Schlußakt, wo sie den Sohn mit ihrem mütterlichen Fluche bedroht, weil sie ihn irrthümlich für einen Empörer hält: da aber der Zuschauer längst von der Sache besser unterrichtet ist, so ist der blinde Schuß geradezu verschwendet.

aber etwas schwerfälligen Wesen der Frau Krafftin, der Mutter des Goldschmieds abgegeben, in der übrigens die Schlichtheit und Geradsinnigkeit der deutschen Bürgerfrau einen gesunden Ausdruck gefunden hat.

Die Sprache bewegt sich wieder, wie in Philippine Welser, in ungebundener Form. Fließend und der raschen Handlung, dem unmittelbaren Bühneneffekt angepaßt, nicht ohne rednerischen Schmuck, aber seltener getragen von dem Aufschwung bewältigender Gedanken oder überraschender Bilder, wird sie auch allzeit eine günstigere Wirkung von der Bühne herab üben, als bei der einsamen Lektüre. Es sei ferne, dem Autor daraus einen Vorwurf zu machen, der nach seiner eigenen Intention gemessen werden will; er erreicht, was er erzielt. Im Uebrigen weiß der Dichter so gut wie wir Andern, daß ein bühnengerechtes Stück an sich noch nicht die höchste Stufe dramatischer Kunst ist. Er kennt seine Bahn und hat darum das höhere Ziel nicht aus den Augen verloren. Der Weg, den Redwitz mit seinen letzten Dramen gegangen, war ein naturgemäßer; er schreitet aufwärts. Nachdem er nunmehr aller künstlerischen Mittel sich völlig bemächtigt, nachdem er die letzten Geheimnisse theatralischer Wirkung erlauscht, nachdem er sich auf der Bühne den festen Boden erobert, worauf er sich mit einer Sicherheit bewegt, wie wenig Andere: hat er sich das Recht erworben, die Hand nach dem höchsten Lorbeer auszustrecken, den die Muse dem strebenden Dichter entgegenhält, in der Tragödie. Er hat in der Wahl der Stoffe wiederholt einen glücklichen Blick und Griff bekundet: er wird auch, wir dürfen es demnach hoffen, in der Tragödie den rechten Wurf thun, der seine schöne Gottesgabe zur allseitigen Kraftentfaltung herausfordert und zu einem Werke anspornt zugleich bühnenfertig und von unvergänglichem Gehalt.

IV.

Magdeburg, Tilly und Gustav Adolf*).

III.

Der Gedanke, daß eine große Genossenschaft von Menschen den Todeskampf wagt um ihre edelsten Güter, um die Religion, die Freiheit, das Vaterland: der Gedanke allein ist groß und erhebend. Der Gedanke würde selbst dann erhebend seyn, wenn die Gefahr der Religion und Freiheit, wie hier, nur in einem Irrthume beruhte. In solchen Zeiten werden Opfer dargebracht, die in der Selbstsucht des täglichen Getreibes unbegreiflich erscheinen. Ein neues geistiges Leben durchpulst die Menge: die Kraft des Starken schwillt an zum Heroismus, und auch der Feigling fühlt seine Brust gehoben von Muth. Das Unedle, das Gemeine muß dem Höheren weichen. Der Mensch setzt Alles ein, um Alles zu gewinnen. Die Geschichte ist nicht arm an solchen Beispielen von Kraftentwickelungen gewaltiger Art. Und ob auch sie nicht immer

---

*) Von einem protestantischen Geschichtsforscher.

gelungen sind, ob auch die Uebermacht des Drängers sie in den Staub getreten hat: so verfolgt doch auch die späte Nachwelt mit Theilnahme das Geschick der Unterlegenen und Besiegten, und in den Zeiten eigener Erregung treten solche Beispiele mahnend und erweckend vor Augen.

Ist ein solches Beispiel, das mahnend und erweckend uns vor Augen treten könnte, auch in dem Magdeburg des Jahres 1631 gegeben?

Wir haben gesehen, wie die Bürger gegen die Söldner handelten, die im Namen des Schwedenkönigs und des Markgrafen Christian Wilhelm die Stadt vertheidigen sollten. Immerhin mag dieß Benehmen entschuldigt werden. Die Bürger hatten für sich das Recht des Buchstabens, den Wortlaut des Vertrages mit dem Schwedenkönige: sie waren nicht verpflichtet, etwas für diese Söldner zu thun. Dazu waren die Söldner, wo nicht etwa die starke und zugleich freundliche Hand eines Tilly sie im Zaume hielt, wild und unbändig überall. Freiwillig einen Söldner in's Haus zu nehmen, ihm einen Platz anzuweisen an dem eigenen Tische: das war für einen Hausvater eine unerhörte Zumuthung. Aber eben darum durfte man von ihnen selbst, um deren irdische Wohlfahrt es sich handelte, um so größere Opferwilligkeit und Freudigkeit erwarten. Wir haben aus den Berichten der Magdeburger selbst, der Theilhaber an der Sache zu entnehmen, ob eine solche Opferwilligkeit und Freudigkeit vorhanden war.

Von irgend einer besondern That der Begeisterung in Magdeburg, die mehr leistet als sie zu thun schuldig ist, hat kein Augenzeuge etwas gemeldet. Es kann sich nur han-

deln um die Frage der Erfüllung der unmittelbaren eigenen Pflicht.

Man fand bei den Meisten eine große Nachlässigkeit. Der Eine sah auf den Andern und wollte nicht das Geringste mehr thun, als der Andere *). Man schätzte die waffenfähigen Bürger auf 2000, die Bürgersöhne, Knechte und Handwerksburschen auf 3000. Immerhin war diese Zahl mit den 2500 Soldaten zur Vertheidigung hinter Wall und Mauern ein stattliches Heer. Aber wie war es innerlich beschaffen? Der Arme mißgönnte dem Reichen seine Wohlfahrt, daß dieser mehr Freiheit genoß, auch wenn er sein Gesinde und seine Diener, zwei und drei oder mehr zum Walle schickte. Die Reichen dagegen mißbrauchten diese Freiheit. Manche von ihnen sahen nicht einmal auf den Wall, oder doch sehr selten. Dieß geschah namentlich von denen, sagte man, welche gut kaiserlich gesinnt waren, und von Anfang an in die Verträge nicht gewilligt hatten. Freilich, diese hofften auf das Ende der Sache durch eine Capitulation. Von denen, die zu Walle gingen, hatten die Wenigsten im Sinne, dem Feinde ernstlichen Widerstand zu leisten, oder ihm Abbruch zu thun. Sie wollten entweder etwas Neues hören, oder sie gingen hin, weil ihre Nachbaren sie aufgefordert, sie zu vertreten, und dafür sie bezahlten. Deßhalb lagen die Meisten den ganzen Tag auf dem Walle und handhabten die Bierflaschen besser als die Musketen. Dazu kam die alte Ordnung, daß jedem Viertel der Stadt bestimmte Posten angewiesen waren. Die Mehrheit weigerte sich, diese alte Ordnung ändern zu lassen. So kam

---

*) Calvisi. p. 32. Man vgl. auch Hoffmann III. 110.

es, daß die Wachen auf den weniger bedrohten Posten sich um gar nichts zu kümmern hatten, die anderen an ausgesetzten Stellen Tag und Nacht des Feindes gewärtig seyn sollten. Diese wurden darüber unwillig, müde und verdrossen, jene wurden in ihrer Trägheit noch träger.

Wir sehen, nicht auf die eigene Kraft vertrauten die Bürger von Magdeburg; nicht durch sich selber wollten sie erringen, was sie ihre edelsten Güter, ihre Religion und ihre Freiheit nannten, sondern jeder Einzelne schob lieber seinem Nachbar die Last zu. Die Grundstimmung geht hindurch. Wie die Einzelnen einer von dem anderen Alles erwarteten und keiner von sich selbst: so der Rath von den Schweden.

Wir reden hier von den Bürgern von Magdeburg im Allgemeinen, gleich als sei die Schuld der Gesammtheit gleich. Dem ist allerdings nicht so. Die ganze Partei des alten Rathes, der herkömmlichen Ordnung, mit einem Worte: die conservative Partei, die von Anfang an das Bündniß mit dem Schweden und dem Markgrafen mißbilligt hatte, wünschte eine friedliche Ausgleichung; aber sie blieb in dem Wunsche stecken. Es wird nicht berichtet weder zum Lobe, noch zum Tadel, daß nach dem schwachen Versuche der Brauer-Innung auch nur einer aus dieser Partei innerhalb der Stadt energisch seine Stimme erhoben habe gegen einen Zustand der Dinge, welcher das völlige Verderben der Stadt unausbleiblich in nahe Aussicht stellte. Hatte die eine Partei des Uebermuthes und Trotzes nicht auf sich selber, sondern auf fremde Kraft zu viel: so ermangelte die andere in ihrer Schüchternheit nicht minder der eigenen Thatkraft, derjenigen Kraft, welche ein jeder Bürger eines Gemeinwesens sowohl zur eigenen Erhaltung, als für das Gesammtwohl zu beweisen schuldig ist.

Ergab sich die conservative Partei in der Stadt allzu willig in ihr Schicksal: so waren Falkenberg und seine Anhänger um so eifriger. Sie besprachen unermüdlich das Wort des Schwedenkönigs, daß er bis zu Ende April kommen werde. Dieß war, wie sich von selbst verstand, nach dem alten Kalender. Es langten außerdem andere königliche Schreiben an*). So hieß es, und Falkenberg zeigte sie vor. Sie enthielten dieß und jenes, und die Magdeburger glaubten es. Die Unglücklichen wußten nicht, daß diese königlichen Schreiben auf der Propstei zu Magdeburg geschmiedet waren, um sie zu bethören, um vor allen Dingen eine Stimmung zu gütlichem Akkorde mit Tilly nicht aufkommen zu lassen. Dann auch wieder hieß es: der Ersatz sei da; schon erblicke man die schwedischen Fahnen. Der Markgraf Christian Wilhelm stieg den Domthurm hinan, um die Befreier herannahen zu sehen, um sie zu begrüßen. Das war für die Menge ein untrüglicher Beweis, daß es also wahr sei, und Niemand unter ihnen wagte von Akkord zu reden. Und wiederum predigten die Geistlichen, voran unter ihnen der Dr. theol. Gilbert. Reich und Arm, Klein und Groß bezeichneten später ihn und Heinrich Pöpping als die Anstifter aller Widersetzlichkeit**). Er pries die Ankunft des Schweden auf deutschem Boden als das Werk Gottes, schloß die Fortschritte desselben in das allgemeine Kirchengebet, vertröstete und ermahnte die Bürgerschaft in den Predigten zum Schlagen, Stechen und Fechten bis auf das Aeußerste.

Die traditionelle Auffassung der Geschicke unserer deut-

---

*) Ausführl. und wahrh. Relation bei Calvisius p. 90.

**) Mailath III. 238.

schen Nation, wie sie sich gebildet hat in der eisernen Zeit der Herrschaft schwedischer Söldner auf deutschem Boden, bringt es mit sich, daß leider auch heutzutage noch ein großer Theil der deutschen Nation mit dem Magdeburger Pastor Gilbert von 1631 gleiche Ansicht hegt. Ob dieselbe überhaupt irrig sei oder nicht, diese Frage zu erörtern liegt uns hier weniger nahe als die andere, wie das Benehmen Gilberts in jener Zeit erscheinen mußte. In den Tagen, als Gilbert predigte, stand noch der Schluß des Tages von Regensburg fest, durch welchen der Kaiser und die sämmtlichen Kurfürsten den Schwedenkönig für einen Feind des Reiches und der Nation erklärten. Noch hatte kein deutscher Fürst freiwillig sich offen dem Schwedenkönige angeschlossen; Gustav Adolf war damals noch, nicht bloß nach den Worten des Kaisers und der Kurfürsten, sondern auch der That nach der Feind des gesammten deutschen Reiches. Der Rath von Magdeburg selber hatte in dem Bündnisse mit diesem Schweden sich wenigstens in Worten gewahrt, daß dasselbe nicht gerichtet sei gegen den Kaiser und das Reich *). Er erkannte in Worten noch den Kaiser als seine höchste und gesetzliche Obrigkeit. Und demgemäß fiel das Urtheil der damaligen conservativ gesinnten Deutschen über den Dr. theol. Gilbert aus, als dieser Mann, der nach Eid und Pflicht sonntäglich beten sollte für seinen Kaiser, statt dessen betete für die Waffen des fremden Königs und Eroberers gegen sein deutsches Vaterland.

Spätestens bis zum Ende April hatte der Schwedenkönig Entsatz verheißen. Der April ging zu Ende, und auch das

*) Cf. Hoffmann III. 86.

schärfste Auge von den Domthürmen aus gewahrte noch nicht die schwedischen Fahnen. Das erwog der Rath von Magdeburg, und beschloß, wo möglich, Zeit zu gewinnen. Der Markgraf hatte Tillys Aufforderung vom 24. April/4. Mai bereits drei Tage später beantwortet *). Er erklärte, daß er völlig in seinem Rechte sei. Er wolle auch ferner durch Verleihung des heiligen Geistes seine Handlungen so anstellen, daß sie zur Ehre Gottes, zur Erhaltung seines allein seligmachenden Wortes, Wiederkehr des Friedens u. s. w. gereichten. Doch fügte er hinzu, daß er geneigt sei, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Direktoren des Leipziger Conventes um guten Rath anzugehen, wenn nur Tilly ihm den Paß dazu verstatten wollte. Der Rath von Magdeburg spann diesen Gedanken weiter aus. Als die längste Frist, die der Schwedenkönig zum Zwecke seines Entsatzes gesteckt, völlig verstrichen war, wendete sich der Rath am 30. April/10. Mai an Tilly, um das Schreiben desselben vom 24. April/4. Mai zu beantworten **).

Die üblichen Redensarten fehlen dabei nicht. Magdeburg ist sich so wenig einer Rebellion bewußt, sagen die Väter der Stadt, daß vielmehr der Kaiser und nicht minder Tilly selbst der Stadt immer das Zeugniß der größten Devotion gegeben. An dem was gegen sie geschehe, trage die Stadt gar keine Schuld. Damit nun aber doch sie eine Aussicht habe dieser Kriegslast ledig zu werden, sei sie erbötig Alles der Vermittelung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, so wie der

*) Theatr. Europ. II. 362 ff.
**) A. a. O.

Hansestädte anheim zu stellen, und sich den Vorschlägen derselben nach Billigkeit zu bequemen. Zu diesem Zwecke bat der Rath um Paß und Rückpaß für seine Gesandten, und sprach dazu die Erwartung aus, daß Tilly bis dahin seine Annäherung an die Stadt nicht fortsetzen werde. Auch Falkenberg schrieb eine Antwort. Sie enthielt nicht viel. Er werde alles thun, meldete er an Tilly, was ihm sein Gewissen und sein ehrlicher Name gestatte. Wie weit das reiche, war eine Frage, die Niemand beantworten konnte als Falkenberg selbst.

Tilly entgegnete am 2./12. Mai,*). Seine Absicht sei lediglich zu bewirken, daß die Stadt Magdeburg sich ihrer Pflicht gemäß dem Kaiser unterwerfe. Da er nun gar nicht zweifele, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ganz derselben Meinung seien wie er, und in gleicher Weise die Stadt ermahnen würden: so habe er kein Bedenken gegen den Vorschlag, und übersende daher die gewünschten Pässe. Indem Tilly bis dahin willfahrt, schlägt er dann die allerdings etwas plumpe List dieser Berather von Magdeburg völlig darnieder. „Ich besorge jedoch," fügt Tilly hinzu, „daß diese Abordnung und Berathung viele Zeit erfordern wird. Nun sind die Dinge dahin gekommen, daß sie keinen langen Verzug leiden. Deßhalb ist es besser für euch, wenn ihr sofort einen Entschluß faßt. Ich stelle es euch anheim; denn es handelt sich um euer Heil und eure Wohlfahrt. Die Gefahr, die aus solcher Verzögerung entstehen kann, habt ihr Niemanden beizumessen, als euch selbst allein."

Die Pässe lagen dem Schreiben bei. Erst dann, erst

---

*) Copia Manifesti, bei Calvisius p. 176.

nach der Unterzeichnung fiel es Tilly aus sich ein, daß neben den Pässen ein Trompeter noch mehr Sicherheit gewähren würde. Obwohl der Rath von Magdeburg nicht darum, sondern nur um die Pässe gebeten, die er sofort erhielt, fügte Tilly aus sich das Anerbieten hinzu den Abgesandten je nach den drei Orten einen Trompeter mitzugeben. Er verlangte nur darüber Nachricht, wann die Gesandten abreisen sollten. Dann würden die Trompeter zur Verfügung stehen.

Dennoch sind diese Gesandten nicht abgegangen. Woran es lag, ist nicht mit völliger Sicherheit zu sagen. Nur so viel ist wahr, daß von Seiten des kaiserlichen Feldherrn nicht ein Hinderniß obwaltete. Der Rath hatte zum Zwecke der Reise nur die Pässe verlangt, nicht je einen Trompeter, und die Pässe hatte er umgehend erhalten. Die von Tilly freiwillig dargebotenen Trompeter zu erlangen, hing von dem Rathe, von seiner Anzeige an Tilly ab. Der Rath scheint ungeachtet dessen, daß er Gesandte erwählte, weiter keinen Schritt für die wirkliche Absendung gethan zu haben. Wozu auch sollte er es? Nicht die Absendung war der Zweck, um dessen willen man bei Tilly die Bitte gestellt hatte, sondern der Zeitgewinn. Diesen Plan hatte der Feldherr durch seine Erklärung, daß er darum nicht feiern wolle, im Voraus vereitelt. Wozu also noch die Absendung? denn daß Tilly Recht hatte mit seiner Meinung, daß weder die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, noch Lübeck und die anderen Hansestädte die Sache des Rathes von Magdeburg billigen würden, durfte dieser nach den bisherigen Kundgebungen nicht bezweifeln.

Ebensowenig aber durfte nun Tilly sich Hoffnung auf Erfolg von einem Schritte machen, den er selber damals in

Bezug auf diese beiden Kurfürsten that. Schon bei dem Beginne der Belagerung hatte er beide Fürsten aufgefordert ihren Einfluß anzuwenden, daß die Rebellion von Magdeburg zur Ruhe gebracht werde. Er wiederholte am 30. April/10. Mai und 5./15. Mai diese Aufforderungen. Die zweideutige Stellung der beiden Fürsten zu der Sache des deutschen Reiches und zum Kaiser war keinem besser bekannt, als Tilly selbst; dennoch oder vielmehr eben darum hatte er ein Recht zu seiner Forderung, daß sie ihm die starke Hand böten gegen Magdeburg.*) Noch hatten beide Kurfürsten nicht geradezu einen Schritt gegen die Erklärung ihrer Gesandten zu Regensburg gethan, und nach dieser Erklärung, nach dem einmüthigen Schlusse aller Kurfürsten zu Regensburg war der Einbruch des Schwedenkönigs in das deutsche Reich ungerechtfertigt, vom Kaiser nicht veranlaßt, mithin auch nach alten Rechten die Kurfürsten des Reiches dem Kaiser zur Hülfe gegen den fremden Eindringling verpflichtet. Tilly legte nun Gewicht darauf, daß sich die Partei in Magdeburg nur auf diesen fremden König verlasse. Er bittet die Kurfürsten zu erwägen, was die Deutschen von fremden Potentaten und ausländischen Völkern zu erwarten haben. Er weist hin auf die kundbare Erfahrung, auf die täglichen Beispiele, daß die Fremden in Deutschland nichts suchen als eigene Herrschaft und ihr besonderes Interesse, daß sie Alles zu behalten suchen, was sie an sich reißen, und daß ihr letztes Ziel immer sei die Schwäche und die Zerstückelung des deutschen Reichs. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch solche Worte die schwachen, von bestochenen Räthen umgarnten Kurfürsten, von denen noch gar Georg

*) Copia Manifesti, Calvis. 178.

Wilhelm wehrlos in der Hand seines furchtbaren Schwagers war, nicht zu ihrer Pflicht zurück riefen. Sie beharrten in ihrem Schaukeln und Schwanken, bis der Drang der Umstände sie zwang Partei zu nehmen gegen das kaiserliche, das deutsche, das eigene Interesse. Aber es ist wichtig hervorzuheben, daß der deutsche Feldherr offen und unumwunden also zu ihnen gesprochen, und mit richtigem Blicke der Erfahrung Alles andeutet, was nachher unvermeidlich über das deutsche Reich und die Nation gekommen ist.

Und noch kräftiger, noch klarer, wir möchten sagen prophetisch spricht der Greis in denselben Tagen zu den Städten der Hansa. Der deutsche Kaiser Ferdinand war diesen Städten zugethan. Er bot auch ungeachtet ihres Schmollens Alles auf, was er vermochte, um sie wieder empor zu bringen. Die Hansestädte waren weder den Dänen, noch den Schweden geneigt. Sie hatten den einen zu fürchten wie den anderen. Aber sie fürchteten auch das Restitutions-Edikt, die Herausgabe der Kirchengüter, welche sie wider dasselbe besaßen. Deßhalb nahmen sie Theil an dem Convente zu Leipzig, und traten in Folge dessen unter sich zu Lübeck zusammen. Dahin richtete Tilly am 6./16. Mai seine Warnung.*)

Man hat ohne Scheu, sagt der alte Feldherr, fremde, undeutsche Potentaten in das deutsche Reich gelockt. Sie treten auf unter einem glänzenden Vorwande, als wenn sie etwa diesem oder jenem Glaubensgenossen Beistand leisten, die deutsche Freiheit und Libertät zu vertheidigen helfen wollen, und was dergleichen Redensarten mehr sind. Dadurch wissen sie sich mit Glimpf einzuführen. Und dennoch suchen sie in der That nichts Anderes als eigene Herrschaft und ihren be-

*) Theatr. Europ. II. 393.

sonderen Nutzen. Sobald sie festen Fuß gefaßt und ihre Absichten erlangt, werfen sie Fürsten und Herren, namentlich aber Städten und Communen das unleidliche Joch der Knechtschaft über den Hals. Also ist es das Verfahren des Königs von Schweden. Er hat nicht bloß Alles was er occupirt, ohne Rücksicht auf irgend Jemanden, ohne Freundschaft für Jemanden inne behalten, und nennt es sein eigen, sondern hat auch in Pommern und anderen Gegenden sich zunächst der Seestädte bemächtigt.

Was hier der alte Feldherr warnend voraussagte, das fand in den Ereignissen, in den Entwickelungen der nächsten Jahre nur allzu reichlich seine Bestätigung. In den deutschen Städten ruhte zu einem sehr bedeutenden Theile die Kraft des Reiches. Aber nur Deutschland, nur das eigenthümlich deutsche Wesen kannte solche Städte, nur auf deutschem Boden hatte eine solche Selbstständigkeit mit allen reichen Blüthen der Freiheit, der Bildung, des Wohlstandes sich entwickeln können. Der Schwedenkönig kannte in seinem Lande nicht ein deutsches, städtisches Leben. Er kannte nur Unterthanen, die willig oder unwillig ihm gehorchten, um mit ihrem Blute und ihrer Armuth ihm zu dienen für seine Kriegesgier. Darum hätte für die deutschen Städte Heil und Sicherheit nur gelegen im engen Anschlusse an ihren Kaiser, der ihre Selbstständigkeit unangetastet ließ, der sie dabei schützte. Wenn der Boden, auf welchem die deutschen Städte empor gewachsen und erstarkt waren, nicht mehr deutscher Boden blieb, wenn er schwedischer Boden wurde: so mußte auf diesem fortan schwedischen Boden die Selbstständigkeit der Städte verwelken, ihre Freiheit zu Grunde gehen; die deutschen Städte mußten auf die Dauer werden, was die schwedischen waren.

Aber freilich: Magdeburg hatte sich ja gegen solche Möglichkeiten verwahrt. Es hatte mit dem Schwedenkönige einen

Vertrag geschlossen nicht im schwedischen, sondern im eigenen Interesse. Der Schwede sollte fechten und zahlen, die Stadt dagegen ihre Rechte und Privilegien, ihre Autonomie ungekränkt behalten und neue Güter erlangen dazu. Es stand das Alles wohl verbrieft auf dem Papiere, untersiegelt und unterschrieben von der Hand des Königs in Schweden. Er wollte ohne allen Vortheil seinerseits aus reinem Eifer für das Evangelium, wie man das nannte, die Stadt bei ihrer Autonomie schützen und erhalten. Also hatte er wiederholt und nachdrücklich zu thun versprochen, und selber die letzte Frist seiner Hülfe auf den Ausgang des Aprilmonates gesetzt. Bis dahin hatte der König die gewünschte und versprochene Hülfe nicht gebracht. Aber mit dem Ausgange des Aprilmonates war es mit Magdeburg noch nicht zu Ende. Der König konnte noch die Hülfe bringen. Also durften die Magdeburger hoffen. Der König selbst hegte noch eine andere Hoffnung. Es bot sich ihm die Möglichkeit, die Noth und Gefahr von Magdeburg zu benutzen als Drücker auf die Unentschlossenheit des Kurfürsten von Sachsen.

Zunächst war es nöthig in den Magdeburgern den Glauben zu erhalten und zu nähren, daß der König bald komme. Am 15./25. April fiel Landsberg an der Warthe. Von da aus kehrte Gustav Adolf nach Frankfurt an der Oder zurück, und schickte von dieser Stadt aus den Magdeburgern Bericht:*) er sei begriffen seine sehr ermüdete Armee zusammen zu ziehen, und hoffe sich mit Kursachsen zu verbinden, um seinen Weg geradeaus auf Magdeburg zu nehmen und die Stadt zu entsetzen; sie möchten sich deßhalb nur noch drei Wochen halten, und sich mit einer Capitulation nicht übereilen. Dieser Bericht ist nach der Meldung des offiziellen schwedischen Geschichts-

*) Chemnitz p. 142a.

schreibers abgegangen. Ob er angekommen, läßt sich aus den Erzählungen der Magdeburger nicht entnehmen. Danach ging die Frist bis zum 6./16. Mai. Der König setzte hinzu: er lebe der gewissen Hoffnung, daß wenn nur auch Andere ihre Pflicht thäten, so werde Alles glücklich und nach Wunsche ablaufen.

Ihre Pflicht thäten? Was doch meinte der Schwede damit? Die Worte konnten den Umständen nach nur auf den Sachsen gedeutet werden. Aber nicht der Kurfürst von Sachsen hatte irgend eine Verpflichtung gegen Magdeburg auf sich genommen, sondern nur der Schwedenkönig Gustav Adolf. Die Magdeburger selbst wußten sehr wohl, daß Johann Georg von Anfang an auch nicht die leiseste Neigung gezeigt, ein Wort der Billigung zu dem Unwesen von Magdeburg zu sprechen.

Dennoch wandte der König sich in entsprechender Weise an Johann Georg.*) Er schrieb demselben von Frankfurt a. d. O. aus am 23. April/3. Mai. Er legte abermals nach seiner bekannten Weise dar, daß er nur ungern und gezwungen diesen Krieg unternommen Da aber die Ausführung seiner gerechten Sache, wie er sagte, mit der Wohlfahrt des Kurfürsten von Sachsen eng verbunden, da deßhalb ihnen beiden an dem Entsatze von Magdeburg viel gelegen sei: so möge der Kurfürst zu diesem Zwecke sich mit ihm verbinden. Der König wollte auf die Dessauer Schanze gehen, der Kurfürst möge auf der anderen Seite des Elbstromes, an die Muldebrücke sich begeben. Von dort aus würden sie mit vereinter Kraft den Feind vor Magdeburg angreifen. Derselbe Arnim, der zuerst in schwedischen Diensten gestanden, dann im Jahre 1628 unter Wallenstein die Stadt Stralsund belagert und sie

*) A. a. O. p. 144b.

um die gütliche Erlangung der Festen Küstrin
. War die Erlangung derselben unter den ob-
ıständen für Gustav Adolf von solcher Wichtig-
nicht im Besitze derselben gewesen, als er gegen
d. O. zog, und doch ließ er Tilly damals fast in
. Gustav Adolf deutet in seinen Bemühungen
, keineswegs an, daß zum Entsatze von Magde-
ß dieser Festungen für ihn nöthig sei. Er for-
eine Verbindung der schwedischen und sächsischen
der Brücke zu Dessau, um vereint gegen Tilly zu
: Johann Georg sich dazu verstanden: so hätte
dieser Aufforderung gemäß den Zug nach Mag-
ommen, auch ohne Küstrin und Spandau zu be-
ftungen waren für ihn überhaupt nicht nothwendig.
im Beweise dessen nicht auf unsere Ansicht an,
ie Thatsachen. Wallenstein hatte Jahre lang mit
ıfter Macht über das brandenburgische Land ge-
ne festen Plätze zu besitzen. Er konnte es, weil
im daneben auch nicht über das kleinste Heer
ısowenig aber verfügte Georg Wilhelm über ein
als sein Schwager ihn bedrängte, als der Schwede
r bedürfe dieser Festungen zu seiner Sicherheit.
ır es ein Vortheil für Gustav Adolf sie zu haben.
z entsprach dem Plane seiner Strategik, Nieman-
Bereiche seiner Kanonen war, eine Neutralität
Aber daß er gerade damals über diese Festun-
delte, als Magdeburg täglich ihn erwartete, als
ırfürsten von Sachsen seine Boten schickte wegen
von Magdeburg, wo er doch früher bei seinem
ankfurt diese Festungen nicht gefordert hatte, wo
h dem Falle von Magdeburg die Uebergabe der
ısch erzwang: dieß Verfahren zwingt zu der An-
der hauptsächliche Zweck des Schwedenkönigs bei

gezwungen die dargebotene Hülfe des Schweden nicht auszuschlagen, und mit diesem Arnim ein anderer sächsischer Hofbeamter übernahmen es auf Johann Georg in dieser Weise zu wirken.

Johann Georg von Sachsen jedoch, wie immer die Neutralitätspolitik zur Zeit der Gefahr die Signatur der Schwächlinge ist, hielt damals noch fest an seinen Velleitäten einer dritten Partei, welche entscheidend und den Ausschlag gebend zwischen die beiden kriegenden treten sollte. Wie er den Mahnungen des Kaisers zur Niederlegung der Waffen seine Klagen und Beschwerden entgegen stellte, die Aussicht auf die Möglichkeit einer Verbindung mit dem Schwedenkönige durchblicken ließ, so berief er sich dem Schweden gegenüber auf seine Devotion und seine Pflicht gegen den Kaiser. Er verweigerte nicht bloß die Verbindung seiner Truppen mit den schwedischen, sondern auch den Durchzug durch sein Gebiet, und den Verkauf von Lebensmitteln. Der König erneuerte seine Bitten, seine Aufforderungen.

Während Gustav Adolf also zu Kursachsen redete, benutzte er dasselbe Mittel bei seinem Schwager von Brandenburg*). Man hat diesen Verhandlungen in Berlin oft eine Wichtigkeit beigelegt, welche sie nicht verdienen. Johann Georg von Sachsen hatte für den Schwedenkönig eine gewichtige Bedeutung, weil er ein Heer geworben hatte. Georg Wilhelm von Brandenburg hatte ein solches nicht. Er konnte weder viel nützen, noch viel schaden. Er war in der Hand seines Schwagers, und dieser hatte nur die Hand zu schließen, wie er es vorher bei Bogislav von Pommern gethan. Gustav Adolf wollte das noch nicht. Die Bemühungen des Schweden dreh-

*) Chemnitz p. 142 b.

ten sich hier um die gütliche Erlangung der Festen Küstrin und Spandau. War die Erlangung derselben unter den obwaltenden Umständen für Gustav Adolf von solcher Wichtigkeit? Er war nicht im Besitze derselben gewesen, als er gegen Frankfurt a. d. O. zog, und doch ließ er Tilly damals fast in seinem Rücken. Gustav Adolf deutet in seinen Bemühungen bei Kursachsen keineswegs an, daß zum Entsatze von Magdeburg der Besitz dieser Festungen für ihn nöthig sei. Er fordert lediglich eine Verbindung der schwedischen und sächsischen Truppen an der Brücke zu Dessau, um vereint gegen Tilly zu ziehen. Hätte Johann Georg sich dazu verstanden: so hätte Gustav Adolf dieser Aufforderung gemäß den Zug nach Magdeburg unternommen, auch ohne Küstrin und Spandau zu besitzen. Die Festungen waren für ihn überhaupt nicht nothwendig. Es kommt zum Beweise dessen nicht auf unsere Ansicht an, sondern auf die Thatsachen. Wallenstein hatte Jahre lang mit fast unbeschränkter Macht über das brandenburgische Land geboten, ohne jene festen Plätze zu besitzen. Er konnte es, weil Georg Wilhelm daneben auch nicht über das kleinste Heer verfügte. Ebensowenig aber verfügte Georg Wilhelm über ein solches Heer, als sein Schwager ihn bedrängte, als der Schwede behauptete, er bedürfe dieser Festungen zu seiner Sicherheit. Immerhin war es ein Vortheil für Gustav Adolf sie zu haben. Die Forderung entsprach dem Plane seiner Strategik, Niemanden, der im Bereiche seiner Kanonen war, eine Neutralität zu verstatten. Aber daß er gerade damals über diese Festungen unterhandelte, als Magdeburg täglich ihn erwartete, als er an den Kurfürsten von Sachsen seine Boten schickte wegen des Entsatzes von Magdeburg, wo er doch früher bei seinem Zuge auf Frankfurt diese Festungen nicht gefordert hatte, wo er später nach dem Falle von Magdeburg die Uebergabe der Festungen rasch erzwang: dieß Verfahren zwingt zu der Annahme, daß der hauptsächliche Zweck des Schwedenkönigs bei

dieser Forderung nicht auf den Gewinn der festen Plätze, sondern auf denjenigen von Zeit gerichtet war.

Sehen wir zu diesem Ende das weitere Verfahren des Königs. Am 23. April/3. Mai richtet er von Frankfurt a. d. O. aus seine Aufforderung an Kursachsen. Damals mußten nach der Lage der Dinge von Magdeburg aus wiederholte Berichte an ihn gelangen über die Bedrängniß der Stadt. Gustav Adolf fordert gleichzeitig von seinem Schwager, der ihm mit Gewalt zu widerstehen nicht die Macht hat, Küstrin und Spandau. Das erstere will Georg Wilhelm hergeben, nicht das letztere. Am 1./11. Mai ist Gustav Adolf mit seinem Heere in Köpenick, um von dort aus seiner Forderung Nachdruck zu geben. Er weist dabei, wie sich von selbst versteht, in seinen Worten immer darauf hin, daß die Gefahr für Magdeburg keinen Verzug leide. Am 2./12. Mai weigert Georg Wilhelm. Am 3./13. Mai zieht Gustav Adolf mit einer Anzahl Truppen auf Berlin. Der Kurfürst kommt ihm entgegen, und sie besprechen sich in einem Wäldchen. Die Besprechung ist fruchtlos, und der König erklärt, daß er sich in sein Quartier zurückbegeben werde, seine gesammte Macht herbei zu holen*). Da treten die Weiber dazwischen, unter ihnen die alte Kurfürstin von der Pfalz, die Mutter Friedrichs V., und bitten den König mit nach Cöln an der Spree herein zu kommen. Es geschieht. Der ganze folgende Tag, der 4./14. Mai wird mit Unterhandlungen hingebracht. Der König wiederholt unablässig seine Betheuerungen, daß sein Zug auf Magdeburg gerichtet sei. „Wenn man mir nicht helfen will", sagt er**), „so ziehe ich zurück und schließe meinen Frieden mit dem Kaiser. Aber am jüngsten Tage werdet ihr Evangelischen dann Rechenschaft geben müssen, daß ihr nichts für Gottes Sache habt thun wollen,

---

*) Chemnitz p. 143 b.

**) Khevenhiller: Ann. F. XI. 1786.

und auch hier schon wird es euch vergolten werden. Denn ist Magdeburg weg und ich ziehe: so sehet, wie es euch ergehen wird."

Es ist wie bei dem Kursachsen die Andeutung, daß der Schwede den Fall von Magdeburg dem Kurfürsten von Brandenburg in's Gewissen schieben werde. Was denn hatte eine legale Obrigkeit wie der Kurfürst von Brandenburg gemein mit den Demagogen und Volksverführern von Magdeburg? Aber Gustav Adolf entwickelte hier noch weiter die Gewandtheit seiner Worte. Eben hatte er gedroht, dann wieder bedauerte er „Ich kann dem Kurfürsten seine Traurigkeit nicht verdenken," sagte der fremde Eroberer, der seit fünf Jahren diesen seinen armen wehrlosen Schwager in Preußen und Pommern beraubt und mißhandelt hatte. „Ich kann es ihm nicht verdenken", sagte Gustav Adolf; „denn daß ich gefährliche Sachen verlange, ist wohl gewiß. Allein was ich begehre, das begehre ich nicht zu meinem Vortheile, sondern zum Besten des Kurfürsten, seiner Lande und Leute, ja der ganzen Christenheit." Es sind dieselben Worte, die noch heute so viele thörichte Deutsche verblenden, daß sie in dem fremden Verderber den Retter und Freund erclicken. Ob die Worte damals denselben Erfolg hatten, namentlich bei dem armen Georg Wilhelm, dem der Schwede eben zuvor die rechtmäßigen Ansprüche und Hoffnungen auf Pommern zu nichte gemacht, bezweifeln wir. Eindringlicher als solche Worte redete die Kunde von der nahe vor Berlin stehenden schwedischen Heeresmacht. Um 9 Uhr Abends brach die letzte Kraft des Widerstandes bei dem unglücklichen Georg Wilhelm zusammen. Der Minister Schwarzenberg floh von dannen. Er war fortan vor dem Schweden seines Lebens in der Mark Brandenburg nicht mehr sicher.

Wir sehen, wie ungeachtet des Eifers, der in den schwe-

dischen Worten sich ausspricht, dennoch die Thatsachen selbst nicht eine solche Eile an den Tag legen. Noch dauerten die Versuche des Schweden auf den Kurfürsten von Sachsen. Aber da nun Spandau dem Schwedenkönige geöffnet werden sollte, mußte er westwärts vorrücken. Er that dieß am 5./15. Mai und besetzte Spandau. Er zog weiter nach Potsdam, nach Saarmund. Von dort aus richtete er an Kursachsen seine letzte Aufforderung *).

Er betheuerte abermals mit Eid und Schwur, daß er bei seinem Werke nichts suche als die Ehre Gottes und das gemeine Beste. Er wiederholte alle Redensarten, die er mit so erstaunlicher Geläufigkeit handhabte. Er erklärte geradezu, daß es für ihn nicht kriegsverständig sei, sich zwischen zwei so unsichere Freunde hinein zu begeben. Waren es zwei? Wir wissen, daß Georg Wilhelm von Brandenburg, auch wenn er den geneigten Willen dazu hatte, der nach der Analogie aller menschlichen Dinge bei dem Mißhandelten gegen den Gewalthaber vorausgesetzt werden darf, den Schweden gar nicht schaden konnte, weil er wehrlos war. Nur auf den Kurfürsten von Sachsen kam es an. Wenn Johann Georg von Sachsen nicht mithelfen wollte, sagte Gustav Adolf weiter: so werde er die Havel entlang gehen, und sein Bestes thun, ob vielleicht der Allmächtige mit seiner Gnade ihm beistehen würde „Wenn es aber dem göttlichen Willen gefällig ist", schloß endlich Gustav Adolf seine Rede, „unserer Sünden halber etwas Anderes über uns zu verhängen: so begehre ich nicht solchem zu widerstreben, sondern getröste mich, daß ich es gut gemeint und meines Ortes nichts, was von mir gefordert werden kann, unterlassen habe. Ich will auch an allem Blute und Unheile vor Gott und der ehrbaren Nachwelt entschuldigt seyn, und solches

*) Chemnitz 144.

denjenigen zu verantworten hingeben, welche mich in dieser christlichen Sache verlassen."

Es war der letzte Druck, welchen Gustav Adolf auf den Kurfürsten von Sachsen anwenden konnte. Er fügte demselben noch den Köder hinzu, daß er dem Sohne des Kurfürsten in seinen Ansprüchen an das Erzstift Magdeburg gute Dienste leisten werde. Das schrieb derselbe König, der mit dem Markgrafen Christian Wilhelm im Bunde war, diesen Fürsten in das verlorene Erzstift wieder einzusetzen, während der Sohn Johann Georgs nur Ansprüche hatte durch seine Wahl anstatt des abgesetzten Christian Wilhelm.

Wenn dieser letzte Druck mißlang, wie es nach der Lage der Dinge kaum anders erwartet werden durfte: so hatte doch der Schwedenkönig mit gewohnter Meisterschaft, mit erstaunlicher Umsicht und Berechnung eben durch das Mißlingen selbst einen neuen Drücker für die Zukunft vorbereitet, stärker noch bei dem Sachsen, als bei dem Brandenburger. Er hatte dem Kurfürsten Johann Georg hier mit wenig verhüllten Worten vorhergesagt, daß Magdeburg fallen würde, nicht etwa fallen würde durch eine Capitulation, sondern mit Blut und Schrecken. Wie war das merkwürdig! Wenn er für Magdeburg keine Hülfe mehr bringen konnte, also sollte man denken: so brauchte doch darum die Stadt nicht in Blut und Schrecken unterzugehen. Noch stand ja der Weg der Capitulation offen. Es war von Bedeutung, daß Gustav Adolf nur auf den schlimmsten Ausgang der Dinge hinwies, die Möglichkeit einer friedlichen Lösung nicht erwähnte. Ihm diente freilich eine solche Hinweisung auf den schlimmen Ausgang hier für den Kurfürsten. Er hatte im Voraus diesen blutigen Fall von Magdeburg für künftige Verwickelungen dem Kurfürsten von Sachsen in's Gewissen geschoben, um den etwaigen Gewissens-

Biß bei dem Schwächlinge *) als ferneren Hebel anzusetzen. Das war für den Fall des Mißlingens dieses letzten Druckes.

Er mißlang. Am 6. 16. Mai war Gustav Adolf in Saarmund. Wartete er auf Antwort von dem Kurfürsten? Sie kam nicht, wenigstens nicht eine bejahende. Dort lagerte sich der Schwedenkönig. Die kaiserlichen Besatzungen, die möglicher Weise ihn noch aufhalten konnten, zu Brandenburg, Rathenow, Zerbst zogen ab Der Weg nach Magdeburg war völlig offen, völlig frei. Es war ein Marsch von höchstens zwei Tagen. Die kaiserlichen Generale vor Magdeburg wußten es. Sie erwarteten den Schweden nicht mehr täglich, sondern stündlich **). Er kam nicht. Er lagerte in Saarmund, und Tilly berannte Magdeburg. Ob nicht ein lauer Frühlingswest den Donner der Kanonen von Magdeburg hinübertrug in das Lager von Saarmund? — Also währte es vier Tage. Dann war Alles vollbracht.

---

*) Worte Gustav Adolfs über Johann Georg, Söltl: Religionskrieg. III. 279.

**) Vgl. die Berichte der kaiserl. Generale in Hormayrs Taschenbuch 18 32/33 S. 302.

V.

Magdeburg, Tilly und Gustav Adolf.

IV.

So sehr anfangs Tilly gewünscht hatte, den Schwedenkönig auf Magdeburg heranzuziehen und dort gegen ihn zu schlagen: so stiegen doch allmählig schwere Bedenken in ihm auf. Pappenheim hatte schon früher diesen Besorgnissen Ausdruck gegeben *). Um diesen Krieg mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen, meint er, sei noch ein ebenso starkes Heer nothwendig, wie dasjenige, welches vor Magdeburg lagere. Sowohl der Kaiser, wie der Kurfürst von Bayern sehen die Sache leichter an. Max spricht wiederholt in den letzten Tagen der Stadt an Tilly die Erwartung aus: „Wir hoffen, daß Magdeburg nunmehr in eueren Händen ist". Der Kurfürst baut darauf die Hoffnung, daß Tilly, der dann die Stadt zu seiner Kriegsburg machen werde, einige Truppen entbehren könne. Denn schon sehen die geistlichen Fürsten mit Angst und Sorge auf den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel. Sie wissen, daß dieser junge schuldbeladene Fürst, den

*) Cf. die Aktenstücke in Hormayrs Taschenbuch 18$\frac{52}{53}$. S. 293.

der eigene Vater Moritz wegen Nichtzahlung seines Jahrgeldes bei den Reichsgerichten verklagt, die Werbetrommel rühren läßt: von woher anders kann er die zulaufenden Söldner bezahlen wollen, als durch Raub an seinen katholischen Nachbaren? Denn das war ja der Religionskrieg, den seit den Tagen des Mansfeld und des wilden Herzogs Christian von Braunschweig die Söldnerführer verkündeten: die Länder der Kirchenfürsten müssen in Contribution gesetzt werden für die Heere, durch die man sie zu säcularisiren gedenkt. Es ist freilich damit nicht gesagt, daß Mansfeld und Christian Hab und Gut der protestantischen Deutschen für unantastbar gehalten hätten.

Tilly indessen verhehlt dem Kurfürsten Max seine Sorge nicht. Indem Max die Einnahme sicher erwartet, trifft er schon Verfügung über die demnächstige Besatzung. Er meint, Tilly müsse ligistische Besatzung hinein legen. Der alte Mann mochte bei solchen Anforderungen die Dornen seiner Doppelstellung schwer fühlen. Er erwidert als Feldherr des Kaisers: dieß sei nicht zu rathen, weil ja der Sohn des Kaisers als Erzbischof erwählt und bestätigt sei. Dann aber tritt er zur Hauptsache. Er hat noch nicht viel Vertrauen. Es ist der 4./14. Mai, sechs Tage vor dem Falle der Stadt. „Von der Eroberung“, meldet der alte Feldherr, „ist zur Zeit noch wenig zu melden oder zu hoffen. Die protestantischen Stände sind in Rüstung. Das Reich ist in Wirrwar. Der König von Schweden ist stark. Er hat noch acht Regimenter erhalten, welche die Königin herübergeführt. Wenn er sich gegen mich wendet, wie ich denn stündlich erwarten muß: so muß ich die Belagerung aufheben und mich auf die Weser zurückziehen“.

Am folgenden Tage war der Schwedenkönig in Potsdam, dann zwischen Saarmund und Altbrandenburg, und blieb dort stehen.

Indem Tilly ihn stündlich erwartete, gedachte er noch einmal die Sache gütlich zu betreiben und seiner Gewohnheit

gemäß die Stadt Magdeburg zum dritten Male aufzufordern. Seine Vollmacht vom Kaiser lautete, daß er in Betreff der Religion die freie Uebung derselben gemäß dem Passauer Vertrage bewilligen solle; denn es sei nicht der Wille des Kaisers, irgend Jemanden gegen den Passauer Vertrag oder den Religionsfrieden von Augsburg zu beschweren *). Tillys Aufforderung an die Stadt geschah am 8./18. Mai. Der Rath der Stadt hatte die am 2./12. Mai von Tilly übersandten Pässe nach Dresden, Berlin, Lübeck nicht benutzt, und bat nun abermals um neue. Tilly schlug die abermalige Uebersendung ab, und legte der Stadt noch einmal nachdrücklich seine Warnung und Mahnung an's Herz.

„Wir sind nicht abgeneigt gewesen", sagt Tilly, „die begehrten Pässe auf die benannten Personen abermals zu übersenden. Weil jedoch die Dinge so weit gekommen sind, daß jede Verzögerung, wie ihr selbst vor Augen seht und spürt, die größte Gefahr mit sich bringt: so wird die Absendung zu spät fallen und sicherlich vergeblich seyn. Da nun kein anderes und besseres Mittel übrig ist, als daß ihr bei dieser Lage der Dinge alle anderen Erwägungen hintansetzt und kurzen Entschluß faßt: so haben wir euch hiemit zu allem Ueberflusse nochmals wohlmeinend erinnern und treulich ermahnen wollen, daß ihr wohl und reiflich beherzigt, in welche augenscheinliche Leib- und Lebensgefahr, in welchen Verlust aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt ihr und die eurigen unfehlbar gerathen werdet, und daß ihr darum jetzt alsbald dem Kaiser, eurer höchsten Obrigkeit, gemäß eurer Pflicht und Schuldigkeit euch gehorsamst unterwerft. In diesem Falle sind noch heilsame Mittel da, durch welche ihr euch und die eurigen erhalten, auch eine solche Capitulation treffen könnt, zu welcher ihr sonst nimmermehr gelangen würdet."

---

*) Mallath III. 239.

„Wenn ihr diese unsere wohlmeinende und treuherzige Ermahnung bei euch gelten laßt: so gereicht das zu eurem eigenen Besten. Wenn nicht: so müssen wir es an seinen Ort gestellt seyn lassen. In diesem Falle aber werden wir vor Gott und der Welt wohl entschuldigt und in unserem christlichen Gewissen gesichert seyn, daß nicht wir, sondern ihr selbst, und diejenigen, welche euch in eurer Halsstarrigkeit stärken, eures Unheiles und Verderbens einzige Ursache seid, und allein ihr und jene Anderen die Verantwortung auf euch ladet, welche bei Gott und der Nachwelt hiernächst euch schwer fallen wird.“

Also der alte Feldherr. In gleicher Weise bündig und eindringlich schrieb er gleichzeitig an den Markgrafen Christian Wilhelm und an den schwedischen Obersten Falkenberg.

Diese letzte eindringliche Ermahnung Tillys blieb nicht ohne Erfolg. Die Stimmung in der Stadt war erschüttert, zumal da Tilly dieser seiner letzten Mahnung und Warnung durch das Feuer aller seiner Geschütze Nachdruck gab. Daß in der Stadt sich derartig etwas rege, ward für Tilly dadurch kund, daß man seinen Trompeter, der die letzten Schreiben überbracht, nicht wiederkehren ließ. Man behielt ihn in der Stadt zurück. Wozu anders konnte das seyn, als weil man dort über die Bitte um eine Capitulation berieth?

Nur Einer stand entgegen mit klarer Einsicht, mit bewußtem Willen dessen, was er that: es war der schwedische Oberst und Hofmarschall Falkenberg. Mit ihm hielt die kleine Schaar der entschlossenen Eiferer, welche von Anfang an die schwedische Partei in der Stadt ausmachten. Die Wohlhabenden, die conservativ Gesinnten, die ganze Partei des alten Rathes, die unter den drohenden Umständen in dieser letzten Gefahr stündlich wachsen mußte, hatte ja den Bund mit dem fremden Schwedenkönige nie gebilligt. Nur in jenen hatte Falkenberg seine Stütze gefunden, in der Partei der ehemaligen

Dingebankbrüder, in Pöpping, in Herkel, in Cummius, in dem Pastor Gilbert und andern Männern desselben Schlages. Diese waren für Falkenberg, stimmten und wirkten für ihn. Diese ganze Partei wollte nichts wissen von einer Capitulation: an ihrer Spitze Falkenberg. Wie sie widerstrebten, unter welchen Umständen sie entgegenwirkten, das haben wir nachher zu erfragen. Fürerst genügt uns die Thatsache, daß Falkenberg widerstrebte bis zum letzten und allerletzten Augenblicke, so lange er gesehen wurde.

Und warum that das Falkenberg? Es liegt die Antwort nahe, weil der Dienst seines Königs es so erheischte, weil er die Stadt für seinen König erhalten wollte, so lange er konnte, weil er deßhalb lieber auf dem ihm anvertrauten Posten sterben, als denselben aufgeben wollte. Diese Antwort scheint wenigstens als die natürlichste nahe zu liegen. Allein diese Antwort erschöpft die Frage keineswegs. Ein Soldat hält den ihm anvertrauten Posten, so lange er kann, das heißt, so lange er das Leben hat. Dieß versteht sich von selbst, wenn es nur eben ein von Soldaten besetzter Posten ist. Anders gestaltet sich die Sache, wenn dieser Posten eine bewohnte Stadt ist. Hier tritt die Rücksicht auf die Bürger ein. Diese Rücksicht steigt nach dem Verhältnisse der Zahl der Bürger gegenüber der militärischen Besatzung, namentlich wenn die Bürger selbst Theil nehmen an der Vertheidigung. In solchem Falle wird die militärische Aufgabe, den Ort um jeden Preis zu halten, gemildert durch das menschliche Interesse der Schonung. Eine von Bürgern und Soldaten vertheidigte Stadt kann nur so lange vertheidigt und gehalten werden, als Aussicht da ist auf Entsatz.

Diese Ermäßigung der streng militärischen Ansprüche durch die Rücksicht auf menschliches Wohl würde schon gültig seyn, wenn Magdeburg eine Stadt des schwedischen Königs gewesen wäre, vertheidigt durch seine Truppen und durch Bürger als seine Unterthanen. Nicht also liegt hier die Sache. Die

Rücksicht auf die Bürger und ihre Erhaltung in Magdeburg
mußte weit größer seyn. Falkenberg vertheidigte die Stad
nicht für seinen König, um die Stadt seinem Könige zu er
halten, sondern um der Stadt willen selbst. Der König hatt
dort keine Ansprüche und Rechte irgend welcher Art. Magde
burg hatte frei mit dem Schwedenkönige ein Bündniß geschlos
sen. Er hatte keine Truppen dort; denn die wenigen, di
Falkenberg angeworben, wurden von den Bürgern unterhalter
und zwar höchst widerwillig, weil der Vertrag mit dem Schwe
denkönige sie davon frei sprach. Gustav Adolf hatte in Wahr-
heit zu Magdeburg nur einen einzigen Mann, den Oberster
Falkenberg. Die Stadt hatte keine Verpflichtungen gegen ihn
nur er hatte gegen sie Verpflichtungen, deren Vortheile er be-
reits genossen. Er hatte vertragsmäßig gegen Magdeburg di
Verpflichtung, sie in keiner Noth zu verlassen, auf seine Ko
sten, seine Gefahr sie zu beschützen und zu befreien. Dies
Verpflichtung hatte er von Anfang des Bündnisses an. E
hatte dieselbe gesteigert durch seine fortdauernden Ermahnun-
gen, daß die Stadt sich halten möge. Er hatte noch unlängs
in dem Briefe, der zuerst Tilly in die Hände fiel, seine Ehr
als König dafür verpfändet. Er steigerte diese seine Pflicht durch
seine Nähe; denn eben so wie der kaiserlich deutsche Feldherr,
der allerdings den Vertrag nicht kannte, durch welchen di
Stadt das Schwedenheer auf jeden Fall von den eigener
Mauern ausschloß, ebenso wie Tilly mit Besorgniß die An
kunft des Schweden stündlich erwartete: so durfte die Parte
in Magdeburg sie stündlich mit Freude hoffen. In der That
die Pflicht des Königs, der bedrängten Stadt Entsatz zu brin
gen, war groß und schwer, wie jemals eine von solcher Art
Und wenn Gustav Adolf den Entsatz nicht zu bringen ver-
mochte, so erwuchsen aus diesem Nichtvermögen andere Pflich-
ten gegen die Stadt. Indem wir diese etwaige Pflicht nach-
her zu erörtern haben, drängt sich zuerst nochmals die Frag
her, ob im Sinne des Schwedenkönigs ein Entsatz möglich

war. Die Beantwortung dieser Frage haben wir am sichersten nur zu suchen bei Gustav Adolf selbst.

Als Alles vorbei war, erließ der Schwedenkönig für das große Publikum einen kurzen Bericht*), wie er sagt, warum er der Stadt Magdeburg nicht habe zu Hülfe kommen können. Es ist ein merkwürdiges Aktenstück, ein seltsames Beispiel, wie die Gedanken der Menschen sich untereinander entschuldigen und anklagen. Gustav Adolf beginnt dasselbe mit dem Vorwurfe, daß die Stadt Magdeburg zu Anfang aller fleißigen Bitten und Ermahnungen ungeachtet kein Geld für ihn habe hergeben wollen. Man traut kaum seinen Augen. Das sagt derselbe König, dessen Abgesandter Stalmann die unglücklichen Magdeburger dadurch bethört und in's schwedische Netz gelockt hatte, daß er ihnen versprach: es solle ihnen nichts kosten, der König bezahle Alles. Das sagt ferner derselbe König, der in dem Vertrage mit der Stadt Magdeburg ausdrücklich dieß unterschrieben und untersiegelt: die Stadt habe nichts zu contribuiren, er wolle ihr helfen auf seine Kosten, sie in keiner Noth verlassen auf seine Kosten.

Und dennoch selbst wenn diese Lüge wahr gewesen wäre: was hatte sie zu thun mit der bedingungslosen Versicherung des Königs, welche am 24. April/4. Mai in die Hände der Magdeburger fiel, mit der Versicherung Gustav Adolfs: so wahr er ein ehrlicher König sei, er wolle sie nicht verlassen?

Durch diesen Mangel an Unterstützung, sagt der König, sei zu Anfang viel versäumt; das falle aber nicht ihm zur Last, sondern den Rädelsführern und Verräthern von Magdeburg. Wir bemerken nur hier vorläufig, daß Gustav Adolf der erste gewesen, der die Anklage des Verrathes in Magde-

*) Copia, Kurtzer und wahrhafftiger Bericht, nehmlich warum die K. M. zu Schweden u. s. w. der Stadt Magdeburg nicht secundiren können. 1631. Der Vertrag bei Hoffmann III. 86.

burg erhoben hat. Wir werden darauf zurückkommen. Der König behauptet dann große und ansehnliche Geldposten zur Unterhaltung des Heeres geschickt zu haben. Davon hat kein Magdeburger etwas berichtet, auch nicht der Rathsherr Otto Gerike, der es hätte wissen müssen. Falkenberg hatte von den Magdeburgern auf den Credit des Königs Anleihen erhoben, von deren Wiederbezahlung die Vernichtung der Gläubiger mit ihren Erben den Schuldner entband. Gustav Adolf sagt ferner: er habe der Stadt auch verschiedenemale Hülfe versprochen. „Aber alle kriegsverständigen und sonst klugen und vernünftigen Leute wissen", also sagt der König, „daß ein solches Versprechen nach eines jeden Menschen Möglichkeit und Fleiße zu verstehen ist, und nicht so buchstäblich, daß der König blind zufahren und sich vergeblich in Gefahr setzen sollte, ohne Magdeburg zu helfen".

Wenn der Schwedenkönig den unglücklichen Magdeburgern gegenüber, die blindlings ihm vertrauten, auch nur einmal leise angedeutet hätte, daß er bei seinem Eide und Schwure diese Bedingung eines vernünftigen Mannes, wie er sagte, im Sinne behalte: so möchten die Magdeburger ihr Vertrauen ein wenig beschränkt haben.

Indessen der König konnte doch genügende Gründe haben, weßhalb er sein verpfändetes Wort, seine Ehre nicht einlöste. Es liegt uns mithin ob, dieselben von ihm zu erfahren. Er hatte dieß Wort, so weit wir genau wissen, zum letztenmale am 24. April/4. Mai 1631 den Magdeburgern kund gethan. Das Datum ist nicht unwichtig.

Die Gründe, die Gustav Adolf aufzählt, sind zunächst die Schwierigkeiten, welche er im Herbste des Jahres 1630 in Pommern und Mecklenburg angetroffen, der kalte, scharfe Winter, der Mangel an Lebensmitteln während derselben, die Besorgniß vor Tilly in der Mark und in Mecklenburg. Das Alles erörtert der Schwedenkönig, um zu beweisen, weßhalb er der Stadt Magdeburg nicht zu Hülfe gekommen sei vor

der Belagerung durch Tilly. Aber dann? Da es nicht rathsam gewesen sei, dem Tilly in's Angesicht zu ziehen und das andere kaiserliche Heer in seiner Stärke zu Frankfurt a. d. O. stehen zu lassen: so sei er im Interesse der Stadt Magdeburg, also sagt der König, auf Frankfurt gezogen. Er erzählt, wie er dort gesiegt und dann zurückgekehrt sei, um Magdeburg zu helfen. Aber der Kurfürst von Brandenburg habe ihn aufgehalten durch Unterhandlungen über Spandau, der von Sachsen habe sich auf seine Pflicht gegen den Kaiser berufen

Es ist die wohlberechnete Kunst des Schweden, immer wieder diese beiden Kurfürsten in die Sache von Magdeburg zu verflechten, mit welcher sie nichts zu thun hatten, ihnen nach dem Ausgange dort in den Augen der Menge eine Verantwortlichkeit aufzubürden, deren Möglichkeit jene Fürsten vorher nicht ahnen konnten. Aber nun kam es in der Entschuldigung des Schweden auf die letzten Tage, die entscheidenden an, wo Gustav Adolf zwischen Saarmund und Altbrandenburg vier Tage lang fast im Angesichte der bedrohten Stadt lag, wo Freund und Feind dort stündlich ihn erwartete. Gustav Adolf berührt das nicht. Er sagt nicht, daß er im Anmarsche gewesen, daß Magdeburg nach seiner Berechnung zu schnell gefallen, daß er sich darin getäuscht, daß er Hindernisse gefunden, die innerhalb dieser vier Tage den Marsch von Saarmund nach Magdeburg unmöglich gemacht, daß er gekommen seyn würde, wenn die Magdeburger nur noch ein wenig, nur noch einige Tage sich gehalten hätten. Von dem Allen nichts. Er sagt kurz: „da die Lebensmittel, die in der Mark ganz fehlten, von dem Kurfürstenthum Sachsen aus nicht geschafft werden sollten: so hätte das Heer, das ohnehin bei schwerer Hitze und kümmerlicher Nahrung ausgemattet und sehr unwillig war, wenn Tilly nur in seiner Stellung still und unbewegt liegen geblieben wäre, allein aus Hunger und Kummer zu Grunde verderben, oder wohl eher bei der Nähe des Feindes und neuer Werbung verlaufen müssen".

Wie seltsam ist doch das! Der König schlägt sowohl die materielle, wie die moralische Kraft seines Heeres möglichst gering an, und dennoch zieht er mit demselben dem Feinde bis fast in's Angesicht, nur nicht völlig! War in der That jene Kraft so gering? Da Gustav Adolf nach dem Falle von Magdeburg noch Wochen lang in der Mark verweilte, ohne daß sein Heer vor Hunger und Kummer verging oder fortlief: so ist jene Angabe von der inneren Schwäche desselben nicht so genau zu nehmen. Aber aus den Worten des Schweden selbst drängt sich eine Bemerkung auf. Wenn die Gründe, auf die er sein Nichthelfen stützt, wirklich vorhanden waren: so waren sie es nicht allein für die vier Tage unmittelbar vor dem Falle der Stadt, sie waren es auch später. Der Schwedenkönig legt nicht dar, warum er in jenen vier Tagen nicht habe helfen können, sondern weßhalb er überhaupt nicht habe helfen können. Der Gesichtspunkt wird ein völlig anderer. Die Darlegung des Nichtkönnens wandelt sich unvermerkt zu einer Darlegung des Nichtwollens. Wenn Magdeburg auch noch acht Tage länger gestanden: so wäre Gustav Adolf auf die Gründe hin, die er selber angibt, auch in den acht Tagen zum Entsatze nicht gekommen.

Und nun kehren wir zurück zu der Erörterung der Pflicht, welche für den König erwuchs, wenn der Entsatz nicht möglich war. Geben wir hier zu, was wir zuzugeben nicht genöthigt sind, daß Gustav Adolf wohl habe helfen wollen, aber nicht können. Sei es also, daß er nicht gekonnt habe. Dieß mußte er wissen mit der letzten Nachricht, die er von dem Kurfürsten von Sachsen erhielt. Indem er sicher wußte, daß einen Entsatz zu bringen nicht in seiner Hand sei, war es seine menschliche Pflicht, der Stadt Magdeburg zu sagen, daß sie capitulire. Diese Pflicht steigerte sich für ihn durch die öftere Verpfändung seiner Ehre, daß er helfen wolle. Indem er die Stadt durch seine Verheißungen so weit hineingeführt, war es nun, da er keine Möglichkeit sah, diese Verheißungen

zu erfüllen, seine Aufgabe zu sorgen, daß sie nicht um des Vertrauens willen auf diese Verheißungen zu Grunde ging. Es war das Wenigste, was der Schwedenkönig thun konnte, um seinen ehrlichen Namen in Magdeburg auch nur so weit zu retten.

Dieses Wenigste hat Gustav Adolf nicht gethan. Sein Oberst in Magdeburg widerrieth jede Capitulation laut, nachdrücklich, mit derselben Verheißung auf die schwedische Hülfe von Anfang bis auf die letzte Stunde. Er war der Führer des Widerstandes gegen jedes gütliche Abkommen. An ihn lehnten sich die Anderen, im Vertrauen auf seine Worte. Indem Falkenberg klar einsah, was davon kommen mußte, wenn man nicht capitulire, indem er dann dennoch widerrieth — werden wir zu der Vermuthung gedrängt: Falkenberg wollte das Verderben, den Untergang der Stadt nicht hindern. Eine solche Vermuthung, die wir zunächst nur als Vermuthung hier aussprechen, zieht sofort und unmittelbar eine andere Vermuthung nach sich. Der Commandant einer belagerten Stadt, der den Untergang des von ihm vertheidigten Platzes nicht hindert, befördert denselben. Es tritt dann die zweite Frage hinzu, ob er bloß negativ befördert durch Nichthindern, oder ob er auch positiv befördert durch Erleichtern der Angriffe, durch das in die Hände Spielen fester Werke oder gar der Stadt selbst.

Es erwächst uns mithin die Pflicht, über diese Vermuthung die Thatsachen zu befragen. Doch bevor wir diesen Beweis antreten, bevor wir aus den Thatsachen in Magdeburg selbst es darzuthun versuchen, ob diese Vermuthung begründet sei oder nicht, liegt eine andere Aufgabe uns näher. Bevor wir die äußere Wahrscheinlichkeit untersuchen, haben wir die innere zu erwägen. Wir haben zu fragen, was denn der König Gustav Adolf durch eine Hülfe oder Nichthülfe der Stadt Magdeburg für sich zu erwarten hatte. Wir haben zu diesem Zwecke zurückzublicken auf den Vertrag, welchen Stalmann im August 1630 mit der Stadt Magdeburg abschloß,

welchen der König einige Tage später unterschrieb und untersiegelte.

Den Worten dieses Vertrages gemäß war der Schwedenkönig verpflichtet der Stadt zu helfen nicht auf ihre, sondern auf seine Kosten. Eine Aufnahme mit seinen Truppen in der Stadt Magdeburg vor einem Treffen hatte Gustav Adolf nicht zu beanspruchen. Ausdrücklich schloßen die Worte des Vertrages das Heer aus. In dem Sinne der Magdeburger waren das nicht leere Worte. Nur durch den Köder dieser oder ähnlicher Worte vom Verleihen neuer Besitzungen konnte man eine übel berathene Stadt des deutschen Reiches bethören, wider Eid, Recht und Pflicht mit einem fernen fremden Könige und erklärten Reichsfeinde ein Bündniß einzugehen. Und daß man in Magdeburg diese Worte scharf nahm nach dem Sinne, bewies das Verfahren gegen die Truppen des Markgrafen. Diese waren zur Vertheidigung der Stadt bestimmt; dennoch duldete die Stadt sie nicht innerhalb ihrer Mauern. Sie verleugnete in der Furcht vor einem Söldnerhaufen in der Stadt so sehr alles Rechts- und Billigkeitsgefühl, daß sie die Truppen, welche Magdeburg schützen sollten, in die Vorstädte sich einquartiren ließ, die nichts damit zu thun hatten. Sie nahm endlich diese Söldner in die Stadt auf, aber nur mit höchstem Widerwillen. Geschah das gegen die geringe Zahl der Truppen des Markgrafen: wie viel weniger durfte Gustav Adolf darauf rechnen, daß vor einem Treffen sein Heer innerhalb Magdeburg aufgenommen werde! Auch haben wir gesehen, wie Falkenberg bei der Anlage seiner Schanzen auf die Worte dieses Vertrages Rücksicht nahm. Er bestimmte mehrere derselben vor der Stadt ausdrücklich zur Aufnahme des schwedischen Heeres. Also entsprach es dem Sinne der Magdeburger. Der Schwedenkönig sollte kommen und schlagen um der Magdeburger willen, für sie, mit seinem Heere, zu ihrer Errettung, ohne ihr Zuthun. Also, wir wiederholen es,

besagte der Wortlaut des Vertrages, welchen der Schwedenkönig der Stadt besiegelt und unterschrieben.

Also war die Sachlage der Dinge vor einem etwaigen Treffen, welches bei der Annäherung des Schweden zwischen ihm und Tilly mit Sicherheit zu erwarten stand. In diesem Treffen konnte Gustav Adolf entweder geschlagen werden, oder siegen. Ward er geschlagen: so stand ihm nach dem Wortlaute des Vertrages mit Magdeburg keine Unterstützung irgend welcher Art in Aussicht. Wo er keinen Anspruch hatte, da durfte er noch weniger die Erfüllung eines Wunsches hoffen. Es war nicht zu erwarten, daß die Stadt freiwillig einem geschlagenen Heere ihre Thore öffnen würde. Mit größerem Rechte durfte Gustav Adolf besorgen, daß in solchem Falle die Stadt mit dem Sieger ihren Frieden schließen werde auf Kosten des geschlagenen Heeres, nämlich durch die völlige Preisgebung desselben, dem sie vertragsmäßig ohnehin zu nichts verpflichtet war. Nicht einmal den geringsten Unterhalt war die Stadt dem schwedischen Heere schuldig. Denn ausdrücklich sagte der Vertrag: die Bürgerschaft hat für den Unterhalt des Heeres nichts zu contribuiren.

Es war der andere Fall möglich, daß Gustav Adolf in dem zu erwartenden Treffen mit Tilly siegte, daß in Folge dieses Sieges Tilly die Belagerung aufgeben mußte. Wenn dieß geschah: so hatte Gustav Adolf gemäß dem Vertrage mit der Stadt Magdeburg seine Pflicht erfüllt, nicht mehr. Er hatte für die Stadt geleistet, was diese nach seinen Versprechungen an sie zu fordern berechtigt war, nicht mehr. Eine weitere Gegenforderung von seiner Seite an die Stadt konnte auf den etwaigen Sieg nicht gebaut werden. Der Vertrag mit der Stadt sicherte derselben die völlige Autonomie, die ungekränkte Selbstständigkeit. Deßhalb war an die Aufnahme einer schwedischen Besatzung in Magdeburg nach einem etwaigen Siege nicht zu denken.

Ein solches Verhältniß zu der Stadt Magdeburg, wenn es fortbestand, mußte auf die fernere Ausführung der Entwürfe des Schweden eine lähmende Wirkung üben. Es war sein fester Plan, den wir ihn später unwandelbar befolgen sehen, in den Städten der bisher kirchlichen Fürstenthümer von Deutschland die Erbhuldigung für sich zu fordern und durchzusetzen. Also handelt er bald nachher in Halle, in Erfurt, in Würzburg, in Mainz und wo immer sonst. Indem er vor solchen Städten predigt vom Worte Gottes und Evangelium, mit der Rechten betheuert, daß es also sein Ziel und Wille sei, zeigt die Linke mit einigem Nachdruck zur Seite auf die gähnenden Kanonen.*) Dieß war in Magdeburg nach dem einmal geschlossenen Vertrage zwischen dem Könige und der Stadt vom August 1630 nicht leicht möglich. Die Stadt Magdeburg verband sich mit den Plänen und Grundsätzen des Schweden nicht zu einem organischen Ganzen. Der Spruch: wer nicht für mich ist, der ist wider mich, ließ sich an Magdeburg nicht durchführen. Es ist das erste und letzte Mal, daß Gustav Adolf bei einem Vertrage mit einer deutschen Stadt auf das Recht einer Besatzung in derselben verzichtete. Er war für dieß eine Mal und nur für dieß eine Mal von seinem Systeme abgewichen, und zwar aus einem sehr wichtigen Grunde.

Der Schwede betrat den deutschen Boden mit dem Rufe des Religionskrieges. Er fand damit in Pommern sehr wenig Anklang. Der Herzog Bogislav und seine Stände, die drei Jahre lang unter dem Uebermuthe der Wallensteinischen Söldner geseufzt, baten und flehten: der Schwede wolle sie mit seiner Befreiung verschonen.**) Kein deutscher Fürst, keine deutsche Stadt hieß den Schweden willkommen. Da gab

---

*) Man vergl. die betreffenden Reden bei Chemnitz.

**) Chemnitz p. 50.

Daß Tilly bei Magdeburg eben so handeln würde, durfte Gustav Adolf voraussetzen. Daß in Magdeburg eine sehr zahlreiche Partei ein gütliches Abkommen in dieser Weise wünschte, wußte Gustav Adolf. Wenn er nun selbst mit einer neuen Forderung über und wider den geschlossenen Vertrag hervor trat, mit einer Forderung, welche sämmtliche Bürger, ob kaiserlich, ob schwedisch gesinnt, erschrecken mußte: so stand aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwarten, daß diese Forderung die Anhänger des Schweden wankend machen, viele derselben den kaiserlich Gesinnten zutreiben, diesen zum Uebergewichte verhelfen, und demgemäß die Stadt dem kaiserlichen Feldherrn in die Hände bringen würde.

Dennoch war es denkbar, daß auch noch im Falle einer solchen Forderung des Schweden die demagogische Partei in der Stadt die Ueberhand behielt, daß sie die Forderung gewährte. Was dann? In diesem Falle würde Gustav Adolf sich selber den Weg versperrt haben, den Entsatz der Stadt zu verzögern, oder nicht zu leisten. Er mußte hinziehen und zwar sofort. Er mußte dann mit Tilly schlagen.

Irgend eine Forderung an Magdeburg noch zu erheben, war für den Schwedenkönig ganz unthunlich. Er mußte den Vertrag mit der Stadt belassen, wie er war. Der Vertrag war gleich einer Fessel für die freie Selbstbestimmung des Schweden. Er mußte sehen, wie er sich durch die schwierige Lage hindurch wand, die Last dieses Vertrages auf sich zu haben und doch nicht mit Tilly zu schlagen, sondern auf irgend eine Weise diese Last abzuwälzen.

Denn auf der anderen Seite durfte Gustav Adolf die Stadt Magdeburg nicht in Tillys Hände fallen lassen. Wir sehen hier ab von dem Ehrenworte des Königs, von seinen Verheißungen, von den Verpflichtungen, die er gegen die Stadt auf sich genommen. Wir fassen nur sein eigenes Interesse in's Auge. Magdeburg war der Schlüssel, die feste

Burg des Elbstromes. Wer die Stadt besaß, beherrschte diesen Fluß. War Magdeburg in den Händen des deutschen Feldherrn: so konnte Gustav Adolf nicht über die Elbe. An die Erfüllung seines Wunsches, den Krieg in die Länder der katholischen Reichsfürsten zu tragen, dort unter dem Schein und Namen des Religionskrieges sich die Mittel zur Fortführung desselben zu verschaffen, war gar nicht zu denken. Dagegen machte dann Tilly die Stadt Magdeburg zur Basis seiner Operationen. Die Stadt war reich versehen mit Lebensmitteln. Dieselben reichten, wie Gustav Adolf aus Falkenbergs Berichten wissen mußte, nicht bloß aus für die Bevölkerung auf lange Zeit, sondern auch für ein ganzes Heer dazu. Die Landschaften rund umher waren durch den langjährigen Druck der Wallensteiner ausgeödet. Allzu stark waren Pommern und Brandenburg mitgenommen. Wenn Tilly in den Besitz des unversehrten Magdeburg kam, so hatte er fernere Mittel dort zur Fortsetzung des Krieges, während dagegen diejenigen des Schweden immer geringer wurden. Er konnte dann nicht mehr vorwärts, er mußte zurück. Wenn dagegen Tilly nicht in den Besitz des unversehrten Magdeburg kam, wenn er der Lebensmittel, die dort lagen, sich nicht bedienen konnte, wenn vielleicht auch das genommene Magdeburg seinem Heere kein Obdach, kein Quartier bot: so mußte Tilly augenscheinlich zurück, einestheils wegen der Ernährung seines Heeres, anderntheils weil er im Felde stehend ohne bedeutenden Waffenplatz, im Rücken sich nicht mehr sicher fühlen konnte; denn Kursachsen war zweideutig, der Landgraf von Hessen-Cassel in starker Werbung. Tilly kannte aus langer Erfahrung diese Landgrafen von Hessen-Cassel, um zu wissen, wessen das deutsche Reich, der Kaiser und die Nachbaren sich von diesem ruhelosen, hadervollen Geschlechte zu versehen hätten.

Indem Gustav Adolf diese Dinge erwog, haftete als Kern derselben für ihn die Frage: was zu thun sei mit Magdeburg. Er selbst konnte die Stadt nicht besitzen, weder mit

Güte, noch mit Gewalt. Tilly durfte sie nicht besitzen. Aber Gustav Adolf konnte oder wollte — ob man den ersteren Ausdruck vorzieht oder den letzteren, ist hier nicht wesentlich — die Stadt gegen Tilly nicht retten. Er mußte sie ihm lassen. Nur durfte Tilly sie nicht in Güte nehmen, unversehrt, sondern mit Gewalt mußte Tilly sich der Stadt bemächtigen, damit sie nicht unversehrt bliebe. Wir fassen hier nur die negativen Vortheile in's Auge, die Gustav Adolf davon hatte. Ob er vielleicht auch positive Vortheile ziehen konnte, ist eine Frage, die uns nachher beschäftigen wird. Damit Magdeburg nicht unversehrt in Tillys Hände falle, mußte Falkenberg und sein Anhang in der Stadt alle gütliche Einigung hintertreiben. Darum aber auch mußte er darauf hinarbeiten, daß die Stadt durch Gewalt in Tillys Hände fiel, durch Sturm und nicht in Güte. Falkenberg mußte ferner den kaiserlichen Truppen den Angriff zu erleichtern suchen, damit ein Sturm geschehen und mit Erfolg geschehen könne, bevor ein gütlicher Akkord vereinbart würde.

Es liegt uns demgemäß der Nachweis ob, daß das Verfahren des Falkenberg den inneren Gründen des negativen Vortheiles — denn nur von diesem ist einstweilen die Rede — für den Schwedenkönig entsprach. Wir haben mithin einen Rückblick zu werfen auf die Handlungsweise Falkenbergs bis an die letzten Tage.

Dieser Mann hatte eine Aufgabe der schwierigsten Art zu lösen, die jemals einem Sterblichen zugefallen ist. Ohne Geld und ohne Heer, nur im Namen seines Königs, hatte er sich in Magdeburg durch seine Persönlichkeit den Weg zu bahnen und sich zu behaupten. Er that dieß mit solchem Geschicke, mit solcher Umsicht, daß wir ihn seine Vorschläge stets durchsetzen sehen. Nicht bloß ist der unfähige Christian Wilhelm immer derselben Meinung mit Falkenberg, auch der kopflose Rath beugt sich ihm und dem faltenreichen Mantel seiner militärischen Wissenschaft und Erfahrung. Falkenbergs

persönlicher Muth, seine Thatkraft wird von keinem der Berichte in Zweifel gezogen.

Allein überblicken wir noch einmal kurz seine Anstalten zur Vertheidigung, die Bollwerke und Schutzwehren, die er errichtet oder nicht errichtet. Er läßt eine lange Reihe von Schanzen erbauen, und die Arbeit daran gewährt den Schein großer Thätigkeit. Allein diese Schanzen sind verstreut, vereinzelt, sie sind errichtet von losem Sande. Rückt der Feind näher, beschießt er gar diese Schanzen: so sind sie entweder nicht lange haltbar, oder werden auch ohne alle Vertheidigung auf Falkenbergs Befehl verlassen. Es handelt sich um das wichtigste Bollwerk, die Zollschanze am rechten Stromufer. Falkenberg hat nun dasselbe neue sehr ausgedehnte Werke abgesteckt, und läßt die Arbeit daran thun durch Bürger. Der Feind naht. Die neuen Werke und die Zollschanze sind nicht vollendet, weil sie in der kurzen Frist nicht vollendet werden können. Der Feind bedroht diese neuen Anlagen. Falkenberg beantragt nicht bloß diese bedrohten neuen Anlagen, sondern auch die Zollschanze selbst, zu deren Schutze sie dienen sollten, ohne Schwertstreich zu verlassen. Er beantragt dieß mitten in der Nacht, und führt sofort den Beschluß aus, weil er nach der Lage der Dinge fürchtet, am anderen Tage wegen des Unwillens der Bürger gegen eine solche Maßregel sie nicht mehr ausführen zu können. Seine neuen Anlagen und die Zollschanze sind dem Erfolge gemäß lediglich im Interesse der Angreifer gemacht. Zwei Tage nachher zündet er die Vorstadt Sudenburg und den Flecken St. Michael an, wiederum am folgenden Tage die Neustadt. Die Wiederholung gab den geeigneten Leuten, die Falkenberg dazu verwendete, eine gewisse Uebung im Brandlegen. Falkenberg sagt, daß dieß Anzünden geschehe im Interesse der Vertheidigung. Allein abermals lehrt der Augenschein, daß der Erfolg, die Vortheile des Verbrennens lediglich dem Angreifer zu Gute kommen. Diese haben fortan nicht mehr ein Außenwerk zu berennen,

sondern die Thürme und Wälle der Stadt Magdeburg selbst. Aus den Trümmern der Häuser in den Vorstädten bereiten sie sich Schutzwehren, die Keller derselben wühlen sie zu Laufgräben aus. Dennoch ist Magdeburg fest, sehr fest nach Ost, Süd und West. Nur eine Stelle ist schwach, das neue Werk nach Norden. Dieses und dieses allein ist der Angelpunkt, um den sich endlich die Frage dreht. Der Graben dieses neuen Bollwerkes ist trocken. Eine Brust- oder Streitwehr ist nicht vorhanden. Der Wall selbst ist so thalhangend, daß man mit Leitern leicht hinauflaufen kann *). Dazu ist dieß durch seine Schwäche so gefährliche Bollwerk in unmittelbarer Verbindung mit dem Walle und der Stadt. Da alle Berichte der Augenzeugen und Mitleidenden der Schwäche dieser Stelle gedenken: so ist anzunehmen, daß dieselbe der Gegenstand vielfacher Erörterung längst vorher gewesen ist. Es änderte nichts. Die eifrigste Schrift meldet nur, daß zum Abschneiden des neuen Werkes von der Stadt durch einen Graben „sie" sich nicht haben verstehen wollen**). Wer sind diese sie? Wir wissen es nicht. Es handelt sich für uns nur um die militärische Oberleitung. Die Bürgerschaft verließ sich darauf, daß Falkenberg selbst diesen Posten in besondere Obhut nahm ***). Wie Falkenberg im November 1630 dieses Werk gefunden, also beließ er es bis zur letzten Stunde. Er beließ es so, obwohl gerade von dorther der gefährlichste Feind, der eifrige Pappenheim herandrängte.

Dagegen machte Falkenberg andere Anstalten. Der Graf Mansfeld beschoß an der andern Seite der Stadt die sehr feste Bastion, Heydeck genannt. Das hatte keinen Erfolg. Er

*) Diese Beschreibung in vielen Berichten. Der wichtigste für solche Einzelheiten jedoch ist für uns die eifrige Fax. Magdb. bei Calvis. p. 48 ff.

) Fax. Magdb. bei Calvis. p. 69. *) A. a. O. p. 54.

bemühte sich den Graben zu füllen. Falkenberg traf Vorkehrungen. Er ließ von starken eichenen Bohlen einen Kasten machen, denselben mit Musketieren besetzen und auf dem Wasser bis an den gefährdeten Punkt flößen. Als man damit fertig war, ergab sich, daß dieß Schutzmittel erfolglos sei*). Hatte Falkenberg überhaupt die ernste Absicht, damit etwas auszurichten oder nur seine Geschäftigkeit zu bethätigen?

Also hatte Falkenberg gethan bis zum 7./17. Mai. Es kommt auf die folgenden Tage an, den Fortschritt der Sache in den letzten Stunden.

Am 7./17. Mai ließ Tilly aus allen Geschützen feuern, und setzte dieß am 8./18., auch am 9./19. Mai fort, damit dieß seiner dritten Aufforderung zur Uebergabe Nachdruck verleihe. Am 7./17. antworteten die Geschütze der Stadt mit gleicher Heftigkeit. Am folgenden Tage verstummten sie. Der Grund ist seltsam. Man war plötzlich zu der Kunde gekommen, daß Mangel an Pulver da sei. Und noch seltsamer ist die Art und Weise, wie dieß in Erfahrung gebracht wird**). Die beiden verordneten Schutzherren, zwei Mitglieder des Rathes berichten dem Bürgermeister, daß sie täglich achtzehn bis zwanzig Tonnen Pulvers, jede Tonne zu einem Centner, ausgereicht. Nun seien nur noch fünf Tonnen, das ist fünf Centner vorhanden. Also dahin hatten die beiden Rathsherren, die das Pulvermagazin täglich unter Augen haben sollten, es kommen lassen, ohne vorher etwas zu sagen! Oder war vielleicht auf einmal so sehr viel verbraucht? Vielleicht ohne ihr Wissen und ohne ihr Zuthun? Die Rathsherren fügten hinzu: man habe noch 250 Centner Salpeter und fertige daraus täglich zwei Centner Pulvers. Das reiche indessen nicht hin. Auch der Vorrath an Lunten nehme sehr merklich ab. Der Bürgermeister beauftragt darauf den Rathsherrn Otto Gerike,

---

*) Gerike p. 71. **) Gerike p. 72.

sen Pulvermangel dem Commandanten Falkenberg kund zu
un. Falkenberg entsetzt sich ob des Gehörten und äußert:
habe ihm längst so etwas geahnt; denn Niemand habe
ch einreden lassen und das unzeitige Schießen mit dem groben
Geschütze einstellen wollen. Demgemäß befiehlt Falkenberg das
Schießen mit dem groben Geschütze nachzulassen, und trifft
Anstalten, daß täglich wenigstens fünf Centner Pulvers bereitet werden können.

Der Bericht, der über diese Dinge auf uns gekommen, stammt von einer betheiligten Person, dem damaligen Rathsmitgliede Otto Gerike. Ist darum der Bericht in der Hauptsache nicht anzuzweifeln: so drängt sich andererseits eine merkwürdige Fülle von Unwahrscheinlichkeiten im Einzelnen zusammen. Wochen lang haben diese Belagerten dem Feuer des Feindes reichlich, auch vielleicht allzu reichlich geantwortet, und Niemand von ihnen weiß, daß das Pulver auf die Neige geht! Falkenberg hat sechs Monate lang die Oberleitung der Vertheidigung, und Falkenberg weiß nicht, daß nur noch fünf Centner Pulver vorhanden sind, die nach der bisherigen Weise zum Verbrauche nur eines Vierteltages ausreichen. Der Commandant entsetzt sich über eine Kunde, die er doch, wie er selber sagt, längst geahnt hat. Er hat dennoch nicht selber zugesehen. Die Kunde muß ihm mitgetheilt werden durch den Rath der Stadt. Zugleich muß ihm mitgetheilt werden, daß die Lunten fehlen. Falkenberg mag immerhin, wie es nach dem Berichte des Rathsherrn Gerike erscheint, dem Rathe von Magdeburg zugemuthet haben sein Entsetzen über eine solche Kunde als ein ungeheucheltes anzusehen. Daß auch die späte Nachwelt das ungeheure Versäumniß dieses Nichtwissens glauben soll, glauben soll von einem Offizier, den der Scharfblick Gustav Adolfs auserwählt hat für einen Posten von solcher Art, den Gustav Adolf in eine Stadt von 30,000 Menschen hineinschickt, ohne einen Thaler und ohne einen Mann mit ihm, damit er allein dort das schwedische Interesse wahrnehme:

bemühte sich den Graben zu füllen. Falkenberg traf Vorkehrungen. Er ließ von starken eichenen Bohlen einen Kasten machen, denselben mit Musketieren besetzen und auf dem Wasser bis an den gefährdeten Punkt flößen. Als man damit fertig war, ergab sich, daß dieß Schutzmittel erfolglos sei*). Hatte Falkenberg überhaupt die ernste Absicht, damit etwas auszurichten oder nur seine Geschäftigkeit zu bethätigen?

Also hatte Falkenberg gethan bis zum 7./17. Mai. Es kommt auf die folgenden Tage an, den Fortschritt der Sache in den letzten Stunden.

Am 7./17. Mai ließ Tilly aus allen Geschützen feuern, und setzte dieß am 8./18., auch am 9./19. Mai fort, damit dieß seiner dritten Aufforderung zur Uebergabe Nachdruck verleihe. Am 7./17. antworteten die Geschütze der Stadt mit gleicher Heftigkeit. Am folgenden Tage verstummten sie. Der Grund ist seltsam. Man war plötzlich zu der Kunde gekommen, daß Mangel an Pulver da sei. Und noch seltsamer ist die Art und Weise, wie dieß in Erfahrung gebracht wird**). Die beiden verordneten Schutzherren, zwei Mitglieder des Rathes berichten dem Bürgermeister, daß sie täglich achtzehn bis zwanzig Tonnen Pulvers, jede Tonne zu einem Centner, ausgereicht. Nun seien nur noch fünf Tonnen, das ist fünf Centner vorhanden. Also dahin hatten die beiden Rathsherren, die das Pulvermagazin täglich unter Augen haben sollten, es kommen lassen, ohne vorher etwas zu sagen! Oder war vielleicht auf einmal so sehr viel verbraucht? Vielleicht ohne ihr Wissen und ohne ihr Zuthun? Die Rathsherren fügten hinzu: man habe noch 250 Centner Salpeter und fertige daraus täglich zwei Centner Pulvers. Das reiche indessen nicht hin. Auch der Vorrath an Lunten nehme sehr merklich ab. Der Bürgermeister beauftragt darauf den Rathsherrn Otto Gerike,

---

*) Gerike p. 71. **) Gerike p. 72.

.t sie sämmtlich als die Ursache dieser unerhörten
das hin und wieder eingelegte Pulver an. Also
e Gefangenen ausgesagt, und nach sämmtlichen
der letzte Quell und Urheber alles dessen Falken-
'er hat die Bürgerschaft oft ermahnt: wenn der
alles Verhoffen in die Stadt kommen sollte: so
ie Stadt in Brand stecken, damit die Gegner nicht
genößen, wonach sie so lange getrachtet haben.*)
General-Commissär Ruepp, von dem wir diese
hmen, sie niedergeschrieben hätte zu dem Zwecke,
lage gegen Falkenberg darauf zu bauen: so könn-
te Bedenken erregen. Allein so liegt die Sache
ı den Vorwurf der maßlosen Thorheit, um von
keit nicht zu reden, daß die kaiserlichen Feldherren
ngezündet, an deren Besitz in unversehrtem Zu-
Alles gelegen war: gegen einen solchen Vorwurf
illy, Ruepp und die anderen Befehlshaber vor
errn nicht zu verantworten. Die Ahnung der
aß jemals irgend Jemand ihnen diesen Vorwurf
de, lag ihrer Seele fern. Sie hatten vielmehr
errn Rechenschaft zu geben, warum die Stadt
nicht erhalten war. Aber der Verdacht gegen
elcher so natürlich aus den Reden und Angaben
n Bürger entsprang, ward wegen der Auflage
n Frevels, den er enthielt, von dem Freunde
milden Ruepp noch zurückgewiesen. „Ich halte
falt dafür," sagt er, „daß Gott diese hochmüthigen
t allein durch das Schwert, sondern auch durch
t verderben und austilgen wollen." „Doch dem
illein," setzt er dann wieder im Zweifel über die
uthung gegenüber dem Thatbestande hinzu: „dem
allein ist Alles bewußt."

. S. 315.

eine solche Zumuthung auf unseren Glauben an Falkenbergs Ehrlichkeit oder Thorheit wird weder er selbst, noch der Rathsherr Gerike stellen wollen.

Die Thatsache ist nun demnach da: das Pulver und die Lunten fehlen, mithin die wesentlichsten Mittel zur Abwehr. Denkt deßhalb der Commandant an eine Capitulation? Mit nichten. Er läßt die Kanonen schweigen, und widerräth eine jede Capitulation.

Aber wo war denn das Pulver? Die Sache lag anders, als es nach Gerike's Berichte erscheint. Es war Pulver verbraucht und zwar sehr viel Pulver nicht bloß für das Schießen, sondern auch für andere Dinge. Es waren Minen davon angelegt, und zwar nicht Minen nach üblicher Art zur Abwehr der Feinde, draußen vor oder an den Werken, sondern anderswo: in den Häusern und in den Straßen der Stadt. Man fand auch später selbst nach dem ungeheueren Brande viel Pulver in heimlichen Gewölben und in Thürmen.*) Man fand auf dem neuen Markte eine Mine, die allein fünf Centner Pulvers enthielt. Die Quantität dieser einen Mine schon deutet an, daß sie nur aus einem großen Magazine entnommen seyn, daß sie ferner nicht gelegt seyn kann ohne Mithülfe und Mitwissen einer bürgerlichen oder militärischen Obrigkeit. Diese Minen blieben erhalten auch nach dem Brande: die andern gingen auf. Wer hat diese Minen gelegt? und wozu? Indem die Anführer des Heeres bei dem Kaiser, bei dem Kurfürsten von Bayern, bei der Infantin zu Brüssel Bericht erstatten,**) warum sie den unseligen verderblichen, für sie selber so traurigen Brand nicht haben löschen

*) Fax. Magdb. bei Calvisius p. 70. Nach der Relation bei Calvisius S. 103 fand man im Magazin noch 30 Centner, bei den Bürgern 30 Centner.

**) Hormayrs Taschenbuch 18$\frac{32}{33}$. S. 298 ff.

können, gaben sie sämmtlich als die Ursache dieser unerhörten Feuersbrunst das hin und wieder eingelegte Pulver an. Also haben es die Gefangenen ausgesagt, und nach sämmtlichen Aussagen ist der letzte Quell und Urheber alles dessen Falkenberg. Dieser hat die Bürgerschaft oft ermahnt: wenn der Feind wider alles Verhoffen in die Stadt kommen sollte: so möchten sie die Stadt in Brand stecken, damit die Gegner nicht bekämen und genößen, wonach sie so lange getrachtet haben.*) Wenn der General-Commissär Ruepp, von dem wir diese Worte vernehmen, sie niedergeschrieben hätte zu dem Zwecke, um eine Anklage gegen Falkenberg darauf zu bauen: so könnten die Worte Bedenken erregen. Allein so liegt die Sache nicht. Gegen den Vorwurf der maßlosen Thorheit, um von der Grausamkeit nicht zu reden, daß die kaiserlichen Feldherren eine Stadt angezündet, an deren Besitz in unversehrtem Zustande ihnen Alles gelegen war: gegen einen solchen Vorwurf hatten sich Tilly, Ruepp und die anderen Befehlshaber vor ihren Kriegsherrn nicht zu verantworten. Die Ahnung der Möglichkeit, daß jemals irgend Jemand ihnen diesen Vorwurf zuschieben werde, lag ihrer Seele fern. Sie hatten vielmehr ihren Kriegsherrn Rechenschaft zu geben, warum die Stadt Magdeburg nicht erhalten war. Aber der Verdacht gegen Falkenberg, welcher so natürlich aus den Reden und Angaben der gefangenen Bürger entsprang, ward wegen der Anklage des unerhörten Frevels, den er enthielt, von dem Freunde Tillys, dem milden Ruepp noch zurückgewiesen. „Ich halte in meiner Einfalt dafür," sagt er, „daß Gott diese hochmüthigen Rebellen nicht allein durch das Schwert, sondern auch durch das Feuer hat verderben und austilgen wollen." „Doch dem lieben Gott allein," setzt er dann wieder im Zweifel über die eigene Vermuthung gegenüber dem Thatbestande hinzu: „dem lieben Gott allein ist Alles bewußt."

*) A. a. O. S. 315.

An solchen Orten befand sich das Pulver der Stadt. Es ward nicht mehr verwendet zum Schießen, zur Abwehr der Feinde, sondern aufbewahrt zur Vernichtung der Stadt und des etwa eingedrungenen Feindes. Ein solcher Plan konnte der Natur der Sache nach nicht ein öffentlicher seyn. Der Rath in seiner Gesammtheit durfte darum nicht wissen. Der Bericht eines Mannes, der damals in Magdeburg lebte, sagt allerdings, daß Falkenberg am 9./19. Mai auch dem Rathe der Stadt den Vorschlag gemacht: wenn der Feind wider alles Vermuthen die Stadt stürmen sollte, wenn man sehen würde, der Kampf sei unglücklich, die Hoffnung auf Sieg schwinde, ja sei nach und nach ganz vernichtet: so möge man die Stadt durch angelegtes Feuer dem päpstlichen Feinde entreißen.*) Wenn auch der Rath auf diesen Vorschlag nicht einging, zumal da er damals mit dem Gedanken der Capitulation beschäftigt war: so hatte Falkenberg selber im Voraus die Sorgfalt dafür getragen, daß die Ausführung geschehen konnte auch ohne den Rath. Daß ansässige wohlhabende Bürger und Familienväter ihre Hand mit zum Werke geboten haben sollten, ist undenkbar. Die eifrigste Parteischrift von Magdeburg deutet zwar an, daß vielleicht einigen Bürgern das Beispiel der Numantiner vorgeschwebt habe;**) indessen ist bei den Magdeburgern von 1631 im Allgemeinen nicht etwas von der Art der alten Numantiner wahrzunehmen. Dagegen hatte ja Falkenberg seinen besonderen Anhang. Da waren Pöpping, Herkel und Andere, die nichts zu verlieren, dagegen Lohn vom Schwedenkönige zu hoffen hatten. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß der Wunsch Falkenbergs nach verzweifelten Kerlen, den er früher dem Hessen Wolf in Hamburg ausgesprochen, in Magdeburg nicht unerfüllt geblieben sei.

---

*) Tepler Mskpt. in den Histor.-polit. Blättern Bd. 14. p 303.

**) Fax. Magdb. bei Calvis. 62.

VI.

Die magna charta des Protestantismus nach Schelling.

Erster Artikel.

Es ist bekannt, wie viele geistige Kraft schon daran gesetzt wurde, um den Stammbaum des Protestantismus zu entwerfen. Nachdem Theologen jeglicher Richtung genealogische Versuche dieser Art gemacht, hat in der Neuzeit auch der Philosoph Schelling einen Ritterschlag gethan, welchen man wahrscheinlich weithin vernehmen wird. Deßhalb dürfen auch wir denselben nicht ganz ignoriren. In Abth. II, Bd. 4, S. 310 seiner „sämmtlichen Werke" wird nämlich alles Ernstes die Ansicht ausgesprochen: „Der Apostel Paulus sei der erste Protestant gewesen, und die älteste Urkunde, die der Protestantismus für sich aufzuweisen habe, die magna charta desselben, sei das zweite Kapitel des Briefs an die Galater".

Man könnte versucht werden, hierin nichts weiter, denn eine gedankenlose Aeußerung zu erblicken: wäre es nicht Schelling der also spricht — Schelling, der auch irrend geistreich bleibt, und dessen nunmehr ganz vorliegender „Philosophie der Offenbarung" man wenigstens das Zugeständniß machen

muß, daß sie ein organisches Ganzes bildet, mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit und attischer Sprachweise abgerundet und von bestimmten Principien aus künstlich in ein System gebracht. Wollen wir deßhalb dieses Dictum in seinem Werthe oder Unwerthe erkennen, so müssen wir etwas tiefer graben; denn diese Anschauungsweise vom Anrechte des Protestantismus steht nicht isolirt, steht und fällt vielmehr mit den Principien Schelling's überhaupt. Namentlich ist dieses Wort aus der Feder eines Mannes, welcher ein halbes Jahrhundert lang die Menschheit am Gängelbande führte, unseres Erachtens bedingt von seiner „Potenzen-Lehre", die nach seinem eigenen Geständnisse*) Schellings Metaphysik genannt werden muß. Die Metaphysik eines Philosophen aber hält offenes Gericht über seine ganze Philosophie.

Demgemäß können wir dem Manne nur principiell begegnen; ganz objektiv verfahrend, ohne jedes Vorurtheil. Erklärt der viel Gepriesene und viel Geschmähte ja ausdrücklich (S. 321): „Ich bin nicht veranlaßt, den Apologeten des Protestantismus zu machen, mein Standpunkt ist überhaupt das Christenthum in der Totalität seiner geschichtlichen Entwicklungen". Consequenter Weise urtheilt Schelling auch über den Katholicismus nicht blind ab; er erkennt dessen historisches Recht und Bedeutung mit Betonung an und erwähnt, „daß er von seinen eigenen Glaubensgenossen der Hinneigung zum Katholicismus beschuldigt worden sei, worin sie nicht Unrecht hätten, wenn sie dieß bloß vom wesentlichen Inhalt, nicht vom Princip verstünden". Ja, im ersten Bande seiner „Philosophie der Offenbarung" macht derselbe gelegenheitlich der Besprechung einer willkürlich gedeuteten „Lehrfreiheit" die pikante Be-

*) Man vergl. Beilage zu Num. 245 der „Neuen Münchener Zeitung", 1854.

merkung, daß viele dieser Großsprecher die Berufung auf Lehrfreiheit schwerlich gestatten würden, „wenn z. B. ein Lehrer der Theologie bei einer protestantischen Fakultät mit Geist und Feuer, wie es ja wohl möglich wäre, etwa die Nothwendigkeit eines sichtbaren Oberhaupts der Kirche, eines obersten und unfehlbaren Richters in Glaubenssachen, und andere Grundsätze der römischen Kirche behaupten und aufstellen wollte" *). Wir finden es darum sehr natürlich, wenn der geniale Mann das Palliativ stellt: „da ich gegen den Katholicismus ohne Haß, mit Billigkeit und Anerkennung verfahren bin, so hoffe ich eben dieß auch von ihnen in Bezug auf mich erwarten zu dürfen." Dem sei!

Es ist bekannt, wie Schelling ursprünglich von Kant und Fichte ausging und mit jugendlicher Begeisterung jenen philosophischen Stand- und Gesichtspunkt als den einzig richtigen verkündete. Zufolge weiteren Fortschritts stellte er später der „Transcendentalphilosophie" seiner Zeit die Naturphilosophie als nothwendiges Pendant gegenüber, und warf tiefe Blicke in den lebensvollen Zusammenhang des Weltganzen, wenn auch die metaphysischen Voraussetzungen seines Systems falsch waren. Die mißverstandene „Identität" des Idealen und Realen, des Geistes und der Natur, des „Denkens" und „Seyns" war das Hemmniß, welches auch die genialsten Lichtblicke nicht zu beseitigen vermochten. Inzwischen lernte der Gefeierte des Tags Jacob Böhme und Baader kennen, die, wie jetzt außer Frage gestellt seyn dürfte, sicherlich zur theilweisen Umgestaltung seiner philosophischen Grundanschauung beitrugen. Daß aber Schelling selbst mit Offenheit auf diese Quellen hingedeutet hätte, ließ sich bei seinem vornehmen Thun und cavalieren Tone nicht erwarten, bis man so frei war, ihn unzart darauf hinzuweisen. Es ge-

*) Schelling's sämmtl. Werke, Abth. II, Bd. 3, S. 25.

schah dieß im Jahre 1809, als dessen „philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit“ erschienen waren. Das Problem des „Bösen“ scheint aber dem Philosophen sofort ein geheimnißvolles Schweigen auferlegt zu haben. Der große Mann, welcher sich bereits in Jena und Würzburg versucht hatte, schrieb nämlich 1812 nur noch mit „göttlicher Grobheit“ sein „Denkmal der Schrift Jacobi's von den göttlichen Dingen“, sowie 1815 drei Abhandlungen über die Gottheiten von Samothrake und später einige Vorreden, welche die Nachreden nicht abwehren konnten.

Es war einleuchtend, daß ein Schelling die lange Zwischenzeit (mehr als vier Decennien) nicht gedankenlos verlebte; aber seine Entdeckungen blieben der Welt vorenthalten. Wohl lehrte später derselbe wieder kurze Zeit in Erlangen, seit dem Jahre 1827 aber an der neuerrichteten Universität München, bis er 1841 einem Rufe nach Berlin folgte. Am 20. August 1854 starb er zu Ragaz in der Schweiz. Es ist wohl keine Frage, daß er inzwischen über seine eigene frühere Philosophie philosophirte und deren Ungenügenheit erkannte. Darum theilte er später die Philosophie in eine negative und positive; die letztere aber in Philosophie der Mythologie und Philosophie der Offenbarung. Die Schüler aller Orten sprachen theils begeistert, theils kopfschüttelnd vom attisch-gebildeten, genialen Lehrer. Auf die größten Hindernisse stieß er bei seinem Auftreten in Berlin. Dr. Paulus sandte seine Vorträge in corrumpirter Form, nach Collegienheften, mit den bittersten kritischen Bemerkungen in die Welt; Frauenstädt, Marheineke u. A. accompagnirten nach Kräften. Doch auch jetzt wurde das Jahrhundert in Athem erhalten; Schelling trat noch nicht heraus, sondern verwies auf die Zukunft; offenbar deßhalb, weil er noch nicht fertig mit sich war. Um so größer war die Spannung, als nach seinem Tode auf des Verstorbenen Wunsch dessen Söhne, an deren Spitze der Pfarrer zu Weinsberg, „Schelling's sämmtliche Werke“ der Oef-

fentlichkeit zu übergeben begannen, weil der Vater „nicht die letzte Hand an dieselben legen konnte". Das ist allerdings zu bedauern; aber bei Schelling überraschend. Und würde er noch einige Jahrzehnte länger gelebt haben, auch dann würde er vom Schauplatze abgetreten seyn, ohne daß er mit sich in's Reine gekommen wäre.

Der Grund liegt nahe. Schelling hatte auf den früheren Stadien seines Forschens geirrt. Darum hätte er dieß rückhaltslos eingestehen müssen, um von neuen Principien aus sicherere Resultate zu erzielen. Statt dessen setzt er sich auch jetzt auf's hohe Roß und schaut auf seine Gegner, wie auf Pygmäen, herab; wogegen er nicht versäumt, sich selbst Weihrauch zu streuen. Ausgehend von Kant, kommt er in seiner negativen Philosophie oder reinen Vernunftwissenschaft wieder auf Kant zurück, weßhalb der Herausgeber selbst sagt, daß diese rationale Philosophie Schelling „im Alter zum System seiner Jugend zurückgeführt habe". Mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit, mit kritischer Schärfe und gemessenem Fortschritte geht dort Schelling seinen ruhigen Gang und beweist, welche ernste Aristotelischen Studien inzwischen der Verehrer Plato's gemacht hat. Das Resultat ist aber ein negatives; die festbegründete Ueberzeugung nämlich: daß auf diesem Wege die Wirklichkeit, Geschichte und Offenbarung u. s. w. nicht wahrhaft begriffen werden könne. Es wird auf eine andere Sphäre der Wissenschaft — die positive hingewiesen, wenn auch zuletzt ziemlich rhapsodisch verfahren wird, und die Gliederkrankheit offen zu Tage tritt. Daß Schelling für seine Person diesen Weg einschlug und zum Theil einschlagen mußte, um sich von der Nichtigkeit des Absolutismus und reinen Subjektivismus zu überzeugen, ist wohl keine Frage. Daß aber Schelling, namentlich in den späteren Bänden, so oft und nachdrucksvoll, so gelehrt und sinnig nachzuweisen sucht, diese negative Philosophie sei für Jeden ohne Ausnahme nothwendig, beide (die negative und positive)

verhielten sich zu einander, wie Hemisphären eines und desselben Kreises: das war eine Täuschung, hervorgerufen durch den Mangel an Selbstüberwindung, der ihn verhinderte, zu gestehn, daß er ehedem eine verkehrte Fährte eingeschlagen habe.

Wir unserer Seits haben die Ansicht, daß es der Umwege nicht bedürfe, wenn man den geraden Weg kennt. Noch weniger darf man sich auf dem letzteren von Principien leiten lassen, welche uns zuvor in die Irre führten. So erging es aber Schelling sehr oft in seiner „positiven Philosophie." Ueberall kehrt seine rein apriorische Construktion wieder, selbst da, wo er die Wirklichkeit sprechen zu lassen vorgibt; überall der alte Schelling, welcher mit schwärmerischer Emphase die Wirklichkeit construirt und sie seinen Principien anpaßt.*) Und doch sagt Schelling selbst (a. a. O. S. 60): „Will man einen Philosophen ehren, so muß man ihn da auffassen, wo er noch nicht zu den Folgen fortgegangen ist, in seinem Grundgedanken; denn in der weitern Entwicklung kann er gegen seine eigene Ansicht irren." Das ist wahr. Aber herauspeitschen kann man auch keinen Philosophen aus seinen Principien, wenn er sich einmal in dieselben fest verschlungen

*) Haben wir hiemit auch offen ausgesprochen, daß bei Schelling die produktive Phantasie nicht selten das Maßgebende war, so können wir doch dem maßlosen Urtheile Noack's nicht beistimmen, welcher, unseres Erachtens, wohl kein „dogmatischer Philosoph", aber ein schwärmerischer Parteiträger ist. In seiner neuesten Schrift: „Schelling und die Philosophie der Romantik, I. Theil", nennt er Schelling's Philosophie der Offenbarung „vollendete dogmatische Träumerei". Dem „Aufgeklärten" in Gießen ist die Theologie ein caput mortuum; die höheren Vernunftideen, die Erkenntniß des Metaphysischen, sind ihm „lustige Einbildung" 2c. Ein solcher Mann versteht Schelling's letztes Streben natürlicher Weise nicht; aber überhaupt keinen tieferen Denker. Seine hämischen Bemerkungen über das katholische, „legendenfreundliche" München endlich sind sehr billig.

hat. „Denn die Philosophie," sagt neuerdings Ulrici, „ist wissenschaftlicher Glaube, und wer daher einmal von der Wahrheit eines gegebenen Systems überzeugt ist und sich in dasselbe hineingedacht und hineingelebt hat, kann es ebensowenig aufgeben, als seine eigene Persönlichkeit; er wird es, sei er Meister oder Schüler, trotz aller Einwendungen und Widerlegungen, festhalten — das zeigt die Geschichte der Philosophie wiederum auf jedem Blatte."

Ist es jedoch dessenungeachtet wahr, daß Princip und Methode einen Philosophen charakterisiren: so kann man mit bestem Bewußtseyn sagen, daß, trotz aller Versicherungen des Gegentheils, die falsche rein apriorische Construktion bei Schelling das Maßgebende war und blieb. Die reine Vernunft hat den Oberbefehl, und der Erkenntnißinhalt muß sich den aprioren Vernunftforderungen fügen. Wohl soll auch die „Erfahrung" in der Philosophie zu ihrem Rechte kommen; aber nicht als „Quelle," sondern als „Begleiterin" Es wird von der „Offenbarung" im strengen Sinne des Wortes gesprochen; aber auch sie ist nicht „Quelle," sondern nur „Inhalt," wie jedes andere Objekt. Vom Standpunkt des Pantheismus werden wir jetzt auf jenen des „Monotheismus" gestellt (welchen Begriff Schelling zum ersten Mal richtig festgestellt haben will); aber der Monotheismus muß den Pantheismus nicht aus-, sondern einschließen, weil Gott der All-Einige und „alles Seyn das Seyn Gottes ist." Es wird viel von einem absoluten, sogar „transcendenten" Gotte gesprochen, der zugleich „Herr des Seyns" und „freier Schöpfer" sei; aber unter der Hand werden beide Begriffe (Gott und freie Schöpfung) wieder verwischt. Das Problem des Sündenfalls, der alten Mythologie, der Menschwerdung Gottes, des Erlösungstodes, des Engels und Satans, der Sendung des heiligen Geistes, der Unsterblichkeit, der Auferstehung, der Kirche u. s. w. werden in den Kreis philosophischer Untersuchung gezogen, was manches schwache Herz

freuen mag; aber statt einer Philosophie der Offenbarung und des Christenthums stoßen wir auf ein philosophisches Christenthum eigener Art, so sehr auch Schelling betheuert: „Gott behüte mich, daß ich, wie es mehreren neuern Philosophen begegnet, als christliche Lehren philosophisch deducire, die gar nicht christliche Lehren sind.“ Und doch sträubt sich unser Philosoph zu wiederholten Malen vor dem Vorwurfe der „Orthodoxie,“ aus Besorgniß widrigenfalls kein wahrer Philosoph mehr seyn zu können. Wohl hält er sich bisweilen an die heiligen Urkunden des A. u. N. T., und kein Philosoph citirt vielleicht Stellen der heiligen Schrift so oft, wie er. Aber der geniale Mann ist erfinderisch, wenn es gilt, biblische Exegese zu seinen Gunsten zu treiben und überall zu finden, was er sucht. Der Buchstabe fügt sich der gebieterischen Forderung seiner Principien, ohne daß er sich fragt, ob nicht eine petitio principii das ganze geistreiche Gerede zu nichte macht. Gar nicht zu gedenken der eigenthümlichen Vorstellung, welche Schelling von der Inspiration der heiligen Schrift selbst hat.

Das πρῶτον ψεῦδος der gesammten Schelling'schen Philosophie, ihr Grundirrthum, über welchen der Mann der „Identitätsphilosophie“ nicht hinauskommen konnte, das großartige Untergebäude seines Systems — findet seinen Ausdruck in der „negativen Philosophie“ oder reinen Vernunftwissenschaft. Durch sie will er seine Continuität mit der deutschen Philosophie seit Kant vor aller Welt bekunden und indirekt beweisen, daß er dasjenige, was für Kant bloß „Kritik“ gewesen, wahrhaft zur „Wissenschaft“ ausgestaltet; daß er dasjenige, was der alte Königsberger lediglich als „Postulat“ der praktischen Vernunft am Schlusse seiner Kritik der Vernunft hinstellte, wirklich zum Objekte des Wissens gemacht habe. Das ist jenes vielerwähnte „Blatt,“ welches Schelling in der Philosophie aufschlug, für welches Fichte und Hegel kein Auge hätten haben können. Durch dieses sei er

über Kant und Hegel hinausgegangen, das Unzulängliche ihres Standpunkts frühzeitig durchschauend, weßhalb er ruhig zugesehen habe, wie namentlich Hegel auf dieser Basis fortgeschritten sei und Schellings Identitätsphilosophie für seinen logischen Pantheismus als Folie und Nahrungsmittel benützte, hiefür aber bekanntlich Jahrzehnte lang die Hegemonie in Deutschland behauptete, während Schelling fast in Vergessenheit gerieth. Es war dieß eine schwere Prüfung für den von den Schwingen des Glücks getragenen Schelling; aber auch kein unbedeutender psychologischer Grund, warum er seine ganze Kraft daransetzt, auf Kosten noch weit besserer Resultate, mit dem einen Fuße in der absoluten Vernunftwissenschaft der Zeit stehen zu bleiben und deren Nothwendigkeit wiederholt zu accentuiren, während er mit dem andern Fuße einen Schritt in das der Zeit fremde Gebiet — der Offenbarung zu thun vorgibt; wogegen Fichte und Hegel sich nach dieser Seite in absoluter „Sonnenferne" befunden hätten. Wir werden bald Gelegenheit haben, unseres Philosophen eigene Sonnennähe genauer zu betrachten.

Die negative oder rationale Philosophie ist dem geistreichen Manne „philosophia ascendens," ist ihm „apriorischer Empirismus oder Apriorismus des Empirischen." Hiedurch soll, wie Schelling sich selbst ausdrückt „auf's schärffste und kürzeste" ihr Unterschied von der positiven Philosophie ausgesprochen seyn. Wer aber gibt Rechenschaft von diesem A priori alles Seyns? Antwort: die Vernunft und nur die Vernunft. Sie mißt mit selbsteigenen Mitteln das ganze Gebiet des Möglichen, des „quid sit" aus. Ihr Terrain ist das der Begriffe ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit, die „Existenz" der Dinge, ohne über das „quod sit" auch nur die geringste Rechenschaft geben zu können oder gar zu müssen. Die Vernunft ist nämlich „die unendliche Potenz des Erkennens." Hieraus ergibt sich: „da allem Erkennen ein Seyn entspricht, dem wirklichen Erkennen ein wirkliches Seyn,

so kann der unendlichen Potenz des Erkennens nichts anderes als die unendliche Potenz des Seyns entsprechen, und dieß ist also der der Vernunft an- und eingeborene Inhalt." Diesen aus sich selbst geschöpften Inhalt schlägt nun die reine Vernunftwissenschaft zu Faden und erprobt sich hiedurch als selbstständige Wissenschaft, „welche an die Stelle der ehemaligen Schulphilosophie zu treten und die allgemeine Weihe zum wissenschaftlichen Studium überhaupt und zu jedem insbesondere zu geben hat. Als reine Vernunftwissenschaft, als bloß aus seinen eigenen Mitteln gezogene, aus seinem eigenen Stoff gewobene Erfindung des menschlichen Geistes wird sie aber immer voranstehen und ihre selbstständige Würde behaupten." So nagt nach Schelling, wie bei allen Rationalisten, die Vernunft an ihrem eigenen Fleische, verwebt sich in ihre eigenen Gewebe, ist eine Vernunft, die Nichts vernimmt und der Erfahrung nicht als „Quelle" bedarf. „Denn (sagt der Philosoph bei einer andern Gelegenheit) die rationale Philosophie hat ihre Wahrheit in der immanenten Nothwendigkeit ihres Fortschritts; sie ist so unabhängig von der Existenz, daß sie, wie wir früher sagten, wahr seyn würde, auch wenn Nichts existirte. Wenn das in der Erfahrung wirklich Vorkommende mit ihren Construktionen übereinstimmt, so ist das für sie etwas Erfreuliches, auf das sie wohl hinweist, mit dem sie aber nicht eigentlich erweist". Deutlicher kann man nicht sprechen, um seinen theocentrischen Standpunkt zu bekunden, während man den „ehrlichen Weg" Kant's einzuschlagen vorgibt. Der große Kant hatte allerdings auch auf andere Weise im Princip gefehlt; aber er verließ nicht den anthropocentrischen Stand- und Gesichtspunkt, er wollte nicht anders als menschlich denken. Bei unserem Philosophen aber spuckt noch immer die absolute „intellektuelle Anschauung", auf die er sich einst als auf ein Anrecht des wahren Philosophen berief, welches anderen Menschenkindern abgehe. Er ignorirte vornehm, was rings um ihn schon vor Jahrzehnten Männer

ernsten Denkens seinem „Nachgekommenen", Hegel nämlich, zur Evidenz dargethan hatten. Der Absolutismus in der Philosophie, der in Hegel seinen Höhepunkt erreichte, mußte sich nämlich den Nachweis gefallen lassen, daß er bei seiner angeblich rein apriorischen Construktion überall die Erfahrung mitspielen ließ. Schelling's Collega in Berlin z. B., Trendelenburg, hatte eine Melodie vorgesungen, auf die man eine vollgültige Antwort allerseits schuldig blieb. Wollen wir deßhalb zusehen, ob es einem Schelling besser, denn einem Hegel, bei seinen Construktionen erging.

Um sein Versprechen zu lösen, mußte sofort Schelling die Potenzen des Seyns*) überhaupt in seiner „Vernunft-Wissenschaft" aus der Vernunft selbst gewinnen. Als solche werden bezeichnet: a) das Seyn-Können, das Ansichseyn — Subjekt; b) das Rein-Seiende, das Fürsichseyn — Objekt; c) das sich selbst besitzende Seyn-Können, das Beisichseyn — Subjekt-Objekt, Geist. Das absolute Prius, welches nicht mehr Potenz, sondern bloß actus purus seyn kann, ist das Unmittelbar-Seiende, der absolute Urgrund, welcher dieser drei Potenzen in ihrer Einheit mächtig, daher „Herr alles Seyns" ist. Und diese Potenzen oder Principien alles Seyns hätte Schelling wirklich durch bloße immanente Denknothwendigkeit, ohne Rücksicht auf die tellurische Entwicklung, wie ehedem in seiner Naturphilosophie, gewonnen? Das wäre eine Selbsttäuschung. Diese drei Potenzen werden sofort als das „Mehrere in Gott" bezeichnet, während Er seiner Gottheit nach nur Einer seyn könne. Und erst von diesem Gesichtspunkte aus erhalte der „Monotheismus" eine wahrhaft wissenschaftliche Bedeutung. Seiner Gottheit nach nur Einer:

---

*) Statt des Ausdrucks „Potenzen" gebraucht Schelling auch die anderen: „Momente", „Formen", „Gestalten", „Principien für das Seiende", und nennt sie sogar „Elohim".

sei Gott in anderer Beziehung, nämlich hinsichtlich der drei Formen, in denen er seyn könne, auch ein Mehreres. Auf diese Weise sei der höchste Begriff der reinen Vernunft-Wissenschaft: der absolute Geist, der seiner Natur nach (zufolge der „Begriffsnothwendigkeit") nur Einer, aber Einheit „der drei Gestalten oder Potenzen ist", worin seine absolute Vollkommenheit und Macht liegt. Bis zu dem Begriffe des vollkommensten Wesens, als dem höchsten Ideale der Vernunft, war auch Kant gekommen; mit dem Begriffe des absoluten Geistes hatte auch die Hegel'sche Philosophie geendigt. Aber man hatte diesen Begriff eben nur als Ende, und wußte ihn nicht mehr zum Anfang zu machen, wodurch erst die Welt und die gesammte Geschichte in ihrer Wirklichkeit verstanden werde. Das will Schelling durch seine „positive Philosophie" erreichen, weßhalb er diese als sein liebstes Busenkind hegt und pflegt.

Die „positive Philosophie" ist nämlich „philosophia descendens"; was in der „negativen" Posterius gewesen, ist hier Prius geworden. Daher ist die positive Philosophie „empirischer Apriorismus, oder sie ist der Empirismus des Apriorischen, inwiefern sie das Prius per posterius als Gott seiend erweist" (Bd. 3. S. 130). Deßhalb geht dieselbe nicht von der Erfahrung aus, sondern der Erfahrung zu. „Denn a priori ist das, wovon sie ausgeht, nicht Gott; nur a posteriori ist es Gott. Daß es Gott ist, ist nicht eine res naturae, ein sich von selbst Verstehendes; es ist eine res facti, und kann daher auch nur faktisch bewiesen werden" (S. 128). Consequenter Weise handelte es sich nicht um den Beweis, daß Gott der absolut Seiende (Existirende) sei, sondern daß das absolut Seiende — Gott sei. Hierauf legt Schelling so großen Nachdruck, daß die Bedeutung und Fassung des ontologischen Beweises sowie der übrigen Argumente für Gottes Existenz eine ganz andere werden müsse. Die gesunde Logik aber sieht hierin ein Spiel mit

Worten, da es über Gott nur identische Urtheile gibt, in welchem Subjekt und Prädikat sich decken. Unter allen Umständen aber geht daraus hervor, daß wenn wir glauben würden, daß wir uns in der positiven Philosophie auf anderem Boden befänden als in der negativen, wir uns höchlich irren dürften. Hier wie dort stehen wir auf apriorem Gebiete; hier wie dort wird deducirt; nirgends kommt die Induction zu ihrem gleichen Rechte; hier wie dort werden wir in das göttliche Leben selbst versetzt, um die geheimsten göttlichen Gedanken zu belauschen und von oben herab die Welt und Weltgeschichte zu construiren. Um den „Apriorismus des Empirischen" wissenschaftlich zu gewinnen, muß man erst von dem Empirischen „ausgehen" und per inductionem den Weg zum Apriorischen finden, ehe man per deductionem wieder, vom Apriorischen aus, dem Empirischen „zugehen" kann und den „Empirismus des Apriorischen" zu gewinnen vermag. Und zwar darf man hiebei das logische und reale Prius und Posterius nicht mit einander verwechseln, darf das principium reale und principium cognoscendi nicht vertauschen und es bald in dem einen, bald in dem andern Sinne nehmen, wie unser Offenbarungsphilosoph gethan. Widrigenfalls kommt es zu einem Verirspiele, wobei jede Verständigung unmöglich ist. „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie", sagt Göthe. Erklärt man sich einmal für den Standpunkt des Monotheismus, dann muß man, wie J. H. Fichte in seiner Zeitschrift richtig bemerkt, auch bedenken, „daß mit dem neugewonnenen Princip der Transcendenz Gottes auch für die Frage nach der Erkennbarkeit desselben ganz neue Probleme entstehen". Dann ist es vornehme Illusion, wenn man durch absolutes Denken die endliche, zeitlich-räumliche Welt aus dem absoluten Princip „abzuleiten" vorgibt, indem man sich auf die schwindelnde Höhe des absoluten und darum göttlichen Wissens versetzt. Sei es nun, daß man von einer dialektischen Selbstbewegung der absoluten Idee faselt, was

Schelling selbst an Hegel tadelt; sei es, daß man mit Schelling die Welt von nach einander hervortretenden Potenzen „ableitet". Allein der phantasiereiche Mann hat sich nun ein für allemal in das Vorurtheil verloren die wahre Philosophie müsse als solche rein voraussetzungslos, rein a priori verfahren; sonst ginge ihr philosophischer Charakter zu Grunde. Gibt er sich ja eben deßhalb sogar Mühe, den Ausdruck „Offenbarungsphilosophie" abzuwehren und hiefür jenen der „Philosophie der Offenbarung" sich zu vindiciren. Man könnte sonst leicht der Meinung seyn, daß die Offenbarung als Princip und Quelle gefaßt werde, wodurch die Apriorität der philosophischen Wissenschaft als Opfer fallen müßte.

Von diesem Gesichtspunkte aus war es schwer, das Verhältniß Gottes zur Welt richtig zu bestimmen. Der lange Schritt von den Potenzen zur concreten Wirklichkeit, vom Idealen zum Realen (wie Schelling früher sich ausdrückte) wurde unseres Ermessens zum salto mortale. Das Verhältniß Gottes zur Welt soll in der positiven Philosophie durch die „freie Schöpfung" allein vollgültig erklärt werden. Bekanntlich hatte Schelling früher die Schöpfung aus Nichts „das Kreuz des menschlichen Verstandes" genannt, während der ältere Fichte sie als „ungeheures System" richtet. Und dennoch ist gerade jener Ausdruck, wenn er richtig verstanden wird, der einzige, wodurch das Problem der Weltentstehung seine wissenschaftliche Erklärung findet. Der Begriff des Creare, des Schaffens, muß in's volle Licht gestellt werden, sonst spielt man mit Worten. Durch sein richtiges Verständniß wird die Welt als anderen Wesens denn Gott erkannt. Bei allen anderen Versionen kommen wir nicht über den Pantheismus hinaus, mag er sich als substantieller (Spinoza), als logischer (Hegel), oder als historischer Pantheismus präsentiren, wie wir ihm bei unserem Schelling begegnen. Nach ihm ist „die Welt gar nicht Wesen, sondern nur Erscheinung, wiewohl eine göttlich gesetzte Erscheinung" (Bd. 3. S. 280).

Bei jedem Probleme ist nun aber vor Allem die Möglichkeit zu untersuchen, ehe man zur Wirklichkeit übergeht. Wird die Welt als „Anderes" denn Gott bezeichnet, so möchte der Mensch die Frage beantwortet haben: Wie ist das möglich? Wie kommt Gott zu dem Gedanken dieses Anderen? Bekanntlich hatte auch A. Günther die Frage bis zu diesem Punkte geführt und litt Schiffbruch mit seinem „Nicht-Ich" in Gott, indem er vergaß, daß der Inhalt dieses Nicht-Ichs des Vaters (der Sohn) auch Gott und nicht die Welt sei. Und doch hatte Günther so entschieden und penetrant die Welt als wesensverschieden von Gott dargethan. Aehnliches versucht Schelling, aber mit Consequenz, d. h. ohne seinen Principien untreu zu werden. Ursprünglich besteht in Gott die Einheit der drei bezeichneten Potenzen, ja Er ist selbst in und mit dieser Einheit, nicht außer und nach derselben. Aber eben hiedurch soll die Möglichkeit geboten seyn, daß, wenn Gott will, auch diese Potenzen in „Spannung" gerathen, selbstständig und hiedurch persönlich werden können. Widrigenfalls bleibe Gott in der Einheit seiner bloßen Potenzen verschlossen, wenn er nicht außer sich treten wolle. Auf diesen freien Willen legt Schelling so großen Nachdruck, daß man sich scheinbar ganz auf christlichem Gebiete weiß. Noch mehr! Er weist ausdrücklich die Nothwendigkeit der Schöpfung zurück und recusirt den pantheistischen Satz: daß Gott die Welt habe setzen müssen, daß Er ohne Welt nicht Gott wäre. Dagegen spricht er den herrlichen Satz aus: „Gott ist schon vor der Welt Herr der Welt, Herr nämlich sie zu setzen und nicht zu setzen. Der also, welcher Schöpfer seyn kann, ist freilich erst der wirkliche Gott; aber diese Behauptung ist himmelweit entfernt von jener anderen wohlbekannten: daß Gott nicht Gott seyn würde ohne die Welt" (a. a. O. S. 291). Hier tritt uns jedoch ein großes Aber entgegen. Nämlich: — aber das Schelling'sche „Weltsetzen" ist kein Welt-schaffen. Dem Philosophen ist der

„durch die freiwillig gesetzte Spannung bewirkte Proceß der Proceß der Schöpfung". Es steht in der Freiheit Gottes, „das an sich Seiende seines Wesens als das Gegentheil, als von sich weg Seiendes, oder außer sich Seiendes zu setzen". Und doch wird anderwärts stets betont, daß hiedurch die absolute Einheit Gottes in seinen Potenzen nicht gestört werden solle, daß Gott der überweltliche, absolute, transcendente, all-einige u. s. w. Herr, der vollkommenste an- für- und beisichseiende Geist, absolut-persönliches Wesen sei und bleibe. Hier verwickelt sich der Autor in unlösbare Widersprüche, die sich nicht neben einander vertragen. Auf der einen Seite wird von Gott als absolut vollkommenem Geiste gesprochen; auf der andern Seite soll er in der Schöpfung außer sich treten und in einen successiven Proceß eingehen können, ohne hiedurch seine absolute Vollkommenheit aufzugeben. Wenn irgendwo, sehen wir hier den alten Sauerteig der früheren Schelling'schen Spekulation mit seiner späteren besseren Ueberzeugung ringen. Es fehlt darum der scharfe Begriff und die prägnante sprachliche Bezeichnung zugleich; seine „Schöpfung" ist keine Schöpfung.

War nun aber der Gedanke einmal festgestellt, daß der Schöpfungsproceß zufolge einer „Spannung der göttlichen Potenzen" vor sich gehe, so wurde die Welt zum außer sich gekehrten Gotte, zum Universum (von unum und versum) gemacht; die Welt ist nicht wesensverschieden von Gott. Freilich vergaß hier der Forscher, daß die lateinische Sprache noch andere Ausdrücke für die Bezeichnung des „Weltalls" hat, während die griechische, deutsche und andere Sprachen diese etymologischen Spielereien von selbst richten. Für Schelling aber war es consequent, daß er successive innerhalb der Zeit die drei göttlichen Potenzen zu selbstständigen Personen werden läßt. Der Vater wird Person durch den Schöpfungs-Akt, vor Allem durch Schöpfung des Menschen, „des Herrn der Schöpfung"; weßhalb Schelling den ursprünglichen Men-

schen „einen gewordenen Gott" nennt. Aber durch die eingetretene Alteration, durch die Versuchung und den „Urzufall" (Fortuna primigenia) wurde die ganze Welt außergöttlich, getrennt von Gott, war nicht mehr bloß praeter Deum, sondern extra Deum, und Gott waltete in ihr nur noch mit seinem absoluten „Unwillen". Hiedurch wird nun auch der zweiten göttlichen Potenz, dem Sohne, Gelegenheit gegeben, selbstständige Person zu werden. Er wird mit Freiheit Herr des außergöttlichen, gottentfremdeten Seyns, nimmt den göttlichen Unwillen auf sich, wirkt als kosmische Potenz in der alten Welt, im Heidenthum; tritt als geschichtliche Person im neuen Bunde auf, beseitigt die widernatürliche Spannung durch sein Sühnopfer, um die ursprüngliche Einheit mit Gott wieder herzustellen. Durch die „Ausspannung" seiner Arme am Erlösungskreuze wurde die ganze frühere „Spannung" vernichtet. Und jetzt erst war der Boden geebnet für die wirkliche Erscheinung der dritten göttlichen Potenz; jetzt erst kann auch der heilige Geist selbstständige Person werden, um, innerhalb der Gemeinde — der Kirche, die Erlösung durch die Heiligung zu vollenden; jetzt erst war aber auch der Sohn vom Vater wahrhaft „gezeugt", und darum Sohn im strengen Sinne des Wortes; „denn nur ein für sich bestehendes Wesen kann wirklich gezeugt heißen".

Theilt sich hiedurch die Weltgeschichte in zwei große Gebiete: Heidenthum und Christenthum, so ergibt sich auch von selbst die Eintheilung der positiven Philosophie in Philosophie der Mythologie und Philosophie der Offenbarung. Mythologie ist die natürliche, Offenbarung die übernatürliche Religion. Beide sind gleich nothwendig und fordern einander. Ueber beiden aber steht als dritte: „die philosophische oder freie Religion", die Religion der Denkenden und Erkennenden — das Ziel der Schelling'schen Muse.

Die Mythologie soll aus ihren eigenen Principien erkannt werden. Und in der That wird Niemand läugnen,

daß Schelling bezüglich der Mythe auf seinem Posten ist und hier Anschauungen zu Tage fördert, die ihm ein bleibendes Denkmal sichern. Hier hatte er für seine reiche Phantasie das weiteste Feld; ist ja doch seine ganze Philosophie vielfach selbst nur Mythologie, obgleich er sich rühmt, die höchsten Probleme in einer Weise gelöst zu haben, wie es weder eine Philosophie, noch eine Theosophie bis jetzt vermocht. Die Mythologie ist ihm theogonischer Proceß des Bewußtseyns, und zwar natürlicher Proceß. Daher durchläuft er, analog den drei Potenzen, die drei Stufen der astralen und polytheistischen Religion, sowie der griechischen Mysterien, die den Uebergang zum Christenthum bilden. Da aber bei diesem natürlichen theogonischen Processe das psychologische und ethische Moment unberücksichtigt bleiben, so kommt es, wie J. U. Wirth treffend bemerkt, in Schelling's Philosophie der Mythologie zu einem „wahren göttlichen Drama, hinter dessen Coulissen Niemand anders sieht, noch sehen kann, als derjenige, der es — erfunden und gedichtet hat. Wir können diesem Drama nur zuschauen".

Was jedoch in der Mythologie nur als cosmische Potenz wirkte: tritt im Christenthum als historische Persönlichkeit, als Christus auf. Hier stehen wir nicht mehr innerhalb des natürlichen Processes, sondern der freien That der Offenbarung; nicht mehr in der Mythe, sondern in der Geschichte. Und zwar wird (zur Ehre Schelling's sei es gesagt) wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß der Mensch nicht bloß ein ideales, sondern ein reales Verhältniß zu Gott habe, weßhalb Christus nicht bloß als großer Lehrer, sondern vor Allem als Erlöser aufzufassen sei. Die zweite göttliche Potenz, der Sohn Gottes, der inzwischen nicht eigentlicher Gott, sondern wie Gott (ἐν μορφῇ θεοῦ) war — bei welcher Deduktion die bekannte Stelle im Philipper-Briefe eigenthümlich traktirt wird — ist selbst Mensch geworden. Darum bildet die Person Christi, die Christologie, mit Recht den Mittelpunkt

er Philosophie der Offenbarung. Aber leider verletzt auch ier Schelling das erste und höchste Denkprincip. Gott wird Mensch im strengen Sinne des Wortes. Unser Philosoph ibt der Menschwerdung oder Incarnation eine so eigenthümche Bedeutung, daß weder das Dogma, noch die Wissenhaft sich hiemit zufrieden stellen wird. Nicht aus zwei Naturen, sondern in zwei Naturen sei Christus bestanden*). Hiemit tritt er allen andern Theorien entgegen, ohne jedoch ich allseitig zu verfestigen. Die Eine göttliche Potenz erscheint bloß in zwei verschiedenen Daseynsweisen.

War jedoch einmal durch Christus ein neues Verhältniß u Gott hergestellt, hatte derselbe ein neues Reich gegründet: o war es nur consequent, wenn Schelling auch innerhalb ieses Reiches — der Kirche — die Dreizahl seiner Potenen als letzten Erklärungsgrund für das Verständniß der sucessiven Entwicklung derselben benützte. Jetzt wird es dem freundichen Leser aber auch klar seyn, warum wir auf die Princiien, die „Potenzen" Schellings zurückgehen mußten, um den Schlüssel zu gewinnen, mit denen derselbe die Pforten des Himmelreichs zu öffnen versuchte. Nun erst wird es uns möglich seyn, zu untersuchen, in welchem Verhältnisse die katholische und protestantische Kirche nach unserem Philosophen stehen sollen, und was es namentlich für eine Bewandtniß mit der gepriesenen magna charta des Protestantismus hat.

---

*) Mit der eigenthümlichen Ansicht Schellings über die Menschwerdung Christi steht auch seine Lehre vom Tode des Menschen, von der Auferstehung und namentlich dem Abendmahle in Verbindung, was uns etwas ferner liegt.

VII.

Die Parität im freisinnigen Holstein — zum Vergleich mit den protestantischen Gemeinden in Oesterreich*.)

I.

Im Herzogthume Holstein treten binnen kurzem die Stände wiederum zusammen, und wiederum werden die vielgeprüften holsteinischen Katholiken ihnen ihre Bitte um kirchliche Freiheit per supplicas an's Herz legen. Ob mit günstigerem Erfolge als im vorigen Jahre, steht in Gottes Hand, doch ist solches nach dem, was die Petenten seit dem „glorreichen Freiheitsjahre" von ihren protestantischen Landsleuten erfahren mußten, menschlicher Voraussicht nach kaum zu verhoffen. Man denke nur an das, bereits in der ersten Serie dieser Aphorismen erwähnte, am 27. April eben jenes glorreichen Freiheitsjahres, in dem nicht bloß alle Ketten, sondern auch alle Bande gelöst waren, von der „Schleswig-Holsteinischen Regierung" erlassene Rescript, dessen Bestimmung keine andere war, als gerade diejenigen Fesseln, welche von Gottes- und Rechtswegen zu allererst hätten fallen sollen, die rechtswidrige

*) Der „Aphorismen aus dem dänisch-deutschen Missionsgebiete" zweite Serie.

Bedrückung der katholischen Kirche nämlich, fortbestehen zu lassen. „Wir fürchten, wir fürchten", sagte damals gerade in Bezug auf obiges Rescript ein hochverehrter, jetzt leider verstorbener Mitbegründer dieser Blätter *), „der Herr wird zornig werden und die holsteinische Freiheit den Peinigern überantworten". Wie dieses Wort in Erfüllung gegangen, ist allbekannt. Diejenigen, welche das ungerechte Joch kirchlicher Bedrückung nicht von den Schultern ihrer katholischen Mitbürger genommen wissen wollten, sie haben es lernen müssen, die eigenen Nacken unter ein nicht minder hartes politisches Joch zu beugen; was sie aber durch alle über sie verhängten Trübsale nicht gelernt zu haben scheinen, das ist: Gerechtigkeit auch gegen die katholische Kirche. Zeugniß dessen ist die vorige Ständeversammlung. Die Eingabe der supplicirenden Gemeinden war einem Ausschusse zur Begutachtung übergeben, der seinen Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung unter Anderm durch die Behauptung zu motiviren suchte, daß wenn zur Begründung der von den Petenten gestellten Bitte, auf den Art. 16 der deutschen Bundesakte verwiesen sei, durch diesen Artikel das Recht des Königs von Dänemark, die Religionsübung der in den deutschen Bundesstaaten anerkannten Confessionen durch das jus reformandi verschieden zu bestimmen, keineswegs beseitigt sei. Man sieht daraus, wie man hie und da auch diesseits der Eider ein deutsches Recht dem Belieben eines außerdeutschen Monarchen auf das zuvorkommendste unterzuordnen bereit ist, sobald es den eigenen Wünschen fördersam scheint. Deßhalb nahm es uns auch nicht im geringsten Wunder, daß man kein Bedenken trug, auf die zuerst vor einigen Jahren im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin (bei Gelegenheit des von der Kettenburg'schen Falles) wieder aufgewärmte Theorie von einem noch heutzutage gültigen Reformationsrechte des Landesherrn auch hier zu re-

*) Band 26, Seite 803.

curriren, da die Theorie dieser Herren sich stets nach der augenblicklichen Sachlage zu richten scheint und wahrscheinlich sehr viel anders lauten würde, wenn z. B. einmal ein convertirter König von Dänemark gegen den Herrn Propst Balemann (den Berichterstatter des Ausschusses) von dem jus reformandi Gebrauch machen wollte.

Von den übrigen bei der Debatte über die in Rede stehende Eingabe sich betheiligenden Rednern war, abgesehen von dem katholischen Grafen Hahn, kein Einziger, der sich berufen gefühlt hätte, ein Wort zu Gunsten der Petenten zu sprechen. Die merkwürdigste unter diesen Reden war die des Pastors Versmann, in der (nach dem Referate der „Hamburger Nachrichten") unter Anderm gesagt ward: „Was die Sache anlange, so stehe hier nicht ein Bittender vor der Thür unserer Landeskirche, bescheiden Einlaß begehrend, sondern Rom stehe vor den Thüren unserer Kirche Einlaß verlangend, um dort sein Wesen zu haben. Rom betrachte bekanntlich alle Theile der evangelischen Kirche als eine verlorene Provinz und gehe darauf aus, sie wieder zu erobern, und habe daher die Landeskirche alle Ursache, sich zu hüten, und hätten ebenso die Vertreter des Landes (die also wohl nur Lutheraner vertreten?) auf der Hut zu seyn. Würde man auf das Gesuch der Petenten eingehen, so würden viele katholische Geistliche (ach lieber Gott, woher die „vielen" wohl kommen sollten!) in unser Land gesandt werden, man würde in der katholischen Kirche sich freuen und triumphiren als über den Anfang zu einem errungenen Siege". Was uns an dieser Rede, abgesehen von dem Irrthume als verlange „Rom", oder sonst irgend Jemand, durch die „Thüren unserer Kirche" eingelassen zu werden (wozu man wohl nicht erst an die Stände zu suppliciren nöthig hätte), besonders gefallen hat, ist die naive Offenherzigkeit derselben. Man würde in der katholischen Kirche „sich freuen" und das, meint der „evangelische" Herr Prediger, darf nimmermehr zugelassen werden, es wäre — um mit

dem Geist des alten Hamlet zu reden — schauderhaft, schauderhaft, höchst schauderhaft! Und er hat Recht. Freude oder gar Triumph bei Katholiken ist (wir müssen es leider nur zu oft erfahren) äqual Trauer und Niedergeschlagenheit bei allen denen, die der Kirche gegenüber keiner andern Regung fähig zu seyn scheinen als der des Hasses. Gott bessere es!

Und dieser zu jenen „freisinnigen und wohlwollenden Männern", von denen das „gläubige" Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft sprach, gehörende Herr Pastor wird, wenn wir recht berichtet sind, auch in der dießjährigen Ständeversammlung wiederum einen Platz neben Propst Balemann und sonstigen Amtsbrüdern einnehmen, wer aber fehlen wird, ist Graf Hahn. Und das ist der Grund, weßhalb wir oben unsern armen holsteinischen Glaubensbrüdern auch für ihre dießjährige Petition kein allzugünstiges Prognostikon zu stellen vermochten. Doch Gott kann Wunder thun; und warum sollte er nicht auch die Herzen von Pastor Versmann und Genossen dermaßen rühren können, daß sie in diesem Jahre Alles wieder gut machen, was ihre in voriger Ständeversammlung gehaltenen Reden schlecht gemacht haben? Und weil hie und da vielleicht ein Ständemitglied, das bis dahin viel Wichtigeres zu thun hatte, als sich um die gedrückte Lage eines winzigen Häufleins Katholiken zu bekümmern, seine bisherige Indolenz aufgeben würde, wenn ihm ein unverschleiertes Bild eben dieser Lage vor Augen träte, wollen wir im Folgenden noch ein paar derartige Fälle aufführen, die sich mit leichter Mühe verzehnfachen, ja, wollte man einige Decennien zurückgehen, verhundertfachen ließen.

II.

Im Jahre 1857 beabsichtigte ein aus Preußen gebürtiger Katholik, Johann Adolph Bühner, Stallmeister des Gra-

sen von Westphalen, und als solcher auf dessen Gute Rixdorf bei Kiel ansässig, sich mit Charlotte Louise Hagemann, der Tochter eines lutherischen Schullehrers im Kirchdorfe Lebrade zu verheirathen. Die Brautleute hatten unter einander ausgemacht, daß ihre Ehe vor einem katholischen Priester geschlossen, und die aus derselben zu verhoffenden Kinder katholisch getauft und erzogen werden sollten. Dieser Vereinbarung, mit der sich auch die Eltern der Braut nach Beseitigung mehrfacher Bedenken einverstanden erklärt hatten, standen jedoch die in der ersten Serie dieser Aphorismen einzeln benannten, die gemischten Ehen betreffenden Verordnungen entgegen, denen zufolge die Trauung nur von einem lutherischen Prediger und nur nach vorhergegangenem Angelöbniß ausschließlich protestantischer Kinder-Taufe und -Erziehung hätte vorgenommen werden dürfen. Diesem abscheulichen Zwange suchten die Verlobten durch Erwerbung eines sogenannten Königsbriefes zu entgehen, eines Briefes der in Kopenhagen allezeit für einen bestimmten Preis käuflich ist, und der, außer von der „öffentlichen Verlobung und Abkündigung von der Kanzel", auch von der Trauung durch den competenten Prediger befreit und gestattet, daß dieselbe „wo und wann sie wollen durch des Priesters Hand" geschehen könne. Auf Grund dieses Königsbriefes wurden nun die Brautleute von einem katholischen Geistlichen in Hamburg more solito copulirt, worauf das erste Kind dieser Ehe zu Ende selbigen Jahres geboren und durch den katholischen Missionär zu Kiel, Herrn Cosse, getauft ward. Kaum war jedoch letzteres geschehen, so erhielt der gedachte Missionär vom Magistrate der Stadt Kiel nachfolgendes Schreiben:

„Zufolge Schreibens des königlichen Ministeriums für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg vom 14. d. M. hat nach einer deßfälligen Anzeige der Kieler Kirchenprobstei der katholische Priester Clemens Cosse in Kiel ein in einer von dem Stallmeister Bühner zu Rixdorf, katholischer Confession, mit der Charlotte

Louise Hagemann aus Lebrade, evangelischer Confession, in Hamburg vollzogenen, übrigens auch in Ansehung ihrer rechtlichen Gültigkeit noch in Frage stehenden ehelichen Verbindung erzeugtes Kind getauft, und dürfte damit einer Uebertretung der bestehenden Landesgesetze, nach welchen die Kinder von Eltern verschiedener Confession von Geistlichen der Landeskirche getauft werden sollen, sich schuldig gemacht haben.

Im Auftrage des königlichen Oberdirektoriums der Stadt Kiel wird vom Bürgermeister und Rath dieser Stadt dem Herrn Pastor Cosse unter Hinweisung auf die demselben, in Gemäßheit Schreibens des königlichen Oberdirektoriums vom 6. v. Mts., am 13. v. Mts. gemachte Eröffnung *) aufgegeben, innerhalb acht Tagen ab insinuato seine verantwortliche Erklärung über diese Angelegenheit hierselbst einzureichen. Decretirt Kiel in Curia den 29. December 1857. in fidem G. A. Witte, Syndicus."

Auf die von dem Missionär in termino praefixo eingereichte „verantwortliche Erklärung" erfolgte dann nachstehendes Rescript des Holstein-Lauenburgischen Ministerii:

„Da nach den dem Ministerium vorliegenden Akten der katholische Pfarrer Clemens Cosse in Kiel am ersten November v. Js. ein Kind des sich zur katholischen Kirche bekennenden Stallmeisters Bühner zu Rixdorf und der Charlotte Louise Hagemann aus Lebrade, lutherischen Bekenntnisses, getauft und sich dadurch einer Ueberschreitung der ihm eingeräumten priesterlichen Befugnisse, welche, nach den in Betracht kommenden Landesgesetzen und insbesondere auch zufolge der Verordnung vom 10. Jan. 1757/6. December 1781, sich auf die Vornahme von Taufen an Kindern, die in der Mischehe eines lutherischen Glaubensgenossen oder etwa

*) Dieses bezieht sich auf die dem gedachten Missionär erst kurz vorher durch den Kieler Magistrat mitgetheilte königliche Bestätigung seiner Anstellung, bei welcher Gelegenheit ihm alle, die katholische Kirche beschränkenden Verordnungen in herkömmlicher Weise vorgelesen worden waren.

von einer Lutheranerin außer der Ehe*) geboren werden, nicht erstrecken, schuldig gemacht hat: so wird dem Pfarrer Cosse wegen dieser Uebertretung der Landesgesetze Namens Seiner Königlichen Majestät hiemittelst für dieses Mal ein ernstlicher Verweis, zugleich jedoch unter der Verwarnung ertheilt, daß er bei wiederholter Ueberschreitung seiner Befugnisse unnachsichtlich die Anwendung des bei seiner Zulassung gemachten Vorbehalts zu gewärtigen habe. Urkundlich unterm beigedrückten königl. Insiegel. Gegeben königl. Ministerium für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg den 1. Mai 1858. L. S. Unsgaard."

Inzwischen aber war dem Stallmeister Bühner selbst ein Decret des Kieler Landconsistoriums zugestellt, folgendermaßen lautend:

„Der Stallmeister Johann Adolph Bühner zu Rixdorf wird hiedurch befehligt, sich am 3. März d. Js. Mittags 12 Uhr vor dem versammelten königlichen Kieler Landconsistorium auf dem Rathhause zu Kiel in Person einzufinden, um wegen der durch die angeblich von dem katholischen Priester Sommer in Hamburg vollzogene Trauung mit der Charlotte Louise Hagemann in Lebrade begangenen Contravention gegen die bei Vollziehung von Ehen zwischen Katholiken und Evangelischen geltenden gesetzlichen Bestimmungen vernommen zu werden und weitere Verfügung zu gewärtigen. Decretum Königliches Kieler Landesconsistorium Brunswieck den 25. Februar 1858. Direktor, Probst und Assessores. In fidem N. N. Act."

*) Der Missionär hatte nämlich in seiner „verantwortlichen Eingabe" sich unter Anderm darauf berufen, daß wenn die Gültigkeit der quästionirten Ehe, wie der Kieler Magistrat behaupte, noch in Frage stehe, es dann nach eben dieser Ansicht auch noch unentschieden seyn müsse, ob das Kind ein eheliches oder ein uneheliches sei. Hinsichtlich der Taufe unehelicher Kinder enthalte aber die betreffende Verordnung, wie es wirklich der Fall ist, durchaus keine Bestimmung.

Bühner erschien zum festgesetzten Termine vor dem von m Kammerherrn von Kaufmann dirigirten Kieler Landes- nsistorio, und ward wegen der in Hamburg erfolgten hließung seiner Ehe vernommen. Gleiches geschah bald rauf auch mit der Ehefrau. Bei einer dritten Vernehmung irden die Eheleute aufgefordert, ihre Angelegenheit den Lan- sgesetzen gemäß zu ordnen, d. h. eine Bittschrift an den inig um allerhöchste Concession zur Eingehung einer Ehe zureichen und dann, nachdem ihrem Gesuche allergnädigst ferirt worden, sich von einem lutherischen Prediger unter igelobung ausschließlich protestantischer Kinder-Taufe und -Er- ehung nochmals copuliren zu lassen. Da Bühner dieß An- inen unter der Erklärung zurückwies, daß er seine Frau cht erst zu heirathen brauche, sondern mit ihr in einer nach tholischem Kirchenrechte vollgültigen Ehe lebe, auch erklärte, ß sein Gewissen ihm weder die lutherische Taufe, noch die therische Erziehung seiner Kinder verstatte, ward ihm nach- genbes merkwürdige Erkenntniß eines hohen Landconsistorii miirt:

„Nachdem die, in Gemäßheit Rescripts des k. Holsteinischen berconsistorii vom 12. Februar d. Js., betreffend die Denuntia- n der durch den katholischen Priester Sommer in Hamburg mit ngehung der Vorschriften der Verordnungen vom 10. Januar '57 und 6. December 1781 vollzogenen Copulation des Stall- isters Johann Adolph Bühner in Rixdorf und der Charlotte uise Hagemann aus Lebrade, eingeleitete Untersuchung nun- hr beendet, erkennt das königliche Kieler Landesconsistorium

in Erwägung, daß der Stallmeister J. A. Bühner aus Rix- rf, katholischer, und die Ch. L. Hagemann aus Lebrade, evan- lischer Confession, eingeräumt haben, daß sie sich durch den holischen Priester Sommer in Hamburg copuliren lassen, ohne zu einer Heirath zwischen verschiedenen Religionsverwandten orderliche Allerhöchste Concession eingeholt, und ohne sich ver- idlich gemacht zu haben, ihre aus jener Verbindung entsprin-

genden Kinder von einem evangelischen Pfarrer taufen und in der evangelisch-lutherischen Lehre erziehen zu lassen;

in weiterer Erwägung, daß die genannten beiden Denuntiaten durch dieß ihr eingeräumtes Verfahren wider die ausdrücklichen Vorschriften der Verordnung vom 6. December 1781 gehandelt, welche vorschreibt, daß die Heirath zwischen Personen evangelisch-lutherischer und römisch-katholischer Confession nur unter der Bedingung gestattet seyn soll, daß dieselben vor Vollziehung der Ehe erst die Allerhöchste Concession zu derselben impetriren, sich von einem evangelisch-lutherischen Pfarrer trauen lassen, und überdieß vor der Copulation sich verbindlich machen, daß sie ihre Kinder von einem solchen Prediger taufen und in der evangelisch-lutherischen Lehre auferziehen lassen wollen;

in Erwägung, daß nach Verordnung vom 8. Dec. 1766, extendirt auf den großfürstlichen gemeinschaftlichen Distrikt unterm 6. Nov. 1786, dergleichen auf gesetzwidrige Art vollzogene Ehen, wie die hier vorliegende, in Ansehung der Getrauten selbst und ihrer mit einander erzielten Kinder null und nichtig seyn sollen;

in schließlicher Erwägung, daß die genannten beiden Denuntiaten durch ihr verschuldetes gesetzwidriges Verhalten die geführte Untersuchung veranlaßt, deßhalb die durch selbige verursachten Kosten zu erstatten schuldig sind — dahin für Recht: daß die durch den katholischen Priester Sommer in Hamburg zwischen dem Stallmeister J. A. Bühner aus Cörbecke d. Z. in Rixdorf und der Ch. L. Hagemann aus Lebrade vollzogene Ehe für null und nichtig zu erachten, die beiden Denuntiaten auch zur solidarischen Erstattung der Kosten, so weit sie des Vermögens zu verurtheilen. Wie denn solchergestalt hiedurch erkannt wird. V. R. W. Decretum Königliches Kieler Landconsistorium den 7. Juni 1858. Director, Probst und Assessores. In fidem N. N. Act."

Da jedoch die Eheleute Bühner trotz dieses wohl in keinem andern deutschen Lande möglichen Erkenntnisses nach wie vor als Eheleute zusammenlebten, bedrohte man sie als angeblich im Concubinate lebende Personen mehrfach mit polizei-

licher Verfolgung und der Anwendung von — Unzuchtsstrafen! Um nun letztere, von deren Adhibirung auf wirkliche Unzuchtsfälle im freisinnigen Holstein sonst kaum noch die Rede ist, von seiner legitimen Ehe fern zu halten, verschaffte sich Bühner für sich und seine Ehefrau einen preußischen Heimathsschein, in der Voraussetzung, man werde den laut dieses Documents im Königreich Preußen als rechtmäßige Ehegatten Anerkannten nunmehr auch wohl den bloß zeitweiligen Aufenthalt im Herzogthum Holstein nicht versagen. Doch auch diese Hoffnung schlug fehl. Die Bedrohung mit polizeilicher Verfolgung dauerte fort. Da trat die Ehefrau Bühner zur katholischen Kirche zurück. Aber auch die jetzt beiderseits katholischen Ehegatten wollte man nicht als solche anerkennen; es wurde ihnen nach wie vor lediglich die Wahl zwischen lutherischer Copulation und Kindererziehung auf der einen und Unzuchtstrafen auf der andern Seite gelassen. Selbst durch eine an des Königs Majestät gerichtete Bittschrift ist ihre Lage, wenigstens bis jetzt, nicht verbessert worden, denn wie man uns berichtet, haben sie (sei es daß bereits eine ungünstige königliche Resolution erfolgt, sei es daß man ihrer Supplikation keinen Suspensiveffekt beigemessen) sich bereits in das Unabänderliche gefügt und leben, obwohl vor Gott katholische Eheleute, doch faktisch von einander getrennt.

III.

Den 19. December 1857 reichte das lutherische Compastorat der zweiten Rellinger Gemeinde nachfolgende, angeblich eine „Ueberschreitung der Amtsbefugnisse des katholischen Missionärs Schwegmann in Altona" betreffende „gehorsamste Anzeige" bei dem Kirchenvisitatorio der Propstei Pinneberg ein:

„Es sind in den letzten Jahren die katholischen Familien

des Baumeisters Joseph Kräutner, Häuerlings in Pinneberg, und des Oekonomen Theodor Aenganeyndt in Ellerbeck in die hiesige Gemeine gezogen und hat bei den in diesen Familien vorgefallenen Taufen eine Nichtbeachtung der geltenden Bestimmungen Seitens des katholischen Pastors Schwegmann in Altona stattgefunden.

Dem Joseph Kräutner wurde am 19. Juni 1855 eine Tochter geboren; er machte darüber Anzeige bei mir und befragte sich, wie er sich in Rücksicht der heiligen Taufe seines Kindes zu verhalten hätte. Ich theilte ihm mit, daß die von einem lutherischen Pastor verrichtete Taufe in der katholischen Kirche anerkannt würde und ich daher bereit sei, das Kind zu taufen, wie dieß auch im ganzen übrigen Lande die Weise sei (cf. Callisen §. 30 Anm. 73). Ich sagte ihm aber auch, daß ich nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn er sein Kind nach Altona zur Taufe in der katholischen Kirche bringe. Er wählte das Letztere. Aber am Abend des 2. Juli 1855 traf ich auf dem Bahnhofe zu Pinneberg den katholischen Pastor Schwegmann aus Altona nebst dem katholischen Lehrer Clemens August Böckmann aus Altona in Begleitung des Joseph Kräutner und es ergab sich, daß dieselben die Taufe des Kindes im Hause des Kräutner in Pinneberg vorgenommen hatten. Dem Kräutner sagte ich am nächsten Tage, daß die Anwesenheit des katholischen Pastors zur Taufe in Pinneberg sowohl gegen die bestehenden Gesetze als auch gegen meine Erlaubniß sei, daß ich indeß die Sache in der Erwartung nicht zur Anzeige bringen würde, wenn dergleichen nicht wieder vorfiele.

Als nun dem Kräutner am 11. August d. J. ein Sohn geboren war, sprach ich wieder gegen ihn aus, daß ich, wie voriges Mal nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn er das Kind nach Altona zur Taufe brächte, aber es nicht dulden dürfe, wenn der katholische Pastor nach Pinneberg zur Taufe käme. Dennoch sind ein zeitweiliger Stellvertreter des Pastors Schwegmann so wie ein katholischer Lehrer am 9. September d. J. in Pinneberg zur Vornahme der Taufe gewesen, wovon ich erst Nachricht erhalten, nachdem ich den Kräutner am 15. d. M. schriftlich aufforderte, die vor der Taufe seines Kindes hieselbst zu beschaffenden Angaben für das Kirchenbuch zu machen.

Dem Aenganeyndt in Ellerbeck ist im Laufe dieses Monats Kind geboren, dessen Taufe in der katholischen Kirche zu ona schon geschehen war, als die Hebamme Breckwold in Eller- mir am 13. d. M. darüber eine mündliche ungenügende ttheilung machte. Auch den Aenganeyndt habe ich erst schrift- auffordern müssen, die gehörige Anzeige für das Kirchenbuch beschaffen.

Es würde nun weder das Eine noch das Andere dieser berschreitungen haben stattfinden können, wenn der katholische stor sich an die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen gebunden te. Denn durch das Rescript d. d. (Glückstadt) Kopenhagen 29. März 1661 ist den römisch-katholischen Geistlichen das ercitium religionis außerhalb des Orts, wo selbige zugelassen, glich untersagt. Dagegen ist nun allerdings den Katholiken ubt, gemäß dem Rendsburger Synodalschluß vom 6. April 5. Juli 1726 § 2. der 2. Abtheilung und dem Rescript d. Christiansborg den 10. November 1779 ihre katholischen Prie- zu sich auf ihre Höfe und Häuser kommen zu lassen, wenn selbst oder Jemand von ihrer Familie mit schwerer Krankheit egt worden, und Kräutner gibt auch an, daß sein Kind im ten Falle schwach gewesen sei, so daß er unmöglich damit hätte nach tona zur Taufe reisen können. Nach meinem Dafürhalten gehört er die Schwachheit eines Kindes um so weniger unter die Fälle, welchen die Priester geholt werden dürfen, da nach der Lehre katholischen Kirche (conc. Trid. sess. VII c. 4 de bapt.) Nothfalle die Taufe von jedem Menschen, der seiner Vernunft chtig ist, und zwar ohne Unterschied des Geschlechts, ertheilt den kann, und die katholische Kirche (cf. Richter: Kirchenrecht 241) auch die von einem Ketzer und selbst von einem Un- ubigen vollzogene Taufe für gültig hält, sobald sie nur mit Intention zu taufen vollzogen ist. Es ist also keine Noth- digkeit vorhanden, den Priester zur Taufe eines Kindes katho- her Eltern zu holen und überdieß darf er nach jenem oben geführten Rescripte die Taufe nicht an einem andern als seinem hnorte vollziehen.

Was ferner die Eintragung der Kinder fremder Religions-

des Baumeisters Joseph Kräutner, Häuerlings in Pinneberg, und des Oekonomen Theodor Aenganeyndt in Ellerbeck in die hiesige Gemeine gezogen und hat bei den in diesen Familien vorgefallenen Taufen eine Nichtbeachtung der geltenden Bestimmungen Seitens des katholischen Pastors Schwegmann in Altona stattgefunden.

Dem Joseph Kräutner wurde am 19. Juni 1855 eine Tochter geboren; er machte darüber Anzeige bei mir und befragte sich, wie er sich in Rücksicht der heiligen Taufe seines Kindes zu verhalten hätte. Ich theilte ihm mit, daß die von einem lutherischen Pastor verrichtete Taufe in der katholischen Kirche anerkannt würde und ich daher bereit sei, das Kind zu taufen, wie dieß auch im ganzen übrigen Lande die Weise sei (cf. Callisen §. 30 Anm. 73). Ich sagte ihm aber auch, daß ich nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn er sein Kind nach Altona zur Taufe in der katholischen Kirche bringe. Er wählte das Letztere. Aber am Abend des 2. Juli 1855 traf ich auf dem Bahnhofe zu Pinneberg den katholischen Pastor Schwegmann aus Altona nebst dem katholischen Lehrer Clemens August Böckmann aus Altona in Begleitung des Joseph Kräutner und es ergab sich, daß dieselben die Taufe des Kindes im Hause des Kräutner in Pinneberg vorgenommen hatten. Dem Kräutner sagte ich am nächsten Tage, daß die Anwesenheit des katholischen Pastors zur Taufe in Pinneberg sowohl gegen die bestehenden Gesetze als auch gegen meine Erlaubniß sei, daß ich indeß die Sache in der Erwartung nicht zur Anzeige bringen würde, wenn dergleichen nicht wieder vorfiele.

Als nun dem Kräutner am 11. August d. J. ein Sohn geboren war, sprach ich wieder gegen ihn aus, daß ich, wie voriges Mal nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn er das Kind nach Altona zur Taufe brächte, aber es nicht dulden dürfe, wenn der katholische Pastor nach Pinneberg zur Taufe käme. Dennoch sind ein zeitweiliger Stellvertreter des Pastors Schwegmann so wie ein katholischer Lehrer am 9. September d. J. in Pinneberg zur Vornahme der Taufe gewesen, wovon ich erst Nachricht erhalten, nachdem ich den Kräutner am 15. d. M. schriftlich aufforderte, die vor der Taufe seines Kindes hieselbst zu beschaffenden Angaben für das Kirchenbuch zu machen.

Dem Aenganeyndt in Ellerbeck ist im Laufe dieses Monats ein Kind geboren, dessen Taufe in der katholischen Kirche zu Altona schon geschehen war, als die Hebamme Breckwold in Ellerbeck mir am 13. d. M. darüber eine mündliche ungenügende Mittheilung machte. Auch den Aenganeyndt habe ich erst schriftlich auffordern müssen, die gehörige Anzeige für das Kirchenbuch zu beschaffen.

Es würde nun weder das Eine noch das Andere dieser Ueberschreitungen haben stattfinden können, wenn der katholische Pastor sich an die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen gebunden hätte. Denn durch das Rescript d. d. (Glückstadt) Kopenhagen den 29. März 1661 ist den römisch-katholischen Geistlichen das exercitium religionis außerhalb des Orts, wo selbige zugelassen, gänzlich untersagt. Dagegen ist nun allerdings den Katholiken erlaubt, gemäß dem Rendsburger Synodalschluß vom 6. April und 5. Juli 1726 § 2. der 2. Abtheilung und dem Rescript d. d. Christiansborg den 10. November 1779 ihre katholischen Priester zu sich auf ihre Höfe und Häuser kommen zu lassen, wenn sie selbst oder Jemand von ihrer Familie mit schwerer Krankheit belegt worden, und Kräutner gibt auch an, daß sein Kind im letzten Falle schwach gewesen sei, so daß er unmöglich damit hätte nach Altona zur Taufe reisen können. Nach meinem Dafürhalten gehört aber die Schwachheit eines Kindes um so weniger unter die Fälle, in welchen die Priester geholt werden dürfen, da nach der Lehre der katholischen Kirche (conc. Trid. sess. VII c. 4 de bapt.) im Nothfalle die Taufe von jedem Menschen, der seiner Vernunft mächtig ist, und zwar ohne Unterschied des Geschlechts, ertheilt werden kann, und die katholische Kirche (cf. Richter: Kirchenrecht § 241) auch die von einem Ketzer und selbst von einem Ungläubigen vollzogene Taufe für gültig hält, sobald sie nur mit der Intention zu taufen vollzogen ist. Es ist also keine Nothwendigkeit vorhanden, den Priester zur Taufe eines Kindes katholischer Eltern zu holen und überdieß darf er nach jenem oben angeführten Rescripte die Taufe nicht an einem andern als seinem Wohnorte vollziehen.

Was ferner die Eintragung der Kinder fremder Religions-

verwandten in die Kirchenbücher betrifft, so verfügt das Rescript d. d. Friedensburg 15. April 1763 die Führung eigener Kirchenregister durch fremde Religionsverwandte nur insoweit sie eine ordentliche Gemeine ausmachen. Hier im Kirchspiele Rellingen existirt aber keine ordentliche katholische Gemeine, auch gehören die hieselbst wohnenden Katholiken nicht zur Gemeine in Altona, sondern sie müssen zu den kirchlichen Lasten und Leistungen der hiesigen Gemeine contribuiren und überdieß sind die lutherischen Prediger darauf angewiesen, die fremden Religionsverwandten, die in den Gemeinen zerstreut wohnen, in vorkommenden Fällen mit in den Kirchenregistern zu verzeichnen (cf. Callisen § 52 Anm. 22). Auf Vorangeführtes möge es mir daher erlaubt seyn, den gehorsamsten Antrag zu gründen: Das hohe Kirchenvisitatorium der Propstei Pinneberg wolle dahin angewandt seyn, daß dem katholischen Pfarrer Schwegmann in Altona durch seine vorgesetzte Behörde aufgegeben werde, sich in keinem Falle zur Taufe eines Kindes außerhalb seiner Gemeine in Altona zu verfügen, so wie nur dann an einem außerhalb seiner Gemeine geborenen Kinde katholischer Eltern die Taufe in der katholischen Kirche zu Altona zu vollziehen, wenn von denselben eine Bescheinigung des Pastors ihres Wohnortes beigebracht worden, daß wegen Eintragung des Kindes in die dortigen Kirchenbücher und Entrichtung der deßfälligen Gebühren Richtigkeit getroffen sei. Gehorsamst Meßtorff."

Hören wir zum Schlusse, was dem Altonaischen Kirchen-Visitatorio, welches auf Requisition des Pinneberger Kirchenvisitatorii dem hochwürdigen Herrn Schwegmann die vorstehende Eingabe mit einem dem Petitum derselben entsprechenden Erlasse zugestellt hatte, von letzterem erwidert ward:

„Unter Rücksendung des unterm 4. März d. J. mir zugesandten Berichts des Compastorats der zweiten Rellinger Gemeinde erlaube ich mir hinsichtlich der unter gleichem dato vom hohen Kirchenvisitatorium der Propstei Altona mir gemachten Vorschriften folgende Bemerkungen:

1) daß mir gestattet sei, einem kranken Kinde katholischer

tern auch außerhalb Altona die heilige Taufe zu ertheilen, kann ch dem Rescripte d. d. Christiansborg 10. November 1779 nem Zweifel unterliegen und begreife ich nicht, wie der Verfer obigen Berichts, der doch, wie aus seiner Citation des ncils von Trient sess. VII. c. 4 de bapt. ersichtlich, zu ten gehören will, die ihrer Vernunft mächtig sind, das Gegen:ll zu beweisen sich hat bemühen können;

2) die Eintragung eines Actes in's Kirchenregister kann ch wohl erst dann geschehen, wenn derselbe wirklich vorgenom:n worden, nicht aber schon, wenn derselbe noch zukünftig und glich ungewiß ist. Was endlich

3) die Gebühren angeht, welche übrigens dem Verfasser des wähnten Berichts Nebensache zu seyn scheinen, indem er dersela erst ganz am Ende Erwähnung thut, so hat sich der betrefide Prediger dieserhalb an die Eltern zu halten, welche sich der ıtrichtung derselben gewiß ebensowenig weigern werden, als ich ch zur Beitreibung derselben als Werkzeug werde gebrauchen sen.

Hoffentlich wird ein hohes Kirchenvisitatorium diese Bemerungen in Ordnung finden. Als meine competente Behörde erane ich übrigens nicht dieses Kirchenvisitatorium sondern das esige königl. Ober-Präsidium. Ergebenst B. Schwegmann, Pastor r katholischen Gemeinde."

Es dürfte überflüssig erscheinen, dieser ebenso kurzen als lagenden Erwiderung auch nur noch ein Wort hinzuzufügen.

IV.

Der in dem holsteinischen Dorfe Neuenbrock ansässige hrmacher Georg Fidelius Hirth, katholischer Religion, hatte h mit einer Protestantin, Anna Maria Wendt, verheirathet, ıd zwar unter pünktlicher Befolgung aller Vorschriften der erordnung vom 6. December 1781, d. h. er hatte sich von

einem lutherischen Prädikanten copuliren lassen, und die protestantische Taufe und Erziehung seiner sämmtlichen Kinder angelobt. Nachdem jedoch seine beiden ältesten Kinder von einem lutherischen Prediger getauft waren, begann bei dem bis dahin „aufgeklärten" Uhrmacher — er ist ein geborner Badenser — das Gewissen sich dergestalt zu regen, daß er es bei der Geburt seines dritten Kindes nicht mehr über sich vermochte, dasselbe von einem lutherischen Prediger taufen zu lassen, sondern es in die zwölf deutsche Meilen entfernte „privilegirte" Stadt Kiel trug und von dem dortigen Missionär taufen ließ. Die Folge davon war, daß Hirth und seine Ehefrau ein langes Verhör zu bestehen hatten, und mit Geld- und Gefängniß-Strafe bedroht wurden. Dennoch lief die Sache für dießmal ohne Folgen ab. Erst vier Jahre später, im Februar 1856, ward dem Hirth, wahrscheinlich weil demselben soeben ein viertes Kind geboren war, ein von dem Propst Wolf in Itzehoe unterzeichnetes Erkenntniß zugefertigt, in welchem ihm für den Wiederholungsfall „willkürliche Strafe" verheißen wird. Dieser ihm von gedachtem Wolf in Aussicht gestellten Eventualität ist es denn auch wohl beizumessen, daß Hirth solches vierte Kind wiederum als gehorsamer Unterthan von einem lutherischen Prediger taufen ließ, wogegen bei der Geburt des fünften das katholische Gewissen auf's Neue dermaßen die Oberhand gewann, daß er diesem Kinde die heilige Taufe aus der Hand eines katholischen Priesters, des damals gerade in Glückstadt anwesenden Kieler Missionärs, verschaffte. Daß dieser „Rückfall" in die alte papistische Neigung nicht ohne „willkürliche" Strafe bleiben durfte, versteht sich von selbst. Hirth ward nach Itzehoe citirt und daselbst nachfolgendes Verhör mit ihm vorgenommen:

„Geschehen auf dem königlichen Steinburger Amthause zu Itzehoe den 8. Juni 1859. Gegenwärtig der Herr Kammerherr und Amtmann von Levetzau. In Veranlassung einer Anzeige des Pastor Döring vom 28. v. M. war auf heute vorgeladen der

Uhrmacher Georg Fidel Hirth zu Crempe, um über die Taufe seines Kindes durch einen katholischen Pfarrer visitatorialiter vernommen zu werden. Derselbe deponirte darauf praevia admonitione wie folgt:

„Er heiße wie angegeben, sei 38 Jahre alt, Uhrmacher, katholischer Religion und aus dem Großherzogthum Baden gebürtig. Er habe freilich bei seiner Trauung versprochen seine Kinder lutherisch taufen und erziehen zu lassen. Auch sei ihm 1856 ein Schreiben des Visitatorii zugegangen, worin ihm die wissentliche Verletzung dieses Versprechens unter Androhung willkürlicher Strafe im Wiederholungsfall verwiesen und zu erkennen gegeben, daß sein katholisch getauftes Kind lutherisch zu erziehen seyn würde. Er habe jetzt freilich wieder seine angegebene Verpflichtung übertreten, da er aber das erste Mal, nachdem er seinem katholischen Pfarrer seine Gewissensscrupel über das gegebene Versprechen mitgetheilt, von diesem darüber belehrt worden sei, daß er demselben nicht nachzuleben brauche, so habe er sein Kind katholisch taufen lassen. Dieß sei mit dem Pater Richard*) passirt als er sich das erstemal vergangen. Später habe er sich an den Pater Cosse in Kiel in derselben Weise gewandt, da ihm die Gewissensbisse wiedergekommen seien und denselben gebeten, sein neuerdings geborenes Kind katholisch zu taufen, indem er demselben das deßfalls für ihn bestehende Strafverbot sowie, daß er

*) Derselbe ist jedoch kein Ordensgeistlicher, wie man nach obiger Titulatur meinen sollte, sondern, wie im gegenwärtigen Augenblicke alle Missionäre der dänisch-deutschen Mission, Weltpriester. Ueberhaupt fällt dem Leser wahrscheinlich das Schwankende der in obigen Aktenstücken einem Missionär amtlich beigelegten Titulatur auf. Bald heißt ein solcher „Pfarrer“, bald „Pastor“, bald, wie in diesem Falle, „Pater“, selbst der Ausdruck „katholischer Prediger“ kommt vor. Bis in's erste Viertel dieses Jahrhunderts wurden alle Missionäre, da sie ohne Ausnahme Ordensgeistliche, meist Jesuiten, waren, als Patres titulirt. Erst von da ab scheint der bei den Protestanten übliche Titel „Pastor“ auch den Missionären beigelegt und endlich sogar der officielle geworden zu seyn.

inzwischen 2 Kinder habe lutherisch taufen lassen, mitgetheilt habe. Derselbe habe geantwortet: als katholischer Priester könne er trotz des Verbots der Landesgesetze diese Taufe nicht ablehnen, denn wenn er es auch als Staatsuntergehöriger nicht dürfe, so sei in einem solchen Falle doch die Furcht vor Menschen nicht maßgebend und vielmehr Gottes Gebot zu befolgen.

Ihm wurde vorgehalten, daß er dadurch einen Bruch seines Versprechens begangen, welches er bei Eingehung seiner Ehe geleistet und daß dieses sich keinesfalls rechtfertigen lasse.

Er, Comparent, habe dieses Bedenken dem gedachten Pfarrer auch seinerseits vorgehalten. Man brauche aber nur solche Versprechen zu halten, deren Inhalt zulässig und die durchaus freiwillig geleistet seien. Auch sei er von seinen Gewissensscrupeln überwältigt worden.

Ihm wurde vorgehalten, daß derartige Grundsätze, nach denen geleistete Versprechen von Katholiken später unter dem Vorgeben unzulässigen Inhalts annullirt werden könnten, offenbar dazu führen müßten, daß Katholiken überhaupt nicht mehr in dem Staatsverbande geduldet werden würden.

Comparent erwiderte: Seine Gewissensbissen habe er nicht bewältigen können. Er als Vater müsse dereinst jenseits sich wegen seiner Kinder verantworten. Dieß werde er nicht können, wenn er das Versprechen, welches er in jungen Jahren, wo er es kaum noch habe beurtheilen können, gegeben, befolgt hätte.

Ihm wurde vorgehalten, daß er einem wissentlichen Bruche der Landesgesetze Auswanderung nach einem katholischen Staat hätte vorziehen müssen, daß er auch zunächst sich an die Gnade Sr. Majestät des Königs hätte wenden können.

Comparent erwiderte: Er halte die Kindererziehung für ein auch durch die Bundesbeschlüsse garantirtes bürgerliches Recht. Er habe den festen Entschluß gefaßt, alle seine Kinder katholisch taufen und erziehen zu lassen.

Ihm wurde sodann bedeutet, daß seine Frau jedenfalls noch erscheinen müsse, um ebenfalls über die in Frage stehende Angelegenheit vernommen zu werden und wurde dazu Freitag den 10. Juni bestimmt.

V. G.

Nachdem eine Bitte des Comparenten um eine Abschrift Protokolls bewilligt worden und ihm zugesagt, daß er sie inem Erscheinen am Freitage erhalten werde, Comparent ingegeben, daß das jetzt in Rede stehende Kind bei der dieß- en Anwesenheit des Pfarrers Cosse in Glückstadt getauft n in Gegenwart zweier Zeugen, des Mathiä Woller aus ar*) und einer Schwester seiner Frau, Sophie Wendt, vorher davon unterrichtet worden, so wie, daß er seine r, welche in der Schule lutherischen Unterricht genößen, im im katholischen Katechismus unterweise und katholische Ge- mit ihnen halte und zwar ohne Wissen des Pastors Ziese, geschlossen und Comparent entlassen. A. u. s. in fidem colli: Westphal, Amtssekr. In fidem copiae: Levetzau. hr: 2 Rthlr. 77 R. M."

Wir lassen jetzt diesem ersten Verhör das in demselben angezeigte zweite, und zwar gleichfalls vollständig folgen, berall, so weit irgend thunlich, die Acten selbst reden zu Das Protokoll des zweiten Verhörs lautet:

„Königl. Steinburger Amthaus. Itzehoe den 18. Juni . Gegenwärtig: der Herr Kammerherr und Amtmann von au. Auf gegebene Veranlassung sistirte sich am heutigen wiederum der Uhrmacher Georg Fidel Hirth aus Crempe e dessen Ehefrau Anna Maria geborene Wendt und wurde sitatoriale Vernehmung in Folgendem fortgesetzt. Es er- zunächst die Ehefrau des Hirth und deponirte auf gegebene lassung wie folgt:

Sie heiße, wie angegeben, sei 42 Jahr alt, evangelisch-luthe- Confession, gebürtig aus Collmar. Das Versprechen ihres es, ihre Kinder lutherisch zu taufen und zu erziehen, bekannt, so wie der Visitatorialverweis, als dieses Versprechen rstenmale übertreten worden. Ihr Mann habe sie gefragt,

---

nicht der elsässischen Stadt, sondern einem holsteinischen, an der Elbe belegenen Dorfe.

verwandten in die Kirchenbücher betrifft, so verfügt das Rescript d. d. Friedensburg 15. April 1763 die Führung eigener Kirchenregister durch fremde Religionsverwandte nur insoweit sie eine ordentliche Gemeine ausmachen. Hier im Kirchspiele Rellingen existirt aber keine ordentliche katholische Gemeine, auch gehören die hieselbst wohnenden Katholiken nicht zur Gemeine in Altona, sondern sie müssen zu den kirchlichen Lasten und Leistungen der hiesigen Gemeine contribuiren und überdieß sind die lutherischen Prediger darauf angewiesen, die fremden Religionsverwandten, die in den Gemeinen zerstreut wohnen, in vorkommenden Fällen mit in den Kirchenregistern zu verzeichnen (cf. Callisen § 52 Anm. 22). Auf Vorangeführtes möge es mir daher erlaubt seyn, den gehorsamsten Antrag zu gründen: Das hohe Kirchenvisitatorium der Propstei Pinneberg wolle dahin angewandt seyn, daß dem katholischen Pfarrer Schwegmann in Altona durch seine vorgesetzte Behörde aufgegeben werde, sich in keinem Falle zur Taufe eines Kindes außerhalb seiner Gemeine in Altona zu verfügen, so wie nur dann an einem außerhalb seiner Gemeine geborenen Kinde katholischer Eltern die Taufe in der katholischen Kirche zu Altona zu vollziehen, wenn von denselben eine Bescheinigung des Pastors ihres Wohnortes beigebracht worden, daß wegen Eintragung des Kindes in die dortigen Kirchenbücher und Entrichtung der deßfälligen Gebühren Richtigkeit getroffen sei. Gehorsamst Meßtorff."

Hören wir zum Schlusse, was dem Altonaischen Kirchen-Visitatorio, welches auf Requisition des Pinneberger Kirchenvisitatorii dem hochwürdigen Herrn Schwegmann die vorstehende Eingabe mit einem dem Petitum derselben entsprechenden Erlasse zugestellt hatte, von letzterem erwidert ward:

„Unter Rücksendung des unterm 4. März d. J. mir zugesandten Berichts des Compastorats der zweiten Rellinger Gemeinde erlaube ich mir hinsichtlich der unter gleichem dato vom hohen Kirchenvisitatorium der Propstei Altona mir gemachten Vorschriften folgende Bemerkungen:

1) daß mir gestattet sei, einem kranken Kinde katholischer

Eltern auch außerhalb Altona die heilige Taufe zu ertheilen, kann nach dem Rescripte d. d. Christiansborg 10. November 1779 keinem Zweifel unterliegen und begreife ich nicht, wie der Verfasser obigen Berichts, der doch, wie aus seiner Citation des Concils von Trient sess. VII. c. 4 de bapt. ersichtlich, zu denen gehören will, die ihrer Vernunft mächtig sind, das Gegentheil zu beweisen sich hat bemühen können;

2) die Eintragung eines Actes in's Kirchenregister kann doch wohl erst dann geschehen, wenn derselbe wirklich vorgenommen worden, nicht aber schon, wenn derselbe noch zukünftig und folglich ungewiß ist. Was endlich

3) die Gebühren angeht, welche übrigens dem Verfasser des erwähnten Berichts Nebensache zu seyn scheinen, indem er derselben erst ganz am Ende Erwähnung thut, so hat sich der betreffende Prediger dieserhalb an die Eltern zu halten, welche sich der Entrichtung derselben gewiß ebensowenig weigern werden, als ich mich zur Beitreibung derselben als Werkzeug werde gebrauchen lassen.

Hoffentlich wird ein hohes Kirchenvisitatorium diese Bemerkungen in Ordnung finden. Als meine competente Behörde erkenne ich übrigens nicht dieses Kirchenvisitatorium sondern das hiesige königl. Ober-Präsidium. Ergebenst B. Schwegmann, Pastor der katholischen Gemeinde."

Es dürfte überflüssig erscheinen, dieser ebenso kurzen als schlagenden Erwiderung auch nur noch ein Wort hinzuzufügen.

IV.

Der in dem holsteinischen Dorfe Neuenbrock ansässige Uhrmacher Georg Fidelius Hirth, katholischer Religion, hatte sich mit einer Protestantin, Anna Maria Wendt, verheirathet, und zwar unter pünktlicher Befolgung aller Vorschriften der Verordnung vom 6. December 1781, d. h. er hatte sich von

einem lutherischen Prädikanten copuliren lassen, und die protestantische Taufe und Erziehung seiner sämmtlichen Kinder angelobt. Nachdem jedoch seine beiden ältesten Kinder von einem lutherischen Prediger getauft waren, begann bei dem bis dahin „aufgeklärten" Uhrmacher — er ist ein geborner Badenser — das Gewissen sich dergestalt zu regen, daß er es bei der Geburt seines dritten Kindes nicht mehr über sich vermochte, dasselbe von einem lutherischen Prediger taufen zu lassen, sondern es in die zwölf deutsche Meilen entfernte „privilegirte" Stadt Kiel trug und von dem dortigen Missionär taufen ließ. Die Folge davon war, daß Hirth und seine Ehefrau ein langes Verhör zu bestehen hatten, und mit Geld- und Gefängniß-Strafe bedroht wurden. Dennoch lief die Sache für dießmal ohne Folgen ab. Erst vier Jahre später, im Februar 1856, ward dem Hirth, wahrscheinlich weil demselben soeben ein viertes Kind geboren war, ein von dem Propst Wolf in Itzehoe unterzeichnetes Erkenntniß zugefertigt, in welchem ihm für den Wiederholungsfall „willkürliche Strafe" verheißen wird. Dieser ihm von gedachtem Wolf in Aussicht gestellten Eventualität ist es denn auch wohl beizumessen, daß Hirth solches vierte Kind wiederum als gehorsamer Unterthan von einem lutherischen Prediger taufen ließ, wogegen bei der Geburt des fünften das katholische Gewissen auf's Neue dermaßen die Oberhand gewann, daß er diesem Kinde die heilige Taufe aus der Hand eines katholischen Priesters, des damals gerade in Glückstadt anwesenden Kieler Missionärs, verschaffte. Daß dieser „Rückfall" in die alte papistische Neigung nicht ohne „willkürliche" Strafe bleiben durfte, versteht sich von selbst. Hirth ward nach Itzehoe citirt und daselbst nachfolgendes Verhör mit ihm vorgenommen:

„Geschehen auf dem königlichen Steinburger Amthause zu Itzehoe den 8. Juni 1859. Gegenwärtig der Herr Kammerherr und Amtmann von Levetzau. In Veranlassung einer Anzeige des Pastor Döring vom 28. v. M. war auf heute vorgeladen der

Uhrmacher Georg Fidel Hirth zu Crempe, um über die Taufe seines Kindes durch einen katholischen Pfarrer visitatorialiter vernommen zu werden. Derselbe deponirte darauf praevia admonitione wie folgt:

„Er heiße wie angegeben, sei 38 Jahre alt, Uhrmacher, katholischer Religion und aus dem Großherzogthum Baden gebürtig. Er habe freilich bei seiner Trauung versprochen seine Kinder lutherisch taufen und erziehen zu lassen. Auch sei ihm 1856 ein Schreiben des Visitatorii zugegangen, worin ihm die wissentliche Verletzung dieses Versprechens unter Androhung willkürlicher Strafe im Wiederholungsfall verwiesen und zu erkennen gegeben, daß sein katholisch getauftes Kind lutherisch zu erziehen seyn würde. Er habe jetzt freilich wieder seine angegebene Verpflichtung übertreten, da er aber das erste Mal, nachdem er seinem katholischen Pfarrer seine Gewissensscrupel über das gegebene Versprechen mitgetheilt, von diesem darüber belehrt worden sei, daß er demselben nicht nachzuleben brauche, so habe er sein Kind katholisch taufen lassen. Dieß sei mit dem Pater Richard*) passirt als er sich das erstemal vergangen. Später habe er sich an den Pater Cosse in Kiel in derselben Weise gewandt, da ihm die Gewissensbisse wiedergekommen seien und denselben gebeten, sein neuerdings geborenes Kind katholisch zu taufen, indem er demselben das deßfalls für ihn bestehende Strafverbot sowie, daß er

*) Derselbe ist jedoch kein Ordensgeistlicher, wie man nach obiger Titulatur meinen sollte, sondern, wie im gegenwärtigen Augenblicke alle Missionäre der dänisch-deutschen Mission, Weltpriester. Ueberhaupt fällt dem Leser wahrscheinlich das Schwankende der in obigen Aktenstücken einem Missionär amtlich beigelegten Titulatur auf. Bald heißt ein solcher „Pfarrer“, bald „Pastor“, bald, wie in diesem Falle, „Pater“, selbst der Ausdruck „katholischer Prediger“ kommt vor. Bis in's erste Viertel dieses Jahrhunderts wurden alle Missionäre, da sie ohne Ausnahme Ordensgeistliche, meist Jesuiten, waren, als Patres titulirt. Erst von da ab scheint der bei den Protestanten übliche Titel „Pastor“ auch den Missionären beigelegt und endlich sogar der officielle geworden zu seyn.

zählen, z. B. von einem Propste, der sich alljährlich einmal den niedlichen Scherz erlaubt, die bei seinen „Amtsbrüdern" circulirenden Predigttexte, unter andern auch die zu den „Reformationspredigten", gleichfalls dem des Orts ansässigen katholischen Geistlichen zustellen zu lassen, oder von dem Klingelbeutel, mit dem auch die katholischen Bürger Kiels im lutherischen Gotteshause einherschreiten müßten, wenn sie sich nicht jedesmal von diesem Officio loskaufen könnten u. s. w., so wollen wir doch, da der uns für unsere kleinen Territorial-Angelegenheiten in diesen Blättern zu verstattende Raum vielleicht schon überschritten ist, die Güte der verehrlichen Redaktion nicht länger auf die Probe stellen und hiemit unsere Aphorismen unter dem Wunsche, daß sie etwas Gutes, und sei es auch am Ende noch so wenig, bewirken mögen, endgültig schließen.

VIII.

Zeitläufe.

ꝟ immer die Schaukel zwischen England und Rußland? — Vater Saturn in Italien. — Warum der Liberalismus gerade nur in Frankreich schachmatt ist?

Seit Jahr und Tag hat die Annahme, als wenn der [illegible]sische Imperator ernstlich oder gar „uneigennützig" die [illegible]onale Unifikation, besser gesagt die Piemontisirung von [illegible] Italien anstrebe, immer allgemeiner Wurzel geschlagen, [illegible]rend wir stets die entgegengesetzte Ansicht festgehalten ha-. Noch vor Kurzem sind ein paar sehr geistreiche Militär-[illegible]schriften*) unter der Voraussetzung, daß die neue Großmacht [illegible]llen in den Tuilerien definitiv beschlossen und deren Allianz [illegible]r Vasallenschaft den Franzosen völlig sicher sei, an die Er-[illegible]gung der politischen Lage Europas gegangen und sind zu [illegible]n, wenn anders die Voraussetzung wahr ist, ganz richtigen [illegible]schluß gekommen: der Napoleonide werde demnächst über Ve-[illegible]en hin operiren und, vom Herzen Oesterreichs aus die

*) So namentlich die einem hochgestellten preußischen General (Peucker) zugeschriebene Broschüre: „Der Besitz Venetiens und die Bedeutung des neu-italienischen Reiches". Berlin. Springer 1861.

zählen, z. B. von einem Propste, der sich alljährlich einmal den niedlichen Scherz erlaubt, die bei seinen „Amtsbrüdern" circulirenden Predigttexte, unter andern auch die zu den „Reformationspredigten", gleichfalls dem des Orts ansässigen katholischen Geistlichen zustellen zu lassen, oder von dem Klingelbeutel, mit dem auch die katholischen Bürger Kiels im lutherischen Gotteshause einherschreiten müßten, wenn sie sich nicht jedesmal von diesem Officio loskaufen könnten u. s. w., so wollen wir doch, da der uns für unsere kleinen Territorial-Angelegenheiten in diesen Blättern zu verstattende Raum vielleicht schon überschritten ist, die Güte der verehrlichen Redaktion nicht länger auf die Probe stellen und hiemit unsere Aphorismen unter dem Wunsche, daß sie etwas Gutes, und sei es auch am Ende noch so wenig, bewirken mögen, endgültig schließen.

VIII.

Zeitläufe.

h immer die Schaukel zwischen England und Rußland? — Vater Saturn in Italien. — Warum der Liberalismus gerade nur in Frankreich schachmatt ist?

Seit Jahr und Tag hat die Annahme, als wenn der nzösische Imperator ernstlich oder gar „uneigennützig" die ionale Unifikation, besser gesagt die Piemontisirung von z Italien anstrebe, immer allgemeiner Wurzel geschlagen, hrend wir stets die entgegengesetzte Ansicht festgehalten ha. Noch vor Kurzem sind ein paar sehr geistreiche Militärhriften *) unter der Voraussetzung, daß die neue Großmacht lien in den Tuilerien definitiv beschlossen und deren Allianz r Vasallenschaft den Franzosen völlig sicher sei, an die Ergung der politischen Lage Europas gegangen und sind zu , wenn anders die Voraussetzung wahr ist, ganz richtigen hluß gekommen: der Napoleonide werde demnächst über Veen hin operiren und, vom Herzen Oesterreichs aus die

*) So namentlich die einem hochgestellten preußischen General (Peucker) zugeschriebene Broschüre: „Der Besitz Veneliens und die Bedeutung des neu-italienischen Reiches". Berlin. Springer 1861.

Hand auf Deutschland und die Türkei zumal legend, auf diesem Wege den drei großen Aufgaben seiner Stellung zu genügen suchen: der Einverleibung des linken Rheinufers, der Demüthigung Englands und der Verwandlung des Mittel-Meers in einen „französischen See".

Um diese drei Punkte drehen sich ohne Widerrede die Gedanken der Tage und die Träume der Nächte des Neffen vom Onkel, und den mit jedem Jahr steigenden Werth des Mittelmeers wird er über der Rhein-Affaire so wenig vergessen, daß die letztere unter Umständen einem Drang günstigerer Gelegenheiten zwischen Syrien und Gibraltar sogar nachstehen dürfte. Die deutsche Erbsünde und die preußische Politik läuft ihm ohnehin nicht davon, während die orientalische Frage über den Besitz des großen Wasserbeckens zwischen den drei Welttheilen und somit über das Problem entscheiden wird, ob Frankreich oder England die europäische Weltmacht der Zukunft seyn soll. Ueber die Ziele also kann kein Streit seyn, wohl aber über die Wege. Was England in Italien anstrebt, kann unmöglich auch für die napoleonische Politik Frankreichs gut seyn. Und wenn die Unifikation Italiens wirklich der auserlesene Hebel der letztern, wenn die revolutionäre Allianz der neuen Großmacht dem Imperator in Wahrheit unbedingt sicher wäre, dann bliebe es völlig unerklärlich, wie dennoch gerade England mit Händen und Füßen daran arbeiten könnte, ganz Italien unter die Botmäßigkeit Piemonts zu bringen.

Niemand hat uns noch genügenden Bescheid auf diese einfache Frage gegeben. Allerdings mag man sich auf den fanatischen Katholikenhaß und überhaupt auf die phraseologische Bornirtheit der öffentlichen Meinung Englands berufen, welche in der verächtlichen Person Russels ihren würdigsten Vertreter gefunden hat: das erklärt wohl Manches aber weitaus nicht Alles. Es handelt sich um keinen Strich weniger

als um die ganze Zukunft, ja um die Existenz jenes Insel-Reichs, dessen sociale Zustände, in der äußersten Spannung begriffen, eine unbeschränkte Ausbeutung der ganzen Welt ohne Stillstand und Unterbrechung bedingen; England täuscht sich darüber auch nicht; wie kann man dennoch annehmen, daß es bloß aus bigottem Vorurtheil eigenhändig an der Herstellung einer neuen Großmacht arbeite, welche absolut nichts anderes seyn könnte als das willenlose Werkzeug Frankreichs gerade gegen England und dessen Lebensinteressen im Mittel-Meer? Die englischen Staatsmänner sind offenbar der entgegengesetzten Ueberzeugung: sie rechnen darauf, daß Piemont, sobald es zum Herrn der ganzen Halbinsel geworden wäre, sofort den napoleonischen Strohsack vor die Thüre setzen und zum Schutz seiner Unabhängigkeit von Frankreich die Allianz Englands ergreifen würde. Und in der That läge eine solche Politik vollkommen in der treulosen und verrätherischen Tradition des savoyischen Hauses; mit den Feinden ihrer Alliirten sich verbinden, sobald der nächste Zweck einer Allianz erreicht war: dieß ist stets ein Lieblingsmanöver der Savoyer gewesen, wie Frankreich selber mehr als einmal zu seinem Schaden erfahren hat.

Sobald aber die Voraussetzung, daß der Imperator sich die Unifikation Italiens als das Mittel ausersehen habe, um an den Rhein und zu den beherrschenden Stellungen des Mittelmeeres zu gelangen, definitiv zu Boden fällt, dann liegt auch der Conflikt mit England näher als der mit den Ostmächten, und der natürliche Ersatz einer französisch-englisch-garibaldischen Allianz wäre die französisch-russische. Man darf nur nicht vergessen, daß es heutzutage nicht mehr bloß Einen Weg zu den napoleonischen Zielen gibt, und weil er die Wahl hat, deßhalb ist keine Coalition mehr gegen ihn möglich. Der Rhein läßt sich über England so gut angreifen wie über Venetien, von Syrien und vom Bosporus aus wird er vielleicht

bequemer erreicht als durch Vernichtungskämpfe von Dalmatien bis Ungarn. Das Mittelmeer aber und der kürzeste Weg nach Indien läßt sich durch befreundete und abhängige Machthaber in Syrien, Aegypten, auf den griechischen Inseln, in Neapel und Sicilien viel sicherer beherrschen als durch die stets problematische Treue und Dankbarkeit einer gesammt-italischen Großmacht. Kurz, alle Wege führen nach Rom, eventuell selbst der über Dänemark und Schleswig-Holstein nicht ausgenommen; welcher Weg aber der wohlfeilste, kürzeste und sicherste sei, das ist die Frage, und die Antwort dürfte schwerlich zu Gunsten einer englisch-garibaldischen Unifikation Italiens ausfallen.

Täuschen wir uns nicht ganz, so hat der Imperator aus den Schriften und Geschichten des Onkels vor Allem die Lehre herausstudirt, daß er nicht zu viel auf einmal verlangen und unternehmen dürfe. Gerade jetzt traut man ihm Projekte von unabsehbarer Tragweite gegen Venetien, Istrien, Dalmatien, Ungarn, Polen zu, welche nothwendig alle Mächte gegen ihn aufbringen und vereinigen müßten, vielleicht sogar England. Wir glauben, daß er klüger ist. Wenn die Kossuth's und Mazzini's und Garibaldi's ihm bei der rastlosen Arbeit (nulla dies sine linea), um die ganze Welt zu verwirren und zu verblenden, behülflich sein wollen, so gefällt ihm dieß sehr wohl; den allgemeinen Brand aber will er zur Zeit nicht, und er weiß ganz gut warum. Nicht vernichten will er diese oder jene Macht, aber mürbe machen will er sie alle, und am weitesten ist er bei dieser Procedur ohne alle Frage mit England noch zurück.

Dasselbe England ist aber eben jetzt in das Stadium eingetreten, wo ihm am leichtesten beizukommen seyn dürfte — nicht allein wegen seiner innern Verlegenheiten, sondern auch wegen seiner beispiellosen Aufführung in der italienischen Sache, die es principiell von allen Mächten isolirt und ihm im Grunde

eine andere Allianz übrig gelassen hat, als die kossuth-gari-
aldische. Seit vier Jahren hat der Imperator Europa im Schach
ehalten, indem er mit unvergleichlicher Kunst die Schaukel
wischen England und Rußland trat. Sollte er jetzt die Zeit
ekommen glauben, um die rührende Geduld Gortschakoffs zu
elohnen und plötzlich auf czarische Seite zu treten, so wäre
England buchstäblich geprellt und lahm gelegt, ohne daß er
vorerst eine weitere Hand anzulegen brauchte. Jedenfalls be-
darf er zum Hausgebrauch seiner Franzosen wieder irgend
ines Erfolgs, und da die Rechnung auf eine kräftige Diver-
ion von Seite Piemonts im Falle des unmittelbaren Angriffs
m Rhein nun völlig in die Brüche zu gehen scheint, so wäre
s nicht zu verwundern, wenn die Constellation vom Oktober
859 jetzt wiederkehrte, und zwar bei ungleich günstigern Um-
änden für Rußland. Sollte es sich bestätigen, daß wegen
Gaeta ein französisch-russisches Einverständniß bestehe und ein
ussisches Corps mit den Franzosen in Syrien sich vereinigen
werde, während die Londoner Minister gegen die Fortdauer
er französischen Occupation Feuer und Flammen speien —
dann dürfte bald wieder eine Breslauer Conferenz nöthig
werden und die Welt wüßte endlich: wo hinaus!

Die Händel mit England sind in Syrien ohnehin schon
a und sie werden sich nothwendig verbösern, sobald Frankreich
er italienischen Unifikation entschieden den Rücken kehrt; das erste
Schlachtfeld ist im ganzen Türkengebiet weit und breit gege-
en; für die erforderliche Diversion und Schwächung aber
cheint abermals Indien sorgen zu wollen. England hat es
em 2. Dezember zum großen Verdienst angerechnet, daß er
ie Panik des ersten indischen Aufruhrs von 1857 durch keine
Aggression von seiner Seite erschwerte; in diesem Augenblicke
aber ist das indische Trauerspiel im Begriff, sich zu wieder-
olen. Während das grausam unterdrückte Feuer des Reli-
ionskriegs unter der Asche fortglimmt, hat nun eine durch

die Finanznoth erzwungene neue Einkommensteuer auch die im Jahre 1857 nicht entzündeten Präsidentschaften an den Rand der Empörung gebracht; zugleich erfährt man, daß der gefürchtete Nena Sahib nicht gestorben ist, sondern lauernd an der Grenze Nepals steht; und was das Schlimmste ist: in der europäischen Armee selber wüthet der Geist der Meuterei, weil sie seit der Vereinigung Indiens mit der Krone die Vortheile ihrer Ausnahmsstellung verloren hat. Schon heißt es: die ganze Truppe gleiche nur mehr einem Haufen von Verschwörern, und man werde vielleicht das Heer der Eingebornen gegen sie gebrauchen müssen — die Brüder der zu Hunderten von den Kanonen weggeblasenen Sipahi's zum Schutz der Regierung gegen die englische Soldateska! Gewiß ein eigenthümliches Zusammentreffen mit dem Schluß der französischen Cooperation gegen China durch den Frieden von Peking.

Lord Russel hat neulich in Paris das Aufhören der verhüllten Intervention vor Gaeta — also implicite auch das Zurückziehen der französischen Besatzung zu Rom — in so ungezogen heftigen Ausdrücken verlangt, daß Thouvenel die Annahme der Note verweigerte. Gleichzeitig sollen sich die Mächte der Warschauer Conferenz in aller Höflichkeit das Gegentheil erbeten haben. Von Seite Russels war es der Muth der Verzweiflung, denn die englische Politik in Italien ist schon verloren. Zieht der Imperator jetzt auch seine Flotte von Gaeta zurück, so ist es doch für das Interesse Englands zu spät. Jenseits des Kanals wie diesseits des Rheins hat man, von den eigenen schlechten Leidenschaften verblendet, durch die trügerischen Manöver des Verschlagenen sich kläglich narren lassen und den rechten Moment versäumt; jetzt hat er gewonnen Spiel. Wenn die Stimmung im eigenen Lande, wie die rasche Entwicklung der Anarchie in Italien und die Ueberreife der türkischen Zustände ihn zwingen, endlich mit der Farbe herauszurücken, so kann er dieß jetzt sehr wohl thun. Denn

bei der thatsächlichen Lage Oesterreichs kommt die Besinnung überall zu spät, ob er sich nun gegen England oder gegen Preußen wenden mag. Im erstern Falle ist die Frage bloß die: ob es mit dem Mürbemachen abgehen kann, wenn die von Gott gebundene Zuchtruthe endlich auf den schuldbeladenen Rücken jener ehr- und gewissenlosesten Macht fällt, ob sich nicht vielmehr der Kampf bis auf's Messer entwickeln wird: ich oder du!

Wir haben vor ein paar Monaten, als die Sache des Sardiniers und seiner Raubthaten eben sehr glänzend zu stehen schien, die Meinung ausgesprochen: wenn der Imperator es mit diesem Menschen, der Kind und Wiege an ihn verschachert hat, wirklich gut meinte, so würde er ihn um jeden Preis von dem Marsche nach Süden abhalten, anstatt ihn mit Riesenschritten ins Verderben rennen zu lassen; schon rufe Niemand mehr dem schlauen Cavour ein Hoch zu, bald werde es auch mit den Evviva's für den „König-Ehrenmann“ aus seyn, und Garibaldi, der Feldmarschall Mazzini's, allein das Feld behaupten. Cavour wußte freilich recht wohl, warum er den verzweifelten Wurf gewagt hat, den Kirchenstaat und Neapel ohne Kriegserklärung wie der Dieb bei Nacht zu überfallen; um die „monarchische Revolution“ zu retten, mußte er so thun, denn sonst wäre entweder der tollköpfige Volksheld im rothen Hemd von den königlichen Truppen vor Capua vernichtet worden, oder er hätte sofort die Franzosen in Rom angegriffen und die französische Nation gegen die Italia una empört. Sardinien konnte nicht mehr anders, es mußte Alles auf Eine Karte setzen, und diese Karte hat fehlgeschlagen. Es bedurfte nicht einmal eines Congresses, die Bauern in den Abruzzen reichten hin, um unsere Vorhersage wahr zu

die Finanznoth erzwun[illegible] [illegible] aus Neapel davonge- Jahre 1857 nic[illegible] verlorener Mann, wenn auch der Empö[illegible] ihn getroffen hätte.

[illegible] Antagonismus zwischen diesem machia- vellistischen Unterhändler und dem reinen Revolutionsblut Ga- ribaldi's von Anfang an mehr als bloße „Komödie" war, wird jetzt Niemand mehr abstreiten wollen. Das rothe Hemd wird sich aber auch ferner nicht als die Zitrone zur monarchi- schen Revolutions-Limonade hergeben, vielmehr wird dem kö- niglichen Schnurrbart demnächst nichts Anderes übrig bleiben, als entweder der social-demokratischen Republik oder — dem abwiegelnden Frankreich sich in die Arme zu werfen. Seinen cynischen Neigungen gemäß würde er sicher Ersteres vorziehen, wenn es bloß um die Wahl zwischen Garibaldi und Louis Bonaparte zu thun wäre, und nicht auch England die mazzi- nistische Solidarität perhorrescirte. Erst noch am 20. Dec. hat Kossuth dem Garibaldi-Comité in Glasgow die schwere Noth geklagt, daß sein und Garibaldi's Wahlspruch: Oester- reich müsse völlig vernichtet werden, wenn die italische Halb- Insel frei seyn solle — bei den Staatsmännern Englands auf die hartnäckigsten alten Vorurtheile stoße, indem sie die Existenz Oesterreichs für eine englische Nothwendigkeit erklär- ten und sogar dem Krieg Italiens wider Venetien, geschweige der Aufwiegelung Ungarns, „mit Bitten und Drohungen" entgegenträten. „Sie gehen so weit", fährt Hr. Kossuth fort, „daß sie für Oesterreich sogar Polizeidienste thun und die un- garischen Flüchtlinge überwachen; vor einigen Jahren hat Eng- land die Russen wegen ihres Einfalls in die Donaufürsten- thümer bekriegt, jetzt sanktionirt es die Drohungen der czari- schen Regierung, diese Provinzen einer abermaligen Occupa- tion unterwerfen zu wollen, damit nur Oesterreich von dieser Seite nichts zu fürchten habe".

Man sieht daraus, daß die Realität der europäischen

Machtinteressen immerhin selbst in England noch stärker ist als die demokratisch-kosmopolitische Phrase und der Dolch der geheimen Sekten. Aber dem Viktor Emmanuel ist damit freilich wenig geholfen, er bleibt in den Klauen der Geister, die er beschworen hat. Es ist von Noten zwischen Paris und Turin und von Verhandlungen die Rede, wobei die Unifikation Italiens bereits als „Träumerei“ und „Chimäre“ figurire. Will aber der Sardenkönig einen solchen Rückzug antreten und auf's Markten sich einlassen, dann wird er es ohne Zweifel mit Garibaldi an der Spitze aller „Patrioten“ zu thun haben; eine fürchterliche Eruption wird ihm seine eigenen tollen Proklame ungezählt in's freche Gesicht schleudern, und sie werden dem königlichen Verräther den republikanischen Vernichtungskrieg machen.

Die Pariser Börse ist von diesen Aussichten empfindlicher berührt worden als der verschmitzte Imperator, und als ein Versuch den armseligen „König von Italien“ durch ein Hinterpförtchen der Wuth des Garibaldithums zu entziehen, darf die berüchtigte Broschüre über den Verkauf Veneziens für 600 Millionen Franken angesehen werden. Hr. Pereire, der Gründer des Pariser Creditmobilier, Mitkäufer der österreichischen Staatsbahnen, Oberrabbi des napoleonisch-saintsimonistischen Geldjudenthums, ist der Verfasser der Schrift; der Imperator selber aber hat sie revidirt und nicht nur alle auf die Unifikation Italiens bezüglichen Stellen gestrichen, sondern auch ausdrücklich den Satz eingefügt, daß Oesterreich durch den Verkauf Veneziens das Recht erhielte, „vortheilhafte Bedingungen für den Papst und für Neapel zu verlangen“. Daß der 2. Dec. mehr als Eine Fliege zumal träfe, wenn es ihm gelänge, auf so wohlfeile Weise sein Wort „bis zur Adria“ zu erfüllen, leuchtet auf den ersten Blick ein. Auch Cavour dürfte mit beiden Händen nach dem Schacher greifen; denn die Italia una ist ohnehin verloren, und wenn er

Venetien ohne den Krieg, dessen schwere Folgen er fürchtet, „befreien" könnte, so wäre nicht nur den Lombarden geholfen, welche die Trennung von Venetien schon aus industriellen und commerciellen Rücksichten als ein unerträgliches Uebel empfinden, sondern es wäre auch der Führerschaft Garibaldi's der Boden unter den Füßen weggezogen. Ja, man könnte sich mit ihm vielleicht sogar dahin abfinden, daß der Unabhängigkeitskampf in Ermangelung Oesterreichs fortan — gegen Frankreich und Nizza zu richten sei, und zwar mit der Basis des machtvollen Festungsvierecks und im Bunde mit England.

Napoleon wußte wohl, daß Oesterreich den Judenschacher verächtlich von sich stoßen würde; wird er nun seine Adler abermals über die Alpen senden, um die starken Positionen Oberitaliens für Sardinien zu erobern? Hätte Cavour diese Aussicht, so würde er den venetianischen Krieg nicht so sehr fürchten, und das Geldjudenthum würde nicht 600 Millionen bieten, um den demokratisch-socialistischen Eroberungskampf zu verhüten, den die Bankokratie nicht weniger scheut als Cavour und England schon den politischen Krieg gegen Venedig. Die Geldjuden allerdings haben ein theures Interesse am sardinischen Großwerden, ja an der Italia una; denn sie haben viel Geld dahin geliehen, schon aus antichristlichem und revolutionärem Interesse, und der „Ehrenmann" wird Bankerott machen, wenn er nicht bald gesammtitalienische Papiere auf den Markt zu bringen vermag. Der Imperator aber sorgt für keine andern Papiere als die seinigen, und wenn nicht alsbald die preußische Politik die Sylvesternachts-Träume der Gothaer verwirklicht und an der Seite Englands für die italienische Einheit aktiv einschreitet, so dürfte die neue Großmacht nicht nur ungeboren bleiben, sondern auch der „Befreier" Venetiens noch nicht geboren seyn.

Die berüchtigte Broschüre scheint uns also vor Allem ein

nent an das Geldjudenthum zu seyn, sehr verbindlich
ber — leer. Und so viel Rücksicht haben die Pereire,
Mirès ꝛc. gewiß verdient; denn sie waren die specifischen
seines Throns von Anbeginn, die Tausendkünstler
ein großes Wort vom „Wohlstand Aller“ und daß er
lfer der Leidenden“ sei, wahrmachen sollten. Sie haben
is jetzt den Dienst beim Danaidenfaß der napoleoni-
ivatkasse gethan, was bei einem Herrscher nicht wenig
ill, der eine Civilliste von 25 Millionen Franken bezieht
hr als 100 Millionen jährlich verbraucht, dem das
e Genie durch Börsen- und andere Spekulationen
ifornien außerordentlicher Zuflüsse geschaffen hat und
noch 140 Millionen Privatschulden besitzt. Zum Dank
Imperator nicht nur den allgemeinen Finanzschwindel
ste Staatsraison eingeführt, sondern er hat dem Geld-
m nun auch die Satisfaktion verschafft, daß es zum
l als selbstständiger Motor der europäischen Politik
konnte. Ja, er hat es wirklich zur politischen Macht
, aber wie Alles in Frankreich — nur auf Ruf und
f. Der Mann hat selber zwei finanzpolitische Seiten,
f der einen ist er Plutokrat, auf der andern aber
tott, und je nachdem er sich wendet, dient ihm das
Capital heute als hochgeschätzter Bundesgenosse gegen
ich und den Papst, während es vielleicht morgen schon
rigen Ueberreste confiscirter Milliarden nach dem nicht-
n Venedig flüchten wird.

---

s ist keineswegs zu viel gesagt; denn die Mehrseitig-
Napoleonismus ist unerschöpflich, und man vermag
mals zu sagen was er heute ist, geschweige denn was

er morgen seyn wird. Allzu häufig wird der dritte Napoleon als eine bloße Wiederholung des ersten angesehen, während er doch im Grunde eine durchaus moderne Erscheinung und viel weniger noch eine politische als eine sociale Drohung ist. Die unruhstiftende Geschäftigkeit nach Außen erschöpft sein Wesen so wenig, daß sie vielmehr die volle Entfaltung dieses Wesens aufhält; denn wäre das System einmal ganz nach Innen auf sich selbst zurückgeworfen, so müßte es nothwendig der Socialismus seyn, wozu man es auch in ruhigern Zeiten jedesmal Anlauf nehmen sieht Daß der zweite Napoleonismus durch die Schule Saint-Simons hindurchgegangen, bringt die Pereire'sche Broschüre selbst in auffallende Erinnerung, indem sie, wie Garibaldi in seinem phantastischen Manifest an die Souveraine Europa's, die saint-simonistische Idee eines „permanenten Congresses" empfiehlt, das ist den organisirten Communismus im Völkerrecht. In der That sind nicht nur die Großjuden Pereire und Genossen, sondern auch mehrere der hervorragendsten Staatsmänner des 2. Dezembers wirklich aus der gedachten Socialisten-Schule hervorgegangen; insbesondere hat Minister Persigny, der älteste Vertraute Louis Bonaparte's, als Schüler Saint-Simons die Einsicht gewonnen, daß der Napoleonismus die „sociale Wahrheit" sei, weil er durch die unité du pouvoir befähigt ist alleiniger Einnehmer der Güter der Erde und auch ihr alleiniger Ausgeber zu werden.

Frankreich würde ein solches Regiment allerdings auf die Länge nicht ertragen, wenn es nicht sein natürlicher Zustand wäre; daß aber diese Congruenz leider eine Thatsache ist, scheint die eigenthümliche Erscheinung zu lehren, daß die Liberalen von heute, während sie in ganz Europa von Neuem die glänzendsten Siege feiern, gerade nur in Frankreich nach wie vor schachmatt sind. Es ist, als wenn dort auf dem großen Grabe des Liberalismus die Inschrift stünde: „Unser Werk folgt uns nach." Kaum hatte der Imperator in Italien das blutige

Zeichen gegeben, so sind die Scheintodten von 1848 überall sonst wieder auferstanden; alle die Männer, welche sich zehn Jahre lang in vorsichtiger Stille vergessen ließen, tragen jetzt, nachdem sie nichts mehr zu fürchten haben, ihren Heldenmuth wieder zu Markt, so daß man oft zu fragen versucht ist: wo waret ihr denn, als wir den Kampf führten gegen die Fehler und Thorheiten der mächtigen Reaktion? Bereits schießt der Liberalismus überall ins demokratische Kraut; Minister Schmerling zählt innerhalb drei Tagen zu den liberalen Mustern und zu den überwundenen Standpunkten; Graf Schwerin und die Neue Aera in Preußen gehören zu den Ueberschrittenen, man wartet nur auf den Sieg in Kassel, um auch in Berlin das „unterdrückte Recht" der Charte Waldeck zu reklamiren; und allenthalben droht der März 1860 mit dem März 1848 so eng zusammenzufallen, als wenn die zwölfjährige Lücke niemals dagewesen wäre. Nur auf Frankreich hat die liberale Bewegung nicht den geringsten Rückschlag geübt! Der Imperator kokettirt nach Außen mit allen Wühlern Europa's, er liegt in giftigem Krieg gegen die Kirche, und je antikatholischer irgend eine neue Broschüre auftritt, desto gewisser wird sie seiner Inspiration zugeschrieben;*) dennoch aber rühren sich die Geister des Liberalismus nicht! Am 24. November hat

*) Diese Ehre ist auch der „Rom und die Bischöfe Frankreichs" betitelten neuesten Flugschrift widerfahren. Ihr Verfasser, Abbé Guettée, ein längst suspendirter und vielfach censurirter Priester, ist derselbe, welcher in Verbindung mit russischen Staats-Popen das Journal „Union chrétienne" gegründet hat. Aus Anlaß der im vorigen Bande der Hist.-polit. Blätter darüber gemachten Angaben zieht Hr Guettée in seinem Journal vom 25. Nov. v. Js. sehr heftig gegen uns zu Felde. Da der Unglückliche an der Manie der Jesuitophoben laborirt, so ist es kein Wunder, daß er uns für heimliche Jesuiten ansieht, wie uns eine andere Manie auch schon für heimliche Freimaurer erklärt hat.

er selbst das Ventil geöffnet und „liberale Concessionen" gemacht; Jedermann meinte, daß jetzt wenigstens ganz sicher die liberale Opposition in Fluß kommen müsse — aber nichts davon, es ist Alles so devot und leitsam wie zuvor!

Die Allgemeine Zeitung steht rathlos vor diesem Räthsel, und doch ist die Lösung sehr einfach. Alle die Elemente, welche anderwärts den hochfahrenden und ausschließlichen Liberalismus zu nähren und in eitelm Dünkel damit zu prunken pflegen, sind in Frankreich gebrannte Kinder; sie fürchten für ihren Reichthum, für das „Eigenthum;" sie wissen keinen andern Schutz desselben außer der furchtbaren „Einheit der Gewalt" im Napoleonismus; sie fürchten aber auch die Schutzmacht selbst, und hüten sich weislich sie zu reizen oder in die Enge zu treiben, denn sie ahnen die Fähigkeit ihres zwieschlächtigen Wesens, über Nacht einmal von der Plutokratie zum Sansculottismus, und von den Börsen-Oligarchen zu den Socialisten überzuspringen; sie machen daher gute Miene zu allem bösen Spiel des Meisters nach Innen und Außen, in der Hoffnung, daß er um so eher den Massen den Geldsack der Burgeoisie aus der Witterung bringen werde. Man entrüstet sich bei uns gar tugendlich über die „Sittenlosigkeit des 2. December," vielleicht thäte man aber besser, die Präcedentien zu beherzigen, welche ihm seine dämonische Macht über Frankreich gegeben haben, und der Grabschrift des französischen Liberalismus die paar Worte beizufügen: „Thut ihr Anderen nicht wie wir gethan!"

Den 12. Januar 1861.

VIII.

Die magna charta des Protestantismus nach Schelling.

Zweiter Artikel.

Nachdem Schelling wohl nicht „eine spekulative Dogmatik, sondern die Erklärung des Christenthums aus seinem höhern, geschichtlichen Zusammenhang“ versucht hatte: macht er den „Uebergang aus dieser höhern und innern Geschichte in — die äußere.“ Dieser Uebergang sei durch die Kirche vermittelt, „welcher die Ausführung des Wortes Christi anvertraut ist.“ Daher die von selbst sich ergebende Aufgabe, die leitenden Ideen für die Geschichte oder Entwicklung der christlichen Kirche aufzufinden und aufzustellen. Hatte nun Schelling bis jetzt noch weit schwierigere Probleme mit Gewandtheit in die Fugen seiner aprioren Potenzenlehre zu bringen vermocht, und wußte er bei seiner außergewöhnlichen Begabung alle schwachen Seiten zu decken, aber nicht zu beseitigen: so wird es ihm auch bei der Theorie von der Kirche nicht an Anhaltspunkten fehlen, um seine Trias in Scene zu setzen.

Die beiden letzten Vorlesungen über die Philosophie der

Offenbarung behandeln dieses Thema*). Schelling unterscheidet einen vorgeschichtlichen, einen geschichtlichen und einen nachgeschichtlichen Zustand der Kirche. Nur mit dem geschichtlichen will er sich befassen. Gleichwie der ursprüngliche Mensch in einem vorgeschichtlichen Aeon im Potenzzustande sich befand und aus demselben trat, ohne gewissermaßen zu wissen, wie ihm geschah: so befand sich auch die apostolische Zeit des Christenthums in der „Potentialität." Dieser Zustand war ein unwahrer, aus welchem die Menschheit heraustreten mußte; er war ein durchaus unfreier, ganz unter dem Einflusse unmittelbarer göttlicher Inspiration stehend. Daher der große Abstand zwischen dem Bewußtseyn der Apostel und der sogenannten apostolischen Väter: „die Schwäche der Letzteren lasse erkennen, wie der großen und göttlichen Erregung unmittelbar die tiefste Abspannung folgte!" Nicht minder sollen die tiefsinnigen Stellen I. Kor. 13, 8—13 für Schelling's Idiosynkrasie sprechen. Das „Ex parte enim cognoscimus" bezieht der Philosoph lediglich auf die apostolische Zeit, nicht auf alle Zeiten, in denen die Kirche hier auf Erden ihre Mission zu erfüllen hat. Und doch sieht jedes unbefangene Auge bei V. 12, daß dort der gesammte Unterschied zwischen dem diesseitigen und jenseitigen Erkennen überhaupt vom Apostel hervorgehoben wird.

Wenn wir darum gerne zugeben, daß das Christenthum, „indem es in die Welt trat, sich auch den allgemeinen Bedingungen und Gesetzen unterwerfen mußte, denen alle Entwicklung in der Welt unterworfen ist, wie das Gleichniß des Herrn vom Säemann beweist", so können wir doch die Art, wie Schelling diese geschichtliche Entwicklung sich vorstellt, nicht billigen, weil sie auf principiellen Irrthümern beruht. Aller-

---

*) Vgl. Schelling's sämmtliche Werke, Abth. II., Bd. 4, S. 294 bis 332.

dings muß das Christenthum „wachsen“ nach Außen, durch immer weitere Verbreitung desselben über die ganze Welt, sowie nach Innen, durch immer tiefere „Erkenntniß“; aber auch durch stetigen sittlichen Fortschritt, was nicht betont wird. Allein wir können die apostolische Zeit bei diesem Processe nicht außerhalb der Zeit stellen; wir können uns den subjektiven Fortschritt nicht so denken, daß das Wissen der Apostel ein bloß „partielles“ gewesen, welches im Laufe der Zeiten sich zur „allgemein-menschlichen, darum auch freien, wissenschaftlichen Erkenntniß“ steigern müsse. Nach unserer Ansicht wußte z. B. der heilige Apostel Paulus viel Mehr und Gründlicheres, als der Exrationalist Dr. Paulus in Heidelberg, Schelling's Gegner; aber auch mehr als unser Schelling selbst, welcher die Paulinischen Schriften so eigenthümlich exegesirt. Und doch liegen 1800 Jahre in der Mitte! Auch Augustinus und Thomas von Aquin, die zwei vorzüglichsten Vertreter der Patristik und Scholastik, waren in ihrer Art weit größer, als alle Philosophen der sogenannten neu-europäischen Philosophie bis zur Gegenwart. Wer sich überzeugen will, der studire erst deren Schriften vollkommen, ehe er urtheilt. Die Zeit der Charismen mußte allerdings nach dem weisen Plane des Weltenlenkers aufhören, aber die Grundbedingungen für die menschlich-religiöse Erkenntniß waren auch dort dieselben, wie später; nur dort gesteigert, bis das Christenthum festen Fuß in der Welt gefaßt hatte. Die subjektive Thätigkeit war auch damals nicht aufgehoben. Das beweist das rege und vielseitige Mühen der Apostel selbst; auch sie mußten mitwirken. Freiheit und Gnade in ihrer Concurrenz lösen, wie in allen Zeiten, auch das Räthsel der apostolischen Thätigkeit.

Allein Schelling hält nun einmal das Programm seiner „Potenzen“ fest. Es muß sich auch in der Kirchengeschichte rechtfertigen. Und zwar wird, da Christus historische Persönlichkeit ist, derselbe während seines Lebens, bei der Ordnung

seines Reiches auf Erden, den Gang vorgedeutet haben, welchen seine Kirche im Laufe der Zeiten nehmen muß. Wie so? wird man fragen. Antwort: Christus zeichnete bekanntlich bei gewissen feierlichen Gelegenheiten die drei Jünger: Petrus, Jakobus und Johannes besonders aus. In ihnen erkannte nämlich der Herr die drei Repräsentanten von drei Zeiten der christlichen Kirche; sie repräsentiren die drei Potenzen oder Principien, die „in Christo Einheit waren." Da nun aber Jakobus durch Herodes Agrippa frühzeitig enthauptet wurde, berief der Herr auf außerordentliche Weise an seine Stelle Paulus, der noch ein weit entschiedeneres und rüstigeres Werkzeug werden und die Mission des Jakobus übernehmen sollte. „Daher stellt sich die Linie der Succession so: Petrus, Paulus, Johannes." Hier die berühmte Trias! „Wie in Gott selbst drei Unterscheidungen (Potenzen) sind, so stellen sich im Christenthum drei Hauptapostel dar. So wenig Gott bloß in Einer Person ist, so wenig ist die Kirche in Einem der Apostel allein. Petrus ist mehr der Apostel des Vaters. Er blickt am tiefsten in die Vergangenheit. Paulus ist der eigentliche Apostel des Sohnes. Johannes der Apostel des Geistes — er allein in seinem Evangelium hat die Worte, die weder das petrinische Evangelium des Marcus, noch das paulinische kennt, die herrlichen Worte vom Geist, den der Sohn vom Vater senden wird, den Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht und der erst in alle Wahrheit, d. h. in die ganze und vollkommene, leiten wird" (S. 326 u. s. f.)

Hier ist der Punkt, wo der Hebel einzusetzen ist, wenn man Schelling principiell widerlegen will. Nach ihm bildet, wie wir im ersten Artikel genauer erörterten, Gott die Einheit der drei Potenzen oder Principien. Sie gerathen in „Spannung" und dadurch in Widerspruch, weßhalb sie erst successive zu ihrer Selbstständigkeit und Persönlichkeit durch die Weltschöpfung und Weltgeschichte kommen sollen. Das

aber involvirt eine innere Unmöglichkeit; hierin liegt der Grund-Widerspruch seiner ganzen Philosophie der Offenbarung. Aehnlich bezüglich der Geschichte der Kirche. In der von Christus gestifteten Kirche schlummern gleichfalls drei gleichberechtigte Principien, vertreten durch Petrus, Paulus und Johannes. Die Wahrheit dieser Behauptung vorausgesetzt, verlangte es die Idee der Kirche, daß diese drei Principien ihre Einheit behaupten, gleichwie es zur Idee des absoluten Geistes (Gottes) gehört, daß er sein Wesen nicht „außer sich" setzen, nicht in „Spannung" mit sich selbst, in Widerspruch mit seinem eigenen Wesen gerathen könnte, ohne aufzuhören Gott zu seyn. Was aber bei Gott möglich gemacht wurde, konnte in der Theorie von der Kirche noch weit weniger auf Schwierigkeiten stoßen. Die drei Grundpotenzen der vorgeschichtlichen apostolischen Kirche konnten nicht bloß, sondern mußten unter gegebenen Voraussetzungen sogar in Spannung und Widerspruch gerathen, und als leitende Principien in der Geschichte nach einander auftreten, während sie doch in der apostolischen Kirche zumal und neben einander wirkten (ohne daß jedoch die Träger der Principien der wahren und Einen Kirche Christi selbst — der geschichtlichen Zeit des Christenthums angehören sollen). Auf solche Weise ergibt sich die Stufenleiter der Petrus-, Paulus- und Johannes-Kirche — des Katholicismus, Protestantismus und der Zukunftskirche, welche letztere natürlich keinen besonderen Namen führt. Man könnte sie etwa die Schellings- oder auch Freimaurer-Kirche nennen. Das Alles verlangte die Consequenz in der Inconsequenz von Seite der Schelling'schen Spekulation; aber nicht die Idee des Christenthums.

Im Besondern macht Schelling der petrinischen oder katholischen Kirche Zugeständnisse, die nur demjenigen auffallend erscheinen dürften, welcher glaubt, es hätte Schelling überhaupt aufrichtig sich für eine der bestehenden Confessionen entschieden, oder nach seinen Principien entscheiden können.

Doch bleiben solche Aeußerungen immerhin beachtenswerth. Vor Allem erklärt sich unser Forscher für den Primat oder Principat des heiligen Petrus, beweist solchen aus der heil. Schrift und spricht sich namentlich hinsichtlich der bekannten Stelle bei Matth. 16 dahin aus: „es gehörte die ganze Verblendung des Parteigeistes dazu, das Beweisende dieser Worte zu verkennen, oder den Worten einen andern, als diesen Sinn unterzulegen.“ Hier aber macht Schelling eine Schwenkung und unterscheidet zwischen Priorität und Superiorität; die erstere schließe die letztere noch nicht ein; der Anfang sei noch nicht Mitte und Ende. „Da Christus den Apostel mit einem Felsen vergleicht, auf den er seine Kirche bauen, also den er seiner Kirche zum Grund geben wolle, so darf der Begriff dieses Principats nicht über den Sinn hinaus erstreckt oder ausgedehnt werden, in welchem auch der Grund eines Gebäudes das Erste und Vornehmste genannt werden kann. Der Grund, obgleich das Erste jedes Gebäudes, ist darum noch nicht über dem, was er begründet, und setzt vielmehr nothwendig ein Höheres voraus, durch welches der Bau erst vollendet ist.“ „Petrus fordert also den Paulus, ein neues Princip, durch welches die Gemeinschaft der Christo Angehörigen einer höhern freiern Gestalt, einer ganz andern als bloß äußern Herrlichkeit entgegengeführt wird.“ So Schelling. Allerdings ist das Uebergebäude der Zeit nach später, als das Fundament, und der Form nach höher; aber es wird nicht nach einem andern Princip erbaut, soll anders das Gebäude nicht schon in seiner Grundanlage den Dualismus in sich tragen und hiemit der Einheit und monumentalen Festigkeit entbehren. Abgesehen davon, daß jedes Gleichniß hinkt und immer nur ein Grundzug urgirt werden darf — die Kirche ist nicht bloß ein mechanisches Gebäude, sondern ein lebensstarker Organismus. Bei diesem sind bereits alle späteren Erscheinungen im Keime angelegt und die einheitlichen Momente des Princips, die stufenweise Entwicklung der-

selben, gründen bereits im Princip und kommen zur stufenweisen Ausgestaltung; aber sie gehen nicht als selbstständige Principien auseinander. Widrigenfalls geht die Einheit und mit der Einheit die Wahrheit zu Grunde.

Nebst dem „Primat" läßt Schelling der Lehre der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren. Er spricht nämlich den denkwürdigen Satz aus: „Dem Katholicismus muß zugestanden werden, er hatte die Sache und hat sie noch jetzt; sein Verdienst ist, diese, den geschichtlichen Zusammenhang mit Christo, bewahrt zu haben. Von der andern Seite muß man sagen: die römische Kirche hatte die Sache, aber nicht das Verständniß derselben." Genug! Die katholische Kirche hat „die Sache," hat also den wahren, objektiven Inhalt. Was bedarf es mehr? Antwort: des „Verständnisses." Und dieses soll uns durch die Reformation, durch den Protestantismus geworden seyn. Fürwahr, eine liebenswürdige Ironie! Hat wohl Schelling und mit ihm die größte Zahl protestantischer Philosophen jemals im Leben die Werke der Väter und Scholastiker studirt? Vor dem 16. Jahrhundert ist also Nichts gedacht, kein „Verständniß" des objektiven Glaubensinhalts versucht worden? Das wäre das Werk Luther's gewesen, der sich bekanntlich erschöpft in Schmähwörtern über die menschliche Vernunft und sie als blind-taub-stumm erklärt? Wir halten dagegen dafür, daß nach den Grundprincipien der Reformatoren gar keine Wissenschaft möglich war. Nur durch Abirrung von jenen Principien konnte die spätere Philosophie, die mit dem Katholicismus und Lutherthum zugleich brach, eine modern-heidnische Religion und Wissenschaft an's Licht befördern.

Eben so erkennt endlich Schelling das historische Recht des Katholicismus, d. h. dessen weltgeschichtliche Stellung, die er in den früheren Jahrhunderten hatte, als eine nothwendig berechtigte an. Aber gerade hier hätten sich zu allen Zeiten alle Fehler wiederholt, die Petrus in seinen Leb-

Doch bleiben solche Aeußerungen immerhin beachtenswerth. Vor Allem erklärt sich unser Forscher für den Primat oder Principat des heiligen Petrus, beweist solchen aus der heil. Schrift und spricht sich namentlich hinsichtlich der bekannten Stelle bei Matth. 16 dahin aus: „es gehörte die ganze Verblendung des Parteigeistes dazu, das Beweisende dieser Worte zu verkennen, oder den Worten einen andern, als diesen Sinn unterzulegen.“ Hier aber macht Schelling eine Schwenkung und unterscheidet zwischen Priorität und Superiorität: die erstere schließe die letztere noch nicht ein; der Anfang sei noch nicht Mitte und Ende. „Da Christus den Apostel mit einem Felsen vergleicht, auf den er seine Kirche bauen, also den er seiner Kirche zum Grund geben wolle, so darf der Begriff dieses Principats nicht über den Sinn hinaus erstreckt oder ausgedehnt werden, in welchem auch der Grund eines Gebäudes das Erste und Vornehmste genannt werden kann. Der Grund, obgleich das Erste jedes Gebäudes, ist darum noch nicht über dem, was er begründet, und setzt vielmehr nothwendig ein Höheres voraus, durch welches der Bau erst vollendet ist.“ „Petrus fordert also den Paulus, ein neues Princip, durch welches die Gemeinschaft der Christo Angehörigen einer höhern freiern Gestalt, einer ganz andern als bloß äußern Herrlichkeit entgegengeführt wird.“ So Schelling. Allerdings ist das Uebergebäude der Zeit nach später, als das Fundament, und der Form nach höher; aber es wird nicht nach einem andern Princip erbaut, soll anders das Gebäude nicht schon in seiner Grundanlage den Dualismus in sich tragen und hiemit der Einheit und monumentalen Festigkeit entbehren. Abgesehen davon, daß jedes Gleichniß hinkt und immer nur ein Grundzug urgirt werden darf — die Kirche ist nicht bloß ein mechanisches Gebäude, sondern ein lebensstarker Organismus. Bei diesem sind bereits alle späteren Erscheinungen im Keime angelegt und die einheitlichen Momente des Princips, die stufenweise Entwicklung der-

selben, gründen bereits im Princip und kommen zur stufenweisen Ausgestaltung; aber sie gehen nicht als selbstständige Principien auseinander. Widrigenfalls geht die Einheit und mit der Einheit die Wahrheit zu Grunde.

Nebst dem „Primat" läßt Schelling der Lehre der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren. Er spricht nämlich den denkwürdigen Satz aus: „Dem Katholicismus muß zugestanden werden, er hatte die Sache und hat sie noch jetzt; sein Verdienst ist, diese, den geschichtlichen Zusammenhang mit Christo, bewahrt zu haben. Von der andern Seite muß man sagen: die römische Kirche hatte die Sache, aber nicht das Verständniß derselben." Genug! Die katholische Kirche hat „die Sache," hat also den wahren, objektiven Inhalt. Was bedarf es mehr? Antwort: des „Verständnisses." Und dieses soll uns durch die Reformation, durch den Protestantismus geworden seyn. Fürwahr, eine liebenswürdige Ironie! Hat wohl Schelling und mit ihm die größte Zahl protestantischer Philosophen jemals im Leben die Werke der Väter und Scholastiker studirt? Vor dem 16. Jahrhundert ist also Nichts gedacht, kein „Verständniß" des objektiven Glaubensinhalts versucht worden? Das wäre das Werk Luther's gewesen, der sich bekanntlich erschöpft in Schmähwörtern über die menschliche Vernunft und sie als blind-taub-stumm erklärt? Wir halten dagegen dafür, daß nach den Grundprincipien der Reformatoren gar keine Wissenschaft möglich war. Nur durch Abirrung von jenen Principien konnte die spätere Philosophie, die mit dem Katholicismus und Lutherthum zugleich brach, eine modern-heidnische Religion und Wissenschaft an's Licht befördern.

Eben so erkennt endlich Schelling das historische Recht des Katholicismus, d. h. dessen weltgeschichtliche Stellung, die er in den früheren Jahrhunderten hatte, als eine nothwendig berechtigte an. Aber gerade hier hätten sich zu allen Zeiten alle Fehler wiederholt, die Petrus in seinen Leb-

zeiten kennzeichneten; denn nicht weil Christus ihn am meisten liebte (was nicht der Fall gewesen) sei er von Christus zum „Ersten" gemacht worden, sondern weil er nach seinem Naturell am meisten dazu geeigenschaftet war. Schon im Schwerte Petri, das er einst für Christus zog, sei der „verzehrende Geist" vorgebildet, „der später alle Feinde des römischen Stuhls mit Feuer und Schwert vertilgte." Nicht minder soll die „Weltklugheit," mit der Petrus einst den Herrn vom Vorschreiten gegen Jerusalem abhalten wollte, das Prototyp für die nämlichen Eigenschaften der Päpste gewesen seyn Hiefür habe aber der Heiland dem Petrus das Prädikat „Satan" oder Widersager gegeben. Ja, noch mehr! In den Worten: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst;" und: „was hülf's dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" — sei die römische Kirche gerichtet, die wirklich die ganze Welt gewonnen hatte. Endlich wiederhole sich sogar die dreifache Verleugnung des Herrn durch Petrus in der römischen Kirche. Sie habe es auf dreifache Weise gethan: „Zuerst indem sie nach politischer Allgewalt strebte; dann, als sie selbst in die Abhängigkeit von dieser Gewalt gerathen, diese zu ihrem Werkzeug machte, Blutbefehle von ihr heischte und durch sie zu herrschen suchte; zuletzt, indem sie sich selbst zum Werkzeug der politischen Macht herabsetzte." Schelling gibt sich daher der Hoffnung hin, daß die katholische Kirche ob dieser Verleugnung des Herrn auch einmal bei einem Blick des Heilandes seiner Vorhersagungen sich erinnern und mit Petrus bittere Thränen vergießen werde.

Doch hören wir weiter! Schelling sagt: „Die offenbare Absicht Christi war, daß alle Autorität bei Petro seyn und von ihm sich herleiten sollte. Damit steht nun aber die außerordentliche Berufung Pauli, der sein Apostelamt unmittelbar von dem Herrn empfängt und damit als unabhängig von Petrus erklärt ist, im Widerspruch. Die offenbare Absicht-

heit, mit der Paulus sich gegen jede Abhängigkeit von Petrus verwahrt, zeigt deutlich: er war sich bewußt, daß er ein von Petro freies Princip, eine von ihm unabhängige Autorität seyn sollte. Indeß verhinderte dieß nicht, daß die Kirche in dem Verhältniß, als sie geschichtlichen Grund faßte, sich immer mehr auf die ausschließliche Autorität Petri zurückzog. Soll etwas sich entwickeln, so muß vor Allem dessen Fundament erhalten werden. Diesen negativen Dienst leistete, und leistet noch jetzt dem Christenthum die Autorität, indeß die Kirche Pauli mehr eine Kirche im Verborgenen war, die zwar nie aufhörte, in der sichtbaren mitbegriffen zu seyn, und sich fortwährend in ihr erhielt; aber lange Zeit ohne als solche hervortreten zu können. Zwar regte sich immer und vorzüglich stark, wenn auch ohne Erfolg, während der Periode des Mittelalters das paulinische Princip. Denn je strenger das reale Princip sich abschloß, desto entschiedener mußte es das ideale Princip ausschließen. Wer aber das wahre Verhältniß erkannte, hätte längere Zeit voraussehen können, daß eine Zeit bevorstehe, wo dieses Princip zum Durchbruch kommen, in freiem Gegensatz gegen die Kirche Petri hervortreten, sich zu einem eignen geschichtlichen Princip, zum Princip einer zweiten und neuen Zeit constituiren würde." — Dieser „Durchbruch" gelang in Deutschland, bei den freien, germanischen Nationen, gegenüber den romanischen Völkern. Um so mehr, als sich „im Lande der Hierarchie selbst an die Stelle des Christenthums eine ganz andere, eine moderne Mythologie gesetzt! Dem Neapolitaner, schon dem Paduaner liege Christus in viel zu weiter Ferne, so weit bemühe sich sein Geist nicht in die Vergangenheit zurück; der heilige Antonius sei ein viel näherer, gegenwärtiger Trost!?"

Das freie, von Petrus unabhängige paulinische Princip ist also der innere Grund für die historische Berechtigung der protestantischen Kirche. „Der Apostel

Paulus war der erste Protestant und die magna charta des Protestantismus ist das zweite Kapitel des Briefes an die Galater!“ Auf diese magna charta beriefen sich nun aber schon in den frühesten Zeiten alle Häretiker;*) die meisten Sektirer bezogen sich bekanntlich auf die paulinischen Schriften. Nicht bloß die Jansenisten und die ekstatischen Methodisten, wie Schelling selbst hervorhebt, sondern noch viele Andere bis herauf zu den Irvingianern, die auch an „die außerordentliche Berufung des Paulus“ appelliren, um ihre Schwärmereien zu rechtfertigen. Es hätte sonach schon in dieser Beziehung der deutsche Protestantismus nichts Apartes. Aber es gibt noch andere Gründe, um die Richtigkeit dieser Schelling'schen Lukubrationen darzuthun und seine philosophische Exegese zu entkräften.

Unser Philosoph hat nämlich den Muth, schon in den ersten Zeiten der Kirche durch Christus selbst einen „Widerspruch“ setzen und hiedurch den Dualismus gutheißen zu lassen. Wir haben die klar ausgesprochene Nothwendigkeit der „Spannung“ oder des „Widerspruchs,“ wie auf ihr nach Schelling das ganze Daseyn, das Universum selbst beruht! Schelling bleibt sich hierin consequent. Auf der einen Seite ist die Absicht Christi, „daß alle Autorität bei Petro seyn und von ihm sich herleiten sollte;“ auf der andern Seite soll die unmittelbare Berufung des Paulus hiemit in „Widerspruch“ stehen. Und doch ist es das Werk des nämlichen Christus gewesen. Er selbst soll also a priori zwei Principien, zwei „Autoritäten“ in sein Reich eingeführt haben? Wer diese Inconvenienz nicht fühlt, den kann man aufgeben, aber nicht bekehren.

---

*) Gegenstand wissenschaftlicher Discussion wurde die Stelle Gal. 2, 11 und 14 vor Allem für Hieronymus und Augustinus, wobei Letzterer den Sieg davontrug. Man vergleiche die gründlichen Worte Möhler's in seinen von Döllinger „gesammelten Schriften und Aufsätzen“, Bd. 1, S. 1—18.

Oder übt vielleicht auch hier Gott seine „Verstellungskunst oder Ironie" bezüglich der Regierung seiner Kirche? Jene göttliche „Verstellung", auf welche sich eine im Uebrigen sehr achtungswürdige Capacität bei Gelegenheit der vorjährigen bayerischen Kammerverhandlungen berief und den großen „Lehrer" Schelling als Autorität hiefür citirte? Das wäre selbst die offenste Ironie auf Gott.

Verträgt sich daher dieser principielle Widerspruch weder mit der Idee Gottes noch mit der Idee seiner Kirche: so ist es ferner auch Thatsache, daß Paulus selbst sich nicht im Widerspruch, sondern im vollsten Einklange mit der Lehre der übrigen Apostel und vor Allem des Petrus wußte. Mißverständniß oder Verläumdung hatte das Gegentheil behauptet, indem man ihm vorwarf, daß er um den Heiden zu schmeicheln, unerlaubte Concessionen mache und überhaupt „Neuerungen" einführe, von welchen die übrigen Apostel nichts wüßten. Um diese falsche Voraussetzung zu widerlegen, schrieb Paulus vor Allem seinen Brief an die Galater. Dessen hätte sich Schelling leicht überzeugen können, wenn er auf die Veranlassung dieses Sendschreibens zurückgegangen wäre und vor Allem die ersten Kapitel nach ihrem Zusammenhang unbefangen betrachtet hätte. Der Galater-Brief ist darum selbst die Widerlegung dessen, was Schelling aus ihm beweisen will. Ja, wir stehen nicht an, zu behaupten: würde Paulus, „der erste Protestant," die Exegese seines Sendschreibens von Seite des letzten, d. h. letztgestorbenen deutschen Philosophen vernommen haben, so hätte der Apostel wohl nicht gesäumt, solcher Ausbeutung seiner Schriften das bekannte „Anathem" in seinem Galater-Brief entgegenzuhalten. Vergißt man ferner nicht, was Hieronymus besonders hervorhebt, daß die Galater deutscher Abstammung waren und die Sprache der Bewohner von Tier (nebst der griechischen) sprachen: so ist unser deutscher Philosoph, der die Vorurtheile mancher Galater theilt, von Paulus indirekt zugleich widerlegt.

Weit entfernt nämlich, daß Paulus die Behauptung seiner Feinde, namentlich der Stock-Judenchristen zugegeben hätte, daß er ein neues Princip in das Evangelium einführen wolle, daß er „Neuerer" sei: widerlegt er vielmehr diese Insinuation, welche „sein Ansehen als Apostel" getrübt hätte und beweist im Brief an die Galater direkt und indirekt seine principielle Einheit mit Kephas und den übrigen Aposteln. Ohne diese Voraussetzung wäre der Vorwurf seiner Gegner in Kraft geblieben, daß er kein wahrer Apostel sei und namentlich eine Rechtfertigungstheorie vortrage, welche der Lehre der übrigen Apostel widerspreche. Um das Gegentheil darzuthun, beweist Paulus namentlich in den beiden ersten Kapiteln: 1) er habe wie die übrigen Apostel seine Mission unmittelbar vom Herrn empfangen und zugleich den Auftrag, das Evangelium vorzugsweise den Heiden zu predigen, wie Petrus vorzugsweise den Juden. Und der nämliche Geist, welcher mit dem Apostelamt des Petrus gewesen, habe auch sein Wirken begleitet. 2) Seine Lehre erfreue sich der bestimmten Approbation der „angesehensten Apostel," der sogenannten „Säulen der Kirche." Um nämlich sein Evangelium diesen vorzulegen, damit er „nicht vergeblich liefe oder gelaufen wäre" und somit fruchtlos arbeite,*) sei eigens nach Jerusalem gereist. Aber Jene, die „im Ansehen standen," haben ihn „nichts Neues" gelehrt. Sie waren nämlich auf dem Concil zu Jerusalem (Apostelgesch. 15), wo Petrus den Vorsitz führte, mit Paulus ganz einig, daß die mosaischen Ceremonialgesetze keine bindende Kraft für die Heiden haben sollen, weil der letzte Grund unserer Rechtfertigung nicht das mosaische „Gesetz", sondern die „Gnade in

*) Augustinus sagt daher treffend: „Selbst dem Apostel Paulus, den doch Christus vom Himmel aus berufen hat, würde die Kirche nicht glauben, wenn er seine Lehre nicht vor die Apostel gebracht hätte, um mit ihnen in Gemeinschaft zu bleiben."

Christo," die Heilsgnade des Erlösungstodes sei. Dort vereinigten sie sich auch dahin, daß er (Paulus) und Barnabas vorzugsweise Heidenapostel seyn sollten. 3) Er habe dem Conciliumbeschlusse faktisch Nachdruck gegeben, dadurch, daß er den Heiden Titus nicht beschneiden ließ; denn es handelte sich „falschen Brüdern," gewissen excentrischen Judenchristen gegenüber, welche die Beschneidung für nothwendig erklärten, um eine Principienfrage (in welcher alle Apostel einig waren). Bei den nicht Böswilligen, sondern „Schwachen" machte Paulus eine Ausnahme; z. B. bei der Beschneidung des Timotheus (Apostelgeschich. 16). Diese strenge Handhabung des Princips habe ihm von Seite der Apostel keine Opposition zugezogen: wohl aber habe er (Paulus) sich erlauben dürfen, dem Petrus einmal zu Antiochien offen „in's Gesicht" zu widersprechen (Gal. 2, 11), was sich dieser in aller Demuth gefallen ließ, weil er jenes ausgesprochene Princip, aus Rücksicht auf die Judenchristen, nicht gewissenhaft handhabte, in seiner Pastoralklugheit irrte und beim Erscheinen der Judenchristen nicht mehr länger mit den aus dem Heidenthum Bekehrten aß. Dieß nun ist die Stelle auf welcher die magna charta des Protestantismus beruhen soll. Aber auch der Kurzsichtigste muß einsehen, daß hiemit Paulus nicht als Vertreter eines „neuen Princips" auftritt, sondern als consequenter Verfechter eines und desselben vereinbarten Princips, während selbst Kephas momentan in der Anwendung des Princips unklug war. Und in einem solchen Falle dürfte heute noch jeder katholische Bischof dem Nachfolger des Apostelfürsten Petrus opponiren, ohne deßhalb ein „deutscher Protestant" zu seyn. Abgesehen davon, daß dasjenige, was Paulus hier beweisen wollte, nichts Anderes war als seine von allen Aposteln anerkannte Ebenbürtigkeit, sein wahrhafter Beruf zum Apostelamt unter den Heiden (wodurch sich die Apostel in die Arbeit für das Reich Gottes theilten); aber nicht seine „Superorität", die ihm Schelling vindicirt.

Wie Paulus sich in Harmonie mit den übrigen Aposteln

wußte, so auch die Apostel mit Paulus. Was hier Schelling anführt, um das Gegentheil darzuthun, kehrt abermals gerade die Spitze gegen den Philosophen. Aus II. Petr. 3, 15 und 16 folgt deutlich, daß die von Petrus bezüglich der Schwierigkeit der paulinischen Schriften gegebene Andeutung nicht die paulinische Lehre betrifft, mit welcher er ganz einverstanden war. Nur gegen Mißdeutung dieser Schriften von Seite „schlechtunterrichteter und leichtfertiger Menschen" ergreift das Oberhaupt der Kirche das Wort. Und wenn dessen Nachfolger stets warnten vor dem Lesen der heiligen Schrift, wie sie thatsächlich corrumpirt und absichtlich verfälscht von den „Bibelgesellschaften" in die Welt geschleudert wurde und wird: welchen vernünftigen Grund will Schelling gegen diese Vorsichtsmaßregel vorbringen? Auch hier mußte er sich erst besser informiren. Gegen das Lesen der heiligen Schrift als solcher von Seite Befähigter hatte die katholische Kirche niemals etwas. Auch Petrus hatte vor dem wahren Paulus, wie er sich in seinen Schriften aussprach, nur Achtung; aber er verwahrte sich vor dem entstellten Paulus, vor der Mißdeutung seiner Ideen, welche dem Befangenen für den ersten Augenblick neu und — darum falsch schienen. Wir sagen: „schienen." Nicht am objektiven wahren Inhalte, sondern am subjektiven Verständniß oder vielmehr Mißverständniß lag also die Schuld. Ebenso erging es manchen Corinthern. Dort nannten sich Einige Anhänger des Paulus, des Apollo, des Petrus, und werden wegen dieser falschen Auffassung der Sache des Christenthums von Paulus selbst getadelt. Wie konnte nun Schelling aus dieser falschen Anschauung Einzelner den wissenschaftlichen Schluß ziehen: „Paulus wurde allgemein als ein neues Princip in der Kirche empfunden?" — Paulus tadelt die Unterscheidung des paulinischen vom petrinischen Christenthum, und doch muß man bis zur Stunde von diesem Unterschied hören. Petrus war schon vor Paulus durch Gott über die Universalität des Christenthums, bestimmt für

le Generationen und Völker, unterrichtet (Apostelgeschichte
) und 15, 7); er lehrte und starb in Rom, der Haupt-
dt der heidnischen Welt, gemeinsam mit Paulus für
e Eine göttliche Wahrheit den Martyrertod! Wo wäre
r eine Spur von einem Zwiespalt im Princip? — Wie
trus, so aber auch die übrigen Apostel; vor Allem Jako-
s der Jüngere, der Verwandte des Herrn. Selbst Schel-
g gibt zu, daß der Brief Jakobi „offenbar veranlaßt ist
rch paulinische Briefe." Wohl! Aber setzen wir bei: durch
ßverständniß der letztern. Aehnlich, wie die Reforma-
en des 16. Jahrhunderts hatten auch zur Zeit der Apostel
ele die Rechtfertigungstheorie des heiligen Paulus, nament-
h seine Lehre vom Glauben und der Gnade mißverstanden
d sich deßhalb, auf dem Ruhekissen des „Glaubens," vielfache
nden erlaubt. Wie Paulus den einen objektiven Faktor,
s Erlösungsverdienst Christi, sehr accentuirt hatte, gegenüber
r äußeren Werkheiligkeit der Juden, wenn es ihm auch nie-
als einfiel, den Werth der guten Werke darum zu verwerfen:
betont nun Jakobus den subjektiven Faktor — die
rsönliche Mitwirkung. Wir wissen freilich, daß er sich darob
n Luther das Compliment gefallen lassen mußte, er habe
ne „stroherne Epistel" geschrieben.

Fassen wir dieß Alles zusammen, so resultirt, daß der
mstand: Paulus habe einmal dem Petrus „opponirt," ohne
ß das „Warum" und das „Wie" genauer berücksichtigt
rd, keineswegs berechtigt, hierauf die magna charta des
otestantismus zu basiren. Das wäre in der That eine
rva charta! Nimmt man vielmehr oberflächlich das „Prote-
ren" in so weitem Sinne, dann war nicht Paulus, son-
rn der Satan der erste Protestant im Paradiese — er,
r Widersager vom Anbeginn, der Sophist im Original.
ir sind weit entfernt, hiemit die ganze „Reformation" als
isgeburt der Hölle zu bezeichnen und hiemit alle Sünden,
lche hiebei inner- und außerhalb Ilions begangen wurden,

dem Satan leichten Preises in die Schuhe zu schieben, um den Menschen die Verantwortung um so leichter zu machen. Aber andeuten wollten wir nur, wie einseitig unser Philosoph hier zu Werke ging. Auch können wir nicht verheimlichen, daß jene „Potenz", welche nach unserem Schelling der „Satan" repräsentirt, den er in seinen Schriften so patriarchalisch liebkoset und dessen hohe Gunst bei Gott der Philosoph nicht genug zu schildern weiß — daß jene „Potenz" wirklich weit mehr dem „Princip des Widerspruchs" gleicht, als dem paulinischen Princip, welches mit dem protestantischen schlechterdings identificirt wird.

Schelling hat den Muth, diesen „Bruch" im 16ten Jahrhundert als nothwendig zu erklären, ohne daß hiedurch eine „Trennung" der wahren Kirche veranlaßt gewesen wäre. Ein Bruch ohne Trennung! „Den Zeiten der Reformation — so sagt er — ging ein allgemeines Sehnen und Seufzen der Christenheit nach einer Verbesserung an Haupt und Gliedern voraus. Hatten nun aber die Zustände der Kirche durch alle Conflikte früherer Zeit so sich verwickelt, daß sie aus sich selbst diese Krisis nicht vollbringen konnte (was erst zu beweisen wäre!), so mußte ein Bruch geschehen, und das Princip, das sie in sich nicht behalten, nicht beherbergen, nicht aufnehmen konnte (was wieder zu beweisen wäre!) mußte für sich, unabhängig von ihr hervortreten, nicht um sie auch als Fundament aufzuheben (Dr. Luther nennt die römische Kirche selbst noch seine liebe Mutter), sondern sie auf dem Wege zur gänzlichen Degeneration aufzuhalten, und ihr selbst in der Folge zu höherer Verklärung, zur letzten Befreiung zu verhelfen." Wie gnädig doch der Protestantismus war und ist! Daß dieser nicht das Ziel der Plane Gottes ist, gesteht Schelling selber. „Der Protestantismus soll erkennen, daß er bloß Uebergang und Vermittlung ist." Dennoch bedauert er die Mittel, durch welche die Reformation in Deutschland unterdrückt wurde, während andererseits der Pro-

testantismus bis jetzt seine „wahre Frucht noch nicht getragen habe“, und — setzen wir bei — niemals tragen kann. Und warum? Weil er sich vom Einen Lebensgrunde wirklich „trennte“ und, nach Schelling's eigenem Geständnisse, „Paulus Nichts ohne Petrus wäre“. Aber von Petrus hat sich ja Luther, der zweite Paulus, nicht getrennt; er nennt ja die römische Kirche „seine liebe Mutter“. Sollte dieß Schelling alles Ernstes gemeint haben: dann müßte er Luther's Werke niemals vollkommen studirt haben. Er würde sonst auf eine Legion von Schmähwörtern gestoßen seyn, mit welchen Luther „seine liebe Mutter“ beehrt, und die wir hier nicht nachschimpfen wollen, weil sie gar zu gemeiner Natur sind.

Aber Schelling mußte also calculiren; widrigenfalls hätte ihn seine Trias im Stiche gelassen, und die „Zukunfts-Kirche“ hätte nicht geboren werden können. „Die auf Petri Autorität gebaute Kirche brachte es nur zur äußern Einheit“, sagt Schelling. „In Paulus war ein Princip vorbereitet, durch welches die Kirche nicht von der Einheit, sondern nur von ihrer blinden Einheit wieder befreit werden konnte. Dieses Princip trat in der Reformation hervor, die indeß nur Vermittlung und Uebergang ist zu einer dritten Periode, in welcher die Einheit, aber als mit Freiheit bestehende, mit Ueberzeugung gewollte, und darum erst als ewige, bleibende hergestellt ist. Diese letzte, ohne allen äußern Zwang bestehende Einheit fällt in eine dritte Periode, die zum voraus angedeutet ist durch den dritten der großen Apostel, den heiligen Johannes“ (S. 324). Ihn liebte der Herr vor Allen, und „die der Herr liebt, denen gibt er das Geschäft des Vollenders“. Johannes soll nach Schelling „die herrschende Potenz der Kirche erst in der letzten Zeit seyn“.

Dieß findet unser Philosoph vorgedeutet nicht bloß durch den Umstand, daß Johannes in der heiligen Schrift stets als der Dritte genannt wird, sondern er eruirt es auch aus sei-

nem ganzen Charakter, sowie aus dem Geiste der Johanneischen Schriften, gegenüber den Evangelisten und übrigen Aposteln. Vor Allem aber soll es der Herr nach dem letzten Kapitel des Johannes-Evangeliums selbst vorhergesagt haben, namentlich V. 22, wo es heißt: „Wenn ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht das dich an? Du, folge mir"! Der Philosoph gibt sich alle Mühe darzuthun, daß das „Bleiben" nach dem Zusammenhang nur den Sinn von „Nichtfolgen" haben könne; was ihm aber nicht gelingen konnte, wie jeder Kundige, der eine gesunde Exegese dieses ganzen Kapitels zu geben vermag, im Voraus zugeben wird. Demgemäß wäre Petrus „der unmittelbare Nachfolger Christi: Johannes aber erst um die Zeit, da Er kommt." Das sei jedoch nicht so zu fassen, „daß Johannes erst auftritt im Augenblick des wirklichen Kommens Christi (denn da bedürfte es keines Stellvertreters mehr; sondern daß die Funktion des heiligen Johannnes anfängt mit der Zeit, in welcher der Herr kommt, also mit der letzten Zeit der Kirche." Und doch heißt es ausdrücklich: Johannes soll bleiben, d. h. nach Schelling nicht folgen, bis Christus kommt. Die Ankunft Christi wäre dann nicht als terminus ad quem, sondern a quo bezeichnet. Doch Schelling will, und das genügt ihm hier, wie an vielen Stellen. Er weiß ja, was Lessing sagt: zum Behaupten gehört vor Allem ein Haupt; dieses aber fehlte Schelling nicht.

Hatte auf diese Weise der Philosoph seine Lieblingsidee, die Johanneische Kirche, zur vollen Austragung gebracht, so erübrigte nur noch, daß er seiner Idee auch ein Monument setze, welches in die Zukunft hinausrankt. Er schließt daher mit den emphatischen Worten: „Der prachtvolle Tempel des heiligen Petrus, dessen Bau eine der nächsten Veranlassungen zur Reformation geben mußte, steht in der Mitte der Stadt Rom. Die Kirche des heiligen Paulus, die gegen Ende der Regierung Pius' VII. abgebrannt und noch jetzt nicht voll-

ständig hergestellt ist, ist in einer Vorstadt. Hätte ich in unserer Zeit eine Kirche zu bauen, ich würde sie dem heiligen Johannes widmen!" So fest glaubt Schelling an seine Johannes-Kirche. Vielleicht greift das Freimaurerthum diesen Gedanken auf und baut zu Ehren des heiligen Johannes, seines angeblichen Patrons, einen Dom. Der geeignetste Platz hiezu wäre sonder Zweifel — Berlin!

Eine nüchterne Betrachtung der Sache aber läßt alsbald die Unmöglichkeit dieser Philosophen-Kirche einsehen. Einerseits beruht das Ganze auf einem Principienfehler, ist sonach von vorne herein unmöglich. Andererseits wird niemals die gesammte Menschheit diese geistige Reife erhalten, um nach Schelling'scher Manier zu philosophiren, „so daß Christus kein Geheimniß mehr ist;" es sei denn daß religiöser „Unglaube" gleichbedeutend mit Aufklärung und Philosophie wäre, wie es in der That der vornehme Pöbel der Neuzeit faßt. Und gesetzt es wäre möglich, daß lauter Philosophen nach Schelling'schem Programm auf der Erde lebten, so wäre es nicht einmal gut; denn „nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae." Die Welt würde ein noch größeres Narrenhaus werden, als sie schon ist. Das behaupten wir bei aller unvergrößbaren Achtung vor der wahren Philosophie, die stets nur Erbtheil bevorzugter Geister seyn wird.

Ueberschauen wir nun schließlich das Ganze, so ergibt sich als Resultat, daß der große Todte durch seine Philosophie der Offenbarung nicht leistete, was er versprach. Reich an tiefen und erhabenen Wahrheiten im Einzelnen, ist die positive Philosophie überhaupt von unrichtigen Principien getragen; aber auch das Untergebäude, die negative Philosophie leidet am Principienfehler des modernen Absolutismus in der Philosophie. Das Wesen Gottes und dessen Verhältniß am Weltall, das Wesen der Sünde und der Erlösung, hiemit zusammenhängend das Wesen der christlichen Kirche wird durchaus nicht richtig bestimmt. Schelling trennt, was

Gott verbunden hat; läßt nacheinander werden, was doch der Idee nach zumal seyn soll. Nach ihm entsteht durch eine widernatürliche Spannung der göttlichen Potenzen die Welt, er läßt in der Succession der Zeit die einzelnen göttlichen Potenzen erst zu „Personen" werden. So sind in der Kirche ebenfalls durch Petrus, Paulus und Johannes drei Potenzen gesetzt, die gleichfalls erst nach einander in der Zeit zum Durchbruch kommen. Doch dem ist nicht so. Wie diese drei Apostel neben einander für die nämliche göttliche Wahrheit durch Wort und That einstanden: gab es zu allen Zeiten innerhalb der Einen, auf den Felsen „Petrus" gegründeten Kirche Glaubenshelden wie Petrus, Männer ernster Geistesthätigkeit, doctores ecclesiae, nach dem Vorgange Pauli, Johanneische Naturen, die den Geist der christlichen Liebe wirklich erfaßten, neben einander. Es ist nur Anmaßung, wenn man die Wissenschaft, geistige „Bewegung und Entwicklung" bloß dem Protestantismus vindicirt, während der Katholicismus sich an das Positive, „Stabile" gedankenlos halte, wenn man behauptet, daß wir „die Sache", der Protestantismus aber „das Verständniß" habe. Das wissenschaftliche Ringen von den Vätern bis zu den katholischen Forschern der Gegenwart spricht gegen diesen Hochmuth. Wir wollen bloß Petrus und Paulus nicht getrennt wissen, und zwar zu allen Zeiten. Und in dieser Forderung müßte uns ja Schelling, wenn er consequent seyn will, nur unterstützen. Indessen hat Gott die Reformation, wie manche andere geschichtliche Erscheinung, zugelassen. Er wird wissen, wozu es gut war. Ob er sie positiv gewollt, wäre eine andere Frage. Wir sehen daher mit Schelling im Protestantismus gleichfalls nur ein Mittel zum Zweck; aber kein nothwendiges, wie er will.

IX.

Magdeburg, Tilly und Gustav Adolf.

V.

Wir haben gesehen, was bei einem etwaigen Eindringen der kaiserlichen Truppen in die Stadt Magdeburg zu erwarten war. Wir haben uns nun zurückzuwenden zu dem Eindrucke, den das letzte nachdrückliche Schreiben Tillys am 8./18. Mai auf den Rath von Magdeburg machte

Das Schreiben des Feldherrn gelangte zur selben Zeit in die Stadt, als die Kanonen derselben verstummten. Die ernsten und doch freundlichen Worte des Feldherrn thaten Wirkung. Der Rath erkannte an, daß etwas geschehen müsse. Er berief auf den nächsten Tag die Bürger in die Häuser der Viertelsherren. Sie sollten dort ihre Meinung kund geben, ob man Abgeordnete zu Tilly schicken und mit demselben sich in Unterhandlung einlassen solle oder nicht. Also geschah es am Montag Morgen, den 9./19. Mai. Die Meinungen waren verschieden. Einige Viertel sprachen sich mit Mehrheit dahin aus, wieder andere wollten von keiner Capitulation etwas wissen. Sie beriefen sich darauf, daß jeden Augenblick der Schwedenkönig eintreffen und Hülfe bringen könne. Ein Stadtbezirk gar, dessen Einwohner Zweifel hatten an der

Aufrichtigkeit ihres Viertelsherrn, schickte noch am selben Abend eine Deputation an den Bürgermeister mit der Erklärung: sie wollten durchaus nicht mit Tilly traktiren, sondern lieber sich wehren bis auf den letzten Mann.

In derselben Weise gaben die Prediger ihre Ansicht kund. Sie erschienen an einem dieser letzten Tage zu Rathhause, unberufen und ungeladen. An ihrer Spitze stand der Dr. theol. Gilbert. Er führte das Wort. Im Namen zugleich seiner Amtsbrüder ermahnte er den Rath als die lieben Beicht- und Pfarrkinder zum letzten Muthe und zur Beständigkeit. Er vertröstete sie, daß der allmächtige Gott in einer so gerechten Sache, die allein zur Erhaltung seiner Ehre und Lehre gemeint sei, die Stadt gewißlich schützen und schirmen werde. Nur müßten sie beständig bleiben, und sich mit den Katholischen in keine Unterhandlungen, noch Bündnisse einlassen. In gleichem Sinne redete Gilbert weiter, und der Rath der Stadt Magdeburg hörte ihm zu*).

Waren die zwölf Prediger von Magdeburg insgesammt derselben Meinung, die hier Gilbert in ihrem Namen verkündete? Sie waren es nicht. Es gab unter ihnen doch einige**) welche erwogen, daß weder der Kaiser, noch Tilly jemals von der Stadt die Aenderung der Religion verlangt, sondern daß Tilly lediglich die Unterwerfung unter den Kaiser fordere. Dieser Theil der Geistlichen von Magdeburg bedachte, ob es recht sei, die Stadt und so viele tausend Menschen in augenscheinliche Gefahr zu bringen. Sie bedachte ferner, ob man nicht lieber durch einen Akkord die Religion für die Stadt sichern, ob man nicht auf Gott das Vertrauen setzen solle, daß er durch seine Allmacht die Stadt auch ohne grausamen Untergang bei seinem Worte und seiner Lehre erhalten könne. Sie

---

*) Gericke p. 85. **) Gericke a. a. O.

bedachten ferner, daß im Falle dieser äußersten Bedrängniß es ja doch auch um die Religion gethan seyn würde. Also dachten diese Geistlichen. Auch wagten sie zuweilen diesen Gedanken Worte zu geben. Sie wagten es zu andern Zeiten und an anderen Orten diese Gedanken auszusprechen und mitzutheilen. Aber sie wagten es nicht an entscheidender Stätte, das heißt, sie wagten es nicht in der Gegenwart und vor den Ohren des Dr. theol. Gilbert. Dazu fehlte diesen Männern der Muth und das eigene Vertrauen. Niemand von ihnen wollte die bei Gilbert stets bereit liegende Anklage auf sich nehmen, als ein ungetreuer Hirte erfunden zu werden, der abtrünnig werde zur Zeit der Anfechtung. Deßhalb traten sie Alle mit Gilbert in die Reihe, zogen mit ihm zum Rathhause, ließen dort ihn reden, ihn allein seine Meinung als die Meinung Aller aussprechen, und thaten durch ihr Schweigen, als ob die Worte ihrers Führers auch ihre Gedanken aussprächen.

Tillys Trompeter war seit dem 8./18. Mai in der Stadt und harrte der Antwort. Bei der Stimmung des Rathes stand eine Capitulation in Aussicht. Sollte diese Capitulation vereitelt werden, sollte Tilly die Stadt nicht auf gütliche *Weise*, nicht in unversehrtem Zustande erlangen: so erwuchs aus der Lage der Dinge für den Mann, welcher alles dieß vereiteln wollte oder sollte, die dringende Aufforderung, die wir in die wohlbekannten Worte eines ähnlichen Verhältnisses zu fassen haben: was du thun willst, thue bald.

Am Nachmittage des 9./19. Mai versammelte sich der Rath von Magdeburg, jedoch in geringer Anzahl. Der Rathsherr Gerike erstattete Bericht über die Lage der Dinge am neuen Werke im Norden der Stadt, wo Pappenheim den Angriff leitete. Die Sturmpfähle an diesem Bollwerke seien die Face entlang aufgegraben; mithin könne die in der Faussebraye im Unterwalle liegende Wache jede Stunde und jeden Augenblick vom Feinde überfallen werden. Er endete seinen

Bericht mit den Worten: man müsse einen Entschluß fassen, ehe es zu spät werde.

Darauf erhob sich der Syndikus Denhart. Er sei nicht allein des Rathes Syndikus, sagte er, sondern der ganzen Stadt. Es sei seine Pflicht zu reden nach seiner Ueberzeugung und für die Tausende von Menschen, die hier Gefahr liefen. Er frage, was denn endlich die Stadt machen wolle, wenn sie kein Pulver mehr habe, wenn sie auch sonst den Angreifern so wenig Widerstand thun könne, daß diese bereits bis an den Wall gelangt seien. Der Rath möge bedenken, wie er das Aeußerste abwende.

In der That, der Rath bedachte die ungeheure Gefahr, die offen vor Aller Augen lag. Er beschloß eine Deputation an den kaiserlichen Feldherrn hinaus zu senden, mit der Bitte um Unterhandlung. Er trug von Raths wegen dem Mitgliede Gerike auf, dem schwedischen Obersten Falkenberg zu melden, was er in Betreff der Fortschritte des Feindes wahrgenommen.

Wie seltsam ist abermals das! Falkenbergs Regiment hat den bedrohten Ort zu vertheidigen. Er selbst als Commandant ist verantwortlich für jeden einzelnen Theil. Er ist es zumal für dieses Bollwerk, welches er in der Regel selbst in Acht nimmt, welches nun so augenscheinlich bedroht ist, daß jeder Nichtmilitär auf den ersten Blick diese Gefahr erkennt. Und über diese Gefahr soll Falkenberg amtlich von Bürgern in Kenntniß gesetzt werden! Warum doch hielt der Rath diese amtliche Anzeige an Falkenberg durch einen eigens dazu abgeordneten Rathsherrn für nöthig?

Während Gerike seinen Bericht erstattete, begaben sich weitere Dinge. Pappenheim ließ über hundert Leitern an den geneigten, thalhangenden Wall dieses neuen Werkes anlegen. Auch das ward Falkenberg sofort gemeldet. Er kam und sah. Er erwiderte: die Leitern seien zu kurz, sie seien nur ange-

legt um Schrecken einzujagen. Er ließ sie stehen*). Vermöge seiner Kriegserfahrung mußte ja er am besten wissen, ob die Leitern reichten oder nicht.

Zwei Wege und Mittel waren nun am Abende des 9./19. Mai für den Rath von Magdeburg möglich: entweder die sofortige Ausführung des Beschlusses, welchen der Rath soeben gefaßt, daß man nämlich mit Tilly unterhandeln wolle. Da der Beschluß gefaßt war wegen der Dringlichkeit der Gefahr, weil die Stadt vom neuen Werke her jeden Augenblick mit Sturm angelaufen werden könne: so war die Ausführung des eben gefaßten Beschlusses gerade eben so dringlich, wie der Beschluß selbst. Oder, wenn man nicht sofort zu Tilly senden wollte, was doch jedenfalls als das Sicherste erschien: so war es gerathen, wo möglich einen starken Ausfall zu machen, um wenigstens diese augenscheinlich drohende Gefahr am neuen Werke abzuwenden, die Sturmpfähle wieder zu befestigen oder neue zu setzen, die Leitern wegzunehmen oder zu vernichten, und dergleichen.

Beide Mittel erwog Falkenberg, und traf demgemäß seine Maßregeln. Er ersuchte den worthaltenden Bürgermeister, ohne sein Vorwissen keinen Schritt bei dem feindlichen Heerführer zu thun, sondern am anderen Morgen um vier Uhr den Rath zu versammeln, damit man gemeinschaftlich die Punkte vereinbare**). Der Bürgermeister sagte es zu. Der Gewinn an Zeit, nachdem man einmal zu capituliren beschlossen, kam offenbar den Angreifern zu gute. Von einem Stillstande der Waffen, von einer Bitte darum ward kein Wort laut; mithin wurden die Angreifer dadurch nicht gehindert. Aber man konnte sich ja einstweilen sichern durch einen Ausfall, der die Kaiserlichen vom Walle und aus dem Gra-

---

*) Truculenta expugnatio etc. Nach derselben auch die Fax Magdb. bei Calvis. p. 53. **) Gerike p. 87 ff.

den vertriebe. Falkenberg kam mit dem Erbieten zu diesem Ausfalle dem Wunsche des Rathes entgegen. Er erbot sich in der Nacht diesen Ausfall zu machen. Derselbe ist nicht erfolgt. Falkenberg hat einen Versuch zu einem Ausfalle nicht gemacht. Der Rathsherr Gerike rechnet das Unterbleiben dieses Ausfalls für eines der wichtigsten Versäumnisse.

Zur selben Zeit, wo der Magistrat zu Magdeburg am Nachmittage des 9./19. Mai mit Besorgniß erfüllt ward vor der drohend offen liegenden Gefahr, hielt auch Tilly Kriegsrath zur Erwägung der Frage, ob man stürmen solle oder nicht. Die Seele des Feldherrn war nicht frei von trüben Besorgnissen*). Der Schwedenkönig stand in der Nähe bei Saarmund. Man konnte stündlich seiner gewärtig seyn. War es rathsam, unter solchen Umständen, fast im Angesichte des Schwedenkönigs**), gegen die große, feste Stadt Magdeburg, die noch nicht durch irgend einen Wallbruch zugänglich gemacht war, Sturm laufen zu lassen? Die Besorgniß vor Gustav Adolf malt sich in allen Schreiben der kaiserlichen Heerführer***). Wie auch konnten sie wissen, konnten sie ahnen, daß der Schwedenkönig unbeweglich liegen bleiben werde zu Saarmund?

Dazu hatte Tilly einen andern Grund, nicht zum Sturme zu schreiten. Er hatte am Tage zuvor den Trompeter mit der dringenden Mahnung der Uebergabe in die Stadt gesandt. Noch war derselbe nicht zurückgekehrt. Das Zurückhalten deutete an, daß der frühere Trotz in der Stadt nicht mehr so ausschließlich die Oberhand habe. Es deutete an, daß die Stadt vielleicht doch gütlich sich ergeben werde. Und dieß mußte Tilly in jeder Beziehung wünschen, als Feldherr für

---

*) Vgl die Briefe in Hormayrs Taschenbuch 18$\frac{32}{33}$. S. 296 ff.

**) Also der Ausdruck Ruepp's a. a. O: S. 315.

***) A. a. O. S. 302.

seine Sache und für sein Heer, aus Mitgefühl für die Stadt; denn angenommen auch, was Tilly doch noch sehr bezweifelte, daß der Sturm gelang, so konnte selbst Tilly die Plünderung nicht hindern. Der schwedische Artikelsbrief in solchem Falle lautet: In einer eroberten Stadt gehört das Kriegszeug dem Könige, das Uebrige mit Abzug des zehnten Theiles den Soldaten. Die Gefangenen müssen sich ranzioniren, d. h. durch ein Lösegeld sich das Leben und die Freiheit erkaufen. Der Soldat soll die Ranzion genießen*). So war es in allen Heeren. Demnach gestattete das Kriegsrecht die Plünderung, und machte die Erlaubniß derselben dem Feldherrn zur Pflicht. Nicht bloß für die Bürger war das mit unendlichem Jammer und Leid verbunden, sondern in Folge der Plünderung einer so reichen Stadt mußte auch die Disciplin, durch welche Tillys Krieger so unübertroffen dastanden, tief und schwer leiden. Dieselbe war so schon gefährdet durch die fremdartigen Elemente, welche Tilly mit seinem Heere hatte verbinden müssen, durch die Aufnahme der ehemaligen Wallensteiner unter Pappenheim. Deßhalb war Tilly einem Sturme nicht geneigt.

Um so mehr waren es einige Andere, voran unter ihnen Pappenheim. Er wußte ja, wie weit seine Erfolge gediehen waren, welche Aussichten er dort am neuen Werke im Norden der Stadt sich auf das Gelingen machen durfte. Bei dem häufigen Ueberlaufen der Söldner von Einem zum Andern ist mit Grund anzunehmen, daß Pappenheim auch über die weitere Beschaffenheit des neuen Werkes, über die Verbindung desselben mit der Stadt genau unterrichtet war. Dazu kam noch ein anderer Umstand, der für Pappenheim die gegründete Aussicht auf das Gelingen eines Sturmes an seinem Orte eröffnete.

Gustav Adolf selbst erhob zuerst die Anklage des Ver-

---

*) Schwed. Kriegsrecht oder Artikelsbrief Tit. XIX. Art. 86. 87.

rathes. Er wirft dieselbe in seiner Entschuldigungsschrift ganz allgemein und unbestimmt hin, ohne einen Gegenstand des Verrathes, oder eine Person zu bezeichnen. Wir haben deßhalb das Recht und die Pflicht, weiter nachzuforschen. Es wird von mehreren Seiten berichtet, daß Pappenheim täglich am Abend Briefe aus der Stadt empfangen mit Nachricht, was den Tag über vorgegangen sei, was die Nacht über vorgehen würde. Pappenheim selbst hat dieß im Beiseyn vieter Cavaliere nach der Eroberung dem Markgrafen Christian Wilhelm ausgesprochen*). Er hat diesen gefragt, wie er doch nur bei den untreuen Bürgern so viel hätte zusetzen und sich wagen mögen. Pappenheim also schiebt es den Bürgern zu. Er erhielt noch am selben Abend des 9./19. Mai abermals solche Briefe, und beschloß deßhalb, auf jeden Fall am nächsten Morgen anzulaufen.

Die Sache wurde damals viel erwogen. Unparteiische Schriftsteller in fremden Ländern vertheidigten die Bürger durch die Bemerkung: da bei der Plünderung und Mißhandlung keines Bürgers geschont wurde: so ist zu glauben, daß es grundloser Argwohn war**) Dieß ist wohl nicht anzufechten. Allein es läßt sich doch auch nicht annehmen, daß der ehrgeizige Pappenheim etwas aus der Luft gegriffen. Denn sein Ruhm war um so größer, je mehr Hindernisse er fand, und eine solche Lüge, deren Zweck nicht abzusehen, hatte sicherlich den Erfolg, seinen Ruhm etwas zu verringern. Mithin müssen, da weder eines Bürgers geschont wurde, noch Pappenheim oder irgend sonst Jemand einen Namen nennt, die Briefe anonym gekommen seyn. Nun aber fragen wir: wel-

*) Trucul. expugn. oder kurzer jedoch wahrhafftig eigtl. Bericht u. s. w. Der Verfasser ist prot. Soldat, Augenzeuge der Erob. Fax Magdb. bei Calvisius p. 70. Verfasser aller Wahrscheinlichkeit nach prot. Theologe aus Magdeburg.

**) Aitzema: Zaken van staet en oorlog III. 551. Quart. A.

her Bürger wird die Stadt verrathen, ohne nicht wenigstens den Vortheil davon zu tragen, sich durch Nennung seines Namens Anspruch auf irgend welchen Lohn zu erwerben? — Es kann es kein Bürger gethan haben. Es muß ein Anderer gewesen seyn. Wer ist dieser Andere?

Um dieß zu beantworten, wäre zuvor die andere Frage zu stellen: was ist denn berichtet? Am Montag Abend, dem letzten Abende der Stadt enthält dieser anonyme Bericht die Angaben, wie stark die Wache sei, welche Posten am stärksten besetzt seyn würden, um welche Stunde die Wache von den Posten wieder abziehe*). Wir fragen weiter: wer in einer belagerten Stadt kann das wissen? — Unser Bericht, der die Bürger im Allgemeinen beschuldigt, und aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Magdeburger Geistlichen herrührt, setzt hinzu: „dieß haben die Verräther gar leicht können zu Werke richten, weil man nichts hat vornehmen dürfen, es hat denn dem Rathe und der Gemeinde zuvor zu wissen gethan werden müssen."

Der eifrige Theologe hat offenbar geglaubt, was er geschrieben. Anders liegt für uns die Sache. Ist es denkbar, daß ein militärischer Commandant einer Festung auch nur eine Stunde einen Oberbefehl fortführt, an welchem solche Bedingungen haften? Und wenn er es thut: wie wird man ihn benennen?

Falkenberg war nicht ein solcher Mann. Er war aus der Schule Gustav Adolfs. Wir geben zu, daß er dem mannigfaltigen Gewebe der Täuschung, mit welchem er die bethörten Magdeburger umspann, auch noch diese Masche hinzugefügt: er thue nichts ohne Vorwissen des Rathes. In Wahrheit konnte es nicht also seyn. Als es bei Gustav Adolf einmal vorkam, daß ein Kapitän seinen Officieren einen Anschlag

---

*) Fax Magdb. bei Calvisſ. 70.

vorher mitgetheilt, sagte der König sehr unwillig *): „Eines rechtschaffenen Obersten und Kapitäns Hand darf nicht wissen, was er im Sinne führt". Wenn Falkenberg in Magdeburg dieser Ansicht seines Königs gemäß gehandelt hat: so kann der Verdacht der Angabe jener Dinge nur auf ihn selber fallen. Pappenheim sollte und mußte stürmen in der Nacht oder in der Morgenfrühe des 10./20. Mai. Der Verrath in dieser Art ist ein Glied in der langen Kette. Es ist noch nicht das letzte.

Der Feldherr Tilly gab in dem Kriegsrathe am Abend des 9./19. Mai dem Andringen Pappenheims und Anderer nach. Er setzte den Sturm auf die Frühe des nächsten Morgens. Wenn aber dieser Sturm mißlänge: so scheint Tilly entschlossen gewesen zu seyn zum Abzuge. Darauf deutet die Abführung der Kanonen an der Sudenburg.

Der Morgen des 10./20. Mai brach an. Der Magistrat, der Ausschuß, die Viertelsherren begaben sich der Ladung gemäß um vier Uhr zu Rathhause **). Sie erwogen hin und her, welche Vorschläge man dem kaiserlichen Feldherrn zu machen habe. Falkenberg besichtigte unterdessen die Wachen und entließ sie. Nur 600 Mann blieben in den ausgedehnten Werken; die Andern kehrten heim, um sich der Ruhe, dem Schlafe zu ergeben, die übliche Predigt zu hören, oder die Vorfälle auf der Bierbank zu erwägen. Falkenberg eilt nach dem Rathhause. Dort weilte er mit Stalmann und den Räthen des Markgrafen in einem besondern Zimmer, bis der Magistrat mit seiner Berathung fertig war. Vier Abgeordnete desselben erschienen vor Falkenberg und den Andern, um den Beschluß einer Deputation an Tilly kund zu thun. Falkenberg nahm sogleich das Wort und redete. Er sprach kein Wort davon, weßhalb er den am Abend zuvor verheißenen Ausfall

*) Theatr. Europ. II. 245. **) Gericke p. 88 ff.

in der Nacht nicht ausgeführt habe. Auch fragten die Deputirten des Rathes wohl kaum darnach, weil ja doch das Unterbleiben des Ausfalles bis dahin keinen ersichtlichen Schaden gethan, und ferner nun, da man zum Capituliren fertig war, auch kaum noch einen Schaden nach sich ziehen zu können schien. Man war ja nun einmal so weit gekommen, hatte diese gefürchtete Nacht sicher überwunden. Falkenberg erwähnte das nicht. Dagegen zählte er der Länge nach alle Zusagen und Versprechungen des Entsatzes auf, welche sein König so vielfach gegeben und so oft betheuert hatte. Er mahnte, daß man mit Sicherheit auf die Erfüllung derselben vertrauen könnte. Jeden Augenblick, sagt er, könne die ersehnte Hülfe erscheinen, und jede Stunde, die man sich länger erhielte, sei nicht mit einer Tonne Goldes zu bezahlen. Auch sei ja die Gefahr noch keineswegs so groß, wie Einige meinten.

In diesem Augenblicke ließ der versammelte Rath durch einen Secretär melden: die Wächter auf den Thürmen des Domes und St. Jakobi zeigten an, daß die Kaiserlichen aus allen Lagern sich stark nach der Sudenburg und der Neustadt zögen, und sich hinter die Schutzwälle und stehen gebliebenen Mauerreste begäben. Zur selben Zeit erschien ein Bürger vom Walle und berichtete: im Felde lebe es hinter allen Hügeln und Gründen von Reitern, auch habe man sehr viel Volkes in die Neustadt rücken sehen. Falkenberg, der eben zuvor die Wachen von den Wällen entlassen, die Vertheidiger auf die möglichst kleinste Zahl verringert hatte, gab den Ueberbringern dieser Nachrichten die Antwort: „Ich wünsche, daß die Kaiserlichen es sich unterstehen und stürmen möchten: sie sollten gewiß so empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele.“

In wiefern dieser Commandant einer also bedrohten Stadt für einen übeln Empfang der Stürmenden Sorge getragen, werden wir ersehen.

In der Frühe desselben Morgens harrte Pappenheim des versprochenen Zeichens zum Sturme. Es erfolgte nicht. Statt

dessen kam eine abermalige Ladung zum Kriegsrathe. Der Feldherr hatte die Nacht im Gebete verbracht, nur eine Stunde hatte er der Ruhe gegönnt*). Er hatte nach seiner Gewohnheit zwei Messen gehört; und doch war er mit sich nicht einig, was zu thun sei. Sein ganzes Bestreben ging unverkennbar darauf hin, Zeit zu gewinnen für die Magdeburger. Der Trompeter war noch nicht zurück. Die Capitulation stand mithin in fast gewisser Aussicht. Sollte man da stürmen? Ja, es scheint, daß Tilly den Aufschub, der von ihm ausging, nun als Grund gegen den Sturm geltend machen wollte. Da der Sturm nicht gleich mit Tagesanbruch unternommen, sei es nun zu spät. Immerhin ließ er die Truppen sich aufstellen, sich entwickeln, aber um zu schrecken, um zu drohen, um dadurch die Bitte um eine Capitulation hervorzurufen; denn es lag ihm ja Alles daran, sich der Stadt in unversehrtem Zustande zu bemächtigen. Nicht also entsprach es dem Sinne Pappenheims, der ja seine Vortheile kannte. Ein alter italienischer Oberst gab den Ausschlag. Er hielt dem Feldherrn das Beispiel von Mastricht entgegen. Diese Stadt sei mehrere Stunden nach Tagesanbruch gewonnen, weil die ermüdeten Wachen sich dem Schlafe überließen. Das Wort riß auch die Anderen hin. Tilly willigte in den Sturm, den er nicht wünschte. Er versprach um 7 Uhr durch sechs Kanonenschüsse das Zeichen zu geben. Die Obersten begaben sich an ihre Posten, um von drei Seiten zugleich zu stürmen. Doch nur die Nordseite, wo Pappenheim mit vier Regimentern dem neuen Werke von der Elbe an bis zur hohen Pforte gegenüber stand, fordert unsere Aufmerksamkeit. Nur gegen dieses Bollwerk, dessen Fürsorge Falkenberg speciell auf sich genommen, hatte ein Sturm Aussicht auf Erfolg.

Hat Pappenheim auch da noch wieder Bericht empfan-

---

*) Tepler Mskpt. in den Histor.-polit. Blättern, Bd. 14.

gen, daß die Wache am neuen Werke schlecht bestellt sei? — Nicht bloß dieß wird uns gemeldet, sondern sogar auch, daß die Stürmenden das Losungswort gewußt*). Und zwar setzt der Berichterstatter das merkwürdige Wort hinzu: „Nicht weiß ich, durch was Mittel". Also ist dieser Verfasser nicht in die Klasse der schwedischen Schreiber zu werfen**), welche nach dem Vorgange des Königs eifrig beflissen sind, die unbestimmte haltlose Anklage des Verrathes gegen die Bürger oft und oft zu wiederholen. Doch sei dem, wie es wolle: es kommt auf die Thatsache an, ob die Wache am neuen Werke schlecht bestellt gewesen ist oder nicht, ob die Stürmenden dort, wie Falkenberg zur selben Stunde, den Umständen nach kurz vor dem Anlauf der Pappenheimer, auf dem Rathhause es aussprach, so empfangen wurden, daß es ihnen übel gefiel.

Der Zeitpunkt, wann Pappenheim anlaufen ließ, ist mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen. Es war vor dem Zeichen, welches Tilly versprochen; aber es ist wahrscheinlich, daß Tilly über die bestimmte Zeit hinaus dasselbe verschoben; denn der alte Feldherr erwartete von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute die Rückkehr des Trompeters aus der Stadt. Diese Rückkehr machte aller Wahrscheinlichkeit nach den Sturm mit seinem zweifelhaften, jedenfalls gefährlichen Ausgange unnöthig. Als Tilly verzog, glaubte der ungeduldige Pappenheim, der allein um die Vortheile seiner Stelle wußte, sich in seinem Rechte den Sturm auch ohne das Zeichen zur bestimmten Stunde zu beginnen. Die anderen Führer warteten das Zeichen ab. Daß Pappenheim bei seiner Ungeduld dennoch in gutem Glauben handelte, ersehen wir daraus, daß er in der Stadt die Officiere der anderen Abtheilungen leidenschaft-

*) Gründliche wahrhafftige Relation, wasmaßen die uralte u. s. w.

**) Arlanibaeus: Arma S. 168. Soldat suédois. I. 75. — Chemnitz hält es für besser, davon zu schweigen.

lich anfuhr: „Heute habt ihr gehandelt, wie verrätherische Schelme“*). Wir sehen eben dasselbe aus seiner Forderung an Tilly, ein Kriegsgericht über die Säumigen zu berufen. Als Tilly nicht willfahrt, bringt Pappenheim dieselbe Klage an den Kaiser**). Auch dort findet er damit nicht Gehör. Aber eben das Nichtwillfahren Tillys bewies, daß jene anderen Anführer in ihrem Rechte waren. Sie hatten das Zeichen zum Sturme abgewartet. Da sie nicht ähnliche Vortheile vor sich sahen, wie Pappenheim, so mag ihr Eifer minder groß gewesen seyn.

Pappenheim wartete bis nach sieben Uhr. Seine Soldaten erhielten vorher ein Glas rheinischen Weines. Die Losung war Jesus, Maria. Da Uniformen damals noch nicht allgemein waren, so bedurfte man eines besonderen Zeichens. Die Soldaten schlangen eine weiße Binde um den Arm. Etwa um halb acht Uhr gebot Pappenheim den Anlauf gegen das neue Werk.

Dieses war am Morgen des 10./20. Mai in derselben Beschaffenheit, wie am Tage zuvor, wo Gerike dem Rathe die Gefahren desselben berichtete. Es war, wo möglich, durch die nächtliche Arbeit der Pappenheimer, in einer noch schlechteren. Die Pappenheimer laufen an. Sie nehmen die Sturmpfähle heraus, welche nach dem Berichte des Rathsherrn Gerike schon am Tage zuvor lose standen. Sie steigen auf den Tags vorher schon angelegten Leitern den Unterwall hinan. Sie finden dort 15 bis 20 Soldaten***) des Regiments Falkenberg unvorbereitet. Nur die Schildwachen haben brennende Lunten. Die andern Soldaten in dem Unterwalle, der Faussebraye, haben keine Lunten. Sie haben keine Pike, kei-

---

*) Histor.-polit. Blätter. Bd. 14. S. 354.

**) Förster: Wallensteins Briefe II. 94.

***) Fax. Magdeb. bei Calvis. 54. Gerike a. a. O.

nen Morgenstern oder sonst eine Waffe, mit welcher man die Stürmenden, am Wall Hinanklimmenden niederschlägt*). Sie fallen oder fliehen auf den Oberwall. Die Pappenheimer folgen auf dem Fuße. Sie fürchten dort Minen nach Kriegs-Gebrauch in solchem Falle**). Die Furcht erweist sich als unbegründet. Ein markgräflicher Prediger hält dort oben mit den Soldaten Betstunde. Um so leichter geht Alles von statten. Nach wenigen Minuten sind die Pappenheimer Herren des neuen Werkes. Von dort aus fürchten sie beim weiteren Vordringen, daß die Lücken und Gassen von kurzen Streichbüchsen, mit Hagel geladen, bestrichen werden***). Also war es der Kriegesbrauch. Hier jedoch ist diese Besorgniß nicht gegründet. Es steht ihnen nichts mehr im Wege: der Wall an der Nordseite der Stadt ist in ihren Händen und sie dringen in die Stadt. Ihr Verlust bis dahin beträgt nicht fünf Mann†).

Aehnlich ergeht es bei der hohen Pforte. Die Schildwache dort ahnt den Feind nicht eher, als bis sie schlaftrunken von den Heraufgestiegenen den Todesstreich empfängt.

Und ferner läßt Pappenheim stürmen an der Elbseite. Dort sprang das Wasserrondeel vor. Pappenheim hatte in den vorhergehenden Tagen rund um dasselbe einen Erddamm aufwerfen lassen, der an das Fischerufer innerhalb der Stadt führte, diesen Weg schlugen einige Compagnien Croaten ein. Sie reiten durch das Wasser, steigen das Ufer hinan, eilen dem Fischerthore zu. Sie finden dasselbe offen, unbewacht. Sie stürzen hindurch in die Straßen, und werfen sich sofort auf die nächsten Häuser zum Plündern.

War das der Empfang, den Falkenberg für die Stürmenden verheißen hatte?

---

*) Gerike a. a. O.

**) Pappenheims Bericht bei Hormayr a. a. O. p. 321.

***) Fax. Magdb bei Calvis. p. 54.

†) Pappenheims Bericht bei Förster: Wallensteins Briefe II. 94.

Wir haben ihn verlassen in seiner Rede auf dem Rathhause, daß noch keine Gefahr, daß nun, wo man sich des Entsatzes nicht mehr stündlich, sondern augenblicklich versehen dürfe, der Gewinn einer Stunde nicht mit einer Tonne Goldes zu bezahlen sei. Er redete weiter, immer weiter, und die Anderen hörten zu. Da bläst vom nahen St. Johannisthurme herab der Thürmer Sturm. Er steckt zugleich die weiße Kriegsfahne aus. Falkenberg redet fort. Gerike eilt vom Rathhause und gewahrt in der Fischerstraße die plündernden Croaten. Er kehrt zurück nach dem Rathhause, wo noch die Versammlung ruhig anhört, wie Falkenberg redet. Während Gerike Bericht erstattet, kommen auch Falkenbergs Diener und erzählen, daß der Feind sich des Walles im Norden gegen die Neustadt bemächtigt habe*).

Es ist kein Zweifel mehr: die Zeit ist veronnen. Für eine Capitulation ist es zu spät.

Da endlich steigt Falkenberg zu Pferde. Aber wohin? Sein Ritt abermals beweist, daß für einen Empfang und eine Abwehr der Kaiserlichen auch nicht die leiseste Sorge getragen ist. Er reitet nicht zuerst nord- oder nordostwärts nach dem bedrohten Punkte, sondern vom Rathhause aus südostwärts nach der Elbinsel, dem Marsche, um von da das Regiment des Obrstl. Trost herein zu holen. Nachdem er selbst dieses Regiment herangeführt, wirft er sich mit demselben, oder so vielen als davon beisammen sind, den Kaiserlichen entgegen. Sie sind schon in den Straßen. Er treibt sie zurück bis an den Zwinger. „Weil er vom Volke schwach und die Feinde ihm zu mächtig waren, ist er, vielleicht ohne Gedanken, an die Spitzen geritten und von dem Feinde erschossen worden. Sein Körper ist nachher vom Feuer ganz verbrannt, daß man von ihm nichts finden mögen. Dem lieben Gott sind alle Dinge bekannt“.

*) Gerike a. a. O.

Also erzählt den Ausgang dieses Mannes die eifrige Schrift eines Augenzeugen für Magdeburg, in welchem wir aus inneren Gründen einen Magdeburger Theologen vermuthen *). Sichtlich stellt dort dieser Theologe dem Falkenberg an treuer Pflichterfüllung den Markgrafen entgegen. Der Sinn jener Schlußworte ist indessen dunkel. Er kann bedeuten: Falkenberg hat seinen Tod gesucht. Diese Deutung würde stimmen mit derjenigen eines Katholiken in Magdeburg **). Es bliebe dann je nach der Auffassung des Thuns und Lassens von Falkenberg die Wahl: ob aus Reue und Verzweiflung über seine ungeheuern Versäumnisse, oder um durch seinen Tod dem Plane der Vernichtung Magdeburgs im Interesse des Schwedenkönigs das letzte Siegel aufzudrücken. Wir nehmen nämlich an, daß Falkenberg dort umgekommen sei. Gewiß ist es nicht. Falkenberg wurde verwundet in ein Bürgershaus bei der Jakobi-Kirche gebracht, und nachher hat man nichts wieder von ihm vernommen. Der Mann, der so meisterhaft Alles berechnet, kann diese meisterhafte Rechnung auch auf seine eigene Sicherheit ausgedehnt haben. Die Möglichkeit ist vorhanden: dem lieben Gott sind alle Dinge bekannt.

Wie dem auch sei: das Werk Falkenbergs war im Gange. Er konnte es als gelungen bereits betrachten. Die Kaiserlichen waren in Magdeburg mit Sturm: was ferner geschah, kam auf ihre Rechnung.

Die Kaiserlichen waren in Magdeburg; doch noch war die Stadt nicht in ihrer Gewalt. Nur Pappenheim an seinem Orte hatte Aussicht auf Erfolg, und nicht die anderen kaiserlichen Befehlshaber. Pappenheim war in die Stadt gekommen, weil ihm die Bahn geebnet war. Die anderen Anführer kamen nicht hinein, weil sie anliefen gegen hohe Mauern

*) Fax. Magdeb. bei Calvis. p. 54.
**) Histor.-polit. Blätter Bd. 14. S. 303.

und feste Thore. Dazu war der Zeitpunkt viel ungünstiger für sie, als vorher für Pappenheim. Sie warteten das verabredete Zeichen der drei Kanonenschüsse ab. Mansfeld mag auch darüber hinaus gewartet haben. Er zauderte, weil die Aussicht des Gelingens für ihn so wenig günstig war. Er begann den Angriff erst dann, als längst die ganze Stadt in Aufregung war über den bis so weit gelungenen Sturm des Pappenheim. Deßhalb fand Mansfeld noch dazu eine andere nachdrückliche Gegenwehr.

Die Pappenheimer waren in der Stadt. Dennoch stand für sie auch dort eine ganze Stunde lang die Sache nicht günstig. Es fehlte den Vertheidigern, weil man Falkenberg nicht mehr sah, die einheitliche Führung, die zuverlässige Ordnung. Dazu war ihre Zahl bei weitem geringer *). Aber diese kleine Zahl leistete mannhaften Widerstand. Der Führer derselben war ein Hauptmann, Namens Schmidt. Als er schwer verwundet niedersank, war keiner mehr da, der ihn ersetzte. Es entbrannte ein wildes, regelloses Straßengefecht, welches noch viel Blut und Menschen kostete, dessen endlicher Ausgang indessen nicht mehr zweifelhaft war.

Auch an der hohen Pforte fanden Pappenheims Truppen, nachdem sie zuerst leicht die schlafenden Schildwachen überwältigt, beim weiteren Vordringen nachdrücklichen Widerstand. Dort kämpften Bürger. Um die Gegenwehr derselben zu brechen, um die Bürger vom Kampfe abzuziehen, ließ Pappenheim dort zwei Häuser anzünden. Die Soldaten thaten es ungern **), weil jeder Brand die Hoffnung auf Beute verringerte. Es war ein heller, schöner, stiller Maimorgen. Die Häuser brannten wohl eine Stunde hell wie ein Licht in sich

*) Truc. expugn. mit Vorwürfen gegen die Bürger. Fax Madgb. bei Calvis. 61 sagt 1000 gegen 40.

**) Bericht des Capitäns Ackermann bei Calvis. 106.

zusammen. Vielleicht erreichte Pappenheim eben dadurch seinen Zweck nicht. Statt zu löschen, beharrten die Bürger im Kampfe *).

Pappenheim hatte, wie es scheint, schon zuvor durch den Adjutanten Morrien an Tilly die Meldung bringen lassen, daß die Stadt bereits gewonnen sei. Es war zu früh. Der alte Feldher kam an die hohe Pforte und fand den Kampf dort noch in aller Gluth. Er ließ ein unbeachtetes Seitenthor mit einer Petarde sprengen. Dort drang er selber ein, gebot einige Kanonen hereinzuschleppen und gegen die Straßen zu wenden. Das mußte entscheidend wirken.

An den andern Orten, im Osten, Süden und Westen der Stadt führte der Sturm zu keinem Ereignisse. Es ließ sich mit unzweifelhafter Gewißheit sagen, was alle Magdeburger Berichte von damals wiederholen, daß der Sturm auf die Stadt keine Aussicht auf Erfolg gehabt haben würde, wenn nur das neue Werk an der Nordseite der Stadt einigermaßen besser verwahrt gewesen wäre **). Eben dieß ist auch die Rechtfertigung für Tilly, für sein Zaudern, seine Abneigung gegen den Sturm. Was da verborgen mitwirkte, was Pappenheim höchstens ahnte, das konnte Tilly nicht wissen, nicht mit in Anschlag bringen. Als Pappenheim durch einen schnell geebneten Weg über den Wall auch eine Anzahl Reiter ihre Pferde einzeln hatte herüber führen lassen, als die Seinigen von der Nordseite aus immer weiter in die Stadt vordrangen, als sie den Vertheidigern der andern Werke, der anderen Thore in den Rücken fielen: da war kein Halten mehr. Die Bürger fliehen entsetzt auseinander zu ihren Häusern, die Thore werden geöffnet, unter dem Schalle der Pauken und Trompeten dringen die kaiserlichen Truppen in hellen Haufen ein, und es hallt durch die Straßen der jauchzende, entsetzensvolle Ruf: „All gewonnen, All gewonnen"!

---

*) A. a. O. **) Fax Magdb. bei Calvis. 57.

[illegible] die Frage. Bis nach 10 Uhr [illegible] Widerstand, ein wirklicher Kampf. Und [illegible] als schon die Dinge sich anders ge- [illegible] 10 Uhr lodert Feuer auf, zuerst [illegible] Ringe **). Es greift weiter. [illegible] dennoch greift das Feuer weiter. Es [illegible] an 40, 50 Orten. Ungeheure Rauch[illegible] Verborgene Minen entzünden sich, fahren [illegible] und Geknatter. Sie nähren den Brand, sie [illegible] Am breiten Wege flammt jedes dritte, [illegible] ***). Die leckenden Flammen begrüßen, vereinen sich [illegible] doch zusammen. In einer halben Stunde brennt es [illegible] die ganze Stadt †). Wer hat das gethan?

---

*) Ein wahrhafftiger Bericht wegen der Belagerung u. s. w. 4 Blätter in 4. Der Verf. ist Augenzeuge, Protestant.

**) Tepler Manuscript in Hister.-polit. Blättern Bd. 14. S. 305. Verfasser kath.

***) Fax Magdb. a. d. O.

†) So ausdrücklich: Exitii et excidii M. hist. relatio, deutsch: kurze aber doch eigentliche u. s. w. 1631. protestantisch.

X.

Freikuxen für Kirchen und Schulen in Schlesien.

(Ein Beitrag zur Geschichte der preußischen Parität.)

Es ist seiner Zeit*) bekannt geworden, wie die von der Regierung, jedoch nicht aus Staatsmitteln, sondern aus Beiträgen der Gruben und der Knappschaften errichteten Knappschaftsschulen zu einer Propaganda für protestantische Zwecke benutzt wurden. Man hatte diese Schulen in dem katholischen Oberschlesien errichtet, und dabei angestellt:

		kath. und	prot. Kinder	kath. u.	prot. Lehrer.
in Königshütte	für	314	40	1	2
„ Friedrichshütte	„	42	6	kein	1
„ Paruschowitz	„	63	17	kein	1
„ Gleiwitz	„	195	94	1	2
„ Malapane	„	100	100	kein	2

Von den sechs protestantischen Kindern in Friedrichshütte waren zwei die des Lehrers, zwei die eines höheren Beamten;

---

*) Die katholischen Interessen bei den Budgetverhandlungen in den preußischen Kammern 18$\frac{5}{5}\frac{2}{3}$. Paderborn bei Schöningh. 1853. S. 357.

diese vier Kinder gehörten also dem aus den Bergarbeitern bestehenden Knappschaftsverbande nicht an.

Wir kommen heute hierauf zurück, um darzulegen, aus welcher Quelle diese Thatsachen geflossen sind, und um festzustellen, ob etwa jetzt diese Quelle verstopft worden ist. Wir müssen zu diesem Ende etwas weiter zurückgehen.

Die Schlesische Bergordnung vom 5. Juni 1769 bestimmt im Cap. XXXI. §. 1 und § 2, daß jedes Bergwerk in 128 Kuren zu theilen sei, von denen zwei für die Knappschafts- und Armenkasse, zwei „zu Erhaltung der Schule und Kirche" frei gebaut werden sollten. Die Ausbeute von den Kirchen- und Schulkuren sollte der „dasigen Ortskirche" berechnet werden. Das Allgemeine Landrecht, bei dessen Abfassung die schlesische Gesetzgebung eine wesentliche Berücksichtigung fand, drückt letzteres im §. 134 Theil II. Tit. 16 so aus: zwei Kuren werden der Kirche und Schule, „unter deren Sprengel die Zeche liegt", beigelegt. Es kann also nichts klarer seyn, als daß die Kirche und Schule des Abbau-Orts nach dem Gesetze zwei Freikuren zu beziehen hatte, und das war auch billig. Im Allgemeinen ist der Bergmann, dessen Leben täglich besonderen Gefahren ausgesetzt ist, mehr als viele andern Stände auf das tägliche Gebet hingewiesen; ehe er vor Ort geht, verrichtet er sein frommes Gebet, überall sind Altäre und Capellen zur Ehre der heiligen Barbara in den Bergwerks-Gegenden errichtet. Der Bergmann hält auch seine Kinder zu Frömmigkeit und Gottesfurcht an; die Kinder füllen die Ortsschule übermäßig, und doch hat nach der schlesischen Schulgesetzgebung der Bergmann, der in der Regel zu den Nichtangesessenen gehört, zum Unterhalt des Lehrers und der Schule fast Nichts beizutragen; lediglich das Kleinhacken des Brennholzes für den Lehrer liegt den Nichtangesessenen der Schulgemeinde in Schlesien ob. Endlich aber ist es bekannt, daß der Bergbau nicht immer in Blüthe ist; es kommen auch

Zeiten des traurigsten Verfalles; Kirche und Schule müssen aber forterhalten werden, und um so mehr ist es also als eine weise Vorschrift anzuerkennen, daß in den sieben fetten Jahren ein Vorrath angesammelt wird für die sieben magern Jahre. Die Freigebigkeit der schlesischen Berg-Ordnung für Kirche und Schule ist hienach vollständig gerechtfertigt.

Allein die Regierung selbst, von welcher das Gesetz ausgegangen war, hat es nicht gehalten. Die reichen Bergwerke in Oberschlesien auf Blei, Kohlen, Galmei lagen in katholischen Gegenden, und man fand es für besser, die nach dem Gesetze den katholischen Kirchen und Schulen zustehenden Freikuren diesen nicht zukommen zu lassen. Das Oberbergamt behielt die Ausbeute der zwei Freikuren an sich, und verrechnete sie mit den zwei andern für die Knappschafts- und Armenkasse bestimmten Freikuren.

Unter dem Oberbergamte standen alle Gruben, ohne Rücksicht darauf ob sie königliche waren oder Gewerken gehörten, außerdem aber auch die königlichen und zwar nur die königlichen Hüttenwerke. Das Oberbergamt war eine königliche Behörde, und es benutzte die angemaßte Disposition über die Kirchen- und Schul-Freikure vorzugsweise dazu, um bei den königlichen Hüttenwerken protestantische Kirchen und Schulen zu errichten; alle oben genannten Knappschaftsschulen sind in dieser Weise entstanden. Darin lag ein doppeltes Unrecht; die Hüttenwerke sind nicht in Kuren eingetheilt, also gaben sie auch keine Ausbeute von Freikuren; dessen ungeachtet kam den Hüttenarbeitern und nicht den Bergleuten der reiche Ertrag der Freikuren vorzugsweise zu gute. Weiter waren nach der Bergordnung Kirche und Schule in Verwendung der ihnen zukommenden Kuren nicht beschränkt; es war ihnen nicht zur Pflicht gemacht, die Ausbeute ausschließlich, auch nicht einmal vorzugsweise für die Bergleute zu verwenden; wenn sie dieses nun auch gewiß nicht unterließen und nicht unter-

lassen konnten, so war doch durch die eigenmächtige Einziehung der Kirchen- und Schul-Kure ihnen jede Disposition entzogen; sie mußten es als Gnade ansehen, wenn ihnen die Bergbehörde etwas zutheilte, dabei aber selbstständig und ausschließlich für die Bergleute.

Das Oberbergamt war bei diesen das Recht der katholischen Kirche und Schule auf das Tiefste verletzenden Anordnungen nicht ganz ohne höhere Genehmigung vorgegangen. Im Jahre 1778 war vielmehr der Minister für Schlesien mit dem Justizminister und dem geistlichen Departement in Verbindung getreten, und hatte, ohne Zuziehung des Fürstbischofs oder auch nur eines Katholiken, die Verrechnung der Freikurgelder zu der Knappschaftskasse für billig erachtet; die königliche Genehmigung zu dieser Abweichung von einem Landesgesetze wurde jedoch erst beinahe 50 Jahre später, nämlich im Jahre 1825 eingeholt, und zwar aus Veranlassung eines Processes, welchen die katholische Kirche in Deutsch-Pinkow gegen das Oberbergamt auf Verabfolgung des Ertrages einer Freikure für die Kirche, auf Grund der Berg-Ordnung, erhoben hatte. In erster Instanz wurde der Kirche das Recht zugesprochen, in zweiter Instanz wurde sie aber abgewiesen, weil inzwischen die eben erwähnte königliche Ordre vom 21. Febr. 1825 ergangen war. Vom Geheimen Obertribunal wurde letzteres Erkenntniß bestätigt, der klägerischen Kirche jedoch in Bezug auf die im Landtags-Abschiede vom 2. Juni 1827 verheißene landesherrliche Entscheidung wegen Verwendung der Kirchen-Freikux-Gelder die Rechte reservirt. Der schlesische Provincial-Landtag hatte nämlich auch Beschwerde darüber erhoben, daß die Freikurgelder nicht zum Besten der Grubenarbeiter verwendet wurden.

Die verheißene Anordnung wurde durch die in der Gesetzsammlung publizirte Kabinets-Ordre vom 9. März 1830 erlassen, bestätigte aber nur das bisherige Verfahren. Daß sich

der Provincial-Landtag, wie eben erwähnt, der Sache annahm, müssen wir nicht etwa einer Sympathie desselben für katholische Interessen zuschreiben. Schlesien zählt sehr ehrenwerthe katholische Magnaten, der schlesische Provincial-Landtag viele brave Katholiken als Mitglieder, allein daß sie namentlich um jene Zeit durch ihr öffentliches Auftreten für katholische Interessen von sich reden gemacht haben, dieß können wir von ihnen nicht rühmen. Es war um dieselbe Zeit als der Landtag durch die zu einer traurigen Berühmtheit gelangte December-Angelegenheit viele in Bewegung brachte und Anlaß wurde daß diese in gerechter Weise geordnete Reallast in das Gegentheil verkehrt ward. Wir müssen darnach annehmen, daß es weniger in der Absicht des Landtags lag, den katholischen Kirchen und Schulen eine ihnen durch das Recht zustehende Einnahme zuzuwenden, als vielmehr die Beitragspflicht der Grundherren und Grubenbesitzer für Kirchen und Schulen zu erleichtern; denn selbstredend hatten die Grundherren zu diesen Anstalten in dem Maße weniger beizutragen, in welchem sie durch eigene Einnahmen sich selbst erhalten konnten.

Die Einnahme von den Freikuxen war aber eine sehr bedeutende; sie würde für die katholische Kirche in Deutsch-Piekar allein jährlich über 1000 Thlr. betragen haben; im Jahre 1852 betrug sie im ganzen Bezirke des Oberbergamts mit Einschluß der Zinsen von den angesammelten Kapitalien über 19,000 Thlr.

Die Haupt-Knappschafts-Kasse, welche außer den Beiträgen der Knappschafts-Mitglieder den Ertrag der Freikuxen verwaltete, stand unter der Aufsicht des Oberbergamts, letzteres hatte also die beste Gelegenheit mit vollen Händen zu bewilligen oder auch zu versagen. Mit dem Eintritt in die Reihe der constitutionellen Staaten fand es die Regierung geboten, die Knappschafts-Vereine an der Verwaltung ihres Vermögens Theil nehmen zu lassen. Indeß war es, wie uns die Mo-

tive des Gesetzentwurfes belehren, nicht diese Rücksicht allein, welche das Gesetz hervorrief: die Beiträge der Bergwerks-Eigenthümer, sagt der Minister von der Heydt, für die Arbeiter sind nicht überall gesetzlich geregelt, und doch, setzt er hinzu, ist längst anerkannt, daß die Beiträge der Arbeiter allein nicht ausreichen, um die Anforderungen zu befriedigen, welche mindestens an die Knappschafts-Kasse gemacht werden müssen. In constitutioneller Entrüstung führt der Minister weiter an, daß die Leitung des Betriebes und der Haushalt der Gruben nach dem Gesetze vom 12. Mai 1851 den Gewerken zustehe, und also eine fortlaufende Controle der Werks-Rechnungen zur Feststellung der Beträge der Freikurgelder gar nicht mehr zulässig sei. Ungeachtet der Entrüstung, womit das Eindringen in den Betrieb und Haushalt der Privatwerke hier zurückgewiesen wird, läßt doch der §. 8 „die gesetzlichen Bestimmungen über die Freikurgelder für die Kirche und Schule, sie mögen unmittelbar an diese oder zur Verwendung für deren Zwecke an die Knappschafts-Kassen gezahlt seyn" — fortbestehen. Darin liegt, soweit die Bergbehörde die Freikurgelder für Kirche und Schule verwaltet, zwar ein Widerspruch; dieser wird unsern Lesern nach dem Gesagten aber wohl erklärlich seyn. In den Kammerverhandlungen über den Gesetzentwurf kam zwar Alles zur Sprache, was wir oben angeführt haben; das Gesetz wurde aber angenommen und ist unterm 10. April 1854 publizirt.

Für die schlesische Haupt-Knappschafts-Kasse bedurfte es nun einer Sonderung der Freikurgelder für Kirche und Schule von den eigentlichen Einnahmen, und hiebei machte der gesammelte Kapitalbestand die Hauptschwierigkeit. Es hätte nahe gelegen, sich noch jetzt zu einem kühnen Schritte zu entschließen; der Knappschaftsverein in Schlesien blieb nach §. 8 des Gesetzes bestehen, und es war durch den §. 5 fürgesorgt, daß der Bergbehörde der gebührende Einfluß auf die Beschlüsse

…s Knappschafts-Vorstandes bewahrt blieb. Warum also …iesem Vorstande nicht auch die Verwaltung der Kirche- und Schulkure übertragen? Doch verfiel Niemand auf diesen Gedanken; der schlesische Knappschafts-Verein theilte sich in einen oberschlesischen und niederschlesischen und trat mit dem Minister in eine Sonderung des Kapitals, welches bis zum Mai 1858 schon auf 465,000 Thlr. angewachsen war. Von dieser Summe zog der Minister sogleich 49,000 Thlr. ab, weil er diesen Betrag als eine Schuld des Gesammtvereins ansah, was ihm auch concedirt wurde; allein außerdem zog er noch …0,000 Thlr. ab für die Verwendung zu gleichen Zwecken, …ämlich zu Kirchen- und Schulbauten. Darüber ist nun hef…ger Streit entbrannt; die Knappschaftsvorstände verlangen …e 50,000 Thlr. für sich, der Minister gibt indeß mit vollen …änden von dem Kapitale aus. Auf dem königl. Hütten…rte Malapane baut er an die vor vielleicht 60 Jahren er…htete, und in dieser Zeit für ausreichend erachtete protestan…che Kirche jetzt auch einen Thurm; viele Tausende empfing …e protestantische Gemeinde in Gleiwitz wegen einiger pro…stantischen Hüttenarbeiter zum Neubau einer Kirche, und …ahrscheinlich werden, wenn der Streit zur Entscheidung kommt, …e 50,000 Thlr. großentheils vergeben seyn.

Inzwischen hat sich jedoch auch die Angelegenheit der …tholischen Knappschaftsschulen günstiger gestaltet, indem in …nigshütte und Gleiwitz besondere katholische Schulen erbaut …d; auch für das Zustandekommen eines katholischen Pfarr…stems in Königshütte hat der Minister Beiträge gespendet; …doch fallen diese, wenn wir recht unterrichtet sind, alle in die …eit vor der Trennung der Knappschafts-Kasse und die Bei…äge in Königshütte waren durch die Parität absolut gebo…n, weil man hier vorher den Protestanten, ungeachtet ih…r geringen Zahl, schon ganz bedeutende Summen überwie…n hatte.

Wie sich überhaupt die Seelenzahl der katholischen zu den protestantischen Knappschafts-Genossen verhalte, wird nicht bekannt gemacht; aus der im Eingange dieses Aufsatzes angegebenen Kinderzahl läßt sich darauf kein Schluß ziehen, weil die größte Anzahl der Schulkinder die Gemeindeschulen besucht. Die eigentlichen Knappschafts-Genossen, d. h. die Bergarbeiter, vom Oberschichtmeister abwärts: Schichtmeister, Steiger, Hauer sind katholisch, die höher Gestellten aber fast ohne Ausnahme Protestanten. Bei der Sonderung der Oberschlesischen von der Niederschlesischen Knappschaft zählt man dort 7593, hier 2535, überhaupt also 10,128 Genossen Die Beiträge dieser Bergarbeiter zu der Hauptknappschafts-Kasse sind gesetzlich festgestellt; sie bestehen in Antrittsgeld und Lohnabzügen, und machten im Jahre 1852 die erhebliche Summe von 64,607 Thlr. 20 Sgr. aus. Diesen hinzugerechnet die Zinsen von den Kapitalien, den Ertrag der Freikuren und sonstige Einnahmen, ergibt sich ein so bedeutender Jahresertrag, daß daraus mit Leichtigkeit alle den Knappschafts-Genossen gebührenden Unterstützungen hätten gewährt werden können. Aus dem Verdienste und den Lohnabzügen der Arbeiter aber, und aus den gesetzlich für diese bestimmten Intraden wurde eine Anzahl protestantischer Kirchen und Schulsysteme unterhalten, d. h. die Arbeiter mußten einen Theil des ihnen Zukommenden abgeben, damit die höher gestellten Beamten und auch andere in den katholischen Gegenden lebende Protestanten, zumeist also Nichtknappschafts-Genossen, Kirchen, Prediger und Lehrer ihrer Confession haben konnten.

So stellt sich die Sache äußerlich betrachtet dar, und es wäre im Interesse der Regierung dringend zu wünschen, daß diese durch eine öffentliche Bekanntmachung über die Zahl und Beiträge der katholischen Knappschafts-Genossen den Schein, den sie auf sich geladen hat, zerstreute, als ob die katholischen Knappschaftsmitglieder ihre Groschen hergeben müßten, damit

[illegible]ere protestantischen Berg- und Hütten-Beamten Benefizien [illegible] Bezug auf Kirche und Schule ihrer Confession genießen.

Die königlichen Hüttenwerke in Schlesien bringen nicht [illegible]lein keinen Ertrag, sondern erfordern noch jährlich Zuschüsse [illegible]s dem Staatssäckel; von einer Verzinsung ihrer Anlage[illegible]ten ist also keine Rede. Nach der Theorie der Liberalen [illegible]ßte man sie also in Privathände übergehen lassen, wie auch [illegible]on die Absicht gewesen. Aber es wird uns glaubhaft ver[illegible]ert, daß der Zweck dieser Werke: „Protestantismus und [G]ermanismus in Oberschlesien zu verbreiten," der Hauptgrund [illegible], der bis jetzt dem Verkaufe entgegengestellt worden ist, und [illegible]e wir gesehen, wird der fragliche Zweck hauptsächlich durch [illegible] Lohnabzüge katholischer Bergwerksarbeiter und durch die [illegible] katholischen Kirchen und Schulen entzogenen Freikuren [illegible]reicht.

XI.

Zeitläufe.

Die preußische Führung gegen Dänemark und ihr Verhältniß zur jetzigen Weltlage

Den 24. Januar 1861.

Am 11. Februar 1858 ist vom Frankfurter Bundestag das deutsche Ultimatum nach Kopenhagen gesendet und am 12. August 1858 das Exekutions-Verfahren gegen Dänemark beschlossen worden, mit dem Vollzug aber hat es in dieser langen Frist keineswegs geeilt. Noch unter dem verwegenen Heldenlärm der preußischen Kammer-Sitzungen vom 20. April und 4. Mai vorigen Jahres durften die Minister, ohne auf Widerspruch zu stoßen, die „Wahl des Zeitpunkts" um thätlich in der dänischen Sache vorzugehen, ihrem Ermessen vorbehalten. Um so mehr mag die Welt von der plötzlichen Kunde überrascht worden seyn, daß man in Berlin eben den gegenwärtigen Moment für geeignet erachte, den Dänen das Schwert vor die Brust zu setzen, und daß sich auch am Bundestag die allgemeine Ueberzeugung geltend mache, die Exekution nach der Eider könne nun durchaus keinen Aufschub me[illegible]en.

[illegible]:

Man mißverstehe uns nicht: es gibt in der That ein gutes Recht und die deutsche Ehre gegen die übermüthige Kleinmacht der dänischen Demokratie zu retten, und wenn die schleppende oder impotente Diplomatie des Bundes die unheilschwangere Angelegenheit in bedauerlichster Weise verzögert hat, so ist die endliche Ermannung an und für sich um so erfreulicher. Auch die Frage, ob denn wirklich eben jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen sei, ist von vornherein nichts weniger als zu verneinen. Man muß sie vielmehr ganz entschieden bejahen, aber freilich nur unter der Bedingung, daß die fragliche Ermannung eine wahre, ganze und allseitige sei. Alle Anforderungen, die wir an die deutsche Politik gegenüber den Anschlägen des französischen Imperators von jeher gestellt haben, wären dann erfüllt, wenn das Verfahren gegen Dänemark wirklich als eine That von unermeßlicher, über das Schicksal von ganz Deutschland bestimmender Tragweite verstanden und muthig aufgefaßt würde. Dazu gehören aber einige wesentlichen Voraussetzungen, welche wir in folgende drei Fragen einkleiden:

Ist erstens Preußen mit sich und mit den Verbündeten unter seiner Führung zweifellos einig und klar in dem Ziel, welches in den Landen der Eider erreicht werden soll, und wird es jederzeit, unbeirrt von den hinterhaltigen Rathschlägen der in Berlin herrschenden Parteien, bestimmt angeben können, was es denn eigentlich will nicht nur in Bezug auf Holstein und Lauenburg, sondern auch in Bezug auf Schleswig? Diese Frage ist viel inhaltreicher, als man gemeinhin glaubt, und sollte hierin den geringsten Schwankungen Raum gelassen werden, so müßte in Kurzem nicht nur der alte Unwille Europas, sondern auch der alte Hader unter den deutschen Regierungen selber aufleben, und man dürfte noch vom Glück sagen, wenn die Nationalsache abermals nur auf dem diplomatischen Wege zu Schanden würde.

Wenn aber Preußen mit sich und dem Bunde einig ist, was denn von Dänemark verlangt werden muß und erreicht werden kann — dann kommt die größere zweite Frage: ist es auch gewillt und darauf gefaßt, mit der exekutiven Geltendmachung seines ganzen und ungeschmälerten Programms eine europäische Initiative zu wagen und den Zusammenstoß mit dem französischen Selbstherrscher, nachdem er heute oder morgen nun doch unvermeidlich ist, lieber gleich selbst zu provociren? Trägt man entschlossenen Muthes von vornherein darauf an, ebenso der offenen Gewalt Frankreichs wie feindseligen Maßnahmen von Seite Rußlands begegnen zu müssen, oder lebt man vielleicht in der trügerischen Hoffnung, daß das berühmte Princip der Nichteinmischung auch den deutschen Angelegenheiten zu gute kommen werde, weil man es in Italien so gewissenhaft oder gewissenlos gewähren ließ? Und brächte man es im letztern Falle vielleicht gar über sich, durch gewisse Nachgiebigkeiten hinsichtlich des Landes Schleswig einen Nichtinterventions-Brief vom Imperator erkaufen zu wollen? Lägen der preußischen Führung wirklich Berechnungen dieser oder jener Art zu Grunde, dann würde sie tausendmal besser den ganzen Proceß niederschlagen, als Deutschland der brennenden Gefahr eines Rückzugs aussetzen, der unter dem Hohngelächter Europas das Ehrgefühl der eigenen Völker zu Boden träte.

Will aber der Bund im Gegentheile seine ganze Macht ernstlich zusammenfassen, um das deutsche Recht an der Eider gegen wen immer durchzusetzen und den Conflikt mit Frankreich nicht nur zu wagen, sondern so gut wie absichtlich herbeizuführen: dann genügt es offenbar nicht, daß die Einigung der deutschen Regierungen bezüglich Holsteins und Schleswigs nichts zu wünschen übrig lasse, sondern die Einigung muß sich über alle Grenzen und bedrohten Punkte des Bundes und

beider Großmächte erstrecken, namentlich auch über Italien. Ueberall muß man wissen, was man will; sonst ist nach allen Regeln der Erfahrung nichts gewisser, als daß die lockere Verbindung durch den nächsten besten Zwischenfall aufgelöst und die Trümmer nach entgegengesetzten Seiten auseinander getrieben werden müßten. Besteht aber, fragen wir drittens, eine solche Einigung über alle deutschen Rechte und Interessen in der That?

Wenn ja, dann wäre Deutschland jetzt in der Lage zu thun, was es im Frühjahr 1859 hätte thun sollen. Auch in diesem glücklichsten Falle käme die Ermannung sehr spät, vielleicht zu spät, nachdem Oesterreich nun einmal durch die mit den dämonischen Umtrieben der „monarchischen Revolution" wetteifernde Verblendung des Liberalismus gelähmt und fast ganz auf sich selbst verwiesen ist. Immerhin wäre es aber besser, der Entschluß zu einer raschen Entscheidung — „siegen oder untergehen", wie der neue König von Preußen die Lage selber bezeichnet — käme spät aber freiwillig, als gar nicht oder gezwungen.

Gerade für Preußen scheint es die dringendste Nothwendigkeit zu seyn, endlich den äußersten Schritt zum Entweder-Oder zu wagen. Denn abgesehen von der socialen Calamität einer zweijährigen Kriegsbereitschaft ohne Krieg, welche die Kräfte der Völker täglich mehr erschöpft und zwar in Preußen keineswegs zuletzt*) — ist die Stellung dieser Macht im Innern

*) Muß man es ja nun erleben, daß das reiche England zuallererst diesen Zustand unerträglich findet, und eine Reduktion der Kriegs-Ausgaben von der Regierung vorgenommen wird, obwohl sie des Friedens weniger sicher ist als je.

und im Verband der deutschen Staaten viel bedenklicher als man gemeinhin annimmt. Die tonangebende Partei in der Kammer und im Lande ist des Zauderns müde, sie macht Miene ihr radikales Programm mit allen Mitteln des parlamentarischen und außerparlamentarischen Zwangs durchzusetzen. Soeben erläßt ein jüdischer Agitator aus der Mitte der ehemaligen liberalen Union seinen Mahnruf an die Kammer, weil „Preußen in den zwei Jahren der Regentschaft auch nicht den kleinsten Fortschritt zur Entwicklung der Freiheit gemacht habe"; inzwischen spricht der König selbst bei jeder Gelegenheit die Besorgniß aus, daß man ihn „zu drängen" suche und über die eingenommene Stellung hinaus treiben wolle. Gewiß ist es nicht so fast das „Drängen" gegen die letzten Vermächtnisse der Reaktion im Lande selbst, was er fürchtet, als das Drängen gegen die deutschen Mitfürsten zur Sprengung des Bundes und zu ihrer Unterjochung unter eine preußische Centralgewalt. So lange Berlin in diesem Geruche steht, bringt jeder Tag die Gefahr, daß sich die Mittelstaaten plötzlich einmal auf sich selber stellen und Preußen so isolirt bleibt, als der Imperator nur immer wünschen kann. Nichts scheint daher einer gesunden Politik Preußens näher zu liegen, als mit beiden Händen nach einem Anlaß zu greifen, wo sich die Kräfte des gesammten Bundes unter preußischer Führung zusammen fassen lassen zum Behuf eines großen Schlages, welcher vor Allem dem Führer selbst in der leidigen Sackgasse Luft machen würde. Den besten, wenn nicht einzigen Anlaß dieser Art bietet aber gerade der dänische Streit.

Wenn irgendwo so ist hier die Phrase wahr, daß die Interessen Preußens und Deutschlands identisch seien. Aber im großartigen Maßstabe einer europäischen Initiative, was immer von Seite Frankreichs und Rußlands daraus erfolgen möge, muß die Aktion aufgefaßt und durchgeführt werden,

was hinwieder nur in einer solchen Vereinigung aller deutschen Mächte möglich ist, welche jeder von ihnen den gebührenden Rechtsschutz gewährt. Ist der Zug gegen Dänemark anders gemeint: will man nur die Detailfrage lösen, einen häuslichen Zank im Rayon des Bundes; einigt man sich nur ad hoc, um zwar an der Eider deutsche Rechte und Interessen zu verfechten, in Italien aber und an der Adria, in Ungarn und an der untern Donau sie wie bisher preiszugeben; rechnet man auf die gutmüthige Zurückhaltung und Nichteinmischung Napoleons, oder sucht man sie gar durch Vertuschen zu erkaufen; wirft man kurz gesagt nicht endlich die feige und kleinliche Planmacherei des gothaischen Liberalismus resolut in die Ecke — dann ist unfehlbar zu besorgen, daß nicht nur die zweite Inangriffnahme Dänemarks noch schlimmer ausfallen wird, als der „Professoren-Feldzug" von 1848, sondern daß sich auch das Unglück nur allzu bald von der Eider an den Rhein verlegen würde.

Ob man die Führung gegen Dänemark zu Berlin im Geiste einer Partei oder im Geiste der realen Weltlage übernommen hat, wollen wir nicht entscheiden. Wir sagen nur, daß im letztern Falle die völlige und reumüthige Umkehr von der bisherigen Politik und der gründliche Bruch mit den gothaischen Einflüssen nicht ausbleiben kann. Was sollte auch das für ein Führer seyn, der unter dem Gespött des europäischen Publikums zwischen Recht und Revolution, Legitimität und Volksabstimmung, Wollen und Nichtwollen, Ja und Nein hin und her schwanken wollte, so wie Preußen bisher gethan? Und wie sonderbar würde es sich ausnehmen, wenn man gegen Dänemark den Rechtsstandpunkt und die vertragsmäßigen Ansprüche des Bundestags im Namen des Bundes exekutorisch verfechten, im eigenen Hause aber die Partei fortwährend hegen wollte, welche noch in der vorigen Kammersaison mit

knabenhafter Petulanz alles Recht der Verträge verhöhnt, und der Regierung insbesondere die Auflehnung gegen den Bund, die Verläugnung des Bundesrechts, die Sprengung des Bundestags, mit einem Worte die Nachahmung Cavours und Garibaldi's zur Pflicht gemacht hat? Für solche Widersprüche hatte die Mehrheit der Kammer freilich kein Gefühl der Scham, es ist aber unter den europäischen Machthabern Einer, der auch das Ehrgefühl zu seinen großen Mitteln zählt.

Zur Verwunderung Vieler hat sich in Preußen selbst und zwar nicht von Seite der Kreuzzeitungs-Partei, sondern unter den feurigsten Anhängern Garibaldi's und des Nationalvereins scharfer Widerspruch gegen den Zug nach Holstein erhoben, weil derselbe nichts Anderes als die unvorsichtigste Heraufbeschwörung eines europäischen Krieges wäre. Wir glauben sogar, daß man Unrecht thut, diese Erscheinung bloß aus den schmutzigen Motiven des Geldsacks herzuleiten, so nahe auch eine solche Erklärung bei Bankiers- und Juden-Blättern wie die Kölnische, die Berliner National- und die Volkszeitung liegen mag; ja es würde uns nicht wundern, wenn plötzlich der ganze Gothaismus von specifisch-preußischem Wasser umschlüge und wie Ein Mann für den Aufschub in der Sache der Herzogthümer einträte. Denn nichts ist klarer, als daß die Führung derselben entweder in durchaus antigothaischem Geiste angefaßt werden muß, oder aber unglücklich enden und Preußen in ein Meer von Untiefen irrlichten wird. Allerdings hat die Mehrheit der preußischen Kammer in der Debatte vom 4. Mai mit dem Kriegslärm gegen Dänemark zugleich die ärgsten Schmähungen gegen Oesterreich und die Mittelstaaten verbunden; aber der Entschluß einer Regierung und die frazzenhafte Spiegelfechterei einer liberalen Kammer ist zweierlei. Zudem war man damals noch der naiven Ansicht, daß Napoleon III die Krone seines Herrscher-

Lebens weitaus nicht am deutschen Rhein, sondern ganz und gar in der italienischen Einheit suche.

Schon die richtige Auffassung der Streitfrage gegen Dänemark an und für sich setzt den Bruch mit jenem Kern des National-Vereins voraus, welchen die einflußreiche Fraktion der schleswig-holsteinischen Emigranten unter der Führung des ehemaligen Kieler Statthalters W. Beseler bildet. Je verrückter der Fanatismus irgend eines gothaischen Conventikels, desto gewisser findet man einen Juden und einen Schleswig-Holsteiner an der Spitze. Beseler selbst, dessen neueste Broschüre den Haß gegen Oesterreich und seine Verbündeten bis in die Region des höhern Blödsinns treibt, ist aber von Preußen jüngst erst zum Curator der paritätischen Universität Bonn ernannt worden. Was er von Dänemark verlangt, ist auf eine künftige Annexion der Herzogthümer an die deutsche Nordmacht gewiß vortrefflich berechnet, nur muß man keinen Rechtsgrund für solche Ansprüche geltend machen wollen. Der alte Schleswig-Holsteinismus war wenigstens aufrichtig, die „legislative und administrative Verbindung Schleswigs mit Holstein" aber ist nur die zahmere Formel für dieselbe Sache. Denn daraus folgt die reine Personalunion zwischen einem constitutionellen Schleswig-Holstein und dem dänischen König, aus der Personalunion aber folgt einerseits die Auflösung der dänischen Monarchie, und andererseits der „engste Anschluß an das centralisirte Deutschland unter Preußens Führung", welchen der Holsteinische Nationalverein in der Kieler Conferenz vom 13. Jan. für die drei Herzogthümer angesprochen hat. Daß Dänemark selbst den ersten Schritt dazu mache, kann Preußen durch napoleonische Thaten vielleicht erzwingen, aber einen Rechtstitel gibt es dafür nicht: das hat der Landtag zu Itzehoe im vorigen Jahre selbst ausdrücklich erklärt, und auch

der Bundestag hat die schmale Linie des Vertragsrechts von 1852 bis jetzt gewissenhaft eingehalten.

Freilich ist es aber auch nicht zu läugnen, daß schon die Forderungen des Bundestags, soweit sie eine constitutionelle Selbstständigkeit Holsteins und Lauenburgs betreffen, mit der Existenz eines constitutionellen Gesammtstaats Dänemark unvereinbar sind. Hier oder dort muß sich das constitutionelle System eine Ausnahme gefallen lassen, oder die Einheit der Monarchie muß in Stücke gehen. Der einsichtige Minister Oerstedt hat in seiner Verfassung vom 24. Juli 1854 den Versuch gemacht, einen gesammtstaatlichen Reichsrath mit nur berathender Stimme herzustellen — das fand aber der dänische Liberalismus unerträglich; und daß die holstein-lauenburgischen Stände in gesammtstaatlichen Dingen nur berathende Stimme haben sollen, das findet man in Deutschland unerträglich. So sind alle erdenklichen Auskunftsmittel bis jetzt von der einen oder andern Partei für unannehmbar erklärt worden, und zwar vom strengconstitutionellen Standpunkte aus mit allem Recht. Wenn der Kopenhagener Reichsrath das von ihm genehmigte Gesammtbudget nicht auch noch von der Genehmigung zweier deutschen Ständekammern abhängig machen will, so ist dieß gewiß ebenso begreiflich, wie wenn man auf deutscher Seite den Vermittlungsvorschlag Englands abweist, wornach der Beitrag Holsteins zu den gemeinsamen Ausgaben der Monarchie auf eine bestimmte Summe festgesetzt würde, und jede Erhöhung von der Zustimmung der Stände abhinge, „über die Verwendung dieser Summe aber nur dem dänischen Reichsrath ein Zustimmungsrecht zustehen sollte." Die bundestägliche Exekution geht eben von der Thatsache aus, daß Dänemark das Budgetpatent vom 25. Sept. 1859 und das Finanzgesetz vom 3. Juli 1860 ohne Zustimmung der holstein-lauenburgischen Stände erlassen hat, wäh-

rend der Bundesbeschluß vom 8. März 1860 den unverbrüchlichen Grundsatz aufstellt, daß ohne jene Zustimmung kein gemeinschaftliches Gesetz in Kraft treten könne, und überhaupt den Ständen von Holstein und Lauenburg die ganz gleiche Competenz zustehen müsse mit dem Reichsrath in Kopenhagen. Wie das aber in der Praxis zu machen sei, hat der Bund nie gesagt und auch die Itzehoer Stände vom vorigen Jahre wußten keinen andern Rath als die constitutionelle Viertheilung des Reichs: jeder der vier Landestheile solle eine für sich selbstständige Kammer haben, und jedes gemeinschaftliche Gesetz solle durch die Abstimmung aller vier Kammern von Dänemark, Schleswig, Holstein, Lauenburg hindurchgehen müssen. Wer kann es der dänischen Regierung verargen, wenn sie eine solche Organisation für moralisch unmöglich und unausführbar erklärte?

Wohl mag man sagen: nun denn! wenn die zwei-, drei- oder viererlei constitutionellen Körper innerhalb der Reichseinheit sich nicht vertragen, so garantirt ja auch das Londoner Protokoll nur die gleichheitliche Erbfolge in allen Theilen der dänischen Monarchie, nicht aber den „Gesammtstaat", der sich also immerhin auflösen mag! Allerdings scheint das sehr einleuchtend, würde aber die Verwicklung nicht lösen, sondern erst recht die Entscheidung durch das Schwert herausfordern. Der Bund hat sich auch stets wohlweislich gehütet, diese Seite der Frage zu berühren, während hingegen Dänemark wiederholt seine Geneigtheit für eine solche Auskunft verrathen hat. Aus dem Verband der Gesammtstaats-Verfassung sind Holstein und Lauenburg bereits durch das Patent vom 6. Nov. 1858 entlassen, sie auch aus dem Gesammtstaat hinauszuschieben, hat die Kopenhagener Regierung durch allerlei schwach verdeckte Mittel, z. B. durch den sogenannten Delegirten-Vorschlag vom 2. Nov. 1859, am Bunde selbst versucht — aber

immer nur um den Preis der völligen Incorporation Schleswigs. Nicht nur bei der Partei der Eiderdänen, welche seit zehn Jahren mit aller Macht auf eine nationale Reducirung und Consolidirung des Gesammtstaats hinstrebt, und nicht nur bei den Schleswig-Holsteinern als dem andern Extrem ist die Frage immer die: „auf welche Seite soll Schleswig fallen"? sondern alle Dänen überhaupt wollen und dürfen Schleswig nicht an Deutschland, und alle Deutschen wollen und dürfen es nicht an das Dänenland kommen lassen.

So ergibt sich also die baare Unmöglichkeit auf beiden Seiten, den strengen Buchstaben des Rechts auf dem einen Punkte durchzuführen, ohne ihn auf dem andern zu opfern, und diese untrennbare Verschwisterung ist der beste Beweis, daß die beiden Mächte niemals in zwei feindliche Lager hätten auseinander gehen sollen. Dänemark war lange Zeit eines der werthvollsten und verwandtesten Vorlande des deutschen Volksthums, und hätte es in ein näheres Bundesverhältniß zu Deutschland herangezogen werden können, so wäre der Vortheil beiderseits unschätzbar gewesen. Anstatt dessen hat nun die zelotische Pedanterie des doktrinären Liberalismus hüben und drüben leider Alles auf immer verdorben. Dafür wird man auch von dem Zwist weder hüben noch drüben einen Gewinn haben, sondern der lachende Dritte wird den Profit einstreichen und unsern deutschen Politikern den einzigen Trost hinterlassen, durchaus regelrecht nach dem Spruch gehandelt zu haben: fiat justitia, pereat mundus*)!

---

*) Die Histor.-polit. Blätter haben dem deutsch-dänischen Streit seit mehreren Jahren von Band zu Band ihre Aufmerksamkeit gewidmet, zuletzt noch im 45. Band S. 1012 ff. aus Anlaß der vorjährigen Verhandlungen in der preußischen Kammer. Wenn die

Wenn sich der Bundestag bis jetzt mit Glück auf der vertragsmäßigen Schneide von 1852 zwischen den eiderdänischen Fußangeln und den schleswig-holsteinischen Fallgruben durchgewunden hat, so verdankt er dieß der klugen Taktik, daß er sich nie auf die Frage einließ, wie denn das, was er von Rechtswegen verlangte, praktisch zu machen wäre. Die Art und Weise der Ausführung vorzuschlagen, hat er stets und ausschließlich der dänischen Regierung selbst und den holsteinischen Ständen überlassen. Glaubt man aber im Ernste die fremden Mächte vom Dareinreden verhindern zu können, spätestens dann, wenn die preußischen Schildwachen an der Eider stehen, und wenn der Streit einmal vor das europäische Forum kommt, wird sich der Bund dann nicht gezwungen sehen, aus der bloß receptiven Stellung herauszutreten, und auch von sich aus einige Worte über die Ausführbarkeit seiner Ansprüche zu äußern? Wir fürchten diesen Fall; denn sollte sich Preußen nicht entschließen, die Wiedereinführung des „Absolutismus" mit bloßen Provinzialständen für ganz Dänemark zu beantragen, so wird es kaum umhin können, den Bestand der dänischen Monarchie, auf welcher die Bedeutung eines sehr wichtigen Mittelgliedes der europäischen Machtverhältnisse ruht, in Frage zu stellen.

Will man sich ein Bild von den Veränderungen machen, welche durch die definitive und constitutionelle Befriedigung der Herzogthümer in letzter Instanz bedingt sind, so hat man eben jetzt gute Gelegenheit. Man braucht nur die in den rücksichtslosen Kreisen des Gothaismus kursirenden Hoffnungen

---

Regierung in Berlin jetzt erst dem Impuls folgen zu müssen glaubt, den sie damals empfing, so könnten wir uns doch auf die dortigen Vorhersagungen wörtlich zurückbeziehen.

auf Schweden und seine angeblich veränderte Haltung zur Frage ins Auge zu fassen. Gegen den Aufstand der Schleswig-Holsteiner hat Schweden militärische Hülfe geleistet, und noch vor zwei Jahren hat es dem dänischen König auch gegen die Bundesexekution Truppen angeboten. Zu dieser Zeit stand die Idee der „Scandinavischen Union" noch in Blüthe, unter besonders eifriger Führung des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Schweden und der mächtigen Freimaurer-Logen beider Länder. Leider war man nur über die Eine Frage streitig, ob Stockholm oder Kopenhagen die Hauptstadt der nordischen Union seyn, mit andern Worten, ob das dänische Reich dem schwedischen oder das schwedische dem dänischen annexirt werden solle, und bei dem unglaublichen Hochmuth der Dänen übte schon der bloße Zweifel an ihrer Vorherbestimmung erkältenden Einfluß auf ihren Unions-Enthusiasmus aus. Ueber Schweden hingegen gehen verschiedene Gerüchte; während die Einen behaupten, es stehe noch immer hinter Dänemark gegen den Bund, will man in Berlin wissen: es habe die Unions-Idee in der Richtung ausgebildet, daß Dänemark als Einzelstaat überhaupt nicht mehr lebensfähig sei, und eine Theilung des ganzen Staats zwischen Deutschland und Schweden das Gerathenste wäre. In dieser Absicht habe denn auch der schwedische Viktor Emmanuel und sein in den liberalen Zeitungen vertretenes Volk, welches in schwärmerischem Garibaldi-Cult sogar die Engländer ausgestochen hat, die Augen auf Berlin und auf ein herzliches Bündniß mit Preußen gerichtet. Wie gesagt legen gewisse Organe der Berliner Inspiration großes Gewicht auf das Erscheinen eines neuen Gustav Adolf und sie halten dafür, daß es nicht ohne tiefern, mehr als bloß „protestantischen" Grund gewesen sei, wenn der Prinz-Regent den napoleonischen Vorschlag, Spanien in die Zahl der Großmächte aufzunehmen, mit dem Ge-

genvorschlag erwidert habe, auch Schweden für großmächtig zu erklären.

Natürlich stellen wir den Fall nur als ein Exempel hin, wie man sich die gründliche Lösung der Herzogthümer-Frage logisch richtig etwa zu denken hätte. Die fragliche Lösung selbst mag Jeder für gut halten, der da meint, daß Schweden im Stande wäre, die dänischen Inseln der russischen Macht vor dem Munde wegzuschnappen, Deutschland also bei der nordischen Veränderung nicht aus dem Regen in die Traufe käme. Es ist übrigens wenig oder gar kein Grund zu der Besorgniß vorhanden, daß Preußen seine transalbingische Führung mit derlei Hintergedanken vermischen möchte. Denn wie wäre es möglich, die deutschen Kabinette jemals für eine so heroische That in Holstein, Lauenburg und Schleswig zu vereinigen? Und wenn auch, wie wollte man mit Rußland zurechtkommen, dessen Uebergewicht in der Ostsee zu brechen das Hauptaugenmerk des Schweden bei seinen scandinavischen Unions-Plänen ist? Und wenn ferner auch die Schadenfreude über den grüngelben Neid bei der englischen Seekönigin den Sieg davontrüge, woher wollte man die Mittel nehmen, um den großen Wauwau an der Seine für den Verlust seines Schützlings am Sund zu entschädigen? Kurz, wir befinden uns bis auf weiteres in der Lage, von der preußischen Führung nicht zu viel, sondern zu wenig Verwegenheit besorgen zu müssen.

Für die letztere Befürchtung liegt auch schon ein bestimmtes Symptom vor — ein ominöses Wahrzeichen wornach an den Bedingungen eines glücklichen Gelingens noch sehr viel fehlen muß, wenn nicht Alles. Täuscht das Symptom nicht ganz, so ist man so wenig darauf vereinigt und gefaßt, auch der Gefahr eines förmlichen Conflikts mit dem Imperator kühnlich zu trotzen, daß man vielmehr entschlossen scheint, einer

solchen Begegnung um jeden Preis aus dem Wege zu gehen, sogar um den Preis — Schleswigs. Es wird nämlich mit großer Bestimmtheit versichert, man werde sich, um den Großmächten nur ja keinen Anlaß zur Einmischung zu geben, „einzig und allein" auf die Angelegenheit Holsteins und Lauenburgs beschränken; denn erst durch die Herbeiziehung Schleswigs würde der Streit den Charakter einer häuslichen Affaire verlieren und zur europäischen Frage werden, da Holstein und Lauenburg zum deutschen Bunde gehörten, Schleswig nicht. Aber selbst angenommen, daß die gefürchtete Einmischung auf diesem Wege umgangen werden könnte, so bliebe auch dann immer noch die Thatsache bestehen, daß eine definitive Regelung ohne Rücksicht auf Schleswig ganz und gar unmöglich ist, schon aus dem Grunde weil Dänemark den beiden Herzogthümern jeden Augenblick Alles gewähren wird, was man nur immer verlangen kann, aber eben — um den Preis der Einverleibung Schleswigs. Man würde sich also nur von vornherein ein Armuthszeugniß ausstellen, ein um so traurigeres, weil es völlig nutzlos wäre.

Allerdings hat der Bundestag es auch verstanden, sechs Jahre lang mit Dänemark über die deutschen Beschwerden zu verhandeln, ohne den Namen Schleswigs jemals zu nennen, während dieses Land, auf dessen Nicht-Einverleibung Deutschland ein vertragsmäßiges Recht hat, mit jedem Tage mehr einverleibt wurde. Noch der Beschluß vom 8. März v. J. hat Schleswig nur tecto nomine berührt, indem er die Delegirten eines Dänemark und Schleswig vertretenden Reichsraths zurückwies und Delegirte von jedem der „sämmtlichen Landestheile" verlangte. Hiemit hat aber der Bundestag das deutsche Recht in Schleswig wenigstens indirekt gewahrt; und eben jetzt im Moment der Exekution, wo gewiß Niemand etwas Anderes als ein offenes Eintreten für alle und jede berechtigten For-

derungen erwartete — jetzt sollte man einen Hauptpunkt umgehen wollen, um eine Absicht zu erreichen, die doch unmöglich zu erreichen ist. Denn wenn auch der Bund den schleswigischen Trumpf unter den Tisch steckt, so kann ihn doch Dänemark jedesmal nach Belieben ausspielen, und ist somit der Vorwand gefunden, sobald der französische Imperator ihn will. Daß er ihn aber will, fürchten wir allerdings.

Bisher hat kein Einsichtiger diesseits und jenseits der Königsau daran gezweifelt, daß gerade Schleswig der eigentliche Angelpunkt der desperaten Verwicklung sei. Hier hat auch der Uebermuth der dänischen Demokratie am ärgsten gehaust. Sogar dem Pastor Grundtwig, diesem Musterbild eines zelotischen Nationaldänen, sind in jüngster Zeit die danisirenden Gewaltthaten in Schleswig zu grell geworden, und die Regierung selbst hat in den von England erwirkten Concessionen, welche sie in Schleswig für den Verzicht der Holsteiner auf das Budget-Votum gemacht wissen will, ein indirektes Sündenbekenntniß abgelegt. Sie gestattet, daß deutsche Kinder wieder in ihrer Muttersprache confirmirt werden dürfen, daß für den Privatunterricht auch geprüfte deutsche Lehrer zulässig seien rc. — was bedarf es mehr zum Beweise, wie man mit der vertragsmäßigen Gleichberechtigung der Nationalitäten in Schleswig umgegangen ist? Und eben jetzt sollte eine Bundesexekution gegen Dänemark mit gänzlicher Verschweigung des „europäischen Herzogthums“ veranstaltet werden! Wäre das möglich, so würden wohl nur Wenige begreifen, warum man denn nicht lieber die englischen Vorschläge annehmen wollte. Aber Jederman wird begreifen, daß ein unter dem Ausdruck des Kleinmuths und der Halbheit begonnenes Vorschreiten der jetzigen Weltlage am wenigsten gewachsen ist, und nicht anders als mit Unglück, ja mit Spott und Schande enden kann.

Nicht um die Herzogthümer handelt es sich bei der Frage,

ob die Exekution des Bundes mit dem ganzen oder mit dem halben Programm an die verhängnißvolle Eidergrenze rücken wird, sondern es handelt sich um viel mehr. Denn sobald die Thatsache feststeht, daß der Bund unter preußischer Führung auf ein zaghaftes Dissimuliren sich einläßt, dann steht auch fest, daß die Einigung der Kabinette nicht von eilf Uhr bis Mittag reichen wird, daß sie hinter den Anforderungen der gegenwärtigen Weltverhältnisse weit zurückbleibt, und nicht einmal dem nächsten Zweck, geschweige denn den europäischen Zwischenfällen, welche sie fast mit Nothwendigkeit hervorrufen muß, gewachsen ist. Schon einmal hat Preußen einen unbesonnenen Anlauf jenseits der Elbe genommen und sich mit Waffengewalt zum Vertheidiger eines angeblichen deutschen Rechts aufgeworfen, dem es nachher selbst den Stempel des revolutionären Unrechts aufdrücken mußte. Wenn die Schmach jenes Rückzugs in Berlin heute noch schmerzt, so sollte man um so weniger vergessen, daß dießmal in einer andern Richtung ungleich größeres Unglück droht. Denn kaum ist eine Verwicklung denkbar, welche den Plänen des französischen Autokraten günstigere Stellungen böte, um Deutschland in Europa und unter Umständen sogar Preußen in Deutschland zu isoliren, als der in der ganzen Welt verrufene deutsch-dänische Streit, wenn er unreif und unbesonnen auf's Tapet gebracht wird. Was aber zur fraglichen Reife gehört, das ist eine Einigung Deutschlands, welche wir nach allen Prämissen von zwei oder zwölf Jahren her bis auf weiteres für unmöglich halten müssen.

Wäre es anders, so würde England nicht fürchten, sondern hoffen. Die sichtliche Angst, womit man in London Alles aufbietet, um den Bruch zwischen Preußen und Dänemark zu hintertreiben, erscheint als ein böses Vorzeichen für die Perspektive der Folgen, welche auch leider nur allzu durchsich-

tig ist. Dänemark nimmt seine Zuflucht offenbar nur ungern zum französischen Protektorat, denn eine solche Allianz ist stets theuer; sobald es sie aber haben will, ist sie ihm zweifellos sicher, denn für die napoleonischen Projekte kann ein dänisches Bündniß im Streit mit dem deutschen Bund leicht noch lohnender werden als das französisch-sardinische. Es hat vor Allem schon den Vortheil, daß es Rußland nothwendig in's französische Interesse zieht gegen Deutschland. Es hat sodann den Vortheil, daß es England wenigstens solange an sich fesselt, bis die Reue zu spät kommt, und die Entscheidung im gewählten Moment unmittelbar an den Rhein verlegt wird. Die Berliner Kammermehrheit hat vor acht Monaten freilich ganz anders gerechnet; mit einer selbst in der Geschichte des deutschen Liberalismus unerhörten Bornirtheit hat sie nicht gesehen, daß die französisch-dänische Allianz unter Umständen in der Luft liegt; hat sie noch weniger bemerkt, daß dieselbe ein neues Einigungsmoment mit dem Czaren und das Unterpfand einer russischen Freundschaft wäre, deren Kosten Niemand anders zu bezahlen hätte als Deutschland; hat sie am wenigsten begriffen, daß England, nicht wegen Holstein, sondern trotz Holstein, nur dann sich den Deutschen nähern wird, wenn es Aussicht hat, mit ihrer Hülfe sich selbst zu retten, respektive den Imperator zu ruiniren. Also nur dann, wenn alle deutschen Mächte für alle deutschen Fragen an allen deutschen Grenzen mit allen deutschen Mitteln fest vereinigt sind, wenn sie überall genau wissen was sie wollen, und wagen was sie müssen!

Kurz gesagt: nicht eine Exekution gegen Dänemark, sondern eine Exekution gegen den Napoleoniden ist die Frage, ob man will oder nicht will. Unter solchen Verhältnissen übernimmt Preußen die Führung, welche ihm in der nordischen Aktion naturgemäß zusteht und von Oesterreich, das sich in

glücklicher Ferne vom Schuß befindet, gewiß ganz neidlos
lassen wird. Er jenseits des Rheins lauert auf die Gel
legenheit: aber Preußen wäre nun in der Lage, ihm
zukommen und damit, wie gesagt, zugleich ein Nothgebot
eigenen Situation zu erfüllen. Die Mittelstaaten sind
willig, morgen sind sie es vielleicht nicht mehr. Wird m
Berlin der Aufgabe gewachsen seyn? Wir haben keine
weis dafür, wollen aber auch nicht den Teufel an die
malen, sondern nur wiederholen, daß es bloß Ein Mittel
um großes Unheil zu verhüten: die reumüthige Umkehr
lich von der Politik, welche man in Berlin seit zwei J
um nicht zu sagen seit zwei Generationen, eingehalten
Also ein „zweites Olmütz", denn Teplitz hat augensch
nicht genügt!

XII.

Historische Novitäten.

peregrinationibus et expeditionibus sacris ante synodum Claremontanam. Vratislaviae, 1839.

Die Habilitationsschrift des Dr. W. Junkmann, Profors der Geschichte in Breslau, verdient in weitern Kreisen kannt zu werden. Dem Verfasser scheinen einige Unternehmngen gegen die Saracenen, welche vor der Kirchenversammng von Clermont ausgeführt sind, den Kreuzzügen sich würj anzuschließen. Wollte er die Ursache und den Ursprung r letzteren erörtern, sagt er, so würde er auf die eifrigen strebungen der Päpste und der Kaiser, auf die feurige Thäkeit des Cluniacenser-Ordens, auf die Bedeutung des Ritternbes, und auf die weite Verbreitung der so tapfern und mpflustigen Normannen die Aufmerksamkeit lenken. Aber se vier Punkte berühre er bloß; den Gottesfrieden hingen müsse er näher besprechen, weil derselbe mit den Wallhrten und den Zügen gegen die Saracenen zusammenhänge, elche sein eigentliches Thema seien.

Der erste Abschnitt umfaßt die Zeit von 1002 bis 1024, und bespricht hauptsächlich die Verdienste des Papstes Benedikt VIII., des Kaisers Heinrich II. und des großen Abtes Odilo von Clugny. Näher wird hiebei der Zug Benedikts VIII. gegen Modschahed beschrieben. Dieser kühne saracenische Seeräuber war 1016 an der Küste von Luni gelandet und hatte überall großen Jammer verbreitet; dreimal geschlagen, floh der Freibeuter nach Afrika und griff die spanische Mark an, wo ihn die Normannen unter dem Grafen Roger von neuem überwanden. Sodann wird der verunglückte Zug der Normannen in Verbindung mit dem Longobarden Melus gegen Griechen und Saracenen erwähnt, dessen Schäden jedoch Heinrich II. bald heilte (S. 11).

Im zweiten Abschnitte wird über das Zeitalter des Cluniacenser Abtes Odilo und seiner Schüler und Genossen von 1024 bis 1049 gesprochen und dann der 1041 gegründete Gottesfriede dargestellt, um den sich Odilo große Verdienste erwarb. Um diese Zeit vermehrten sich unglaublich die Wallfahrten nach Jerusalem, welche durch die Annahme des Christenthums in Ungarn sehr erleichtert wurden. „Die größten Könige, Grafen, Markgrafen und Prälaten, ja viele edle Frauen", sagt der gleichzeitige Geschichtschreiber Rodulphus Glaber, „strömten zum Grabe des Erlösers. . . Fast Alle, die aus Italien und Gallien zum Grabe des Herrn in Jerusalem zu gehen wünschten, gaben die sonst gewohnte Seereise auf und zogen durch Ungarn, wo der König ihnen die größte Sicherheit des Weges gewährte, sie wie Brüder aufnahm und ihnen reiche Geschenke gab".

Der Verfasser zählt sodann eine Menge von frommen Pilgern auf, welche nach Jerusalem gewallfahret sind, unter ihnen Robert I., Herzog der Normannen, welcher 1035

barfuß mit einem großen Geleite aus seinem Volke nach dem heiligen Grabe zog. An die Wallfahrer nach Jerusalem schließt er die nach Compostella und nach Rom. Unter den letztern zeichnen wir Gudrida aus, welche (nach dem Verfasser) „aus Amerika“ zurückgekehrt im Anfange des 11ten Jahrhunderts zu den Schwellen der Apostel pilgerte, sodann Kanut d. G. und den durch Shakespeare so bekannt gewordenen Schottenkönig Macbeth.

Der Verfasser hebt mit Recht den Einfluß solcher Wallfahrten auf Beilegung und Aussöhnung heftiger Streitigkeiten, auf Hebung des moralischen Gefühls und ächt christlicher Gesittigung und auf Förderung der Künste und Wissenschaften hervor. Wenn namentlich die Herrscher sich vor Gott beugen, so beugen sich die Untergebenen leicht vor ihrer Obrigkeit um Gottes willen! Um diese Zeit gerade entstand im Abendlande, besonders in Italien und Gallien, ein bewunderungswürdiger Eifer, herrliche Kirchen zu bauen, und der romanische Styl verschaffte sich Geltung.

Das dritte Kapitel beschreibt zuerst die unermüdliche Thätigkeit Papst Leo's XI., der auch die Normannen gewinnt, sodann die lobenswerthen Bestrebungen der folgenden Päpste und ihren steigenden Einfluß, sowie ihre Verhältnisse zu Kaiser Heinrich III. und zu Hildebrand. Unter den Pilgern nach Jerusalem nenne ich hier Sweyn, des bei Hastings am 14. Oktober 1066 gefallenen Harold Bruder, welcher büßend von Flandern mit bloßen Füßen nach Jerusalem ging, und die Bischöfe von Mainz, Bamberg, Regensburg, Utrecht, eine Wallfahrt, an der auch der Westfale Altmann, nachmaliger Bischof von Passau, so wie Ingulf aus London mit dreißig der vornehmsten Normannen Theil nahmen. Wir haben hier Marquard, Bruder Heinrichs II. von Eppenstein, Herzogs

von Kärnthen vermißt, welcher auf seiner Rückkehr nach Jerusalem bei einem Schiffbruche im jonischen Meere 1053 ertrunken seyn soll. Daß Aribo, Erzbischof von Mainz, der den 6. April 1031 auf der Wallfahrt nach Rom starb, u. A. nicht erwähnt sind, ist bei der großen Menge der Romfahrer absichtlich geschehen.

Im Uebrigen aber müssen wir uns verwundern, daß der Verfasser im Widerspruche mit dem Titel die Wallfahrten und religiösen Kriegszüge gegen die Saracenen erst mit der Regierungszeit Heinrichs II. beginnt. Gehören die Züge gegen die Araber und Mauren unter Leo IV. nicht hieher? Und welche endlose Reihe Wallfahrten nach Jerusalem vom 4ten Jahrhundert an! Doch freilich ist die ganze Abhandlung nur ein Bruchstück. Möge es dem gelehrten Verfasser recht bald gefallen, das ganze im Titel bezeichnete Thema in unserer Muttersprache bearbeitet, der gelehrten und religiösen Welt zu übergeben!

T.

XIII.

Magdeburg, Tilly und Gustav Adolf.

VI.

Bald brennt es durch die ganze Stadt Magdeburg. Es ist die Fortentwicklung des schauerlichen Stratagemes, welches im Auftrage des Schwedenkönigs sein Diener Falkenberg, der sich dem Schweden geopfert, mit der deutschen Stadt treibt, weil sie die Thorheit hat, ihm zu vertrauen, ihr Geschick in seine Hände zu legen, von ihm zu hoffen, daß er fechten und kämpfen wolle für sie ohne ihr Zuthun, daß er dagegen mit dem Gewinne seines Schwertes sie reichlich beschenken und begaben werde, und zwar deßhalb von ihm hofft, weil er vertragsmäßig dieß besiegelt und gelobt.

Haben wir moralisch ein Recht, dem Schwedenkönige das ungeheure Bubenstück zuzuschreiben, selbst nachdem erwiesen ist, daß Falkenberg das Alles wirklich gethan, mit Absicht gethan und unterlassen, was bei einer anderen schwächeren Persönlichkeit auch der Unfähigkeit zugeschrieben werden könnte? Brief und Siegel gibt es über Aufträge solcher Art nicht, und hat es höchst wahrscheinlich nie gegeben. Es fragt sich, ob ein Aktenstück von Gustav Adolf existire, eines ähnlichen Inhalts, in welchem er Gesinnungen

Der erste Abschnitt umfaßt die Zeit von 1002 bis 1024, und bespricht hauptsächlich die Verdienste des Papstes Benedikt VIII., des Kaisers Heinrich II. und des großen Abtes Odilo von Clugny. Näher wird hiebei der Zug Benedikts VIII. gegen Modschahed beschrieben. Dieser kühne saracenische Seeräuber war 1016 an der Küste von Luni gelandet und hatte überall großen Jammer verbreitet; dreimal geschlagen, floh der Freibeuter nach Afrika und griff die spanische Mark an, wo ihn die Normannen unter dem Grafen Roger von neuem überwanden. Sodann wird der verunglückte Zug der Normannen in Verbindung mit dem Longobarden Melus gegen Griechen und Saracenen erwähnt, dessen Schäden jedoch Heinrich II. bald heilte (S. 11).

Im zweiten Abschnitte wird über das Zeitalter des Cluniacenser Abtes Odilo und seiner Schüler und Genossen von 1024 bis 1049 gesprochen und dann der 1041 gegründete Gottesfriede dargestellt, um den sich Odilo große Verdienste erwarb. Um diese Zeit vermehrten sich unglaublich die Wallfahrten nach Jerusalem, welche durch die Annahme des Christenthums in Ungarn sehr erleichtert wurden. „Die größten Könige, Grafen, Markgrafen und Prälaten, ja viele edle Frauen“, sagt der gleichzeitige Geschichtschreiber Rodulphus Glaber, „strömten zum Grabe des Erlösers. . . Fast Alle, die aus Italien und Gallien zum Grabe des Herrn in Jerusalem zu gehen wünschten, gaben die sonst gewohnte Seereise auf und zogen durch Ungarn, wo der König ihnen die größte Sicherheit des Weges gewährte, sie wie Brüder aufnahm und ihnen reiche Geschenke gab“.

Der Verfasser zählt sodann eine Menge von frommen Pilgern auf, welche nach Jerusalem gewallfahret sind, unter ihnen Robert I., Herzog der Normannen, welcher 1035

barfuß mit einem großen Geleite aus seinem Volke nach dem heiligen Grabe zog. An die Wallfahrer nach Jerusalem schließt er die nach Compostella und nach Rom. Unter den letztern zeichnen wir Gudrida aus, welche (nach dem Verfasser) „aus Amerika“ zurückgekehrt im Anfange des 11ten Jahrhunderts zu den Schwellen der Apostel pilgerte, sodann Kanut d. G. und den durch Shakespeare so bekannt gewordenen Schottenkönig Macbeth.

Der Verfasser hebt mit Recht den Einfluß solcher Wallfahrten auf Beilegung und Aussöhnung heftiger Streitigkeiten, auf Hebung des moralischen Gefühls und ächt christlicher Gesittigung und auf Förderung der Künste und Wissenschaften hervor. Wenn namentlich die Herrscher sich vor Gott beugen, so beugen sich die Untergebenen leicht vor ihrer Obrigkeit um Gottes willen! Um diese Zeit gerade entstand im Abendlande, besonders in Italien und Gallien, ein bewunderungswürdiger Eifer, herrliche Kirchen zu bauen, und der romanische Styl verschaffte sich Geltung.

Das dritte Kapitel beschreibt zuerst die unermüdliche Thätigkeit Papst Leo's XI., der auch die Normannen gewinnt, sodann die lobenswerthen Bestrebungen der folgenden Päpste und ihren steigenden Einfluß, sowie ihre Verhältnisse zu Kaiser Heinrich III. und zu Hildebrand. Unter den Pilgern nach Jerusalem nenne ich hier Sweyn, des bei Hastings am 14. Oktober 1066 gefallenen Harold Bruder, welcher büßend von Flandern mit bloßen Füßen nach Jerusalem ging, und die Bischöfe von Mainz, Bamberg, Regensburg, Utrecht, eine Wallfahrt, an der auch der Westfale Altmann, nachmaliger Bischof von Passau, so wie Ingulf aus London mit dreißig der vornehmsten Normannen Theil nahmen. Wir haben hier Marquard, Bruder Heinrichs II. von Eppenstein, Herzogs

äußert, die an Tücke und Bosheit mit jenen, die wir ihm im Betreffe Magdeburgs beimessen, etwa verwandten Ursprung zeigen.

Es liegt uns sein Plan vor, den er im Jahre 1624 für einen Krieg gegen den deutschen Kaiser entwickelte, zu einer Zeit, wo auch nicht der leiseste der späteren Scheingründe und Vorwände von Seiten des Schwedenkönigs gegen den Kaiser erhoben werden konnte. Damals will er durch Polen nach Schlesien ziehen. Um sich diesen Weg anzubahnen, schlägt Gustav Adolf folgende Mittel vor. Es versteht sich von selbst, meint er*), daß der König von Polen Widerstand leisten wird. Dieser Widerstand kann gebrochen werden durch den Angriff mehrerer Feinde — denn auch den Moskowiter, der damals für die Deutschen auf gleicher Linie mit dem Türken stand, denkt der Schwedenkönig mit hereinzuziehen — und ferner durch Verheerung des polnischen Gebiets, da dort keine Mannszucht gehalten zu werden pflegt. Diese Verheerung kann noch zu Weiterem dienen, meint der König Gustav Adolf. Es ist wahrscheinlich, daß die polnischen Stände, die ohnehin sich zur Frechheit neigen, die Ursache dieser Leiden auf den König von Polen schieben, gegen ihn schwierig werden und andere Plane verfolgen, namentlich wenn sie sehen, daß der Krieg sich in die Länge zieht und kein Ende der Leiden ist. In diesem Falle würden die polnischen Stände selbst den Durchzug nach Schlesien gewähren.

Das heißt mit kurzen Worten: der Schwedenkönig will durch die allgemeine Verheerung des polnischen Landes es dahin bringen, daß die ohnehin frechen polnischen Großen und Adelichen dem eigenen Könige die Schuld zuschieben und gegen ihn rebelliren. Selbstverständlich muß hier ergänzt werden, daß eine solche Täuschung der polnischen Herren nicht

*) Moser: Patriot. Archiv V. 175.

möglich war ohne die entsprechende Thätigkeit des Schweden-königs in der Umkehrung der Wahrheit.

Auf den deutschen Boden übertragen lautet der Satz: der Schwedenkönig will durch Verheerung es dahin bringen, daß die ohnehin mißtrauischen protestantischen deutschen Stände nicht dem eigentlichen Urheber die Schuld zuschreiben, sondern ihrem Kaiser, dem General Tilly, dem katholischen Reichstheile und deßhalb gegen ihren Kaiser rebelliren. Im deutschen Reiche war es nicht thunlich, ein Land zu verheeren und davon die Schuld den Kaiserlichen beizumessen. Dagegen bot sich die Möglichkeit dazu in dieser Stadt Magdeburg.

Das ist das ungeheure Stratagem des Schwedenkönigs. Treten wir der Sache näher und erörtern zu den negativen Vortheilen, welche die Vernichtung Magdeburgs dem Könige verschaffte, nun auch die positiven.

Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf keinen Vortheil davon hatte wenn die Stadt erhalten blieb. Die Bürger klemmten sich auf den Vertrag, durch welchen der Schweden-König sie geködert hatte. Sie wollten demgemäß Alles von ihm haben und nichts für ihn thun. Dagegen hatte Gustav Adolf Vortheil davon, wenn die Stadt zu Grunde ging, wenn sie vernichtet wurde. Er wurde dadurch einestheils von seinen lästigen Verbindlichkeiten, andererseits von der Furcht befreit, daß die reichen Mittel der Sadt, welche er als Freund und Beschützer nicht in seine Hände bringen konnte, auf irgend eine Weise seinem Gegner Tilly dienstbar würden. Eine Capitulation mit Tilly ließ die Stadt erhalten, gewährte für Tilly die Mittel, die Stadt zu seiner Kriegesburg zu machen. Deßhalb wollten Gustav Adolf und Falkenberg zunächst keine Capitulation. Die Stadt sollte nicht unverletzt bleiben: sie sollte mit Sturm genommen werden. Aber auch bei einem Sturme und der in diesem Falle nach Kriegsrecht unvermeidlichen Plünderung konnte die Stadt selbst für Tilly gerettet werden. Gustav Adolf kannte seinen Gegner. Er kannte die

Disciplin der Tilly'schen Truppen. Er mußte wissen, wie dieselben in Neubrandenburg ungeachtet der Erbitterung, mit welcher sie auf die Schweden einhieben, von Tilly zum Löschen der brennenden Häuser bewogen waren, wie sie ungeachtet alles dessen nach Ablauf der ihnen verstatteten drei Stunden in Reihe und Glied vor den Thoren gestanden*). Ein Aehnliches war in Magdeburg zu erwarten. Deßhalb mußte hier mitgeholfen werden, damit die Stadt nicht unverletzt bliebe. Das Mittel dazu war Feuer, Anlegung von Minen innerhalb der Stadt, Brandstiftung im großen Maßstabe. Wenn die Stadt, welche Tilly mit Sturm zu nehmen gedachte, im Augenblicke des Sieges ihm unter den Händen zerrann: so verzehrte die Lohe theils die beutegierigen Krieger mit, zerstörte die Kriegsmittel und Vorräthe, theils aber und auf jeden Fall lockerte die Plünderung, das Feuer selbst und Alles, was damit im Zusammenhange stand, den Geist der Ordnung, der Zucht, welcher Tillys Veteranen zum gefürchtetsten Heere Europas machte.

Und dann kam die andere Aussicht: die weitere Reihe der Vortheile des Schweden. Erinnern wir uns der Worte: es ist wahrscheinlich, daß die polnischen Stände, die ohnehin zur Frechheit sich neigen, die Ursache der Verheerung auf den König von Polen werfen und gegen ihn rebellisch werden. Wie so sehr viel leichter war das hier! Wie lag es so nahe, die Schuld der Zerstörung der Stadt demjenigen beizumessen, der sie mit Sturm erobert! Allerdings mußte ja eine besonnene vernünftige Erwägung in diesem Falle zu der entgegengesetzten Ansicht kommen, zu der richtigen nämlich, daß das kaiserliche Heer durch die Vernichtung einer Stadt, in welcher jeder Einzelne desselben eine reiche Beute, der Führer eine Burg des Krieges, einen Vorrath an Mitteln aller Art zu

---

*) Frank: altes und neues Mecklenburg XIII. 112.

finden hoffte, Niemanden einen größeren Schaden thun würde, als sich selbst, daß darum eine muthwillige Zerstörung höchst unwahrscheinlich war. Allein nur eine besonnene Erwägung konnte zu dieser Ansicht kommen. Nicht auf diese spekulirte Gustav Adolf, sondern auf die Leidenschaft, auf den Parteigeist und auf seine eigene meisterhafte Kunst. Vorausgesetzt nämlich, daß der Erfolg der Waffen seinem Worte die Weihe der Wahrheit gab. Dann ließ sich mit Hülfe des trüben Nebels der Leidenschaft und des Parteigeistes, mit Hülfe der protestantischen Theologen, deren Sprache der König redete als sei er Einer der Ihrigen, denen gegenüber er sich benahm, als seien sie seines Gleichen, mit Hülfe endlich der tausendfach gewandten List und Verschlagenheit des Schwedenkönigs selbst ließ sich die ganze Schuld des ungeheuren Frevels auf Tilly wälzen. Der bis dahin in den Augen aller Zeitgenossen fleckenlosen Ehre des alten Mannes, der den Schwedenkönig durch das ruhig kalte Abweisen seiner Bestechungsversuche zwei Jahre zuvor so schmerzlich gekränkt*), ließ sich hier ein bleibender Makel anhängen, dessen weitere Ausbildung und Pflege bis zur Verdunkelung und Verschwärzung des ganzen Bildes die Kunst des Schwedenkönigs fernerhin sich angelegen seyn lassen würde. Zugleich ward die ganze Partei mitgetroffen. Dem ganzen Katholicismus in Deutschland ließ sich der Frevel aufbürden, und dadurch zugleich der Fanatismus der bisher sehr lauen deutschen Protestanten entflammen.

Und hier endlich sind wir zur Hauptsache gekommen. Der Pfälzer Friedrich, seine Söldnerführer Mansfeld und Christian waren mit ihrem Religionskriege gescheitert. Die Lutheraner im Reiche selber standen gegen sie. Kaum besseren Erfolg hatte der Dänenkönig im Solde der Engländer, Holländer und Franzosen gehabt. Mit dem Religionskriege war es

---

*) Adlzreitter: Ann B. G. Pars III. lib. XIV. p 208.

nichts. Da gab das Restitutions-Edikt dem alten, fast erstorbenen Argwohne der Fürsten und Stände — denn nur um Güter handelte es sich, und nicht um eine kirchliche Lehre — neue Nahrung. Der Schwede landete und predigte abermals den Religionskrieg. Viele sahen es nicht ungern; aber sie hüteten sich, etwas für ihn zu thun. Da bot sich Magdeburg dar, die von Demagogen zerwühlte Stadt. Sie war geeignet, dem Schweden als Brandfackel zu dienen, damit er endlich mit aller Macht den Religionskrieg proklamire, an welchen die Deutschen noch nicht glauben wollten. Um der Religion willen, also konnte dann der Schwedenkönig ausrufen, um der Religion willen haben die Feinde des Evangeliums die Stadt Magdeburg zerstört, und diese Religion euch zu schützen, zu erhalten: das ist meine Sendung. Erst mit Magdeburg begann der eigentliche „Religionskrieg". Wie der Schwede das betrieb, haben wir nachher kurz anzudeuten und zunächst zu fragen, wie sich die kaiserlichen Truppen ferner benahmen.

Als der Erfolg des Sturmes sicher war, durfte Tilly kriegsrechtlich die Plünderung der Stadt nicht wehren. Er gestattete sie mit der Ermahnung an die Soldaten, sich des Blutvergießens und des Frevels gegen die Frauen zu enthalten*). Er selbst ritt zuerst nach dem Liebfrauenkloster, um dem Pater Sylvius dort**), den Falkenberg und der Markgraf hatten fesseln lassen, zur wieder erlangten Freiheit Glück zu wünschen. Er traf ihn am alten Ringe. Eben dahin kam auch Pappenheim. Ging dort vielleicht vor ihren Augen das Feuer an? Es krachte, die dort verborgene Mine sprang auf, die Lauffeuer zündeten. Es flackerte zugleich an vielen Orten. Mit Entsetzen sah es der alte Feldherr. Was in seinen Kräf-

---

*) Adlzreitter: Ann. B. G. Pars III. p. 230.

**) Histor.-polit. Blätter Bd. 14, S. 306.

ten, in seiner Macht stand, um die Stadt vor der Plünderung zu erretten, das hatte er aufgeboten, treu und ehrlich. Es war ihm nicht gelungen; er konnte die Plünderung nicht abwehren. Und nun kam noch dieß hinzu; seine schlimmsten Befürchtungen wurden überboten durch die teuflische Tücke. Was sollte er thun?

Tilly durchreitet die Straßen hierhin, dorthin. Er bittet, er verspricht, er droht, daß die Soldaten ablassen mögen vom Plündern und Rauben und sich an's Löschen begeben. Andere Obersten und Officiere handeln in gleichem Sinne*). Aber das Feuer nimmt zu. Tilly kehrt zurück nach dem alten Ringe. Dort steht noch der Pater Sylvius, weithin kennbar durch sein weißes Gewand, umdrängt vom Volke, das Schutz sucht bei ihm. Tilly ruft in französischer Sprache zu ihm hinüber: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße, so viele du kannst, dem Verderben". Und er selber steigt vom Pferde, der Held, den ein Kriegsleben von 55 Jahren gestählt, der Greis, der Leiden und Freuden eines Vaters nie gekannt, hebt einen Knaben empor von der Brust der getödteten Mutter, und ruft, indem die Thränen seine Wangen hinabrollen: „Das sei meine Beute"!

Die Bemühungen Tilly's, das Feuer im Ganzen zu löschen, waren vergeblich. Nur noch auf bedeutende Gebäude konnte man Bedacht nehmen. Tilly ritt zum Dome. Dahin wußte er, hatten sich viele Menschen geflüchtet, um dem Schwerte zugleich und dem Feuer zu entgehen. Das prächtige Gebäude an sich, die Eingeschlossenen forderten die Bemühung des Feldherrn. Er bestellte 500 Mann, zu retten und zu löschen, dazu 100 Mann, um Wache zu halten für die Sicherheit derer, die an dieser Stelle Zuflucht gesucht. Meist waren es Frauen und Kinder. Dieselbe Thätigkeit widmete er

---

*) Bericht des Theodaeus bei Calvis. 116.

den Häusern am neuen Markte. Was da erhalten blieb, das ward es durch Tilly's persönliche Fürsorge*).

Er kehrte zum Kloster zurück. Auch dieß war in Gefahr. Tilly und Sylvius vereinten ihre Bemühungen, um Soldaten heranzuziehen. Es hielt schwer; denn lieber gingen diese der Beute nach. Da benutzte Tilly dasselbe Mittel, wie einige Tage zuvor in Neubrandenburg. Die Trommel wirbelte um, so weit man noch gelangen konnte, und der Feldherr ließ ausrufen: ein Jeder, der helfen werde zu retten, erhalte unbedingt seine Freiheit. Das wirkte. Siebenmal spielte die Flamme zündend herüber, eben so oft wurde sie gelöscht. Das Kloster ward zur Freistatt. Nach und nach kamen 600 Menschen dahin, so daß man nicht wußte, wohin den Fuß zu setzen**).

Aber weiter ging die Sorge des Feldherrn. Schon um eilf Uhr war der Aufenthalt in der Stadt so gefahrvoll, daß auch viele Soldaten freiwillig wichen. Um zwölf Uhr gestattete Tilly die Plünderung nicht mehr. Die Soldaten mußten hinaus. Einige Regimenter besetzten den Wall. Tilly selbst blieb da.

Daß nun in diesen zwei Stunden***) Habgier, Grausamkeit und andere Lüste in wilder Zügellosigkeit haarsträubende Dinge verübten, ist eine eben so offenkundige Thatsache, wie es gewiß ist, daß die Magdeburger nichts Anderes erwarten durften. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß manche katholische Soldaten des kaiserlichen Heeres ihren Eifer für ihre Religion durch Dinge dargethan haben, die mit der Religion sehr wenig gemein haben. Diesen Eifer zu erregen, hatten freilich die Magdeburger das Ihrige gethan. Sie hat-

---

*) Bericht des Kapitäns Ackermann bei Calvis. 107.
**) Tepler Mskpt. in den Histor.-polit. Blättern Bd. 14. S. 107.
***) Gerike sagt zwei Stunden, eben so bei Calvis. 21.

ten früher vom Walle aus den Katholiken höhnend zugerufen, wo ihre Göttin Maria sei, ob sie ihnen nicht bald in die Stadt helfen würde, hatten sie Götzendiener genannt*). Auch ist kaum anzunehmen, daß die fanatischen Predigten des Dr. theol. Gilbert und seiner Gleichgesinnten im kaiserlichen Lager unbekannt geblieben seien.

Dennoch kann von einer Grausamkeit der Sieger aus Religionseifer im Allgemeinen nicht die Rede seyn. Von den zwölf Geistlichen der Stadt, von denen die Mehrzahl so nachdrücklich zum Verderben mitgewirkt, wurde einer in der Plünderung getödtet, einer schwer verwundet**); die übrigen wurden wohlbehalten in's Lager gebracht, mehrere untere besonderem Schutze der Officiere Tillys. Einer von ihnen, der die Geschichte seiner Rettung erzählt, verdankt dieselbe offenbar dem Umstande, daß seine Amtstracht ihn kenntlich macht***). „Siehst du nicht, daß er ein Geistlicher ist"? ruft einer der Soldaten dem anderen zu.

Die schwedisch-theologische Meinung von einer Grausamkeit, die in einem besonderen Religionseifer ihren Ursprung haben solle, schließt zugleich die irrige Ansicht ein, als habe das stürmende Heer aus lauter Katholiken bestanden. Dem war nicht so. In dem ehemals Wallensteinischen Heere pflegte die Zahl der Protestanten diejenige der Katholiken zu überwiegen. Auch das Tillysche Heer enthielt jederzeit zahlreiche Protestanten, für welche Tilly lutherische Feldprediger anstellte†). Ein schwedischer Bericht hebt die Soldaten aus dem Meißener Lande, mithin Lutheraner, als besondere Wütheriche hervor††). Ebenso sagt ein anderer sehr eifriger Bericht, daß

*) Histor.-polit. Blätter B. 14 S. 308.

**) Hoffmann III. 137. n. 1.

***) Bericht des Theodaenus bei Calvis. 114.

†) Calvis. p. 120.

††) Invent Suec. III. p. 311.

die Soldaten des Feindes, sowohl deutsche Glaubensgenossen, als gar auch etliche Vaterlandskinder, d. h. geborene Magdeburger, ganz eben so gehaust haben, wie die Croaten*). Mithin scheint nicht, daß das Religionsbekenntniß der Sieger in der Behandlung der Besiegten einen nennenswerthen Unterschied gemacht habe.

Ein besonderer Zorn dagegen mag allen Soldaten des Belagerungsheeres gemeinsam gewesen seyn. Die Magdeburger hatten den Feldherrn, den die Soldaten ihren Vater nannten, persönlich zu beleidigen gesucht. Man fand bei der Eroberung einer Schanze eine Fahne mit der Inschrift:

Das Mägdlein das ist jung,
Der Bräut'gam der ist alt,
Er wollt sie gern heirathen.
Und hat doch keine G'stalt.

Tilly, wie seyn Verhalten bewies, dachte offenbar an solche Dinge nicht. Seine Soldaten aber erwiderten den Spott mit dem schauerlichen Witzworte der magdeburgischen Hochzeit.

Um zu einiger Klarheit darüber zu kommen, wie weit sich das Morden ausgedehnt haben möge, haben wir den Zeitraum in's Auge zu fassen, und was darin geschehen könne. Der Sturm beginnt um halb acht Uhr Morgens. Es wird an einigen Stellen sehr scharf gefochten, und namentlich die Führung der Magdeburger unter dem Hauptmann Schmidt setzt den Pappenheimern arg zu. Erst nach zehn Uhr ist der Kampf beendet. In dieser Zeit sind nach dem Berichte Ruepps an den Kurfürsten in Allem höchstens hundert Mann von Kaiserlichen und Ligisten gefallen, 7 bis 800 verwundet. Es zwingt uns nichts, den Verlust auf Seiten der Stadt und der

*) Gründl. u. wahrh. Relation wasmaßen u. s. w. p. 6.

Bürger während dieser Zeit auch nur doppelt so hoch anzunehmen.

Dann erst beginnt die eigentliche Plünderung. Sie dauert bis zum Mittage, wo der zunehmende Brand die Sieger nur noch an die eigene Sicherheit zu denken zwingt. In dieser Zeit von etwa zwei Stunden kann allerdings viel geschehen. Wenn wir aber die Zahl der Soldaten uns vergegenwärtigen, die während eines dreistündigen Kampfes gefallen sind: so kann die Zahl der nachher in reichlich der Hälfte der Zeit Erschlagenen so übermäßig groß nicht seyn. Sie kann selbst dann nicht so ungeheuer groß seyn, wenn die Soldaten sich nur oder vorzugsweise nur mit Morden beschäftigt hätten.

Ist dieß denkbar? Die Plünderung war ein Recht der Soldaten, aber auch nicht mehr als die Plünderung und die Forderung des Lösegeldes von den Gefangenen. Was darüber hinausging, war wider ihr Recht und ihre Erlaubniß. Keineswegs hatte Tilly das Leben der Bürger in die Hand der Soldaten gegeben: er hatte sie ausdrücklich ermahnt, sich des Mordens zu enthalten. Ebensowenig hatte ein Anderer, hatte auch selbst Pappenheim es gestattet. Auch die Obersten mahnen die Soldaten so zu handeln, daß sie es verantworten können.*) Darum, wie sich von selbst versteht, unterblieb Schlimmeres nicht. Auch andern Leidenschaften der Thierheit im Menschen konnte bei derselben Gelegenheit ungestraft gefröhnt werden. Es geschah. Aber die vorwiegende Leidenschaft unter solchen Umständen ist der menschlichen Natur gemäß die Habgier und nicht die Mordlust. Das Reichwerden durch Beute war die Hauptsache. Danach fragten sie Alle ohne Unterschied.**) Und freilich muß eingeräumt werden, daß so

---

*) Calvis. p. 114.

**) Gerike a. a. O. Man vgl. auch die ganze Geschichte des Theodaenus bei Calvis. 110 ff.

wie die Dinge einmal lagen, die Forderung der Beute dem Rechte des Krieges entsprach.

Dazu kam ein besonderer Umstand. Viele der Soldaten hatten ihre Frauen im Lager; denn nach der Kriegsführung jener Zeit zogen oft die Weiber und Familien mit umher. Diese Frauen erwarteten von ihren Männern nicht eine Erzählung, wie viele Feinde sie erschlagen, sondern Beweise ihrer Tapferkeit in klingender Münze, in Ringen, Silbergeschirr und dergleichen. Es ist uns ein Bericht erhalten, wie ein Tillyscher Soldat anstatt der Beute an Gold und Silber seiner Frau die Lagerhütte mit zwanzig Kindern füllt, die er unterwegs mit Gefahr gespeist und getränkt hat. Er erhält darüber scharfen Tadel. Aber trotz Tadelns und Scheltens ist die Frau von selbem Stoffe, wie ihr Mann. Während sie noch tadelt, ist sie schon beschäftigt mit der Pflege und Wartung der verlassenen Kinder. Am andern Tage zieht das Ehepaar zusammen in die Stadt, im festen Vertrauen, Gott werde ihnen wohl Beute bescheeren, weil sie so viele Kinder gerettet. Es gelingt. Sie bringen reichlich heim, und der ehrliche Soldat benutzt die Gelegenheit, seiner Frau den Tadel des vorigen Tages zurückzugeben.*)

Habgier, wir wiederholen es, war die vorwaltende Leidenschaft. Sie führte zu anderen Gewaltthaten, zum Quälen, zum Tödten. Allein kann dessen so überaus viel gewesen seyn in einer Zeit von noch nicht zwei Stunden? Viele Häuser waren beinahe von Anfang an unzugänglich durch den Brand. Viele andere wurden es sehr bald. Und in den Häusern selbst boten doch sehr selten die Bewohner sofort sich dar. Sie hatten sich versteckt, hier und dort, in Kellern und auf den Böden, hinter geschlossenen Thüren. Bevor man dort sie fand, sie zwang hervorzukommen, auch wohl gar sie tödtete, war die Zeit sehr bald verronnen.

*) Bensen: das Verhängniß Magdeburgs p. 561.

Bürger während dieser Zeit auch nur doppelt so hoch anzunehmen.

Dann erst beginnt die eigentliche Plünderung. Sie dauert bis zum Mittage, wo der zunehmende Brand die Sieger nur noch an die eigene Sicherheit zu denken zwingt. In dieser Zeit von etwa zwei Stunden kann allerdings viel geschehen. Wenn wir aber die Zahl der Soldaten uns vergegenwärtigen, die während eines dreistündigen Kampfes gefallen sind: so kann die Zahl der nachher in reichlich der Hälfte der Zeit Erschlagenen so übermäßig groß nicht seyn. Sie kann selbst dann nicht so ungeheuer groß seyn, wenn die Soldaten sich nur oder vorzugsweise nur mit Morden beschäftigt hätten.

Ist dieß denkbar? Die Plünderung war ein Recht der Soldaten, aber auch nicht mehr als die Plünderung und die Forderung des Lösegeldes von den Gefangenen. Was darüber hinausging, war wider ihr Recht und ihre Erlaubniß. Keineswegs hatte Tilly das Leben der Bürger in die Hand der Soldaten gegeben: er hatte sie ausdrücklich ermahnt, sich des Mordens zu enthalten. Ebensowenig hatte ein Anderer, hatte auch selbst Pappenheim es gestattet. Auch die Obersten mahnen die Soldaten so zu handeln, daß sie es verantworten können.*) Darum, wie sich von selbst versteht, unterblieb Schlimmeres nicht. Auch andern Leidenschaften der Thierheit im Menschen konnte bei derselben Gelegenheit ungestraft gefröhnt werden. Es geschah. Aber die vorwiegende Leidenschaft unter solchen Umständen ist der menschlichen Natur gemäß die Habgier und nicht die Mordlust. Das Reichwerden durch Beute war die Hauptsache. Danach fragten sie Alle ohne Unterschied.**) Und freilich muß eingeräumt werden, daß so

*) Calvis. p. 114.

**) Gerike a. a. O. Man vgl. auch die ganze Geschichte des Theodaenus bei Calvis. 110 ff.

wie die Dinge einmal lagen, die Forderung der Beute dem Rechte des Krieges entsprach.

Dazu kam ein besonderer Umstand. Viele der Soldaten hatten ihre Frauen im Lager; denn nach der Kriegsführung jener Zeit zogen oft die Weiber und Familien mit umher. Diese Frauen erwarteten von ihren Männern nicht eine Erzählung, wie viele Feinde sie erschlagen, sondern Beweise ihrer Tapferkeit in klingender Münze, in Ringen, Silbergeschirr und dergleichen. Es ist uns ein Bericht erhalten, wie ein Tillyscher Soldat anstatt der Beute an Gold und Silber seiner Frau die Lagerhütte mit zwanzig Kindern füllt, die er unterwegs mit Gefahr gespeist und getränkt hat. Er erhält darüber scharfen Tadel. Aber trotz Tadelns und Scheltens ist die Frau von selbem Stoffe, wie ihr Mann. Während sie noch tadelt, ist sie schon beschäftigt mit der Pflege und Wartung der verlassenen Kinder. Am andern Tage zieht das Ehepaar zusammen in die Stadt, im festen Vertrauen, Gott werde ihnen wohl Beute bescheeren, weil sie so viele Kinder gerettet. Es gelingt. Sie bringen reichlich heim, und der ehrliche Soldat benutzt die Gelegenheit, seiner Frau den Tadel des vorigen Tages zurückzugeben.*)

Habgier, wir wiederholen es, war die vorwaltende Leidenschaft. Sie führte zu anderen Gewaltthaten, zum Quälen, zum Tödten. Allein kann dessen so überaus viel gewesen seyn in einer Zeit von noch nicht zwei Stunden? Viele Häuser waren beinahe von Anfang an unzugänglich durch den Brand. Viele andere wurden es sehr bald. Und in den Häusern selbst boten doch sehr selten die Bewohner sofort sich dar. Sie hatten sich versteckt, hier und dort, in Kellern und auf den Böden, hinter geschlossenen Thüren. Bevor man dort sie fand, sie zwang hervorzukommen, auch wohl gar sie tödtete, war die Zeit sehr bald verronnen.

---

*) Bensen: das Verhängniß Magdeburgs p. 561.

Land, zu verkünden, daß die kommenden Zeiten noch schlimmer seyn würden, als die vergangenen. Vielleicht leuchtete er hinein in das Lager bei Saarmund, dete dort dem Einen, der um alle diese Dinge wußte, Stratagem wenigstens bis dahin gelungen war. Die agdeburg geflüchteten oder gefangenen Väter führten der hervor aus den Hütten und Zelten, wo ihnen dach geworden, und zeigten ihnen die noch lohende der Heimath zum unvergänglichen Gedächtnisse dieses en Tages. Die Armen ahnten nicht, daß nicht sie ndern daß alle deutschen Väter mit gleichem Schmerze brennende Stadt schauen durften. Der Gedanke, Flamme nicht einen Sieg des deutschen Helden verndern denjenigen des fremden Eroberers, einen Sieg und der Lüge, wie kaum ein zweiter auf Erden — ke lag ihnen allzu fern. Um zehn Uhr des Abends s vollbracht, die Gluth sank zusammen.

folgenden Tage kehrten die Soldaten wieder zur Erder Plünderung. In dieser Thatsache liegt nichts es. Es war einmal das Kriegsrecht der Soldaten, Sturm genommene Stadt zu plündern. Tilly pflegte Stunden zu bewilligen. Nun hatte am Tage zuFeuer dieß Recht den Soldaten ohne ihre Schuld ver-. Mithin durften sie beanspruchen, das Versäumte len. Tilly mochte ihnen um so weniger ein Hinderen Weg legen, als die Gewinnsucht der Soldaten tigste Sporn seyn würde, die Keller und Gewölbe ühlen, und die etwa dort noch verborgenen Menschen zu retten. Dieß war deßhalb möglich, weil Tilly am Tage wohl das Plündern noch gestattete, nicht jedoch n andern Gewinn der Soldaten; die Forderung von Bevor die Plünderung begann, ward Quartier ausge-

Unglücklichen hinauf in die obersten Räume, unter das Dach der Häuser, oder in die Keller. Dort verbrannten, hier erstickten sie in Rauch und Qualm, oft dreißig, vierzig und mehr in einem einzigen Keller.

Nach zwölf Uhr zogen auf Tillys Geheiß die Soldaten aus der brennenden Stadt. Der sicherste oder vielleicht auch der einzig noch übrig gebliebene Weg war zum Sudenburger Thor hinaus. In den folgenden Tagen wenigstens war allein dieser Weg gangbar*). Dort mußten Alle vorüber, und darum erwählte dort auch Tilly seinen Posten. Er wollte dort fortfahren Beute zu machen nach seiner Art. Diese Beute bestand aus den Hülflosen, den Frauen, den Kindern. Es ward den Soldaten gestattet, etwaige gefangene Bürger, die sich mit ihnen über ein Lösegeld geeinigt, mit hinauszuführen: die Frauen, selbst wenn sie mit ihren Gatten dort ankamen, ließ Tilly nicht mehr in's Lager hinaus. Sie wurden dort in ein Gebäude gewiesen, das mit Wachen umgeben stand**). Der alte Feldherr hielt daneben. Er selbst übernahm die Obhut und die Sorgfalt für sie.

Es ward Nachmittag. Bis dahin war die Luft heiter und still, nur aus Süden wehte ein leiser Hauch. Dann ward es anders. Ein Sturm brauste empor und jagte die sausenden Flammen der Stadt himmelan. Mit Entsetzen gewahrten die Führer, die Soldaten, wie so wenige Bürger geflüchtet oder gefangen waren. Jeder krachende Einsturz da drinnen in dem unendlichen Feuermeere vernichtete Menschenleben, die hülflos, rettungslos der Macht der Elemente preis gegeben waren. Es war kein Entfliehn, kein Entrinnen für sie noch möglich. Als der Abend dunkelte, hob sich erst mächtig die flammende Gluth. Der Widerschein am Himmel leuchtete weit hinaus über das

*) Truc. expugn. kurzer jedoch wahrhaftiger Bericht u. s. w.
**) Calvis. p. 130.

deutsche Land, zu verkünden, daß die kommenden Zeiten noch unendlich schlimmer seyn würden, als die vergangenen. Vielleicht auch leuchtete er hinein in das Lager bei Saarmund und meldete dort dem Einen, der um alle diese Dinge wußte, daß sein Stratagem wenigstens bis dahin gelungen war. Die aus Magdeburg geflüchteten oder gefangenen Väter führten ihre Kinder hervor aus den Hütten und Zelten, wo ihnen ein Obdach geworden, und zeigten ihnen die noch lohende Flamme der Heimath zum unvergänglichen Gedächtnisse dieses schauerlichen Tages. Die Armen ahnten nicht, daß nicht sie allein, sondern daß alle deutschen Väter mit gleichem Schmerze auf diese brennende Stadt schauen durften. Der Gedanke, daß diese Flamme nicht einen Sieg des deutschen Helden verkünde, sondern denjenigen des fremden Eroberers, einen Sieg der Tücke und der Lüge, wie kaum ein zweiter auf Erden — der Gedanke lag ihnen allzu fern. Um zehn Uhr des Abends war Alles vollbracht, die Gluth sank zusammen.

Am folgenden Tage kehrten die Soldaten wieder zur Erneuerung der Plünderung. In dieser Thatsache liegt nichts Auffallendes. Es war einmal das Kriegsrecht der Soldaten, die mit Sturm genommene Stadt zu plündern. Tilly pflegte dafür drei Stunden zu bewilligen. Nun hatte am Tage zuvor das Feuer dieß Recht den Soldaten ohne ihre Schuld verkümmert. Mithin durften sie beanspruchen, das Versäumte nachzuholen. Tilly mochte ihnen um so weniger ein Hinderniß in den Weg legen, als die Gewinnsucht der Soldaten der mächtigste Sporn seyn würde, die Keller und Gewölbe bloßzuwühlen, und die etwa dort noch verborgenen Menschen vollends zu retten. Dieß war deßhalb möglich, weil Tilly am zweiten Tage wohl das Plündern noch gestattete, nicht jedoch mehr den andern Gewinn der Soldaten; die Forderung von Lösegeld. Bevor die Plünderung begann, ward Quartier ausge-

blasen*). Das kann nicht heißen: Schonung des Lebens; denn dieses bei Wehrlosen anzutasten, hat Tilly überhaupt niemals, haben auch die andern Officiere nicht gestattet. Es kann nur heißen: unentgeltliche Schonung des Lebens und die Freiheit. Daß es also sich verhielt, ersehen wir auch daraus, daß keiner der eifrigsten Berichte etwas von Grausamkeiten gegen die Ueberlebenden an diesem zweiten Tage weiß.

Auch Tilly begab sich wieder in die Stadt zur Fortsetzung seines Werkes. Man vernahm ein jämmerliches Weinen und Schreien von kleinen überbliebenen Kindern. Sie saßen häufig auf den Leichen der Eltern, riefen Vater und Mutter, und wußten weiter nicht zu berichten, woher und wohin. Tilly ließ eine Kirche ausräumen, die Kleinen dahin zusammen bringen und sie mit Brod und Wasser speisen. Dann ward ausgerufen: wenn noch Mütter vorhanden wären, die Kinder unter jener Zahl zu haben glaubten, so möchten sie sich melden, und ohne Leid zu fürchten, dieselben an sich nehmen und behalten. Also berichtet uns einer der eifrigsten Gegner mit dem Zusatze: das Weinen und Schreien der Kinder sei endlich dem Feinde selbst zu Herzen gegangen, und er habe sich gestellt, als trüge er Mitleid mit der verderbten und ermordeten Stadt.**) Etwa zweihundert Mütter meldeten sich. Dann aber folgt der schwerste Vorwurf von diesem Standpunkte aus für Tilly. „Die anderen Kinder, deren Eltern nicht mehr aufzufinden, soll der Tilly, wie man sagt, etliche in die Jesuiter- etliche in gemeine päpstliche Klöster schicken, daß sie allda auf-

---

*) Geijer: Gesch. v. Schweden. In dem Briefe von Salvius an den Reichsrath ist die angegebene Thatsache vielleicht das einzig Wahre an dem ganzen Reiterberichte. Denn das Blasen war eine Thatsache, welche der Reiterknecht mit eigenen Ohren vernehmen konnte. Das Andere ist sagenhaft.

**) Gründl. u. wahrh. Relation, wasmaßen die uralte u. s. w. 1631. Ebenso Exitii et excidii M. hist. relatio.

erzogen und zu päpstlichen Gräueln gebracht werden". So hart dieser Mann von seinem Standpunkte aus seinen Vorwurf für Tilly auszudrücken sich bemüht: so haben wir doch große Ursache, ihm dankbar zu seyn für seinen Beleg zu der allerdings von selbst nahe liegenden Vermuthung, daß ein Mann wie Tilly seine Fürsorge nicht auf die augenblickliche Erhaltung der Kleinen beschränkte, sondern weiter hinausblickte. Demgemäß wählte der Feldher dazu die Mittel, die ihm offen standen und in seinem Bereiche waren.

Diesen zweiten ganzen Tag über hielt Tilly noch die Domkirche verschlossen. Der Grund ist wahrscheinlich die völlige Sicherheit der Geflüchteten. Erst am Morgen des 12/22. Mai ritt er davor und ließ die Thüren öffnen. Die Unglücklichen traten hervor, an ihrer Spitze der Domprediger Bake. Er warf sich auf die Knie und sprach die Worte Virgils, welche dieser dem Priester Panthus über das gefallene Troja in den Mund legt:

Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magd'burgo! Fuimus Troes, fuit Jlium et ingens
Gloria Parthenopes!

Tilly beruhigte den alten Mann und ließ Brod unter die Hungernden austheilen. Sie waren ohne Lösegeld frei. Die Domprediger mit den Familien derselben ließ er in die Möllenvogtei führen, und dort besonders speisen und tränken.

Am 14./24. Mai nahm Tilly selbst sein Quartier in der Stadt. Zugleich wurde bei Trommelschlag verkündet, daß von nun an, was etwa noch vorhanden sei, den übrig gebliebenen Bürgern nicht dürfe genommen werden. Es mochten Klagen eingekommen seyn von Frauen. Jegliche Kränkung derselben wurde bei Todesstrafe untersagt*).

Und hier nun ist der Ort zurückzublicken auf das, was Tilly

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 14. S. 307.

für diese unglückliche Stadt gethan. Er selbst ließ sofort am zweiten Tage nach der Eroberung eine Schrift ausgehen: daraus männiglich sehen und spüren könne, wie väterlich treu und wohlmeinend er die Stadt vor ihrem Unglücke gewarnt, wie wenig aber solches gefruchtet habe*). In Uebereinstimmung mit seinem Wahlspruche: nec a Deo, nec a Caesare gibt der Feldherr seiner Schrift das bedeutungsvolle Motto: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Er weist hin auf die Rebellion der Magdeburger, wie sie zur Durchführung derselben auf fremde Hülfe vertraut, auf den Schutz der Ausländer, die unter trüglichen Vorwänden von Religion und Freiheit auf deutschem Boden nichts suchen, als eigenen Nutzen und Herrschaft. Er meldet mit Verwundern und Bedauern, daß noch während des Sturmes eine solche Feuersbrunst aufgegangen, die nicht zu löschen gewesen. So sei die Stadt heimgesucht zugleich durch Schwert und Feuer von der Hand des allmächtigen Gottes. Nicht jedoch sage er das, setzt der Feldherr hinzu, als wenn er an solchem Leide und Jammer irgend welches Gefallen trage; denn er habe ja die Magdeburger treulich, bittlich, ja mehr als väterlich ermahnt, sondern er sage das, damit Jedermann erkenne, daß die Magdeburger ihr Unheil nur sich selber und dem Vertrauen auf die fremde verderbliche Hülfe zuzumessen haben; er sage das endlich zur Warnung, damit alle Deutsche treu beharren mögen bei ihrem Kaiser, als der von Gott gesetzten Obrigkeit, welche allein sie schütze gegen alle fremden Feinde.

Der Feldherr fügt die Briefe hinzu, welche er an den Rath zu Magdeburg, an den Markgrafen, an Falkenberg geschrieben. Jeder Deutsche mochte daraus den Schluß ziehen, ob es dem alten General ein Ernst gewesen mit seiner milden Freundlichkeit. Was er dann persönlich am 10./20. Mai und den folgenden Tag in Magdeburg gethan, das fügte er nicht

*) Copia manifesti, abg. bei Calvis. p. 171.

hinzu. Seine Thaten dort mochten reden. Das was gerettet war, verdankten die noch übrigen Magdeburger ja nur ihm und ganz allein ihm.

Es ist an dieser Schrift Tillys ganz besonders merkwürdig, daß er von den Tücken Falkenbergs nicht redet. Er mochte die Anklage gegen den so eben Gefallenen, wie man glaubte, verschmähen, zumal da doch ihm die Sache so wenig klar vorlag, daß sein Freund Ruepp noch gar die Meinung von einer besonderen Strafe Gottes über Magdeburg aussprach. Den Kriegsherren dagegen, denen die Anführer schuldig waren sich zu verantworten, warum Magdeburg nicht erhalten sei, berichten sie die Verdachtsgründe gegen Falkenberg.

Auch der Schwedenkönig gab sofort seine Entschuldigung heraus. Wie hat doch dieser Baumeister am Elende und Jammer der deutschen Nation seine Schritte immer im Voraus so kunstvoll berechnet! Wie trifft er seine Maßregeln im Voraus mit solcher festen Sicherheit der Erfahrung! Daß nach Allem was vorgefallen, der Verdacht des Verrathes an Magdeburg aufsteigen mußte, war unvermeidlich. Wiederum aber ließ sich das benutzen. Der Pfeil, der zu erwarten war, mußte nur von schwedischer Seite aus zuerst abgeschnellt werden. Von dort her zuerst mußte das Geschrei erschallen, daß Verrath geübt sei, daß die kaiserlich Gesinnten in der Stadt dieselbe verrathen hätten. Der Schwedenkönig scheute sich nicht. Ohne irgend einen Beweis zu führen, ohne irgend einen Umstand anzugeben, der das hätte glaubend machen können, trat er in seiner Entschuldigungsschrift zuerst mit der Anklage hervor: es sei Verrath geübt; begann er mit diesem Vorwurfe seine Schrift, und endete sie mit derselben. So hatte er sich den Vortheil des ersten Wortes in dieser Sache gesichert.

Dann erging das Losungswort der Seinen: „daran mögen sich alle wankelmüthigen Evangelischen spiegeln"*). Es fand

*) Geijer III. 185.

noch nicht den gewünschten Anklang, den erst ein Erfolg der Waffen diesem Worte verleihen konnte. Der Untergang von Magdeburg schien eine Zeitlang in Wahrheit ein Gewinn für Tilly zu seyn. Gustav Adolf zwang seinen armen Schwager, den Brandenburger, der nach der Tradition der Familie nur der Politik folgte niemals einen eigenen Entschluß zu haben, nun vollends als Schemel schwedischer Größe eben so dienstbar zu werden, wie der Pommernherzog; aber freiwillig bot sich Niemand an. Die Noth des Schweden stieg. Er hatte kein Geld, keine Lebensmittel. „Wir helfen uns durch," sagt er, „mit größter Armuth, Beschwerde und Unordnung. Wir leben einzig und allein vom Raube, zum Schaden und Verderben aller unsern Nachbarn. Wir haben nichts für die Leute, als was sie selbst mit unleidlichem Plündern und Rauben usurpiren"*) So dauerte es hin, bis die meisterhaften Schachzüge des Schweden den Schwächling, auf dessen Charakterlosigkeit er zu Stockholm bereits gerechnet, den Kurfürsten Johann Georg zum Verrathe an Kaiser und Reiche verführten.

Und dann erfolgte die unselige Schlacht von Breitenfeld, die verderblichste, die auf deutschem Boden seit vielen Jahrhunderten geschlagen worden ist.

Der Schwedenkönig war Sieger, und mit Macht erscholl nun seine Predigt des Religionskrieges, welche das Gottesurtheil des Erfolges zur Wahrheit gestempelt zu haben schien. Die Deutschen wußten noch nichts von einem Religionskriege solcher Art. In der mainzischen Stadt Erfurt lebten Protestanten und Katholiken in traulicher Eintracht. Jene Partei war die herrschende; aber sie hatte von Anfang an die Beiträge für den Bund der Liga mitbezahlt, weil es so in der Ordnung war, weil jener Bund nicht bloß die katholische Kirche, sondern den Rechtszustand des Reiches schützte. Gustav Adolf kam, wies auf seine Kanonen und predigte den Religionskrieg.

---

*) Chemnitz p. 218 ff.

Er erzählte den erstaunten Protestanten dieser Stadt, die unter ihrem katholischen Fürsten sich über nichts beklagten, daß er das erlittene Unrecht seiner Glaubensgenossen rächen müsse. Jene baten für ihre Mitbürger, die Katholiken, um gleiches Recht und gleiche Sicherheit. Aber der Schwede bedurfte des Religionskrieges, des Anfachens dieser Leidenschaft des Hasses. Darum befreite er die protestantischen Geistlichen von allen Lasten und bürdete den katholischen Geistlichen dieselben doppelt auf. Für sich aber verlangte er hier und dort ferner die Erbhuldigung.

Und wohin auch immer der Schwede kam, da redete er von Magdeburg und dem Untergange dieser Stadt, da erzählte er, daß er gekommen sei als Rächer für das vergossene Blut, daß er sein sicheres Land nur verlassen, um seinen bedrängten Glaubensgenossen zu helfen. Und immer wieder war es Magdeburg und Tilly, und je weiter der Schwede drang, desto eifriger predigte er: in Würzburg, in Mainz, in Augsburg, in Landshut, in München — und seine Kanonen gaben den Nachdruck. Noch hatte die Erde nicht Tillys Gebeine aufgenommen, als schon der Schwede in München verkündete: „Er war ein Barbar, er war ein Tyrann"*).

Es war nicht leicht damit durchzudringen; denn noch wußten alle es besser. In allen den Flugschriften, in welchen uns die Augenzeugen von Magdeburg den Jammer dieser Stadt verkünden, wird über Tilly nicht ein böses Wort vernommen. Die eifrigste von allen, die wir aus inneren Gründen einem Magdeburger Theologen zuschreiben, kann sich der Anerkennung, welche Magdeburg dem edlen Manne schuldig war, nicht völlig enthalten. „Und wie man sagen will, soll es dem Herrn General Tilly selbst nicht gefallen haben, daß man eine so uralte, weit berühmte Stadt, welche dem Kaiser und dem ganzen Reiche wichtig, so völlig in die Asche gelegt

*) Hormayr: Taschenbuch 1839.

hat"*). Eher beschuldigte man Pappenheim. Dieser habe sich freilich vor Tilly zu entschuldigen gesucht, sagt ein Eiferer von Magdeburg**), daß er nicht der Urheber des großen Brandes sei; allein es sei doch wahr. Man sieht, wie auch diese Schrift nicht entfernt an eine Anklage gegen Tilly denkt. Die Andern, wo sie nicht loben wollten, schwiegen. Wir wiederholen es: kein Bericht eines Augenzeugen, wenn auch keiner von ihnen die Sache bis auf den Grund durchschaut, keiner hat eine Anklage gegen Tilly. Von dorther ist die Verläumdung gegen den edlen Mann nicht ausgegangen.

Reichlich ein Jahr hernach erschien eine französische Schrift in Genf: Soldat Suédois genannt. Sie ward viel gelesen. Der hauptsächliche Zweck dieser Schrift war für die romanischen Länder des Katholicismus der Beweis, daß der Krieg des Schwedenkönigs in Deutschland nicht ein Religionskrieg, sondern lediglich ein politischer Krieg gegen das Haus Oesterreich sei. Das Buch kennt Tilly nach seinem edlen Charakter. Es zeichnet ihn an einer Stelle nach Gebühr. Aber dann kommt es auf Magdeburg. „Man hat bemerkt," sagt dieses Buch***), „daß Tilly nach den Grausamkeiten zu Magdeburg in seinen Unternehmungen wenig glücklich gewesen ist. Und gewiß, wenn dasjenige was man von ihm beharrlich berichtet, sich als wahrhaft befindet, so darf man sich nicht wundern, daß von jenem Tage an die göttliche Rache ihn verfolgt hat. Denn obwohl er sonst sich als einen Mann von großen Fähigkeiten bewies, obwohl er manchen Ruhm sich erworben: so muß man doch gestehen, daß er bei der Zerstörung von Magdeburg auftrat wie ein Mensch mit dem Herzen eines Tigers. Dort näherten sich ihm einige seiner Offiziere und thaten Meldung von den ganz außerordentlichen Grausamkeiten.

*) Fax Magdeb. bei Calvisius p. 61.

**) Wahrhaftiger und ausführl. Bericht u. s. w.

***) Soldat Suédois I. 238.

Sie berichteten, daß man nichts sähe als Mord und Schändung, Verstümmelung schwangerer Frauen, zerschmetterte, zerstückelte Kinder, erwürgte Greise, daß das Blut in breiten Lachen durch die Straßen rinne. Sie baten, der Feldherr möge Einhalt thun. Er entgegnete kalt: „„Man lasse ihnen immerhin noch eine Stunde, dann kann man wieder mit mir davon reden."" Die Stunde verrann. Die Offiziere kamen wieder. Sie berichteten, das Blutbad sei ein solches, wie es auch unter den wildesten Völkern nie erhört sei. Tilly war wie taub. Er suchte diesen Aufschub, er suchte jenen, bis er endlich zum Aufhören blasen ließ."

Also der Genfer Professor Spanheim. Man sieht dem Zusatze dieses Mannes an, daß er zweifelt an der Wahrheit seines Berichtes. Er gibt ihn nur, weil man es so beharrlich wiederholt. Wer denn? — Der Genfer Professor beschreibt den schwedischen Feldzug. Er hat mithin schwedisches Material, schwedische Zeugnisse. Sein Buch ist im schwedischen Interesse verfaßt. Doch noch mehr: wir haben das ausdrückliche Zeugniß eines Gelehrten, der diesen Dingen völlig fremd und fern steht, wir haben das ausdrückliche Zeugniß des bekannten Kritikers Bayle*): daß Spanheim sein Buch verfaßt hat im Auftrage des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Von dorther also, von Gustav Adolf selbst ist dieser Bericht gekommen.

Die Absicht des Schweden liegt nahe. In Deutschland diente schon das Wirrsal, welches er durch seinen Ruf des Religionskrieges angerichtet, das wahre Verhältniß in Magdeburg zu verdüstern. Aber dort, wo man den Religionskrieg nicht anerkennen sollte, war die Meinung von einer persönlichen Grausamkeit Tillys das beste Mittel zum Verhüllen der Sache. Je schwärzer Tilly erschien, je leichter man sich geneigt fühlen würde, der Tigerwuth dieses Mannes den ver-

*) Bayle, sub voce: Spanheim.

nichtenden Brand von Magdeburg beizumessen: desto eher war das schauerliche Stratagem Falkenbergs und des Königs gegen Entdeckung gesichert.

Der Schwede fiel 1632. Aber die Herrschaft der schwedischen Waffen in Deutschland blieb. Das Bild Tillys verdüsterte sich. Dennoch muß anerkannt werden, daß weder das Theatrum Europäum in Frankfurt a. M., noch der offizielle Schwede Chemnitz jene schaurige Lüge, die Spanheim wider seinen Willen niedergeschrieben zu haben scheint, einer Rücksicht werth halten.

Die deutsche Nation lag zu Boden. Wie sie in dem unseligen Kriege, der an ihr und auf ihre Kosten gegen ihre Interessen geführt wurde, sich ihre Schicksale hatte auferlegen lassen von Fremden: so ließen auch die Nachkommen sich die Leiden ihrer Vorfahren darstellen von Fremden, die dabei entweder die eigenen Absichten ihrer Nation und Regierung verfolgten, wie der Deutschschwede Chemnitz, oder das eigene Halbwissen mit phantastischen Einbildungen der Vergötterung des Schweden ausschmückten. So ein Engländer Namens Harte.

Wir nennen den Einen statt Vieler, weil seine Einwirkung auf die Gestaltung der Tilly-Sage bedeutsam war. Harte fand bei seiner Arbeit, das Leben Gustav Adolfs zu schreiben, den Soldat Suédois des Genfer Professors Spanheim. Der Genfer Professor wies für katholische Franzosen und Italiener nach, daß der Krieg Gustav Adolfs mit der Religion nichts zu thun habe. Das ließ Harte weg: es paßte ihm nicht. Der Kanonikus bedurfte für seine glaubenseifrigen Landsleute eines Glaubenshelden. Er fand die Geschichte von Tilly in Madeburg. Sie gefiel ihm. Aber Spanheim hatte die Würze derselben abgestumpft durch den Zusatz seines Mißtrauens: „wenn es wahr ist.“ Das ließ Harte weg, und gab statt dessen zur ferneren Veranschaulichung einigen weiteren

Schmuck aus eigener Erfindung dazu. Diesen Harte wieder fand unser Dichter Schiller, und den Dichter Schiller wiederum hat die Unzahl der Scriptoren gefunden, die seitdem ihn klein ausmünzen für die deutsche Jugend.

Das ist in den Grundzügen die Geschichte der Tilly-Tradition Es ist bekannt, wie in neuerer Zeit viele Schriftsteller diesem Gespenste der Lüge entgegen getreten sind. Man hat Tilly vertheidigt, oft und viel. Aber diese Vertheidigung führt deßhalb nicht zum Ziele, weil sie uns im Räthsel stecken läßt. Wenn nicht Tilly Magdeburg zerstörte: wer dann? Die Vertheidigung Tillys wird überflüssig durch die Anklage und den Beweis derselben gegen den Schweden. Wir haben jene aufgestellt, indem wir diesen zu erbringen versuchten. Wir haben uns bemüht dem fremden Eroberer, der unserer Nation das Wehe des Religionskrieges anthat, die freundlich lächelnde Maske abzureißen, und hinter derselben die unendliche Tücke der Heuchelei und Eroberungsgier zu zeigen.

XIV.

Die beginnenden Sonderbunds-Kämpfe der nordamerikanischen Union.

Ein politisches Zeitbild.

Unsere Tage sind wahrhaftig riesengroß in der Sucht und Macht, alles Das zu zerstören was frühere Generationen aufgebaut und heilig gehalten haben. Nicht nur im alten Europa regen sich diese dunklen Mächte von einem Ende zum andern, nicht nur in der verrotteten Welt Asiens wirken sie von Syrien bis Peking und Japan; auch der jüngste Sohn der neuern Geschichte, der transatlantische Freistaaten-Bund, ist nun von der allgemeinen Staats- und Völkerkrankheit niedergeworfen. Eben noch ein himmelstürmender Titane in seiner ersten Jugendkraft, dem die moderne Ethnographie prophezeite, daß er in Kurzem mit Rußland die Herrschaft über den ganzen Erdball theilen werde — setzt er nun Jedermann durch die rasche und plötzliche Entwicklung seiner innern Auflösung in Erstaunen.

Freilich sind wir weit entfernt, deßhalb schon an ein vorzeitiges und unrühmliches Ende der Weltrepublik zu glauben; das aber glauben wir und gedenken es zu beweisen: daß die nordamerikanische Union nach der Krisis, welche mit der Los-

reißung Südkarolina's am 20. December v. J. begonnen hat, auf keinen Fall mehr das gleiche Gemeinwesen seyn wird und seyn kann wie vorher. Es ist dabei zunächst gleichgültig, ob die Trennung zwischen den Staaten des Südens und des Nordens eine dauernde werde, oder ob eine friedliche Wiederausgleichung zu Stande komme, oder ob sich der Norden durch die Gewalt des Schwertes den Süden wieder anschließe; jedenfalls werden die amerikanischen Dinge eine entscheidende, sozusagen europäischere Wendung nehmen. Wir denken auch nicht gleich an die Einführung der Monarchie, aber die Flegeljahre des jugendlichen Völkerriesen werden unbedingt vorbei seyn.

Zum vorhinein verdient es bemerkt zu werden, wie arg die liberalen Staatsphilosophen sich über die innere Gesundheit der Union getäuscht haben. An die ernste Möglichkeit dessen, was zwischen den dreiunddreißig Freistaaten nun thatsächlich vor sich geht, vermochten sie gar nicht zu glauben; von der „Auflösung der nordamerikanischen Union" zu reden, galt ihnen als sicherstes Wahrzeichen reaktionärer Heuchelei. Wie sicher sie ihrer Sache bis vor Kurzem noch waren, dafür bieten die radikalen Correspondenten deutscher Zeitungen aus den nördlichen Staaten Amerikas (natürlich größtentheils deutsche Flüchtlinge) die schlagendsten Beispiele. Namentlich ist auch die Allgemeine Zeitung mit einem solchen Berichterstatter aus Newyork versehen, welcher sich vor kaum sechs Monaten noch triumphirend vernehmen ließ: die Drohungen des Südens mit Zertrümmerung der Union erregten bei der republikanischen Partei nur höhnisches Lachen und selbst bei den Demokraten des Nordens nur Schamröthe, denn sie durchschauten die Hohlheit dieses Possenspiels um so besser, als sie sich sonst bei den studischen Rodomontaden selber betheiligt hätten; wohl gebe es eine Anzahl südlicher Heißsporne, welche aufrichtig an die Möglichkeit eines Sonderbund's unter englischem Protektorat glaubten, aber diese Leute lebten eben in fortwährenden Hallucinationen und täuschten sich völlig über die Stimmung der Massen.

Kurz, der gelehrte Politiker von Newyork sah dem Siege der republikanischen Partei bei der nahen Präsidentenwahl wohlgemuth entgegen, in der festen Ueberzeugung, der Süden werde sich wohl oder übel in das Unvermeidliche fügen, daß „die Herrschaft in dem unvergleichlichen Völkerbunde von den Drohnen auf die Bienen übergehe.“

Nun aber hat kaum die Wahl Lincoln's stattgefunden, noch hat er weder eine Absicht gegen den Süden, im Namen der 18 freien Staaten gegen die 15 Sclavenstaaten ausgesprochen, noch sein Amt angetreten oder die Gegenpartei aus den höchsten Bundesbehörden verdrängt, und schon bringt jede transatlantische Post die Kunde neuen Abfalls von der Union. Die Hoffnung, daß der Austritt Südcarolina's isolirt bleiben werde, ist verschwunden; schon sind von den eigentlichen Südstaaten Florida, Georgia, Alabama, Mississippi gefolgt, und man zittert für Louisiana und Texas, ja für die sclavenhaltenden Mittelstaaten Arkansas, Tennessee, Nordcarolina, Virginia u. s. w. Tritt letzteres gleich Georgien, dem „Herrscherstaat des Südens,“ den Ausscheidenden bei, dann ist die Union in zwei widerwärtige Staatenbünde, wenn nicht gar in mehrere kleinere Gruppen zerfallen.

Die zunehmende Verwilderung im staatlichen und gesellschaftlichen Leben Nordamerikas vermochte längst schon kein Mensch mehr zu leugnen. Aber die Einen vertrauten fest auf die alleinseligmachende Kraft der Abstimmungs-Maschinerie, während die Anderen in den Wind predigten, es fehle eben am souverainen Volke selber. „Wir müssen anfangen einzusehen,“ sagte der Herald von Newyork am 11. November 1858, „daß bei uns der Janhagel die oberste Gewalt behauptet, und dieser Despotismus ist schlimmer als derjenige Rußlands oder Frankreichs, weil er sinnlos, grausam und blutig ist.“ Aus solchen Zuständen heraus hätte sich die naturnothwendige Entwicklung zu Auflösung und von der Anarchie zur militärischen Tyrannei auch ohne Sklavenfrage vollziehen müssen.

Durch das Hinzutreten dieses mehr äußerlichen Motivs der Trennung wird der Prozeß nur beschleunigt; und Niemand kann sagen, welches rasche Tempo er dann annehmen wird, wenn es zwischen den getrennten Theilen der Union zum Bürgerkrieg kommen sollte.

Noch vor wenigen Jahren hat der Enthusiasmus für die unermeßliche Zukunft der Republik bei den Amerikanern so sehr als unverbrüchlicher Modeton gegolten, daß keiner die Möglichkeiten in Betracht zu ziehen wagte, welche jetzt plötzlich in die Realität der Dinge eingetreten sind. Man vermied darüber zu reden. Um so peinlicher war die Ueberraschung, als vor mehr als zwei Jahren der oberste Beamte der Union, Präsident Buchanan selber, mit Einemmale den Schleier vor dem düstern Hintergrunde wegzog, und im melancholischen Ton des Propheten wider Willen die Gefahren kennzeichnete, welchen die Föderation entgegengehe. Jetzt mag sich vielleicht Mancher erinnern, wie sehr der Mann damals Recht gehabt hat. Es war keine offizielle Botschaft, sondern ein privates Schreiben an das Festcomité einer hundertjährigen, in Pittsburg gehaltenen Jubiläumsfeier, worin Buchanan seine ahnungsvollen Befürchtungen am 25. November 1858 niederlegte. Er hat hier gewissermaßen das Horoskop der heutigen Verwicklung zum voraus gestellt:

„Wenn unsere Nachkommen den 200jährigen Gedächtnißtag der Erstürmung vom Fort Duquesne und Pitt feiern, wird dann unser ganzes Land einen einzigen geeinigten Staat bilden, einen volkreichern, mächtigern und freiern Staat als es je gegeben hat? Oder wird bis dahin der Staatenbund zerrissen und in Gruppen feindlicher und eifersüchtiger Staaten gespalten seyn? Oder ist es nicht möglich, daß vor der nächsten Erinnerungsfeier alle Bruchstücke, erschöpft durch Kämpfe miteinander, sich für immer wieder vereinigt und unter den Schirm und Schutz Eines großen Alles überschattenden Despotismus geflüchtet haben? Diese Fragen, das ist mein fester Glaube, werden mit Gottes Hülfe faktisch von

der jetzt lebenden Generation entschieden werden. Bei der Krisis, zu der wir gelangt sind, hängt vom Handeln der heutigen Generation die Aufrechthaltung der Union nach dem Geist und Buchstaben der Verfassung ab; und ist diese einmal hin, so ist Alles verloren. Die Zeichen der Zeit, ich sage es mit Bedauern, sind nichts weniger als glückverheißend. Im letzten Menschenalter der Republik galt es beinahe für Landesverrath, das Wort Trennung auszusprechen. Die Zeiten haben sich in trauriger Weise geändert, und ohne Scheu hört man jetzt die Auflösung der Union empfehlen als ein Heilmittel für vorübergehende wirkliche oder eingebildete Uebel, die sich selbst überlassen im natürlichen Lauf der Dinge von selbst verschwinden würden."

Unter diesen Uebeln hat Herr Buchanan natürlich die Sklavenfrage verstanden. Wenn er damals wirklich noch hoffte, daß menschliche Weisheit zur Lösung des vereinzelten aber verzweifelten Problems nicht zu spät komme, so kann man ihm doch nicht die Oberflächlichkeit vorwerfen, daß er Ursache und Wirkung verwechselt habe. Buchanan hat die Sklavenfrage von jeher als die Klippe betrachtet und behandelt, an welcher die Föderation nur durch einträchtiges Zusammenwirken mit der klügsten Steuerung unzerschellt vorbeisegeln werde. Er hat aber auch erkannt, daß das Schiff selber kielfaul sei und gründlicher Besserung bedürfe, wenn es nicht endlich auch ohne äußern Anstoß in sich zusammensinken solle. Das hat er im zweiten Theil seiner Zuschrift den Theilnehmern am Pittsburger Bankett zu Gemüth geführt:

„Ich nehme mir die Freiheit, die meinen vorgerückten Jahren zusteht, auf ein anderes wachsendes und gefährliches Uebel hinzudeuten. Obgleich in früheren Zeiten auch unsere Väter in politische Parteien geschieden waren, die oft in scharfen Streit miteinander geriethen, hörten wir doch nie davon, daß ihre Wahlen mit Geldmitteln betrieben wurden. Sollte diese Gewohnheit überhand nehmen, bis zuletzt die Stimmenden wie die Vertreter in den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten und im Congreß angesteckt wären, dann würde die freie Regierung in ihrer Quelle

egiftet und unser Ende wäre, wie die Geschichte beweist, ein
Militärdespotismus. Eine demokratische Republik, dieß
steht alle Welt zu, kann sich nicht lange erhalten, wenn sie nicht
e Tugend des Volkes zur Stütze hat."

Als ein wahrhaft erschütterndes Beispiel der wachsenden
orruption steht aber der greise Präsident Buchanan selber
l. Nicht bloß jetzt, nachdem der große Bruch geschehen, wird
öffentlich als ein Hoch- und Landesverräther angeklagt, der
t Complott mit seinen Ministern die Bundesfinanzen, die
undesarsenale, die Bundeszeughäuser ausgeraubt und be-
ohlen habe, um seiner Partei im Süden auf die Beine zu
lfen, als ein Verbrecher dem der Galgen blühe, den der
ongreß wie einen Hund aufzuhängen habe, wenn er nicht
elleicht als verrückt befunden werde und also in's Narren-
aus gesperrt werden müsse*) — nicht nur jetzt geht man so
it dem Manne um, den die Republik vor vier Jahren zu
rem ersten Vertreter gewählt hat. Es war über sein Pitts-
urger Schreiben kaum ein Jahr dahin gegangen, so stand
uchanan selbst als der erste und schamloseste Dieb in der
nion, als der Minister der Corruption und Bestechungskunst,
s der bewußte Theilnehmer an den unaufhörlichen Verun-
euungen öffentlicher Gelder vor dem Gericht der Gegenpartei**).
Warum sollte auch, wenn alle Wähler und alle Beamten und
ie Richter unter der Herrschaft des „allmächtigen Dollar"

---

*) Solche Dinge liest man namentlich auch in der Allg. Zeitung, vgl. z. B. die Nummer vom 12. Januar 1861.

**) Als im Frühjahr 1859 verschiedene Fälle zur Sprache kamen, wo der Präsident seine Partei-Anhänger auf Kosten des Staats begünstigt habe, schrieb ein Correspondent aus Newyork: „Was für drastische Illustrationen zu den Weherufen eben dieses Präsidenten über die Corruption unserer politischen Parteien! Man ist versucht, dabei an jenen Trunkenbold zu denken, der dadurch Propaganda für die Sache der Mäßigkeit machte, daß er als „„warnendes Beispiel"" im Lande herumzog". Allg. Ztg. vom 24. März 1859

stehen, Herr Buchanan allein diesem Gesetz der amerikanischen Natur nicht unterworfen seyn? Im März v. J. kam es endlich soweit, daß der Congreß beschloß, „es solle ein aus fünf Mitgliedern zusammengesetzter, vom Sprecher des Hauses zu ernennender Ausschuß untersuchen, ob der Präsident der Union oder irgend ein Regierungsbeamter durch Geld, Nepotismus oder sonst unrechtmäßige Mittel auf das Durchgehen irgend welcher Gesetze einzuwirken getrachtet habe." In einem fulminanten Protest gegen diese Ueberhebung des coordinirten Repräsentantenhauses gegen die Person und Würde des amerikanischen Staatsoberhauptes wies Herr Buchanan zugleich nach, wie ein solches Verfahren selbst wieder eine furchtbare, jede Regierung unmöglich machende Waffe in den Händen der Parteimänner wäre, da sie eine Bande von eigennützigen Speichelleckern und Angebern großziehen müßte, die stets bereit seyn würden, „aus eigennützigen Beweggründen eidliche Angaben über angebliche Privatgespräche mit dem Präsidenten zu machen, die ihrer Natur nach keine Widerlegung zulassen." Bald darauf trat aber sogar ein weiland diplomatischer Collega des Präsidenten, Herr Saunders, mit den ehrenrührigsten Beschuldigungen gegen ihn auf. Saunders hatte sich einst in Europa durch das Bestreben bekannt gemacht, mittels eines Bundes der amerikanischen Republik mit Kossuth und Mazzini den allgemeinen Völkerfrühling in's Leben zu führen; jetzt wirft er dem Chef des besten Staates vor: daß er in gemeiner Niedertracht und wahnwitziger Selbstsucht absichtlich darauf ausgehe, die Union zu ruiniren. „Nicht nur," sagt er, „die politische, sondern auch die gesellschaftliche Atmosphäre der Bundeshauptstadt wird durch Ihren verderblichen Einfluß vergiftet; Ihr nichtswürdiges Gebahren ist der Art, daß anständige Leute das weiße Haus*) meiden; es wird von der Regierung kaum je ein Lieferungscontrakt geschlossen, an dem

*) So heißt die Residenz des Bundespräsidenten in Washington.

Sie nicht Antheil nehmen, nicht etwa zur Wahrung der Interessen des Volks, sondern zum Besten irgend eines Schranzen*)!

Nun aber ist dieß das Tragische an der Sache, daß man unbesorgt annehmen darf, James Buchanan sei der einzige wirkliche Staatsmann, den die Union noch besitzt,**) und dabei so ehrlich wie irgend einer von den Unglücklichen, welche durch die Wahl selbstsüchtiger Parteien zum Besitz der Regierungsmittel eines großen Reiches gelangen. Seine leitende Absicht war allerdings keine andere als um jeden Preis die eigene Partei am Ruder zu erhalten; aber dieser Gesichtspunkt rechtfertigt sich nicht nur durch die natürliche Stellung eines Parteihauptes im Allgemeinen, sondern insbesondere durch die tiefe Ueberzeugung Buchanans, daß es um die Existenz der Union geschehen sei, wenn die Gegenpartei mit ihren verfassungswidrigen Principien zur Herrschaft gelange. „Union und Constitution:" war die Devise, welche Buchanan auf seine Fahne geschrieben hatte; die Männer der sogenannten demokratischen Richtung, sagte er bei seinem Amtsantritt, seien die „einzige noch vorhandene conservative Partei im Lande."

Für Buchanan spricht überdieß die Thatsache, daß man ihm die ehrgeizige Absicht einer Wiederwahl seiner Person nicht

*) Allg. Ztg. vom 29. Aug. 1860. — Wie sehr die Wuth des amerikanischen Parteigeistes sich auch in der europäischen Presse breit macht, mag man aus der Thatsache schließen, daß selbst katholische Blätter die Schimpfereien über Buchanan den „alten Heuchler ꝛc. unbesehen nachdrucken.

**) Die Gegenpartei erklärt freilich: „Hr. Seward sei unbedingt der einzige jetzt lebende amerikanische Staatsmann, der diese Bezeichnung auch im europäischen Sinne des Wortes verdiene" (Allg. Ztg. vom 15. Nov. 1858). Sonderbarerweise hat aber die Partei diesen ihren „einzigen Staatsmann", ihren Führer und Gründer bei der jüngsten Wahl völlig durchfallen lassen, und den ganz obscuren Herrn Lincoln auf den Präsidentenstuhl erhoben.

wohl unterschieden kann; im strengen Gegensatz zu seinem Vorgänger Pierce hat er von vornherein erklärt, daß er nach Umfluß der vier Amtsjahre sich unwiderruflich in's Privatleben zurückziehen werde. Auch an Muth und Energie pflegt es den Abkömmlingen von Ulster im Norden Irlands, welcher der Union manche ihrer tüchtigsten Staatsmänner gegeben hat und woher erst Buchanans Vater nach Amerika eingewandert war, sonst keineswegs zu fehlen. Wenn er dennoch mit seinen Bemühungen, für die alte Constitution und durch sie für die Existenz der Union eine dauernde Sicherung zu begründen, wahrhaft kläglich scheiterte, so ist dieß ein um so böseres Zeichen für die Zukunft Nordamerika's. Wohl mag man sagen, die neuerungslustige Gegenpartei habe nicht durch ihre eigene Macht gesiegt, sondern die Wahl Lincolns sei nur ein zufälliger Triumph, welcher durch die Uneinigkeit der Andern erleichtert worden sei. Es ist nämlich Thatsache, daß die Partei, welche bis jetzt die Herrschaft behauptete, in der abstimmenden Bevölkerung fast um eine Million mehr Stimmen zählte als die Gegner und daher neuerdings Siegerin geblieben seyn würde, wenn sie Einen anstatt drei Candidaten zur Präsidentur aufgestellt hätte. Aber gerade der Umstand, daß diese Partei im Angesichte der dringendsten Gefahr zu keiner Einigung und Disciplin sich zu ermannen vermochte, sondern gänzlich zersplitterte, scheint zu beweisen, daß es mit der „einzigen noch vorhandenen conservativen Partei im Lande" in ihrer bisherigen Gestalt für immer vorbei ist.

Die innere Schwäche und Zersplitterung derselben war es schon, was den politischen Gedanken der Präsidentschaft Buchanans vereitelt und unmöglich gemacht hat. Die conservative Partei Nordamerika's war nämlich von jeher ebenso revolutionär nach Außen als scrupulös gegen jede Veränderung der hergebrachten Zustände im Innern. Ihren Traditionen getreu sah insbesondere Buchanan wohl ein, daß es die höchste Zeit sei, nicht nur die Aufmerksamkeit von den ein-

heimischen Wirren durch auswärtige Unternehmungen abzuleiten, sondern auch durch südliche Annexionen das materielle Uebergewicht der Partei zu schaffen und zu sichern, und ihre Stimmenmehrheit von den nördlichen Staaten unabhängig zu machen. Die conservative Partei besaß nämlich zwar ihren festen Kern in den Südstaaten, die Majorität bei den Volksabstimmungen aber verdankte sie immer nur ihrem mehr oder weniger zufälligen Anhang im Norden. Durch die Trennung dieser nördlichen Stimmen unter der Führung des Herrn Douglas aus Illinois von den südlichen ist eben die neuliche Niederlage der Partei und der Sieg Lincolns möglich geworden. Daß es früher oder später so kommen würde, war bei dem wachsenden Terrorismus der liberalen und radikalen Ideen und bei der kolossalen Steigerung des Reichthums im Norden längst vorauszusehen. Nur ein bedeutender Zuwachs ihm gleich gearteter Länder und Bevölkerungen konnte den Süden noch länger an der Herrschaft erhalten. Darauf lief die Politik Buchanan's in der That hinaus, aber es war bereits — zu spät.

Man erinnert sich, wie kriegerisch und annexionslustig die ersten Botschaften des Präsidenten lauteten; wie feierlich er die Munroe-Doktrin als officielles Princip verkündete; wie oft er auf die dringende Nothwendigkeit zurückkam, Cuba für die Union zu erwerben, welchem dann Hayti von selbst als Anhängsel nachgefolgt wäre; wie eifrig er sich mit den innern Wirren der central-amerikanischen Staaten beschäftigte; wie entschieden insbesondere seine Botschaft vom December 1858 die Intervention von Mexiko, pfandweise Besetzung einzelner Gebiete dieses Reichs und ein militärisches Protektorat über Chihuahua und Sonora in nächste Aussicht stellte. In Europa stand Herr Buchanan damals im Geruch, der Erzvater und geheime Häuptling aller nordamerikanischen Wühler und Flibustier zu seyn; ohnehin galt er seit dem berüchtigten Manifest von Ostende, wo die Versammlung amerikanischer Ge-

sandten die gewaltsame Einverleibung Cuba's beschlossen hatte, als der dritte im Bunde Kossuth's und Mazzini's. Man hat aber dem Manne sehr unrecht gethan: er huldigt dem Cavourismus nur soweit, als es das „conservative" Interesse seiner Partei unbedingt zu erfordern scheint. Sein Vorfahrer Pierce schied mit dem Verdachte aus dem Amt, unter heimlicher Leitung der Jesuiten gestanden zu haben, und was jetzt die Raserei Jungamerika's gegen Buchanan auf die Spitze treibt, ist nichts anderes als seine kühle, ja unfreundliche Haltung gegen den „glorreichen Einheitskampf" in Italien. Der Präsident hat es nicht nur ausdrücklich abgelehnt, von der ihm durch den Congreß ertheilten Vollmacht, Sardinien als Großmacht anzuerkennen, Gebrauch zu machen, sondern die Regierung zu Washington hat auch, als Garibaldi Neapel erobert hatte, zwar ihren Gesandten daselbst nicht abberufen, aber keineswegs das Beispiel Englands nachgeahmt, obwohl es sonst officieller Grundsatz der Union ist, jede de facto bestehende Regierung ohne weiters anzuerkennen.*) Diese Thatsachen sind zwar ohne Folgen, aber ein interessanter Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Parteien; es ist leicht zu errathen, was Jungamerika an Buchanans Stelle gethan hätte, und jedesmal thun würde, wenn ihm die Vorsehung nicht schon auf der ersten Staffel zum Präsidentenstuhl die Flügel beschnitten hätte.

Dem Präsidenten war es gewiß sehr ernst mit der Annexion von Cuba, Hayti, Mexiko, eventuell Nicaragua, Neugranada rc. Als er 1858 seinen Entschluß verkündet hatte, Cuba durch „ehrlichen Ankauf" von Spanien zu erwerben,**)

---

*) Allg. Ztg. vom 24. Okt. 1860. — Noch die letzte Botschaft Buchanan's betont in völlig ungewohnter Weise und mit unverkennbarer Absichtlichkeit die freundlichen Beziehungen zu — Oesterreich.

**) Im Zusammenhalt mit näher liegenden Vorgängen verdient es vielleicht bemerkt zu werden, daß dieser erste Antrag diplomati-

ag er den Congreß auch gleich um Bewilligung der nöthigen elder an. Dabei hatte es aber sein Bewenden. Glücklich r Buchanan nur in den Differenzen mit England. Die ropäische Seekönigin ließ sich den Clayton-Bulwer-Vertrag eder entreißen, und nahm jeden amerikanischen Fußtritt hin, n dem Streit über das Durchsuchungsrecht bis zu dem wegen an-Juan; denn man hatte in London eingesehen, daß der Mun-e-Doktrin gegenüber weder die Vertheidigung eines Rechts, ch gar eine Insolenz mit Nutzen gewagt werden könne. Von eser Seite hatte Herr Buchanan völlig freie Hand, und ch ist er keinen Schritt weit vorwärts gekommen. Ein heute ch zweifelhafter Vertrag mit Nicaragua (Caß-Yrissari genant) über die Transitroute von Grey-Town in den stillen cean, der Caß-Herran-Vertrag mit Neugranada wegen der eerenge von Panama und ein Vertrag mit dem General uarez, dem Führer der sogenannten liberalen Partei in Meo, über die Abtretung des Isthmus von Tehuantepec: das r Alles, was Buchanan zu Stande brachte, und noch dazu urde der Traktat mit Juarez schon im Washingtoner Senat gewiesen. Nun sind zwar diese Verhandlungen sicher der hte Weg, um den Staaten der Union für die Zukunft den sschließlichen Einfluß in Mexiko und Centralamerika zu verrgen; für den Augenblick aber brachten sie den conservativen üdstaaten keinerlei Vortheil, und als im Anfang des Jahres 160 der Ausbruch des erwünschten Krieges mit Mexiko nur

---

schen Länderschachers bereits den ungetheilten Beifall der europäischen Judenblätter fand. So schrieb damals die Oesterreichische Zeitung vom 25. Dec. 1858: „Es ist eine gesunde wohlberechnete Politik, welche der Welt anzeigt, die Union brauche Cuba und wolle für die Insel einen sehr guten Preis zahlen, schon darum, weil die nie aufhörenden Streitigkeiten sie aller Wahrscheinlichkeit nach sonst zwingen würden, die Insel einst mit Gewalt wegzunehmen“

mehr an dem Wort des Präsidenten zu hängen schien, da fehlte hinter ihm „eine starke und festorganisirte Majorität der Nationalvertretung,“ welche die nöthige Generalvollmacht hätte ertheilen können.

Natürlich! Die Liberalen und Radikalen im Norden jubeln den Annexionen Cavour's und Garibaldi's zu, aber sie haben keine Lust zu südamerikanischen Annexionen, welche nur die Macht der Conservativen verstärken würden, da nicht die geringste Aussicht vorhanden ist, aus den heißen Ländern von Mexiko und Centralamerika jemals „freie Staaten“ zu machen. Auch die conservative Partei im Norden konnte keine besondere Neigung verspüren, zu einem Kriege beizuhelfen, dessen Resultate augenscheinlich die Bestimmung hatten, ihr eigenes Gewicht im Parteiregiment zu annulliren und anderweitig zu ersetzen. Ueberhaupt fürchteten die Männer der Rede, daß ein größerer Krieg die Männer der That emporbringen könnte, deren Achtung vor der republikanischen Tribüne in der Regel nicht bedeutend ist. Was ist das Motiv dieser auffallenden Kriegsunlust, welche selbst der Haß gegen die sogenannte klerikale, vielmehr nationale Partei von Mexiko nicht zu bemeistern vermochte? fragte sich damals ein liberaler Correspondent von Newyork, und er gab die bezeichnende Antwort: „die Unlust, dem Präsidenten und seiner Partei die enormen Mittel die ein Krieg erheischt, und mit ihnen zugleich die Mittel zur Fortdauer ihrer Herrschaft zur Verfügung zu stellen. Ja, einige der entschiedensten Oppositionsorgane sprechen es gerade aus: werden wir doch nicht solche Narren seyn, um dem Präsidenten, d. h. dem Süden eine zum Krieg ausgerüstete Armee zur Verfügung zu stellen, die am Ende wohl gar gegen die von der Majorität der Nation eingesetzte Bundescentralgewalt verwendet werden könnte.“*) Kurz, die an sich richtige Politik

---

*) Allg. Zeitung vom 20. Jan. 1860.

Buchanan's stieß auf unbesiegliches Mißtrauen — sie kam zu spät!

Ich glaube, daß dieser Zusammenhang wohl ins Auge gefaßt werden muß, nicht um des Mannes, sondern um der gegenwärtigen Sachlage willen. Denn die auswärtige Politik Buchanans war die letzte Reserve der amerikanisch conservativen Partei oder der „Demokraten" (um fortan die an sich unverständliche amerikanische Bezeichnung zu gebrauchen); als sie auf allen Seiten scheiterte, konnte der gewaltigste Rückschlag auf die inneren Partei-Verhältnisse nicht ausbleiben. Bei den Liberalen oder Radikalen des Nordens, den „Republikanern" wie die Partei sich nennt, wuchs der Uebermuth und die Siegesgewißheit. In demselben Maße wuchs der Zorn und die Angst bei den Südstaaten; sie drängten zu ihrer Sicherung den Präsidenten mit ungebührlichen Zumuthungen. Buchanan ließ sich wirklich sein conservatives Princip verschieben und ging weiter vor als die nördlichen Demokraten folgen wollten. Nach einigen Schwankungen kehrten die letztern auf den alten Standpunkt zurück, und so entstand die gräuliche Verwirrung, welche den vielgerühmten Sieg des Nordens über den Süden und die Wahl eines „schwarzen Republikaners" oder, wie die Demokraten jetzt lieber sagen, eines „rothen" Republikaners möglich machte.

Der Buchstabe der Constitution war, wie gesagt, das Schiboleth der Demokraten; da nun die Bundesverfassung über die Sclaverei gar nichts bestimmt, so folgerten sie, daß die Sclaverei die Union überhaupt nichts angehe, sondern Sache der Einzelstaaten und ihrer freien Wahl anheimgegeben sei. Bei Gelegenheit der Nebraska-Bill von 1854 war zudem festgesetzt worden, daß in der Frage von der Sclaverei auch die sonst noch unter Bundesregierung stehenden „Territorien" selbst entscheiden sollten. „Souverainetät der Einzelstaaten und Selbstbestimmung der Territorien" war also das Panier, welches Buchanan gegen die feindlichen Parteien auf-

pflanzte: gegen die Abolitionisten, welche die Sclaverei in allen Staaten von Bundeswegen aufgehoben wissen wollen; gegen die eigentlichen Republikaner, welche, wie ein neuester Berichterstatter sagt, der Sclaverei zwar nicht in den souverainen Staaten, sonst aber überall von Bundeswegen entgegentreten und ihr auch in den Staaten wenigstens unfreundlich begegnen wollen; endlich gegen die Freesoiler, welche die Sclaverei in allen Territorien verbieten und nur sclavenfreie Staaten ferner in die Union aufnehmen wollen. Allen diesen Richtungen glaubte Hr. Buchanan mit dem verfassungsmäßigen Grundsatz zu begegnen: Souverainetät der einzelnen Staaten und Autonomie der Territorien! Aber schon die berüchtigten Vorgänge mit dem Territorium Kansas, wo beide Parteien von Außen mit Geld und Waffengewalt eindrangen, um die Stimme des souverainen Volkes zu beherrschen oder zu fälschen, stellten ihm gefährliche Schlingen und heute noch tobt der Streit, ob er das Recht der Sclaverei in Kansas von Bundeswegen aufrecht erhalten habe oder nicht. Noch ärger aber kam er ins Gedränge, als die Frage von der Einfangung flüchtiger Sclaven neuerdings auftauchte. Er, der das Missouri-Compromiß von 1821, welches die Sclaverei in gewisse geographische Grenzen bannte, deßhalb verwarf, weil die Gesetzgebung des Bundes überhaupt mit der Sache nichts zu thun habe — er wollte nun das, was sonst nur ein lokales Verhältniß oder ein Ausnahmszustand einzelner Staaten war, wirklich zum Nationalinstitut erhoben sehen.

Daher rührt zunächst die Sprengung der conservativen Partei; denn soweit wollten die nördlichen Demokraten nicht gehen, sie blieben vielmehr bei dem Princip stehen daß, wie Douglas sich ausdrückt, die Bundesgewalt „gleichgültig" dagegen bleiben müsse, ob die Sclaverei sich ausbreite oder nicht. Hingegen verlangten die Sclavenhalter des Südens täglich dringender nach direktem Schutz in der Form einer allgemeinen Maßregel für die Auslieferung flüchtiger Sclaven. Nament-

lich seitdem der Versuch eines fanatischen Abolitionisten, Namens Brown, welcher mit seiner Bande zu Harper's Ferry in Virginien einfiel und einen Sclavenaufstand zu entzünden suchte, panischen Schrecken verbreitet hatte, verlangte der Süden eine eklatante gesetzliche Satisfaktion. Nun hat der höchste Gerichtshof der Union, dessen normgebende Autorität einzig in Nordamerika dasteht, zwei Tage nach dem Amtsantritt Buchanans aus Anlaß eines gegebenen Falls den Spruch gethan, daß ein Sclavereibesitzer sowohl in die Territorien als in die Staaten, wo Sclaverei-Verbot besteht, mit seinen Sclaven ziehen könne, ohne dieses sein „Eigenthum" verlieren zu müssen; und in der Botschaft vom December 1859 hat der Präsident das Urtheil des Bundesgerichts eigens mit den Worten verkündet: daß „Einwanderer nach jedem Theile des gemeinsamen Gebiets diejenige Art von Eigenthum mitbringen können, welche ihrem Ermessen nach am besten geeignet ist, ihre Wohlfahrt zu fördern." Beides war nur die natürliche Consequenz des völlig zu Recht bestehenden „Sclavenjagdgesetzes." Aber es gibt eben mehrere Staaten, welche vermöge ihrer Souverainetät das Einfangen entlaufener Sclaven nicht nur nicht erlauben, sondern sogar die strengsten Gesetze dagegen erlassen haben, wie z. B. der Staat Vermont, welcher die Einfangung und Auslieferung mit 15 Jahren Gefängniß und 2000 Dollars Geldstrafe, Michigan, welches sie mit 10 Jahren und 1000 Dollars, Pennsylvanien, welches sie mit 3 Monaten und 1000 Dollars bestraft. Sonach müßte das Princip der Bundes-Nichteinmischung und Souverainetät der föderirten Staaten völlig abgeworfen werden, wenn die Vermittlungs-Vorschläge, welche Buchanan in der Botschaft vom December 1860 zur Begütigung des Südens aufstellt, angenommen werden sollten. Denn er verlangt nicht nur die ausdrückliche Anerkennung des Eigenthumsrecht an den Sclaven in den Staaten, wo das Institut jetzt oder künftig besteht, nicht nur den gesetzlichen Schutz dieses Rechts in allen Territorien, bis sie mit oder

ohne Sclaverei in die Union aufgenommen werden, sondern er fordert namentlich, daß „alle Gesetze der Einzelnstaaten, welche dem Recht des Herrn auf die Auslieferung eines flüchtigen Sclaven hinderlich sind, als eben so viele Verletzungen der Constitution und somit als null und nichtig erklärt werden sollen."

Es ist nicht anzunehmen, daß jemals eine radikale Regierung auf solche Vorschläge, oder auch auf die Herstellung einer Demarkationslinie nach Art des alten Missouri-Compromiß, wie Buchanan in einer zweiten Botschaft empfiehlt, sich einlassen wird. Wenn aber auch, so wird sich der Süden selbst bei den äußersten Concessionen nicht sicher fühlen. Es gibt für ihn nur Eine Garantie, nämlich die Herrschaft und die Majorität seiner eigenen Partei. Denn sonst droht ihm jeder Augenblick mit constitutionellen Voten, welche das Leben und die ganze Existenz von 350,000 Gutsbesitzern gegenüber ihren 4 Millionen Sclaven auf's Spiel setzen. Schon die Aufregung bei der Wahl Lincolns, behaupten die Sclavenbesitzer, habe die Stimmung ihrer Schwarzen sehr verändert, denn es bleibe denselben nichts von diesen Vorgängen verborgen und ihre kindische Phantasie vergrößere das Geschehene zu den abenteuerlichsten Dimensionen; manche Dame und Mutter lege sich mit banger Sorge schlafen, ob nicht in wenigen Stunden die entsetzlichen Gräuel des Sclavenaufstandes sie aufwecken würden, und viele Herren schickten ihre Frauen und Kinder außer Landes, weil der zündende Funke von Tag zu Tag in die Sclavenhorden zu fallen drohe. Mag auch für jetzt manche Uebertreibung mit unterlaufen, so wird doch das Verhältniß zweifelsohne unerträglich werden, sobald die Sclaven wissen, daß die Todfeinde ihrer Herren in der Regierung thronen und jede Sitzung des Congresses über die Frage entscheiden kann, ob „Lincoln das Institut der Sclaverei in den südlichen Staaten*) antasten wird" oder nicht.

*) In den unmittelbar unter der Souverainetät des Bundes stehenden

Gegen diese Gefahren gibt es absolut keine Sicherung, sobald die demokratische Partei nicht mehr selbst, wie es seit dem Sturze der Wighs ununterbrochen der Fall war, die Macht in Händen hat. Man kann daher auch ihre Opposition nicht nicht principiell genug auffassen. „Die Leute im Süden," sagt ein trefflicher Beobachter aus Newyork, „wollen das Resultat des allgemeinen Stimmrechts in dem neuen Präsidenten Lincoln nicht anerkennen, . . sie wollen eine permanente Gewalt; sie wollen nicht länger, daß das Recht auf den Besitz der Sclaven alle vier Jahre von neuem in Frage gestellt werde. Der Süden und sein Anhang sind darum entschieden antirepublikanisch gesinnt und die Zahl derjenigen, welche sich überhaupt wider die Republik erklären, wächst daher mit jedem Jahre und nimmt namentlich jetzt kein Blatt mehr vor den Mund. Der zufällige Sieg einer Partei, welche den Wirrwar im Lande permanent machen und die schwarze Bevölkerung wider die weiße in Waffen rufen will, einer Partei, die seit langen Jahren nichts unversucht gelassen hat, ihre Pläne durchzusetzen, erscheint allen Demokraten als die höchste Gefahr." *)

Die Südstaaten können bei dem constitutionell-republikanischen Parteiregiment überhaupt nur so lange mitmachen, als sie ihres eigenen Sieges stets sicher sind: dieß ist die wahre Bedeutung der schwebenden Krisis und ihr innerster Conservatismus. Man mag über die Verkehrtheit einer solchen durchaus unrepräsentativen Gesinnung erstaunt seyn, aber sie ist faktisch und hat ein höchst reales Motiv für sich: nämlich das Leben und die Existenz von 350,000 Eigenthümern mit ihren 4 Millionen Sclaven. Hier liegt der Grund, warum der

---

Territorien versteht sich nämlich das Verbot der Sclaverei bei den Republikanern von selbst.

*) Kreuzzeitung vom 10. Jan. 1861.

Süden 72 Jahre lang das Supremat über den Norden führte oder über die „freien Staaten,“ welche ihn doch längst in allen Beziehungen des materiellen Daseyns überholt hatten: an Macht, Reichthum, Bevölkerung, vulgärer Bildung, insbesondere an zeitgeistigem Liberalismus. Hier mag man auch den Punkt erkennen, von wo aus Buchanan in seinem prophetischen Briefe von 1858 den tiefen Einblick in die düstere Zukunft der Union gethan hat, sowie die politischen Erwägungen, welche den Demokraten des Nordens so lange Jahre hindurch die Unterstützung der südlichen Herrschaft, oft wider die eigenen liberaleren Neigungen, zu gebieten schienen. Bis jetzt, schrieb ein mehrfach genannter Correspondent aus Newyork vor drei Jahren, „herrschte Sparta im Bunde; daß der Bund zerbreche, wenn Athen die Hegemonie erhält, ist eine Drohung, die hier nicht einmal mehr für Kinder als Popanz dienen kann.“ *) So konnte man sich damals täuschen; heute dürfte der Hartnäckigste bald erkennen, daß der Herrschaftswechsel zwischen den 15 Baumwollstaaten und den 18 Fabrik- oder Capitalstaaten nicht nur den Bestand der Union, sondern auch den Bestand der Republik fast mit Nothwendigkeit aufhebt.

Man glaubt hin und wieder, die „Mäßigung“ der zum Siege gelangten republikanischen Partei werde das Unheil verhüten. Aber selbst den Fall angenommen, daß die Männer des Südens ihre Existenz den veränderlichen Zufällen repräsentativer Gewalten anvertrauen könnten, so sind die stärksten Zweifel gerechtfertigt, ob die fragliche Partei einer Mäßigung irgendwie fähig sei. Allerdings darf man die Partei nicht mit den fanatischen Abolitionisten verwechseln, welche in der sinnlosen Furie ihres fahrigen Puritanismus die schwarzen Geschöpfe mit Einemmale freimachen wollen, ohne nach einer Entschädigung der Eigenthümer, nach einem Ersatz der Arbeits-

*) Allg. Ztg. vom 2. Juni 1858.

ste in den heißen Klimaten, oder nach dem künftigen Schick- der zu Befreienden zu fragen. Sie heucheln christliche nschenliebe für die Sclaven, während sie dem freien Nigger h selber die Menschenachtung verweigern, und um keinen eis mit der schwarzen Haut in Einem Wagen fahren, auf nem Kirchplatz sitzen, geschweige denn mit ihr aus Einer hüssel essen möchten. Diese Menschen*) machen allerdings republikanische Partei nicht aus, aber sie gehören ihr ganz d gar zu eigen, wie überhaupt Alles, was der üppige Bo- Nordamerika's an politischem und religiösem Radikalismus d Nonsens hervorbringt, insbesondere auch die deutschen ichtlinge nicht zu vergessen. Schon bei der Präsidentenwahl t 1856 donnerten die Kanzeln aller zwickauischen Sekten für mont, und wenn schon auch diese Elemente die republikani- Partei nicht erschöpfen, so ist doch ihr sympathetischer Zug die letztere wohlbegründet. Er liegt in der gemeinsamen re des modernen Staats: daß es kein selbstständiges Recht e, welches die gesetzgebende Mehrheit einer Kammer zu ten hätte, sondern daß alles Recht erst durch das Gesetz ge- affen und bis auf weiteres erhalten werde.

Die Sclavenfrage ist nur das nächstliegende, aber keines- gs das einzige Objekt, welches sich der Idee centralisirter ndpotenz feindlich entgegenstemmt, bald wird die Souve- netät der Einzelstaaten selbst an die Reihe kommen, und r werden in Nordamerika dieselben Kämpfe im großartig- n Maßstabe erleben, welche die Schweiz erlebt hat und welche

*) Das jetzt auch in's Deutsche übersetzte Buch Helper's: „Die dem Süden bevorstehende Krisis", gehört diesen Kreisen an. Man kann daraus insbesondere ersehen, daß Christenthum und Humanität den Abolitionisten zwar zum Vorwande dienen, ihre wahren Motive aber in der unersättlichen Gier des Industrialismus und der Plutokratie zu suchen sind. Freie Arbeiter — so dociren sie — würden mehr und besser produciren als Sclaven.

man im Kleinen an Belgien und Baden noch erlebt. Im Namen der Freiheit wird man die Freiheit abschaffen, und im Namen der Verfassung die Verfassung verderben wollen. Schon jetzt werden die beiden Parteien ganz nach europäischem Fuß bemessen: die demokratische Partei sei die der Grundaristokratie und der Junker, die Vertreterin der feudalen Zustände und der lediglich corporativen Freiheit, ihr falle daher auch das romanisch-keltische Element zu und insbesondere zähle sie die Katholiken, auch die deutschen zu ihrem Anhang; dagegen sei die republikanische Partei die Vertreterin des modernen Industrialismus, des Bürgerthums der freien Arbeit und der individuellen Freiheit, in ihr überwiege das anglo-germanische Element.*)

Herr Seward erklärt auf offener Tribüne: was jetzt in Amerika vor sich gehe, sei nichts Anderes als der alte, in Europa seit Generationen währende Kampf „zwischen der Adels- und der Volksherrschaft.“ Unter diesem „Adel“ versteht der große Häuptling der Republikaner die Grundbesitzer in den „Arbeitsstaaten“ des Südens, welchen er die „Capitalstaaten“ des Nordens entgegenstellt. Als besondern adelichen Krebsschaden hat er vielleicht noch die Thatsache im Auge, daß die Verfassung Südcarolina's die einzige unter allen Unionsstaaten ist, wo der Besitz die Basis der Repräsentation bildet und das Volk an der Wahl des Präsidenten nicht direkt Theil nimmt. Jedenfalls ist die Dimension eines Kampfes gegen den „Adel“ in Nordamerika kaum zu ermessen. Sollte sich heute oder morgen, wie vor sechs Jahren von Seite der Knownothings, wieder das Geschrei gegen die Gleichberechtigung der Katholiken und das Verlangen erheben, sie von allen politischen Rechten, Aemtern und Würden auszuschließen — dann ist es sehr

*) Vgl. z. B. die Correspondenzen der Allg. Ztg. vom 2. Juni und 18. Okt. 1858, 24. Okt. 1860.

ie Frage, ob auch die republikanische Regierung, wie Bucha- an im Namen der Demokraten gethan, den Finger auf die Verfassung legend das gesetzlose Treiben abweisen wird. Denn mit der Thronbesteigung der republikanischen Partei hört das Reich der Verfassungsmäßigkeit in Nordamerika auf und be- ginnt das Reich der liberalen Zweckmäßigkeit, welche Jung- amerika diktiren wird.

Nicht „Mäßigung" wird die nothwendige Folge einer auch nur zeitweiligen Trennung des Südens vom Norden seyn, son- dern die rasche Entwicklung der Parteitendenzen innerhalb des innen übrig bleibenden Gebiets. Denn der Congreß wie der Senat wird des maßhaltenden Gleichgewichts völlig entbehren. Man hat die unglaublich scandalösen Vorgänge in den beiden Körpern oft mit moralischem Ekel gelesen, und die wilden Parteikämpfe mit angesehen, welche jedes vernünftige Vorgehen unmöglich zu machen schienen. Noch Anfangs 1860 kam der eelle Fall vor, daß das Repräsentantenhaus sich mehr als cht Wochen lang nicht constituiren konnte, weil die Sprecher- wahl nicht zu Stande kam; dem republikanischen Candidaten fehlten fortwährend vier Stimmen und man verweigerte auf beiden Seiten jedes Compromiß, bis endlich die ganze Re- gierungsmaschine stille zu stehen und sogar der Postdienst auf- zuhören drohte, da das Budget abgelaufen war und kein neues bewilligt werden konnte, ehe ein „Sprecher" gewählt war. Man hat vielfach gemeint, solche unaufhörlichen Reibungen der unbändigsten Art müßten endlich zur Diktatur militärischer Tyrannen führen. In Amerika selbst tauchte häufig die Mei- nung auf, daß eine größere Centralmacht des Staats-Chefs die nothwendige Folge des unnachgiebigen Hasses der Parteien seyn werde.*) Aber wird nicht vielleicht das Wegfallen des

*) „Vor dreißig Jahren wäre kein Mensch seines Lebens sicher gewe- sen, wenn er hier von Monarchie gesprochen hätte; jetzt aber schüt- teln nachdenkende Menschen die Köpfe, und wissen nicht, ob die

Gleichgewichts, welches sich die Parteien bis jetzt in den gesetzgebenden Körpern gehalten haben, dasselbe Resultat noch viel schneller herbeiführen? Wenn die erhaltenden und aufhaltenden Elemente kein Hinderniß gegen den abschüssigen Lauf mehr machen, wird dann nicht die ganze Gewalt jener „Mobokratie „anheimfallen, welche als Herr und Meister der großen und tonangebenden Stadt Newyork oft so trefflich geschildert worden ist,*) jener absoluten Demokratie, von welcher Herr Brownsen sagte, sie liege dem absoluten Cäsarismus so nahe, daß es nur eines geschickten Streichs bedürfte, um nach einem berühmten Beispiel dem amerikanischen Präsidenten in einen amerikanischen Kaiser zu verwandeln. Jedenfalls hat James Buchanan in staatsmännischer Voraussicht solche Möglichkeiten vor Augen gehabt.

Den ausscheidenden Südstaaten wird sogar die Absicht zugemuthet, gleich von vornherein zur Monarchie zu greifen. „In den vielen Versammlungen, die aller Orten in den Sonderbundsstaaten stattgefunden haben, hat sich auch schon die Idee geltend gemacht, daß man gar keinen besonderen Staatenbund, sondern einen Einheitsstaat stiften solle; von da bis zur Idee eines nordamerikanischen Brasiliens mit einem Grundbesitzadel und einem Kaiser Plon-Plon ist kein großer Schritt mehr.“ „In Erwartung der südlichen Republik wird es vielleicht von Interesse seyn, zu erfahren, daß dort bereits das

---

Republik die politische Macht besitzt, in den entferntesten Theilen der Union durchzugreifen, und den Gesetzen denjenigen Gehorsam zu erzwingen, ohne welchen überhaupt der Zweck aller Regierungen nicht erreicht werden kann.“ Aus Washington. — Allg. Ztg. vom 29. Jan. 1858.

*) Der New-York-Herald vom 11. Nov. 1858 zählt genau 15,100 Schwindler, Gauner, Hurenwirthe, Strolche, Banditen und Mörder auf, welche vermöge des allgemeinen Stimmrechts die Welt-Stadt „mittelbar oder unmittelbar beherrschten“.

Verlangen nach einer starken centralisirten Regierung sehr laut wird, und daß die zu Columbus in Georgia erscheinende Times als Staatsform die Monarchie vorschlägt."*) Nach andern Nachrichten soll man in Virginien bereits an einen Sohn der Königin Viktoria denken, in der Voraussetzung, daß England sich um die neue Staatsbildung verdient machen werde; und daß Südcarolina mit dem Anerbieten von Freihandelsstationen sich um eine Art Protektorat an den „Vorkämpfer unterdrückter Nationalitäten" in Paris gewendet hat, bestätigt sich. Die geheime Instruktion erinnert nicht nur daran, daß Louisiana einst eine Dependenz der französischen Krone war, sondern spricht auch von dem französischen Blut in den Adern des Volkes von Südkarolina, obwohl von den im Jahre 1690 dahin ausgewanderten Hugenotten nur mehr 14 Kirchen übrig sind.

Wir legen kein Gewicht auf derlei Symptome; aber wir glauben allerdings, daß die ausscheidenden Staaten sich die Erfahrungen mit dem herrschenden Janhagel im Norden zu Nutzen machen werden. Die Physiognomie des Südens mit seiner großen Landaristokratie ist ohnehin wirklich eine adeliche im Vergleich mit der sogenannten Stockfischaristokratie des Nordens. Staatsmännische Bildung, traditionelle Haltung und ritterliches Gefühl waren von jeher nicht im Norden zu Hause, vielmehr hat der Süden der Union ihre größten Männer geliefert, darunter Washington selber. Man ist hier nicht so reich, wie die Fabrikanten und Banquiers der Neuengland-Staaten; aber der rechte „Feueresser" (Spitzname der Südmänner) betrachtet den „Yankee" als den Ausbund eines niederträchtigen Kerls, dem für klingende Dollars Alles und Jedes feil ist, mit souverainer Verachtung. Ja, es existirt zwischen diesen beiden Gliedern des Bundes der Nationalhaß des Italieners gegen den „Tedesco." Der concrete Streit

*) Allg. Zeitung vom 5. und 30. Dec. 1860.

zwischen ihnen ist auch vielmehr ein socialer als bloß ein politischer. Der ächte Südländer erblickt in der Sclaverei nicht etwa ein vorübergehendes aber zur Zeit nothwendiges Uebel, sondern er hält es für die eines freien Mannes einzig würdige Existenz, die niederen Geschäfte des Lebens durch eine inferiore Menschenrace für sich erfüllen zu lassen, und er behauptet, daß das Institut schwarzer Sclaven dem unermeßlichen Elend der weißen Sclaverei und des Proletariats, womit der Industrialismus und das Fabrikwesen den nördlichen Continent überschwemme, weit vorzuziehen sei. Man spottet in Newyork über das „bramarbasirende Säbelgerassel“ der Südmänner; aber es ist kein Zweifel, daß sie an politischer und militärischer Tüchtigkeit dem prahlerischen Geldadel der Republikaner weit voraus sind. Man hat diese Eigenschaften bisher hauptsächlich aus dem Süden bezogen, und jetzt, wo die dem Süden feindliche Partei zum erstenmale aus ihrer Mitte den Präsidenten aufstellt, wählt sie einen Kentuky'schen Hinterwäldler, der in seinem sechszehnten Lebensjahre zum erstenmale lesen lernte, sodann Holzhauer, Soldat, Feldmesser, Advokat, kurz alles Mögliche, nur kein Name war. Gewiß ein bezeichnendes Symptom.

Von manchen Seiten will man in die Dauer einer Trennung der Union durchaus keinen Glauben setzen, weil es nicht nur unmöglich wäre, eine natürliche Grenze zwischen den zwei Staatswesen zu finden, sondern auch die öconomischen Interessen aller „Baumwollenstaaten“ überhaupt und einzelner, z. B. Louisiana's insbesondere mit dem Norden allzu enge verkettet seien. Sie seien, meint man, viel zu arm und hätten zu bedeutende Vortheile von der Union genossen, um sich selbstständig constituiren zu können. So hätten sie denn auch seit 1794 kaum ein Jahrzehent vorbeigehen lassen, ohne wegen dieser oder jener Ursache mit dem Austritt aus der Union zu drohen, und doch sei es nie dazu gekommen.

Ganz richtig; jetzt aber ist es wirklich dazu gekommen.

und da die gedachten Einwürfe größtentheils wahr sind, so mag man daraus auf die Bitterkeit der innern Entfremdung schließen. Auch ist der Schaden beiderseitig und die erschreckende Entwerthung der Creditpapiere hat den Norden härter getroffen als den Süden, wie denn ein producirender Agrikultur-Staat politische Erschütterungen stets leichter ertragen dürfte, als ein fabricirender Handelsstaat. Allerdings muß der Süden seine Baumwolle verkaufen, aber will sie Newyork nicht haben, so wird sie England kaufen, und auf eine durch Mangel und Noth erzeugte Revolution gegen die „aristokratischen Jakobiner des Südens“ dürfte die republikanische Partei vergebens rechnen. Sicherlich wäre eine friedliche Wiedervereinigung für alle Theile ein materielles Bedürfniß, ein anderes Mittel dazu scheint es aber aus den oben angeführten Gründen nicht zu geben, als wenn die Republikaner auf ihren Wahlsieg verzichten und die Präsidentschaft nach wie vor den Demokraten des Südens überlassen wollten.

Oder will der Norden vielleicht durch Waffengewalt und Krieg den Wiederanschluß des Südens erzwingen, also die Gegenpartei unterjochen? Und soll die Bundesgewalt diese Exekution übernehmen? Präsident Buchanan hat in seiner vorletzten Botschaft sich selbst und dem Congreß die Befugniß zu einem solchen Schritte abgesprochen; er mißbilligt die Trennung von der Union als eine verbrecherische Rebellion, aber er behauptet, es gebe kein Mittel und kein Recht einen Staat mit Gewalt im Bunde zurückzubehalten. Diese Deutung hat mannigfachen Widerspruch hervorgerufen, weil man, wie mir scheint, zwischen einem Staat und einer freien Föderation souveräner Republiken nicht genug unterschieden hat. Am klarsten wird der Gedanke des Präsidenten wohl da wo er fragt: was dann? „Gesetzt wir erobern einen solchen Staat durch den Bundeskrieg, wie wollen wir ihn dann regieren? Vielleicht durch despotische Gewalt wie eine eroberte Provinz? Was anders bliebe uns übrig, da wir ja doch nicht durch materielle

Gewalt den Willen des Volkes herstellen und es zwingen könnten, Senatoren und Congreßdeputirte zu wählen, oder die andern Obliegenheiten zu erfüllen, welche von seinem alleinigen Willen abhängen, und von den freien Bürgern eines freien Staates als Mitglied der Föderation gefordert werden?"

Buchanan will sagen: das Resultat eines solchen Krieges würde den ganzen Charakter des Bundes verändern. Dieselbe Wirkung wird aber auch nicht nur die bleibende Trennung sondern sogar eine mögliche Wiedervereinigung im Frieden hervorbringen. Das ist die Tragweite der gegenwärtigen Krisis, daß die alte föderative Union nicht mehr seyn wird, sondern die geschichtliche Entwicklung zum Einheitsstaat beginnt, sei es zu Einem oder zu zweien oder mehreren. Der Krieg würde den Prozeß beschleunigen, abschneiden aber wird ihn auch die friedlichste Lösung nicht. Die tyrannische Herrschaft der Majorität hat unter allen Umständen eine tödtliche Wunde davongetragen, und der Beweis ist geliefert, daß die Väter der Constitution recht hatten, als sie ihr Werk einen zweifelhaften Versuch nannten, nicht aber die nachgeborne Generation, welche dasselbe als die vollkommenste Leistung menschlicher Weisheit pries. In der Entwicklung zum Einheitsstaat einerseits und zum Widerstreit zwischen Republik und Monarchie andererseits wird das langweilige Yankeethum erst zu einer eigentlichen Geschichte gelangen; es mag einen schreckhaften Brand kosten, um seinen metallkalten Brutalismus zu schmelzen, endlich aber wird er menschlichere Gestaltung annehmen.

Wird nun der Norden wirklich marschiren? Er kann wie gesagt des Südens noch weniger entbehren, als umgekehrt; zudem sind die Südländer an kriegerischem Geist zwar ihren Gegnern weit voraus, sie haben aber dafür den Verrath und Aufstand von vier Millionen Sclaven im eigenen Hause zu fürchten. Schon aus diesem Grunde werden sie den gewaltsamen Zusammenstoß möglichst zu vermeiden suchen. Dafür hat aber der Norden seine Schaaren demokratischer Anhänger

des Südens, so wie auch ein weitverzweigtes Proletariat in seiner Mitte, und wir vermuthen, daß der allmächtige Dollar ohnehin nicht weniger Furcht haben wird; denn die Verwüstung des südlichen Produktenmarktes durch einen Racen- und Vernichtungskrieg, zu welchem der ernstliche Kampf nothwendig ausarten müßte, würde den nördlichen Fabrik- und Capitalstaat unfehlbar mit ruiniren. Diese Aussichten werden auch die rabiatesten Republikaner kühler stimmen, und sie die Verkleinerung ihres Regierungsareals als das geringe Uebel schätzen lehren; so gewaltige Schlachten auch geschlagen weeden mögen, so dürften sie sich größtentheils auf das Papier beschränken und nicht viel Blut vergießen.

Um so weniger ist für die europäischen Mächte vorderhand ein Anlaß zur Einmischung gegeben. Den Imperator hat man freilich längst im Verdacht, als wenn Europa für seine Studien zu klein sei und er dieselben auch auf Amerika ausdehnen wolle. Schon im Jahre 1858 war auf beiden Hemisphären der Schrecken groß, als er plötzlich an der Seite Englands auf die Wirren Centralamerika's und auf die Straßen von Panama, Nicaragua oder Tehuantepec Einfluß nehmen zu wollen schien: als ein französischer Schwindler Namens Belly mit Costarika und Nicaragua sogar einen Canalvertrag abschloß, hielt man die französische Operation gegen die Munroe-Doktrin für völlig ausgemacht, und daß es heute viele Leute gibt, welche die Hand Napoleons hinter den Stellungen Südcarolina's deutlich wahrnehmen, versteht sich von selbst. An erhabenen Worten dürfte es der Mann bei Gelegenheit auch wirklich nicht fehlen lassen; dabei wird es aber sein Bewenden haben.

Andererseits wird die Haltung Englands die nämliche, nur viel weniger großartig seyn. England hat allen Grund auf seinem Standpunkte der Nichtintervention vor den Ereignissen in Nordamerika zu zittern, und zwar in zweifacher Rücksicht; denn im Falle eines Bürgerkrieges im Westen würde

es die verderblichsten Rückschläge auf seine commercielle Lage zu erleiden haben, und in fernerer Zukunft ist das brittische Interesse durch die jetzt begonnene Veränderung in der Union mit den schwersten Gefahren bedroht. So war die Wahl Lincoln's in der That nur eine weitere Nummer der großen Calamitäten, welche seit fünf Jahren von allen Seiten auf die englische Krämer-Politik einstürzen.

Schon jetzt wirkt die transatlantische Krisis zu London nicht weniger empfindlich als zu Newyork auf den Credit und die Börse; und was könnte erst noch werden, nachdem, wie man mit Recht gesagt hat, das wirthschaftliche Symbol Englands nicht mehr der Wollsack, sondern der Baumwollenballen ist! Mehr als vier Millionen Britten hängen mit ihrer ganzen Existenz am Baumwollmarkte, und nicht weniger als fünf Siebentel aller Baumwolle kommt aus Südamerika, so daß ein Senator zu Washington vor ein paar Jahren der englischen Politik die stolzen Worte zuwerfen konnte: „Niemand wagt Krieg gegen Baumwolle, Baumwolle ist Militär.“ In der That hat das baumwollspinnende England gegen die westliche Republik nicht nur keinen Rechtsanspruch mehr zu vertheidigen gewagt, sondern es hat sich auch von kaltem Schauer überrieselt die Möglichkeit vorgestellt, daß eines Tages eine Sclavenkrisis innerhalb der vereinigten Staaten selbst eintreten und die Baumwoll-Pflanzungen im Süden verwüsten könnte. In der Angst hat man eigene Vereine gegründet, um in Ostindien und Afrika den Baumwollbau einzuführen; man hat sich für den Missionär Livingstone enthusiasmirt, nicht sowohl wegen der Bibel, als wegen des Baumwoll-Samens, womit er die Afrikaner ihren trefflich geeigneten Boden im größten Maßstab bebauen zu lassen versprach. Man berechnete die Jahre, innerhalb welcher es gelingen könnte, England von den Baumwoll-Pflanzungen der südlichen Union unabhängig zu machen — und jetzt tritt plötzlich die gefürchtete Möglichkeit mit allen ihren Schrecknissen viel zu früh ein! Bei einigem Nachdenken wird demnach einleuchtend seyn, daß, wenn

es auch im dringendsten politischen Interesse Englands läge, den Streit zwischen den beiden Theilen der Union bis zum unversöhnlichen Vernichtungskampf zu schüren, doch seine sociale Lage gebieterisch das Umgekehrte erheischen würde. Ein Reich aber, welches einmal an einem solchen Dualismus krankt, hat keine Politik mehr.

Ueberhaupt ist für England die günstigste Periode in seinem Verhältniß zur westlichen Republik seit dem 20. December 1860 definitiv vorbei. Ein Föderativstaat hat keine aggressive oder erobernde Politik, und er kann keine haben: das hat sich auch an der Union trotz aller Befürchtungen das Gegentheils erwiesen, und zuletzt noch hat es James Buchanan zu seinem Schmerz erfahren. Ganz anders steht die Sache, sobald sich aus dem amerikanischen Staaten-Conglomerat der Einheitsstaat oder ein paar Großmächte herausarbeiten. Dann wird das Annexions-Programm Buchanans bald genug mit Zinsen vollzogen seyn. Auch der Fall bei Zweitheilung würde für England keinen Vortheil bringen, umgekehrt würde er nur den Verlust Canada's beschleunigen; denn es versteht sich, daß die beiden Großmächte im Einverleiben mit einander wetteifern würden, und der Norden jede Vergrößerung des Südens auf Kosten einer englischen Besitzung quitt zu 'machen suchen müßte.

Die Projekte Jungamerikas endlich, wornach die Union demnächst auch in der alten Welt ihren Willen geltend machen und eine europäische Rolle spielen sollte, sind durch den Riß vom 20. Dec. nun freilich mit getroffen und aufgeschoben, aber aufgehoben sind sie nicht. Vielmehr würde das Amerika der Zukunft sich viel leichter bewegen, als die schwerfällige Föderation, wenn es einmal gälte, die Weissagung wahr zu machen, daß England nach einigen Decennien unter den Weltmächten keinen Platz mehr haben, und es überhaupt deren nur drei geben werde: Rußland und Nordamerika an beiden Enden, einen französischen Staatenbund in der Mitte!

XV.

Politische Gedanken vom Oberrhein.

Die neue Periode des österreichischen Staatswesens, an sich und im Verhältniß zu Deutschland.

Das kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860 ist in seinen Bestimmungen weiter als die Hoffnung der Einen und als die Furcht der Anderen gegangen, und deßhalb hat es so sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren. Wenn es jetzt noch Leute gibt, welche in den Entschließungen des Kaisers nur abgedrungene Zugeständnisse an die Partei des Umsturzes sehen, so sind solche doch nur in sehr kleiner Zahl; denn die Lage der Dinge hat die Nothwendigkeit einer anderen Gestaltung eben gar fühlbar gemacht. Unzählige Stimmen haben die neuen Einrichtungen in Oesterreich als Ergebnisse hoher Weisheit gepriesen, und doch hat deren Verkündigung bis jetzt nicht die Wirkung gehabt, welche die Staatsmänner beabsichtiget und Millionen wohlgesinnter Menschen gehofft haben. Kredit und Vertrauen haben sich nicht gehoben, die Völkerschaften in Oesterreich sind nicht befriediget; überall ist Aufregung entstanden, und der Kaiser hat jetzt schon seine Zugeständnisse erweitert und in sein Ministerium ganz neue Glie-

r gestellt. Ich habe die großen Hoffnungen nicht theilen nnen, welche sich an das kaiserliche Diplom geknüpft haben, ne Bestimmungen schienen mir dem wahren Bedürfniß nicht zu nügen, und es wollte mich bedünken, daß die österreichischen taatsmänner von der Strömung der Zeit fortgerissen waren d dennoch versuchten, sich außerhalb derselben zu stellen, um wisse Punkte zu halten, deren Kraft zum Widerstand viel iner ist als die Wirkung des Stoßes.

Die folgenden Betrachtungen sollen meine Meinung er- utern.

I.

Als im J. 1849 die Revolution, leider mit Hülfe der ussen, besiegt war, da schien der Gedanke eines einheitlichen taatswesens und einer streng concentrirten Regierung ein nz natürlicher und einfacher zu seyn, und man fragte kaum, für dessen Durchführung die nöthigen Bedingungen gege- n seien. In Frankreich, als dort alle anderen Gewalten brochen waren, entstund die starre Centralisirung von selbst s der königlichen Allgewalt; der König war der Staat. ie Revolution hat die Allmacht des Königthums und deren nrichtungen geerbt, und sie hat beide bis zu den Grenzen r Möglichkeit erweitert. In Deutschland hat man nur die anzosen nachgeahmt; jeder winzige Fürst wollte seyn wie dwig XIV., wenn nicht in Luxus und Lüderlichkeit, doch in beschränkter Alleinherrschaft. Die große Verschiedenheit sei- r Bestandtheile hat im Reiche der Habsburger jene fran- sische Staatseinheit verhindert und erst Joseph II. hat deren erstellung versucht. Er war ein rechter Repräsentant des nodernen" Staatswesens, aber natürliche Verhältnisse und schichtliche Rechte haben sich ihm entgegengestellt und er ist it der Erfahrung gestorben, daß sein Idealstaat unmöglich . Hatte man diesen auch aufgeben müssen, so hat man

deßhalb nicht aufgehört, alles Leben der Regierungsgewalt zu unterwerfen, und immer hat man wieder erfahren, daß das Beamtenthum die gewünschte Einheit nicht zu schaffen vermöge.

Man mochte dieses Beamtenthum mit der alleinigen Ausübung der Staatsallmacht betrauen; eine einheitliche Gewalt mochte die größten wie die kleinsten Dinge regieren; aber damit war es im österreichischen Kaiserstaat nicht gethan. Dort lag eine viel größere Aufgabe vor, dort mußten erst die Bestandtheile der Monarchie in einen großen Körper vereiniget werden; ein solches Werk aber kann die Bureaukratie nirgends vollbringen, und sie konnte es in Oesterreich weniger als in irgend einem andern Lande. Eine Reichsverfassung und eine allgemeine Repräsentation wäre vielleicht das Mittel gewesen, um eine mehr als formelle Vereinigung der grundverschiedenen Bestandtheile zu bewirken; aber gerade dieses Mittel war unendlich weit von demjenigen entfernt, was man vor einem Jahrzehent eigentlich meinte und wollte. Der Gedanke an solche Staatseinrichtung erfüllte alle diejenigen mit Schauder, welche die Ausübung des monarchischen Princips nur in der Ausübung einer unbeschränkten Herrschaft und in der Bedeutung bevorzugter Volksklassen sahen; andere aber verwechselten nicht das Wesen mit der Erscheinung, sie sahen nicht den Umsturz in einer Einrichtung, welche im J. 1848 nur eine Verkörperung des Umsturzes war, aber sie glaubten nicht an die Möglichkeit einer allgemeinen Reichsverfassung und noch weniger an die Möglichkeit einer allemeinen Vertretung. Dieser Glaube ist der herrschende geworden; man konnte sich nicht von gewissen Vorbildern losmachen und darum hat man auch nicht einmal eine Annäherung versucht, als so manche Verhältnisse, und als besonders die Noth der Finanzen und das Sinken des Kredites eine solche geboten. Der Fürst Kaunitz hat gesagt: „Vieles wird nicht versucht, weil man es für unmöglich hält und das Meiste ist unmög-

lich, weil man es nicht versucht". Dieser Staatsmann hat in seinem Sinn und im Sinne seiner Zeit das Unmögliche versucht und es ist möglich geworden; — was würde er sagen, wenn er jetzt wieder käme, gerade hundert Jahre nach der Epoche seines höchsten Glanzes?

Allgemeine Sätze führen zu keinem bestimmten Ergebniß, darum wollen wir auf die eigentliche Lage der Dinge etwas näher eingehen. Daß in Italien keine Ruhe werde, das war unschwer vorauszusehen; denn man hatte dort wohl die Flamme gelöscht, aber man hatte den Herd nicht zerstört; man hatte die Bewegung zum Stillstand gebracht, aber man hat nicht die bewegenden Kräfte vernichtet. Nicht die Masse des Volkes hat sich in Italien erhoben, sondern die Vornehmen und die Reichen; und man hat ihnen die Mittel gelassen, um die Masse wieder zu verblenden, und nach ihrem Sinne in Bewegung zu setzen. Als die höchste Gewalt in Frankreich einem Napoleoniden zugefallen war, da konnte man nicht zweifeln, daß er die alte Politik wieder aufnehmen und Italien wieder zum Angriffspunkte wählen werde. Der Aufruhr war in Italien besiegt, aber nicht das nationale Streben der Italiener; es ist unfruchtbar, dieses Streben; nie wird Italien seine Einheit erlangen, aber es war vortrefflich geeignet, um den Planen des 2. Dezember die Möglichkeit günstiger Verhältnisse zu schaffen; er hat solche wirklich herbeigeführt und jetzt will er sie ausbeuten.

Die Ungarn haben ein lebhaftes und ein ausschließendes Nationalgefühl. Ob es ethnographisch genommen eine ungarische Nation gebe oder nicht, das ist sehr gleichgültig, und die innere Geschichte der ungarischen Revolution mag keineswegs entscheidend ein Urtheil bestimmen; denn gewiß hielt die Körperschaft oder die Masse, welche man die ungarische Nation nennt, ihre Bewegung für eine nationale, und diese Bewegung ist allerdings unterdrückt, aber eigentlich doch nicht besiegt worden. Wir Deutsche haben

wahrhaftig keine Ursache, um Partei zu nehmen für die Sache der Ungarn; was sie uns danken, das haben sie mit bitterm Haß gelohnt; aber darum dürfen wir auch nach dieser Seite nicht ungerecht seyn. Die Ungarn haben in Waffen gestanden, sie haben, wenn auch nur kurze Zeit, die Stellung einer Macht eingenommen; von dem österreichischen Heere sind sie geschlagen worden, aber vor den Russen haben sie die Waffen gestreckt — wie sollte die Nation sich in das Verhältniß einer österreichischen Provinz oder gar in die Auflösung in mehrere Provinzen finden können? Die Ungarn haben in jedem Jahrhundert sich aufgelehnt, sie sind gar oft von fremder Politik gehetzt und mißbraucht worden; warum sollten sie jetzt ruhig bleiben, jetzt wo sie die österreichische d. h. die deutsche Macht für eine geschwächte, wo nicht gar für eine gebrochene und den französischen Imperator für allmächtig halten? Niemals habe ich mir es denken können, daß man den Ungarn den Schein eines nationalen Lebens nehmen und sie in die Masse der übrigen Kronländer unter ganz gleichen Verhältnissen einreihen könne, und noch weniger habe ich mir es denken können, daß man alle die verschiedenen Nationalitäten der österreichischen Monarchie nach der gleichen Schablone zu regieren und zu verwalten vermöge. Niemals konnte ich einer tiefen Besorgniß Herr werden, wenn ich in der sogenannten Verjüngung der Monarchie immer nur die bureaukratische Centralisirung sah und darin immer nur das schwach verhüllte *französische* Muster erkannte.

In Allem, was in der unglückseligen Reaktionsperiode geschah, war fort und fort der Grundsatz zu finden, daß die Staatsgewalt die alleinige Quelle des Rechtes sei, daß es kein Recht gebe, welches sie nicht verliehen, keinen Rechtsstand, welchen sie nicht begründet habe. Diesem Grundsatz der modernen Staatslehre stund der bestimmte Rechtsstand entgegen, mit welchem eine Nation in den Verband der österreichischen Monarchie eingetreten war und welchen diese in ununter-

brochener Uebung anerkannt hatte. Da war denn die Nothwendigkeit eines Conflikts, vom doktrinären Standpunkt, demjenigen ähnlich, welcher im südwestlichen Deutschland zwischen der katholischen Kirche und den Regierungen besteht; mußte man dann sehen, wie schonungslos die Centralisation durchgeführt und die bureaukratische Allmacht gehandhabt wurde, so mußte man auch erkennen, daß in Oesterreich ein System durchgeführt werden sollte, welchem die natürliche Grundlage und die nothwendigen Bedingungen fehlten. Wo war das Bindemittel der verschiedenen Bestandtheile? Die Ministerien konnten es nicht seyn, denn sie handelten nur als die Träger einer Gewalt, die man bestritt. Der Kaiser war es nicht, denn eben der Einheit, die man erzwingen wollte, stund, wenn auch nicht ausgesprochen, die Idee der Personalunion entgegen. Im Allgemeinen wollte man gleich machen, im Einzelnen wollte man grelle Verschiedenheiten bewahren; man wollte mit hergebrachten Uebungen brechen und man wollte Zustände erhalten, welche aus diesen Uebungen entstanden oder von ihnen bedingt waren; man wollte aufrichtig den Fortschritt und man scheute die nothwendigen Bedingungen des Fortschrittes. So war denn ein unaufhörliches Schwanken zwischen Widersprüchen zu sehen; um aus dem einen heraus zu kommen, gerieth man in einen andern, und keinem fand man die natürliche Lösung. Die Regierung gewann keine innere Kraft, daraus folgte eine Lähmung der äußern Macht und das war ein ungeheures Unglück für Europa.

Die Verhältnisse der Staaten, die internationalen Beziehungen und fast alle öffentlichen Zustände sind durcheinander geworfen und verwirrt, aber wie sehr die Verwirrung sich auch noch steigern möge, so ist sie immer nur die Erscheinung einer großen Entwicklung. Der nothwendige Fortschritt dieser Entwickelung wird vielleicht alle Zustände noch verworrener machen, aber diese werden von selbst verschwinden, wenn jene bei einem gewissen Ziele angelangt ist. Noch hat das französische

Kaiserthum seine Höhe nicht erreicht, ist es aber einmal auf den absteigenden Ast seiner Bahn gekommen, so wird es um desto schneller fallen und bald zu dem Schatten einer Erinnerung werden. Italien mag vielleicht eine gewisse Einheit erringen, aber es wird sie nicht halten, und das Reich auf der penninischen Halbinsel wird viel schneller zerbröckeln, als es sich gebildet hat. Der Papst wird wieder den Besitz des Kirchenstaates erwerben, Oesterreich wird die Lombardei wieder erobern und Savoyen wird an die Schweiz fallen. Der alte Besitzstand kann vielleicht wieder hergestellt werden, aber nimmermehr die alte Ordnung. Nach einem Menschenalter werden die Ideen der Nationalitäten und der Volkssouverainetät die Menschen nicht mehr verblenden, sie werden die Völker nicht mehr zum rasenden Schwindel treiben und sie werden nicht mehr der Herrschsucht dienen gegen bestehendes Recht — aber sie werden auch nicht wieder gänzlich verschwinden, sie werden andere Formen annehmen und in milderem Ausdruck in das öffentliche Recht eingehen. Zuerst hat man diese Ideen verlacht, dann hat man sie gefürchtet, und dennoch sind sie Thatsachen geworden.

Noch waren die erhaltenden Mächte nicht überwunden, sie konnten noch den bestehenden Rechtsstand aufrecht erhalten, aber sie haben die Thatsachen anerkannt und somit die Geltung jener Ideen. Die europäischen Mächte haben das französische Kaiserthum anerkannt, sie haben ein trügerisches Plebiscit höher als die feierlichen Verträge gestellt; sie haben der Fratze einer allgemeinen Abstimmung das Grundprincip der Monarchien und einer trügerischen Ruhe die Staatenordnung von Europa geopfert; alle Großmächte haben sich durch den Allianzvertrag vom 20. November 1815 gegen die Möglichkeit einer Herrschaft der Napoleoniden verbunden und nach einem kurzen Menschenalter hat nicht eine einzige den Traktat angerufen. Jetzt ist er nur noch eine Urkunde, um die seltene Voraussicht der Staatsmänner zu bezweifeln,

welche in Wien und Paris die großen Angelegenheiten von Europa verhandelt haben. In dem Kriege gegen Rußland haben die Nachfolger dieser Staatsmänner die Traktate zerrissen, die Großmächte haben Allianzen mit demjenigen geschlossen, welcher niemals die oberste Gewalt eines großen Staates ausüben sollte; in der Neuenburger Frage haben sie den Imperator zum Vermittler, d. h. zum Schiedsrichter gemacht und dieser hat gegen wohlerworbene Rechte zu Gunsten eines revolutionären Volkswillens entschieden. Die europäischen Großmächte haben die Entscheidung angenommen, in dem italienischen Krieg haben sie die Anwendung derselben Motive nicht gehindert und damit haben sie thatsächlich zugestanden, daß die Ansprüche der Gewalt höher stehen als die Heiligkeit des Besitzes; sie sind in Widerspruch gerathen mit all' ihren frühern Akten und sie haben nicht versucht die Strömung des internationalen Umsturzes zu hemmen. England und Rußland haben die bindende Kraft der Verträge ohne Rückhalt verneint, sie haben die Achtung derselben verhöhnt, sie haben die Vertreibung legitimer Fürsten ohne Widerstand vollenden lassen und folglich genehmigt. Ein Minister der Königin von England hat sich nicht gescheut, in einem diplomatischen Aktenstücke die Rechtslehre der Gewalt und des Umsturzes zu verkünden, eine Lehre, welche allgemein und folgerichtig durchgeführt Britaniens Macht zerstören würde. Haben andere Kabinete den Lord John Russel vielleicht auch auf die Bedeutung und die nothwendigen Folgen seiner Erklärung aufmerksam gemacht, so kann er selbst sie des Widerspruchs zeihen. Die europäischen Mächte haben Thatsachen anerkannt, deren Vollendung sie zu hindern vermochten, und Thatsachen machen am Ende das öffentliche Recht.

Hatte nun ganz Europa gewisse Ideen anerkannt, so konnte eine einzelne Regierung mit keiner Macht und mit keiner Weisheit die Wirkung derselben in ihren innern Verhältnissen hindern und darum war es gewiß, daß die ver-

schiedenen Nationalitäten der österreichischen Monarchie ihre Anerkennung fordern, eben so gewiß aber war es, daß der französische Selbstherrscher solche Forderungen überall unterstützen werde, wo sie ihm dienen konnten, eine Macht zu schwächen, welche allein noch den allgemeinen Rechtsstand verfocht. Der Deutsche hält es für ein unveräußerliches Recht, daß er die Einigung der Stämme zu einer Nation erstrebe, und darum kann er folgerichtig die natürliche Berechtigung bestimmter Nationalitäten nicht läugnen. Waren die Forderungen der verschiedenen Volksstämme im habsburgischen Reich auf solche Berechtigungen gegründet, so waren sie an und für sich kein Unglück für dieses, aber sie mußten ein ungeheures Unglück hervorrufen, wenn man was billig ist versagte, wenn man dadurch die Anforderungen steigerte, wenn man die Bewegung einer Einwirkung fremder Politik und aufgeregte Massen den Absichten feindlicher Mächte überließ.

Die Verwaltung des bureaukratischen Centralstaates kann nimmermehr die Verschiedenheit seiner Bestandtheile ausgleichen, sie kann nur alle einer gleichen Form des Zwanges unterwerfen. Wenn aber diese Bestandtheile mit einer gewissen Selbstständigkeit ihre nächsten Angelegenheiten besorgen, so können sie frei in einem allgemeinen Mittelpunkt sich finden, sie können in diesem behandeln was allen gemeinschaftlich ist, und dann die Beschlüsse der Gesammtheit wieder in der natürlichen Selbstständigkeit ihrer besonderen Kreise ausführen. In Frankreich hat die starre Centralisirung zur unbeschränkten Herrschaft geführt, und wie lange noch diese Herrschaft auf der Nation lasten möge: es ist immer nur der Druck der Gewalt, welcher sie aufrecht hält, und diese Gewalt kann sich selbst nur erhalten, wenn sie Umstände und Lagen herbeiführt, in welchen auch die Römer ihren Consuln eine unbeschränkte Macht übertrugen oder einen Diktator ernannten. Die Fortschritte, welche früher die sogenannte liberale Partei selbst befördert und die Zustände, welche sie herbeigeführt, haben die

Grundlage der bureaukratischen Staatsallmacht gebrochen; die Pflege der materiellen Interessen hat eine gewisse Selbstständigkeit von Gesellschaften und Vereinen nothwendig gemacht, sie hat juristische Persönlichkeiten geschaffen, welche die Staatsgewalt anerkennen mußte im Widerspruch mit ihrem eigenen Grundsatz, und Vereine mit kümmerlicher Freiheit haben bewirkt, was keine Regierung zu bewirken im Stande ist. Vielleicht wird es noch lange Zeit währen, bis man recht klar erkennt, daß das System, welches man jetzt noch gerne den modernen Staat nennt, von der Zeit verworfen und in den Fortschritten unserer Entwicklung vollkommen unhaltbar ist; vielleicht sind tausend mißglückte Versuche, vielleicht ist ungeheures Unheil erst nöthig, um die praktischen Staatsmänner zu dem System der sogenannten Selbstregierung zu führen, welches die Gesellschaft gegen Unheil und Aufregung schützt. Die Zeit und die Natur der Dinge gebieten eine Umgestaltung unseres Staatswesens, möge man noch zu rechter Zeit das ernste Gebot hören!

Abstammung und Sprache bewirken in den meisten Ländern nur natürliche Gleichartigkeit der Verhältnisse, welche die Bewohner des Staatsgebietes zu einer gewissen Einheit versammelt; in der österreichischen Monarchie aber sind gerade Abstammung und Sprachen die Elemente der Trennung. Waren nun die Bestandtheile des Reichs naturgemäß auseinander gehalten, so mußten sich die Forderungen einer gewissen Selbstregierung in Oesterreich stärker und dringender, als in irgend einem andern Lande erheben. Man konnte in Wien gewisse Verwaltungs-Verordnungen für die ganze Ausdehnung des Reiches erlassen, aber man hat immer erfahren, daß deren Vollzug in den verschiedenen Ländern von selbst ein verschiedener wurde und daß, wie immer ausgeführt, die Wirkungen solch' allgemeiner Anordnungen in Slavonien und in Salzburg, in Ungarn und in Böhmen, in Dalmatien und in Kärnthen, in Siebenbürgen und in Tyrol eben doch durchaus ver-

schiedene waren. Was war damit gewonnen? Alle fühlten sich unbehaglich und es war doch keine Einheit. Man sollte denn doch sein Muster nicht immer in der starren französischen Allherrschaft suchen und diese nach dem Beispiel der Russen nachahmen wollen! Wenn Oesterreich gestattete, daß seine Völkerschaften ihre inneren, ich möchte sagen ihre Familienangelegenheiten in größerer oder geringerer Selbstständigkeit und nach ihrer besondern Weise besorgten, so wäre eine wirkliche Autonomie anerkannt, und es hätte manchen andern Culturstaaten einen Vorsprung gewonnen. Die wahrhaft freien Staaten haben das von jeher begriffen und vielleicht gerade darum haben sie Macht und Reichthum errungen. Hundert Jahre lang hat Schottland in bloßer Personalunion mit England bestanden; die beiden Staaten hatten ihre eigenen Parlamente, ihre besondere Gesetzgebung und ihre eigenen Formen der Verwaltung; und Großbritannien ist darum nicht weniger reich und mächtig geworden.

II.

Im Jahr 1603 folgte Jakob I. der Königin Elisabeth, und der König von England war nun auch der König von Schottland; die Vereinigung der beiden Staaten wird aber erst vom Jahre 1707 gerechnet. Man hat den Schotten ihre Gebräuche und ihr Herkommen gelassen; man hat sogar die Clans erst im Jahre 1747 aufgehoben, noch heute haben die beiden Theile der britischen Insel verschiedene Verwaltung und theilweis verschiedene Gesetze; somit bestund diese Vereinigung zunächst nur in der Vereinigung der Parlamente, und damit sind die Engländer vollkommen zufrieden. Auch dem Kaiser von Oesterreich kann nur die Einheit der Vertretung die nöthige Concentrirung der Staatsgewalt geben und mit dieser die Einheit der Macht.

Benützt man auch gerne den Mangel politischer Institutionen zur Verdächtigung und zur Herabsetzung von Oesterreich, so durfte doch das Geschrei der Parteien die Staatsmänner nicht einschüchtern, aber sie mußten erkennen, daß die Zeit auch in den österreichischen Landen eine wirksame Theilnahme der Völker nicht nur an der Besorgung ihrer besondern Angelegenheiten, sondern auch an den großen Handlungen der einheitlichen Regierungsmacht verlange. Eine bittere Nothwendigkeit zwingt Oesterreich diesen Forderungen Rechnung zu tragen, und es könnte denselben nicht länger widerstehen, auch wenn die Lage seiner Finanzen und sein Credit andere wären. Die Vertretung kann nicht allein aus den gesonderten Vertretungen der einzelnen Kronländer bestehen; ausschließend berathende Landtage geben nicht die Gewähr, welche das gesunkene Vertrauen wieder herstellen könnte; und wirkliche Vertretungen der einzelnen Lande ohne eine allgemeine Repräsentation würden die österreichische Monarchie in einen lockern Bundesstaat auflösen.

Durch die Bestellung des Reichsrathes hat der Kaiser für diejenigen entschieden, welche eine allgemeine Repräsentation für möglich halten, denn diese ist möglich, wenn jener nicht unmöglich ist. Ich kann mir recht gut die Entwickelung und die Wirksamkeit einer Verfassung denken, welche die Besonderheiten anerkennt, aber auf dem höhern Standpunkte sie ausgleicht. Eine sehr große Schwierigkeit ist schon dadurch beseitigt, daß alle Parteien über den Begriff „allgemeine Reichsangelegenheiten" so ziemlich einig sind und daß demnach die Zuständigkeit der „allgemeinen Reichsstände" in der Meinung und theilweise sogar positiv durch die Errichtung des Reichsrathes festgestellt ist. Jedem einzelnen Lande wäre sein Recht erhalten und seine Besonderheit gewahrt, wenn die Beschlüsse, welche die Regierung unter Mitwirkung der Reichsstände gefaßt, für die besondern Landesvertretungen verbindlich, von diesen angenommen und je nach ihren besondern Verfassungen

und ihrer Zuständigkeit ausgeführt würden. Es wäre ein Verhältniß, demjenigen ähnlich, welches in den Vereinigten Staaten unter republikanischer Form und demnach viel lockerer besteht, als es sich bilden müßte, wo eine monarchische Gewalt die Spitze des gesammten Staatswesens ist. Es wäre staatsrechtlich die Ausführung einer Idee derjenigen ähnlich, welche völkerrechtlich dem Verhältniß des deutschen Bundes zu den Einzelstaaten zu Grunde gelegt, aber freilich höchst kläglich ausgeführt ist. Die meisten Kronländer könnten im äußersten Fall nicht mehr, als solche begrenzte Selbstständigkeit unter der Centralregierung verlangen, ob aber der ungarische Landtag ein Recht ansprechen könne, um über Gegenstände, welche der allgemeinen Reichsregierung angehören sollen, zu verhandeln und zu beschließen, das wäre denn erst noch die Frage. Wär' es aber, so würde ich darob noch immer nicht verzweifeln: denn eine kräftige Regierung würde immer die Mittel finden, um vernünftige Beschlüsse durchzusetzen, wie in Wien, so in Ofen oder in Preßburg. Auch die Norweger haben ihren eigenen Storthing und bekanntlich sind sie den Schweden nicht eben zärtliche und hingebende Brüder.

Die Verschiedenheit der Sprachen mag einer allgemeinen Reichsvertretung wohl eine gewisse Schwierigkeit bereiten, aber so groß ist sie gewiß nicht als man sie oft darstellt; denn auf dem Reichstag in Kremsier haben sich die Leute doch wohl auch verstanden. In Frankreich wird nur in etwa zwei Dritttheilen aller Departemente die eigentliche französische Sprache gesprochen; in den vereinigten Königreichen von Großbritannien spricht man in vier durchaus verschiedenen Zungen, und man hat darin noch kein Hinderniß für die Verhandlungen der französischen Kammern oder des englischen Parlamentes gefunden. Die deutsche Sprache ist nun einmal die Culturſprache in Oesterreich, und die Slaven selbst sprechen unter sich deutsch, um sich zu verstehen; wer nun eine politische Laufbahn betreten will, muß deutsch lernen, und so bedarf es gar keines

Zwanges von Seite der Staatsgewalt, damit der Ungar und der Böhme auf dem allgemeinen Reichstage deutsch spreche, so gut als der Provençale französisch spricht und der Irländer englisch. Auch im Reichsrath sollen Repräsentanten der verschiedenen Völkerschaften sitzen und in deutscher Sprache verhandeln; was aber bei einer Bevölkerung von 34 Millionen für hundert Individuen keine Schwierigkeit hat, das wäre denn wohl auch für fünfhundert nicht unmöglich.

Noch sind nicht alle Landesstatute erschienen und darum habe ich über diese nur eine einzige kleine Bemerkung zu machen. Daß Oesterreich nicht kopfüber in ein ganz neues Staatswesen hineinstürzen kann, das bedarf keiner Erörterung und es ist gewiß, daß es alte Verhältnisse achten und selbst die Erinnerung an solche schonen muß. Wenn es aber die Uebermacht demokratischer Elemente verhindern soll, so darf es darum doch nicht die Forderungen des Kastenwesens mit den wohlbegründeten Ansprüchen einer wirklichen und wahren Aristokratie vermengen. Was ich selbst beobachtet, was ich höre und was verständige Leute berichten, stimmt darin überein, daß in vielen, wie es scheint, in den meisten Ländern des österreichischen Kaiserstaates die Art von Liberalismus umgeht, welche vor fünfundzwanzig Jahren am Rhein zur Herrschaft gekommen ist; welcher diese Herrschaft auch hier wieder zu erwerben strebt, sie aber, wenn erworben, so wenig als früher zu behaupten vermag. Auch diese Phase ist nothwendig im Leben der Völker und in der Entwickelung der Staaten; keine menschliche Macht kann sie hindern, und der Staatsmann muß darum als gegeben annehmen, was nun einmal nicht zu vermeiden ist. Würde man aber in Wien dem Strome der Tagesmeinung zu wenig Rechnung tragen, so würde man ihn dadurch nur wilder und mächtiger machen. Wenn Ungarn mehr als allen andern Kronländern zugestanden wird, so müssen diese es schon hinnehmen; denn, abgesehen von den Rücksichten politischer Klugheit, hat Ungarn andere Rechte und eine andere

Geschichte; das mag denn sehr widerwärtig seyn, aber es ist nun einmal nicht zu ändern.

Die Einrichtung des Reichsrathes erregt mancherlei schwere Bedenken. Die Glieder dieses Körpers werden von den besondern Landtagen, also aus deren Majoritäten gewählt und so werden in natürlicher Folge nur diese Majoritäten vertreten. Die Abgeordneten treten nicht frei, sondern mit gebundenen Meinungen in die Versammlung, und statt einer großen Auffassung der Angelegenheiten des Gesammtreiches bringen sie eine enge Provinzialpolitik mit, welche von gar verschiedenen untergeordneten Interessen getragen, der allgemeinen nur gar zu gerne vorangestellt wird. In ihrer unvermeidlichen Doppelstellung ist die freieste Gesinnung beengt; sie drückt die gewissenhaften Glieder des Reichsrathes und dieser wird nur zu oft der Kampfplatz für die besondern Interessen und Ansprüche, die außerhalb dieses Körpers ausgeglichen und erlediget werden sollten. Werden die großen Angelegenheiten des Reiches nicht sorgfältig und streng von jenen der Provinzen geschieden, so werden sie nach Umständen von diesen abhängig und die größte Begabung kann nicht hindern, daß die Lösung großer Fragen und die Politik der Monarchie von Kleinlichkeiten bestimmt werde. Dieser Uebelstand würde wohl nicht ganz vermieden, aber er würde auf sein kleinstes Maß gebracht werden, wenn die Abgeordneten zu der allgemeinen Reichsversammlung durch eigene besondere Wahlen nach einem vernünftigen Gesetz ernannt würden.

Der Reichsrath hat keine Initiative; er behandelt nur die Dinge, die ihm vorgelegt werden, und auch in diesen hat er, mit bestimmten Ausnahmen, eigentlich nur eine berathende Stimme. Ich gebe sehr gerne zu, daß die Rathschläge einer solchen Versammlung ein großes Gewicht haben, ja daß sie in manchen Fällen eine entscheidende Wirkung ausüben müssen; streng genommen aber besitzt diese Vertretung nur so viel Wirksamkeit, als die Regierung ihr gestatten will, und doch soll sie

deren Uebergriffe hindern und soll eine Gewähr seyn für die rechte Behandlung der großen Staatssachen. In der Stellung, die ihm angewiesen, kann der Reichsrath wohl gewisse Mißbräuche beseitigen, aber auf die Grundsätze eines Regierungssystemes, auf dessen Zusammenhang und Durchführung kann er nur mittelbar und darum nur kümmerlich einwirken. Solche Einwirkung wird am meisten unscheinbar seyn, wenn sie wirklich besteht; der Masse des Volkes wird sie entgehen, und da werden die Wühler sogleich wieder von Intriguen, von geheimen Einwirkungen und von persönlichen Vortheilen sprechen; das Geschrei wird die Meinung bestimmen und die Versammlung wird das nicht erwerben, dessen Oesterreich vor Allem bedarf; sie wird der Regierung und sich selbst nicht Vertrauen gewinnen, denn der moralische Einfluß auf die Massen hängt am Ende doch immer an der sichtbaren Ausübung einer bestimmten Gewalt.

Der Reichsrath kann allerdings die Aufnahme neuer Anleihen und die Einführung neuer Steuern verhindern; kann er aber die Einnahme und Ausgabe ausgleichen und was bedeutet die „Mitwirkung" bei Prüfung und Feststellung der Voranschläge, bei der Prüfung der Rechnungsabschlüsse und der Resultate der Finanzgebarung? Wenn Einnahme und Ausgabe nicht durch Finanzgesetze festgestellt werden und wenn der Reichsrath nicht die Macht hat, dieses zu genehmigen, zu ändern oder zu verwerfen, so wird seine Controle den Credit des Staates nicht heben. Wenn aber eine Vertretung befugt wäre, das ganze Staatsbudget festzustellen und über dessen Einhaltung zu wachen, wenn sie — der öffentlichen Meinung verantwortlich — die Träger und die Organe der Staatsgewalt zur Verantwortung ziehen könnte, so wäre, sagt man, das traditionelle System der Regierung aufgegeben und es würde die widerwärtige Kreuzerwirthschaft der deutschen Kammern entstehen, die im großen Staat noch widerwärtiger wäre. Beides ist unter Einschränkungen wahr, aber wo wäre das

Unglück? Die Errichtung des Reichsraths hat jenes System schon gebrochen und eben die kleinliche Kreuzerwirthschaft hat in den deutschen Staaten die Ausgleichung von Einnahme und Ausgabe bewirkt, hat die Finanzen geordnet, den Credit erhalten und in manchen deutschen Ländern sogar geschaffen. Gerade darin erscheint die beste Seite der deutschen Kammern, deren Schwächen und spießbürgerliche Jämmerlichkeiten ich nur allzu gut kenne. Oesterreichs Finanzen sind Oesterreichs Schwäche; es sind die Geldverhältnisse, welche den Kaiserstaat drücken; wer diese ordnet, der hebt ihn wieder zu seiner erhabenen Stellung. Je strenger die Beaufsichtigung und je genauer die Controle der Finanzwirthschaft von der Vertretung durchgeführt würde, um so mehr würde sie dem betreffenden Minister die Mittel geben und die nöthige Macht und die Selbstständigkeit gegenüber den andern Zweigen der hohen Verwaltung. Wenn man schon von einem theilweisen Staatsbankerott spricht, so ist man nicht in der Lage sehr wählig zu seyn, und man darf sich ja nicht gegen die Aufhebung hergebrachter Gewohnheiten und veralteter Ordnungen stemmen, welche die unglückseligen Zustände herbeigeführt haben.

Wie ihn die kaiserliche Verordnung gestellt hat, so könnte der Reichsrath nicht bleiben; denn es liegt in der Natur solcher Versammlungen, daß sie Macht erringen wollen, daß sie unaufhörlich die Ausdehnung ihrer Befugniß erstreben und darum einen fortwährenden Kampf gegen die Regierungen führen. Thut der österreichische Reichsrath nicht also, so fehlen ihm Talente oder Charaktere, oder sie scheinen ihm doch zu fehlen; der Schein hat die Wirkung des wirklichen Mangels und in jedem Fall mangelt ihm der Corpsgeist und mit diesem die Kraft. Das Volk fühlt bald die Schwäche der Versammlung heraus, die Wühler im Inland und im Ausland stellen sie als eine vollkommene Nichtigkeit dar, man glaubt den Wühlern und wenn das Beamtenthum sich freut über die Erhaltung seiner ausschließenden Gewalt, so werden die Minister

ihre Vereinzelung bald recht bitter empfinden. Das Uebel wäre ärger als zuvor, die mäßigsten Hoffnungen wären getäuscht, das Mißtrauen würde zu ungeheurer Höhe gesteigert, und wenn in den Wirren unserer Zeit nicht arge Dinge erfolgen sollen, so müßte der österreichische Staat das Geschäft seiner Umstaltung von vorne wieder anfangen und zwar unter sehr ungünstigen Umständen. Würde dagegen der Reichsrath solchen Kampf mit Kraft und Talent führen, so nähme die Bevölkerung einen lebhaften Antheil; diese käme aus den Krämpfen einer politischen Aufregung nimmer heraus und jener würde weiter getrieben, als es ihm selbst vielleicht lieb wäre. Die Regierung würde nicht hindern können, daß der Reichsrath Schritt für Schritt Boden gewänne; sie würde Zugeständnisse machen müssen, das eine würde zum andern nöthigen und kämen Ereignisse dazwischen, so wäre des Kaisers Rath ein Parlament geworden und zwar ein Parlament unter der Form des Einkammersystems.

Hab' ich das Alles vielleicht zu scharf dargestellt, habe ich die Folgerungen vielleicht zu weit geführt, so bin ich doch innig überzeugt, daß die voranstehende Erörterung auf einer richtigen Grundlage ruht. Andererseits aber muß ich mit Freude anerkennen, daß das Grundprincip der österreichischen Organisation ein durchaus richtiges ist, denn es ist das Princip der autonomen Selbstständigkeit politischer Körper und die Freiheit der Handlung, mit welcher Jeder das besorgt, was ihn allein angeht und was er demnach besser als andere versteht; es ist der Bruch mit dem französischen Einheitssystem, welches die einzelnen Bestandtheile des Staates zu willenlosen Unmündigen macht. Weil das nun so ist, so muß ich glauben, daß die österreichischen Staatsmänner eine Entwickelung des Institutes vorgesehen haben, welches bis jetzt die Grundidee nicht vollkommen durchführt; ob aber die Bedingungen solcher Entwickelung mit Klarheit gedacht und festgestellt sind, das

muß die Zeit lehren, und ganz Europa muß wünschen, daß diese Zeit nicht allzu lang werde.

Die Erweiterung der Zugeständnisse an Ungarn hat die eigentliche Lage der Dinge nur wenig verändert, daß aber der Kaiser einen Mann in die Regierung berufen, dessen Name sich mit der Geschichte der Jahre 1848 und 1849 verbindet, das scheint denn doch wohl anzuzeigen, daß man nicht starr und steif an dem Gegebenen anhalten wolle. Das Programm des Herrn von Schmerling, offenbar für ein bestimmtes Publikum berechnet, ist phrasenreich, stark doktrinär und deßhalb in manchen Punkten verschiedener Auslegungen fähig; aber wenn man auch die Worte nach ihrer engsten Bedeutung auslegt, so hat dieses Programm die österreichische Regierung doch auf einen merklich andern Boden gestellt. Die österreichische Monarchie soll wirklich in die Reihe der constitutionellen Staaten eintreten, das ist allerdings ganz klar, und es ist recht, denn der Patrimonialstaat und die patriarchalische Regierung und dergl., das sind heutzutage Worte ohne Sinn. Was aber Herr von Schmerling meint mit der „Vertretung der Interessen," das ist mir keineswegs vollkommen klar geworden. Gegen die Vertretung nach bloßer Kopfzahl habe ich wohl oft schon geeifert, und ich habe vielleicht nicht Recht daran gethan; denn bin ich auch noch immer nicht ein unbedingter Anhänger solcher Vertretung, so muß ich dennoch gestehen, daß die Umstände mächtiger sind als die vernünftigste Lehre. Die alten Stände haben politisch ausgelebt, sie haben freilich noch die Mittel, um sich eine hohe Bedeutung im Staatsleben zu schaffen, dafür aber müssen sie sich neue Ausgangspunkte erobern; Zeit und Ereignisse haben ein allgemeines Staatsbürgerrecht zur Geltung gebracht, können wir diesem nicht unsere Anerkennung versagen, so müssen wir dessen Consequenzen durchlaufen. Erst in den Einrichtungen, welche daraus hervorgehen, können die Interessen sich für den Staatsgebrauch abscheiden und sie können die Abtheilungen

bilden, nach welchen die Vertretung sich organisiren muß. Richtig verstanden, bezeichnet die Vertretung der Interessen eine weit vorgerückte Periode in der Entwicklung des modernen Staates und wir haben, so glaube ich, noch einen weiten Weg bis dahin zu machen.

Wie jedes Culturland, so muß auch Oesterreich diesen Weg wandeln; es wird zur Reichsverfassung und zur modernen Volksvertretung kommen und, was sonst seine Geschicke auch seyn mögen, es muß deren Perioden durchlaufen. Oesterreichs Entwicklungsgang war bisher langsamer, von jetzt an wird er vielleicht schneller seyn, als der mancher anderen Staaten.

III.

Die voranstehenden Erörterungen haben die gerechten Ansprüche der Nationalitäten anerkannt, und sie haben ohne allen Rückhalt ausgesprochen, daß nur tüchtige Gewähren der bürgerlichen und der politischen Freiheit dem österreichischen Kaiserstaate die innere Kraft und die äußere Macht wieder geben können, welche Deutschland für sein Heil und Europa für seinen Frieden als nothwendige Bedingungen fordern. Habe ich offen und unzweideutig das Princip der Selbstregierung gewahrt für alle Bestandtheile, die solcher fähig sind, so muß ich mich eben so offen gegen die Umtriebe einer verrätherischen Politik erklären, welche ehrenhafte Empfindungen für ihre schlechten Zwecke ausbeutet, wohlbegründete Hoffnungen zu unsinnigen Forderungen und ein nationales Streben zur Empörung und zur Gesetzlosigkeit steigern.

Was wir in Ungarn sehen, das erfüllt uns mit unbezwingbarem Widerwillen. Als die Ungarn, auf ihr geschichtliches Recht sich stützend, die Herstellung ihrer alten Verfassung verlangten, da hat man ihr Streben billig beurtheilt, und man hat die Kraft beachtet, mit welcher begabte Män-

ner die Ansprüche der Nation erhoben und auf gesetzlichem Boden festgehalten haben. Man mußte diesen Männern eine entschiedene Ueberlegenheit über die Träger des bureaukratischen Centralstaates zugestehen, und man war ihnen darum nicht gram. Konnte man nicht verneinen, daß die alte Verfassung von Ungarn in vielen Dingen der Zeit abgestorben und unvereinbar mit den Zuständen sei, welche die Entwicklung des Staatswesens hervorgerufen, so hat man andererseits anerkennen müssen, daß ein ehrenhaftes Streben die besten Söhne der ungarischen Nation zur Wahrung dieser Verfassung und ihrer Formen bestimmt hat. Es ehrt ein Volk, wenn es mit seinen Ueberlieferungen nicht leichtsinnig umgeht, und es achtet sich selbst, wenn es mit Pietät die Gebräuche achtet, welche überall in seiner Geschichte erscheinen. Waren viele mittelalterliche Bestimmungen nicht mehr zu halten, so war der Landtag berufen, diese aus freier Bestimmung zu ändern, und in einem ruhigen Gang der Dinge wären die Reformen gewiß, weil sie nothwendig sind.

Noch steht Ungarn weit hinter den eigentlichen Cultur-Staaten zurück; wie viel es aber noch zu thun habe, um diese zu erreichen, so haben sich doch schon theilweise deren Verhältnisse in Ungarn gestaltet. Nicht mehr die kleine Zahl der Edelleute und der Magnaten kann die ausschließend herrschende seyn. Das Verhältniß der Hörigkeit ist unmöglich geworden. Gab es auch vor wenig Jahren noch keinen freien Bauernstand in Ungarn, so hat die österreichische Regierung doch wacker gearbeitet, um in allen Ländern des Kaiserstaates einen solchen zu schaffen, und was dafür Gutes geschah, das hat wahrlich die Revolution nicht gemacht. In den Städten hat sich ein Mittelstand in bedeutenden Anfängen gebildet; die Vornehmen müssen ein Volk und sich als Glieder des Volkes anerkennen, und sie können in ihren Kreisen oder auf dem größern oder kleinern Umfang ihrer Güter nicht mehr die Herren seyn, welche allein Rechte besitzen und eine wenig be-

schränkte Gewalt fast nach allen Richtungen ausüben. Ungarn ist arm bei dem ungemeinen Reichthum seines Bodens; dieser Reichthum kann aber nicht flüssig werden, so lange feudale Rechte und einseitige Gesetze die freie Thätigkeit hindern. Viel altes Recht ist zum Unrecht geworden, und die Wahrung der ausgedehnten Privilegien müßte Ungarn vereinzeln, es dem großen Verkehr entziehen, die mächtigen Quellen seines Reichthums würden nicht aufgeschlossen, und die aufgeschlossenen würden versiegen. Die Führer des nationalen Strebens in Ungarn mußten das Alles wohl wissen und darum mußten sie selbst arbeiten, um die öffentlichen Zustände den vernünftigen Forderungen der Zeit anzupassen. Thäten sie es nicht, so würden sie Unmöglichkeiten nachjagen und darum ihr Streben lächerlich machen. Diese Männer sind zu geistreich, um den Schein für das Wesen und eine halbbarbarische Eitelkeit für staatsmännische Weisheit zu nehmen. Aus sich selbst, durch die innere nationale Kraft, müssen die Ungarn sich in die Reihe der Völker stellen, welche die Cultur tragen und fördern. Das haben doch gewiß die Vernünftigen gewollt und gehofft, die besonnenen Männer in Deutschland hoffen es noch und sie hofften es nicht weniger, wenn auch der Primas von Ungarn dem Kaiser von Oesterreich die Krone des heiligen Stephan auf das Haupt legte, und wenn wieder der Palatinus den Landtag eröffnete.

Die ungarische Bewegung hat einen Charakter angenommen, welcher das Heil des Landes nicht fördern kann. Die eigenmächtige Versammlung der Comitate könnte man vielleicht nachsehen, aber ihre Beschlüsse sind offene Empörung. Diese Comitate verlangen, daß die Verfassung vom Jahre 1848 wieder hergestellt werde; sie verlangen, daß nur ungarische Truppen in Ungarn stehen sollen, und daß diese jene Verfassung beschwören. Die Verfassung vom Jahre 1848 war von der Revolution gemacht, war ein gewaltsamer Umsturz der alten Constitution von Ungarn, und die beiden andern For-

derungen zeigen, daß man die Losreißung von der österreichischen Monarchie erstrebe, und daß man recht hinterlistig versuche, die Hindernisse dieser Trennung zu entfernen. Diese Plane sollen durchgeführt werden von hitzköpfigen Jungen, welche der Rausch der Verblendung zu Tollheiten und zu Verbrechen treibt und von dem Unfug eines Pöbels, welchen man mit fremdem Gelde bezahlt. Gegen solches Gebahren wäre jeder andere Staat ohne Rücksicht eingeschritten, er hätte solche Forderungen mit den Waffen beantwortet; er hätte den Widerstand als offene Empörung behandelt, er hätte den Aufrührern die Spitzen der Bajonette gezeigt und aus den Mündungen der Kanonen die Ruhe gepredigt. Im Ungarlande sind Millionen von Deutschen begütert und ansässig; warum haben sie nicht der magyarischen Verblendung ein Gegengewicht gehalten? Ihre Haltung, ihre Unthätigkeit, ob freiwillig oder erzwungen, wird ihnen eine Schande seyn für alle Zeit. Dem Kaiser von Oesterreich ist von den Umständen allerdings Nachsicht geboten, aber diese hat ihre Grenzen und er hat sich selbst aufgegeben, wenn er diese Grenze überschreitet.

Wenn man nun die Aufregung der Massen, wenn man den grimmigen Haß gegen die Deutschen und all' die thörichten Kundgebungen recht ansieht, so erkennt man die wirkenden Kräfte, und hat man diese erkannt, so findet man die Hebel der Bewegung. Wenn Ludwig XIV im ernsten Kriege mit den Habsburgern war, so hat er regelmäßig die Ungarn aufgehetzt; und sie haben sich aufhetzen lassen, sie haben sich mit ihren Erbfeinden verbunden, sie sind mit den Türken vor Wien gezogen und haben wie diese gemordet, gesengt und gebrannt. Thun die Ungarn heute, was der französische Imperator will, daß sie thuen, so ist ihr Gebahren vielleicht noch thörichter, aber offenbar viel schlechter, als es die Züge des Tökely waren. Die edlen Magyaren können sich nicht hergeben zum Dienste einer Macht, die keine Freiheit dulden kann, einer Macht, welche die Völker betrügerisch mit Worten der Freiheit ködert, um

sie zu knechten, und welche jeden Rechtsstand in Europa umstürzen will, um mit den Trümmern eine schmähliche Zwangherrschaft zu bauen. Leider leistet auch das freie Britannien diesem Treiben keinen Widerstand; die Engländer wissen, daß keine Industrie und kein aktiver Handel in Ungarn entstehen kann, wenn es von der großen Gemeinschaft losgerissen ein Diener des Umsturzes geworden ist; in armseligem Krämer-Geist wollen sie diese innere Unmacht zu ihrem Vortheil ausbeuten, und die Donau soll der offene Weg seyn, auf welchem sie die Ballen ihrer Industriewaaren fördern. Aus ähnlichen Gründen hat die kleinliche Handelspolitik die Revolution in Italien unterstützt, und nun soll mit dem Wohlstand, mit dem Blute und mit dem Glück der Ungarn das Trugbild der italienischen Einheit hergestellt werden, welche der französische Selbstherrscher am Ende selber nicht will.

Es sind wohl Zustände denkbar, unter deren Einfluß Ungarn sich wenigstens für eine zeitlang von Oesterreich trennen könnte; wäre aber eine solche Trennung auch wirklich vollzogen, als ein unabhängiger Staat könnte es sich nimmer behaupten. Ungarn müßte das Donauland bis an die Mündung des Stromes erobern, um mit einem Stückchen Küste einen Ausgang in das schwarze Meer zu erwerben, welchen jede Seemacht sperren könnte, sobald es ihr nur immer beliebte. Die Länder, welche die übertriebenen Magyaren als angehörige ansprechen, würden ihnen nicht zufallen. Wäre in Siebenbürgen, in Croatien und in Slavonien auch nicht die Abneigung zu jedem Widerstande bereit, so würden Rußland und Frankreich die Erwerbung nicht dulden, und der Angriff auf Serbien wäre ein Krieg mit der Pforte, welchen die Seemächte unterdrücken, Rußland aber im günstigsten Falle nur für sich ausbeuten würde. So wäre die Bevölkerung des neuen Staates viel zu schwach, um selbst eine Macht bilden zu können; das Gebiet wäre von allen Seiten umschlossen und darum ein selbstständiges Bestehen von dem Belieben der benachbarten

Mächte abhängig. Gegen Deutschland wäre Ungarn abgeschlossen; ein einfaches Zollsystem würde die Ausfuhr seiner Produkte verhindern; England und Frankreich würden das Land mit ihren Waaren überschwemmen, und bald würde dort kein baares Geld mehr zu finden seyn. Deutsche Colonisten würden nach Ungarn nicht einziehen, und noch viel weniger andere; mehr als bisher bliebe ein großer Theil des Bodens unbenützt, und dieser ungarische Staat müßte an seiner Kraftlosigkeit sterben. — Deutsche Wissenschaft hat in Ungarn wohl Anfänge gegründet; die Anfänge mögen achtungswerth seyn, aber noch sind sie keineswegs so weit erstarkt, daß sie selbst sich entwickeln könnten; die Einführung französischer Literatur würde die Anfänge der nationalen vernichten und in seiner geistigen Vereinzelung müßte Ungarn in Barbarei zurücksinken. Die Tapferkeit der Ungarn hat noch Niemand in Zweifel gezogen; die Tapferkeit kann Staaten gründen, aber sie allein kann solche nimmer erhalten. Hätten die Ungarn sich losgerissen, so würden sie in Parteien zerfallen; diese würden durch ihr Treiben die Bildung einer kräftigen Regierung unmöglich machen; fremde Intriguen würden die bessere Gestaltung der Dinge hindern; die Parteien würden bald an auswärtige Mächte, die eine an diese, die andere an eine andere sich wenden; ganze Provinzen würden ebenso thun und in kürzerer Zeit, als man glaubt, wäre der Staat zerrissen, zertheilt — es gäbe kein Ungarn mehr. Möchte auch nach dem Zerfall der Türkei ein neues Reich im Osten von Europa entstehen, Ungarn wäre nicht dazu erkoren, es müßte demselben nur seine untern Länder abgeben.

In Verbindung mit der österreichischen Monarchie steht Ungarn in der Reihe der Culturstaaten und gehört zu dem Kern von Europa — von Oesterreich abgetrennt, wäre es, von diesem ausgeschieden, allein und unmächtig und in seiner kläglichen Selbstständigkeit fortwährend bedroht. Ungarn in Verbindung mit Oesterreich und durch dieses mit Deutschland

t ein großes Gewicht in der Ordnung der Staaten, und es
n ein größeres noch immer erringen. Von beiden getrennt
eutet es wenig.

Wenn Ungarn sich hergäbe dem Umsturz zu dienen, wenn
sich gebrauchen ließe, um die Macht zu brechen, welche bis-
r allein für den Rechtsstand von Europa gekämpft hat, so
rde es das Urtheil seiner eigenen Vernichtung vollziehen.
er jegliche Freiheit verfolgt, der gönnt sie am wenigsten sei-
n Werkzeuge und er zerbricht es, wenn es ihm nicht taugt.
ichten die Ungarn im Ernste daran, die Trennung von
esterreich zu bewirken, so würden sie keinen Beweis stellen
r die staatsmännische Auffassung, welche dem wahren Na-
onalgefühl entspringt, vielmehr würden sie ihre Unfähigkeit
einer vernünftigen Selbstregierung darthun. Das aber
re ein sehr großes Unglück für ganz Europa, nicht nur,
il die eigentlich erhaltende Macht des Festlandes geschwächt
d noch weniger, weil dieses Ungarn zerrissen würde, sondern
n meisten, weil die Idee der Gestaltung des modernen freien
echtsstaates eine schwere Niederlage erlitte. Durch das Ge-
hren der Ungarn würde man nachweisen, daß die Selbstre-
erung Thorheit sei, die nur Unglück und Jammer hervor-
inge, und besiegt oder Sieger hätte das verblendete Volk nur
r die Feinde der allgemeinen Freiheit und der Rechte der
ationen geblutet.

Das Alles müssen die Leiter der ungarischen Bewegung
ohl einsehen, und darum ist es wahrscheinlich, daß sie keines-
egs eine Trennung bewirken, sondern von dem Kaiser nur
ugeständnisse erzwingen wollen, welche außer ihrer Berechti-
ung liegen. Wenn nun aber diese Voraussetzung wahr ist,
enn die österreichische Monarchie eine allgemeine Vertretung
nter irgend einer Form erhält, werden die Ungarn sie be-
schicken? Die Verweigerung wäre ein Unglück, aber sie wäre
arum noch immer nicht der Zerfall des habsburgischen Reiches;
ie Ungarn stünde, so steht Norwegen neben Schweden, so

hat Schottland neben England gestanden und die Vereinigung wäre niemals gekommen, wenn nicht beide ihre Parlamente gehabt hätten.

Auch die Polen fangen an sich zu bewegen, in Galizien stellen sie Forderungen wie die Ungarn, und geberden sich fast lächerlich in ihrem Eifer. Polen ist nicht zerfallen, weil es ihm an innerer Kraft fehlte oder an äußerer Macht, es hatte die Bedingungen für beide; es ist nicht allein zerfallen, weil es eine aristokratische Republik unter der Form eines Wahlreiches war, sondern es ist zerfallen, weil die Polen sich nicht zu regieren verstanden, ihre Freiheit war nur die Herrschaft eines lüderlichen Adels; dieser hat ohne Unterlaß die Bildung eines Mittelstandes und noch mehr eines freien Bauernstandes verhindert. Der Adel allein war die Nation, der König mit seinem halb orientalischen Pomp war ohne wirkliche Macht, jeder große und kleine Edelmann wollte König seyn auf seinen Gütern. Der lächerliche Ehrgeiz und die elende Selbstsucht hat den Adel in Parteien gespalten, diese haben fremde Mächte herbeigerufen, und ihr armes Vaterland diesen zur Beute hingeworfen. Die Polen sind heute noch nicht anders geworden; haben sie doch im Jahre 1831, als die Russen vor Warschau stunden, in der traurigsten Katastrophe ihres Befreiungskrieges um die Gewalt und um die obersten Stellen gehadert und in den letzten Augenblicken sich darum gestritten, wer ihre Hauptstadt den Feinden zu übergeben — wer die Ehre haben sollte, des Vaterlandes blutige Leiche an dessen Mörder auszuliefern. So ist Polen gefallen und die Ungarn sollten sich ein Beispiel daran nehmen.

Noch heute hat Polen einen Adel, aber kein Volk; so hat es jener gewollt und wird es immer wieder wollen, und darum besitzt es noch viel weniger als Ungarn die Bedingungen für die Bildung eines Staatswesens in dem Sinne unserer Zeit. Der einzelne Pole ist ein guter, und meistens sogar ein liebenswürdiger Mensch; der französische Firniß gibt

ihm Formen, aber der Bodensatz französischer Literatur gibt ihm keine wahre Bildung; er hat eine glühende Liebe für sein Vaterland, aber diese ist unfruchtbar, denn außer seiner Tapferkeit besitzt er keine öffentliche Tugend. In allen Verhältnissen des Friedens fehlt den Polen der Bürgersinn, die Rührigkeit und der Fleiß, welcher allein dem rauhen Boden und dem harten Klima die Hülfsmittel des Reichthums abgewinnen und eine naturwüchsige Industrie schaffen könnte. Das Geld der Vermöglichen wandert nach Frankreich, wo sie ihren thörichten Luxus holen und darum wird Polen keinen Nationalreichthum erwerben.

Wenn die Bewegung der Polen in Galizien und in Krakau den Zweck hat, sich loszureißen, so mögen sie mit ihren Stammesgenossen in Posen übereinstimmen; losgerissen müßten diese freilich wohl dem russischen Polen zufallen, aber die Verträge haben ihre Geltung verloren und darum würden die Bestimmungen des Wiener Congresses den Czaren nicht zwingen aus Polen ein Königreich zu machen, wie Ungarn als ein solches in dem Reiche der Habsburger besteht. Oesterreich soll seinen Polen geben, was ihnen gebührt, aber natürliche oder verbriefte Rechte wie die Ungarn besitzen sie nicht, und es ist sehr zweifelhaft, ob in Galizien eine Provinzialautonomie in einiger Ausdehnung ausführbar wäre. Oesterreich muß vor Allem dahin streben, dort ein Volk, d. h. Bürger und Bauern zu schaffen und hat es auch dazu die Anfänge gemacht, so wird es noch lange Zeit währen, bis ein Volksbewußtseyn sich bildet. Daß Leute wie die Polen in Galizien sich nicht entblöden, die Deutschen mit Haß und Verachtung zu verfolgen — diese Deutschen, von welchen ein einfacher Bürger oder ein wohlhabender Bauer geistig und sittlich höher steht, als dort der vornehme Mann: das beweist eben nur, daß der Druck einer russischen Herrschaft für sie mehr geeignet wäre, als die Freiheit unter der gesetzlichen Gewalt eines deutschen Rechtsstaates.

Auch in den polnischen Provinzen kann man die Einwirkungen der französischen Nationalitätspolitik wahrnehmen. Der Imperator mag es dienlich finden die hitzköpfigen Menschen aufzuregen, selbst eine lebhafte Bewegung derselben mag ihm nicht unlieb seyn; aber er wird nicht ihr Streben zur Unabhängigkeit unterstützen, denn er braucht die Freundschaft des Czaren, wenn die orientalischen Wirren das „herzliche Einverständniß“ mit England vollends zerstören. Die polnische Legion im französischen Heere hat fast in allen Schlachten gefochten, welche der große Napoleon zur Knechtung von Europa geschlagen hat, und als die Völkerschlacht von Leipzig dessen Herrschaft zersprengte, da hat einer der edelsten Söhne von Polen seinen Tod in den schlammigen Wassern der Elster gefunden. Man kann diesen Kriegern ein warmes Mitgefühl nicht versagen, denn auf den blutigen Schlachtfeldern haben sie ihr Vaterland gesucht. Der erste Napoleon hat die Polen mißbraucht und betrogen, und der dritte wird es nicht besser machen. Wenn die sogenannte polnische Emigration in Paris und in London sich in patriotischen Träumen gewiegt hat, so konnte man diesen Trost den Armen wohl gönnen; als diese Leute aber sich zu den Söldlingen einer jeden Revolution hergaben, da mußte uns das mit Bedauern über ihren Unverstand oder über ihr Elend erfüllen; das Getreibe der vornehmen polnischen Revolutionshelden konnte nur den Ekel eines jeden Menschen gesunden Sinnes erregen.

Mögen die Galizier fordern, was dem Stand ihrer Bildung angemessen ist, und was ihre materiellen und geistigen Kräfte gestatten; übertreiben sie aber diese Forderungen, so werden sie nur lächerlich, weil diese eine Grundlage im Recht nicht haben und weil sie selbst die Kraft und die Mittel nicht besitzen, um die unbegründeten Forderungen zu behaupten. Seit einiger Zeit hat man für die Bevölkerung der österreichischen Monarchie noch verschiedene Nationalitäten erfunden und man ist, glaube ich, damit noch nicht vollkommen fertig. Die

Bewegung bei diesen und überhaupt in allen andern Theilen des Reiches zu betrachten, wäre hier ein unnützes Geschäft. Daß solche Bewegungen kommen, wenn sie in andern Provinzen stattfinden; das ist natürlich; denn die Wühlerei ist überall und auch ohne dieselbe würden die Menschen geweckt und aufgestachelt werden von dem, was andere thun. Billige Wünsche darf die Regierung des Kaiserstaates freilich nicht übersehen, aber bei diesen entscheiden nicht Rechte, welche nie ausgeübt und nie angesprochen sind; es handelt sich lediglich darum, was der Monarchie frommt und was die Völker zu ertragen vermögen.

Es ist eine harte Fügung, daß Oesterreich an seiner Umstaltung arbeiten und daß es innere Bewegungen niederhalten muß, während es gezwungen ist, in Bereitschaft zu stehen für einen großen Krieg, der mit jedem Tag ausbrechen kann. Müßte Oesterreich diesen Krieg nur gegen die Italiener führen, so wäre er sein größter Vortheil; treten aber die Franzosen ein, so wird er gefährlich, selbst wenn Deutschland endlich einmal zu einem vernünftigen Handeln käme. Der Krieg der Waffen, auch ohne Verbündete, würde mich nicht schrecken; das österreichische Heer bedarf nur guter Führer, um den Kampf gegen männiglich mit Kraft und mit Erfolg zu führen; der gefährlichste Krieg ist der Finanzkrieg, welchen der französische Selbstherrscher im Stillen gegen Oesterreich führt. Er führt diesen Krieg weniger mit seinen Börsengrößen, als mit unbekannten christlichen und jüdischen Agenten, welche durch tausend unlautere Mittel ein fortwährendes Sinken der Papiere bewirken und er führt ihn durch die Kabinetspolitik, welche dem Kaiser von Oesterreich die beständige Kriegsbereitschaft nothwendig macht, damit er seine Mittel verzehre, ohne irgend einen Vortheil zu erwerben. Der Imperator will es bewirken, daß, um die laufenden Bedürfnisse zu befriedigen, die österreichische Finanzverwaltung immer mehr Papiere ausgeben und diese nach und nach bis zur vollkommenen Werth-

losigkeit selbst herabdrücken müsse. Kann er Oesterreich auch nicht zu einem wirklichen Staatsbankerott treiben, so will er doch bewirken, daß es außer Stand gesetzt werde, einen Krieg mit einiger Kraft zu führen und die Zinsen der Staatsschuld zu bezahlen. Wären nun dadurch die Millionen der österreichischen Staatsgläubiger arm und elend geworden, so wäre, meint er, der Haß gegen das österreichische Wesen allgemein, die besten Leute in Europa wären seine Feinde und das alte Reich der Habsburger müßte zerfallen — oder der Kaiser müßte sein Vasall werden, um ein kümmerliches Daseyn zu retten. Ich wiederhole es: alle Versuche zum Umsturz, alle äußern Schwierigkeiten und der Krieg im größten Maßstab würden mich für Oesterreich nicht schrecken, wenn nicht die traurige Lage seiner Finanzen Kredit und Vertrauen zerstörte, ihm die Mittel zum Handeln entzöge und für die Tage der Entscheidung es vielleicht unmächtig machte. Der geistvolle Verfasser der Zeitläufe hat in diesen Blättern ausgesprochen: „an Finanzverlegenheiten geht ein großer Staat von so eminenter Naturwüchsigkeit niemals zu Grunde"*). Mag man gegen diese Naturwüchsigkeit auch mancherlei Zweifel hegen, so ist dieses Wort doch ein wahres. Oesterreich wird nicht an einem Staatsbankerott zu Grunde gehen — aber der Staatsbankerott wäre ein unzweifelhaftes Zeichen seiner Auflösung.

IV.

Wenn ich jetzt noch einen Blick auf Deutschland werfe, so will ich nicht längst bekannte Wahrheiten wiederholen; ich will nicht, wenigstens jetzt nicht nachweisen, daß der Zerfall der österreichischen Monarchie, daß selbst deren Schwächung die süddeutschen Lande in die Hände der Franzosen würfe,

*) Die politische Bilanz vom Neujahr 1861. — Histor.-polit. Blätter, Bd. 47, Heft 1 S. 23.

und daß die Trennung Oesterreichs von Deutschland den wahrhaftigen Rheinbund zur nothwendigen Folge hätte. Das Alles hat kürzlich erst eine andere Feder in diesen Blättern dargethan*); ich will nur den Zusammenhang des autonomischen Regierungssystems in österreichischen und in deutschen Verhältnissen berühren.

Denken wir uns den deutschen Bund als eine „Gesammtmacht“**) und zwar nicht etwa nur wie er jetzt ist, sondern wie er seyn könnte und seyn sollte, so ist er immer ein gegenseitiges Verhältniß autonomer Staaten mit einer Centralbehörde, welche die Angelegenheiten der Gesammtheit besorgt und zu welcher sicherlich auch eine Gesammtrepräsentation treten würde. Der deutsche Bund bestünde in großen Verhältnissen, wie der helvetische in kleineren besteht; der einzelne Staat wäre, wie der einzelne Canton, in Allem was die Angelegenheiten der Gesammtmacht nicht unmittelbar berührt, ein autonomischer Körper. Die Bundesstaaten wollen ihr besonderes Bestehen in vollkommener Selbstständigkeit, aber sie gönnen diese keinem ihrer Bestandtheile. In den besonderen Verhältnissen der Glieder des Staatsbundes herrscht bis jetzt die Regierungsgewalt in voller Allmacht und das Princip, welches die Stellung des Staates nach außen bestimmt, ist in seinem Innern nicht anerkannt. Die Franzosen haben ihr System in vollkommener Folgerichtigkeit durchgeführt, sie haben Alles centralisirt, die Richtungen aller einzelnen Kräfte der Nation laufen in einen Punkt zusammen und werden aus diesem und nur aus diesem in Thätigkeit gesetzt und verwendet. Die Deutschen sind mit ihren Einrichtungen in Widersprüche gerathen; nach oben laufen sie auseinander, nach unten vereinigen sie sich in scharfen Spitzen; sie haben kaum eine Einigung in den Dingen, welche der Gesammtheit angehören, und

*) Histor.-polit. Blätter a. a. O.

**) Wiener Schlußakte Art. 25.

sie haben in den Bureau's ihrer Verwaltungen Alles zusammen geschmiedet, was in selbstständiger Thätigkeit ganz andere Wirkungen hätte. Das französische Centralisationssystem kann nur erobern, unterwerfen; es kann nie und nimmer einen Bestandtheil mit besonderm Recht und mit besonderm Bestande sich anfügen, und da solches System für die Besonderheit angenommen worden, hat das deutsche Staatswesen zwei Systeme verbunden, von welchen eines das andere ausschließt. Die Engländer, die Vereinigten Staaten (?) und in neuerer Zeit die Schweizer sind dem Rechten viel näher gekommen, ihre einzelnen Theile haben ihr selbstständiges Bestehen und Wirken; aber die besondern Thätigkeiten vereinigen sich für die Angelegenheiten der Gesammtheit in eine gemeinsame Spitze.

Ungeheure Revolutionen müßten erst ihr blutiges Werk der Zerstörung verrichten, ehe Deutschland ein centralisirter Staat werden könnte; aber die Deutschen könnten, wie niedrig man die Ansprüche stellte, eine gewisse Centralisation nach oben einführen und die umliegenden Bestandtheile könnten ihren Mittelpunkt stärken. Gestärkt aber würde dieser nationale Mittelpunkt, wenn man seinen Widerspruch aufhübe, wenn man eine Gleichförmigkeit in die Verhältnisse brächte, indem man den Besonderheiten nach unten einen größeren Raum gäbe, während man nach oben denselben in *eine* Spitze zusammen zöge. Die centralen Regierungen müssen manches Unheil beklagen, sie müssen gegen manche Uebelstände ankämpfen, und sie müssen selbst die freie Thätigkeit der Bürger anrufen, wo sie kein anderes Mittel mehr wissen, Damit aber haben sie die Unzulänglichkeit ihres Systems thatsächlich erwiesen, und es bedarf keiner weitläufigen Erörterung, um darzuthun, daß das Princip der Autonomie oder des sogenannten Selfgovernment, vernünftig angewendet, ein unfehlbares Mittel wäre, um Zustände zu bessern die wir Alle beklagen. So strebt nun eine rechte *großdeutsche* Politik mit der wahren Freiheit im Innern der Einzelstaaten einen kräftigen

nationalen Mittelpunkt zu schaffen und also den Widerspruch zu lösen, aus welchem die Schwäche der Deutschen hervorgeht.

Während der zehnjährigen Periode einer unfähigen Reaktion waren in Deutschland die politischen Meinungen unbestimmt und deßhalb unklar geworden; die früheren Parteien waren aufgelöst und in eine Masse gemengt, in welcher von den kleinsten Bestandtheilen keiner dem andern glich. Am Ende dieser Periode waren alle verschiedenen Meinungen nur allein in zwei große Abtheilungen versammelt; es stunden sich nur Servile und Liberale gegenüber.

Servile nennen wir jene Anhänger der Lehre von dem unbegrenzten Umfange der Staatsgewalt, jene Männer welche nichts anderes wußten und wollten, als die Aufrechthaltung dieser Allmacht zur Beherrschung aller Verhältnisse, und welche diesen Zustand der allgemeinen Dienstbarkeit den „modernen Staat" nennen. Jene Liberalen hingegen wollten ein selbstständiges Leben im Innern der Staaten, sie wollten das Princip einer Autonomie auf verschiedene Verhältnisse ausdehnen und sie hofften, daß aus der freien Bewegung in dem Innern der Einzelstaaten eine nationale Einigung hervor gehe. Das war bei diesen Liberalen oft mehr ein Gefühl als eine bestimmte Erkenntniß; sie hatten kein bestimmtes nahestehendes Ziel gemeinschaftlicher Handlung; sie wußten nur was sie nicht wollten, und darum sind sie in ihrer Unklarheit auf Widersprüche gerathen. Wenn viele derselben wohl erkannten, daß gewisse Rechte und Zustände in der Geschichte verfallen waren, und wenn sie doch auf diese geschichtlichen Rechte zurückgriffen, so war dieß am Ende nur ein Mangel der Folgerichtigkeit in der Lehre; aber sie wollten die wahre Freiheit der Völker und sie verwahrten sich oft gegen deren Bedingungen; sie wollten die Zeit nicht zurückstellen, aber sie fürchteten sich mit Entschiedenheit vorwärts zu gehen; sie erkannten wohl den Zweck, aber sie scheuten die Mittel. Diese Neulibe-

ralen haben folgerichtig die Freiheit der Kirche vertreten, sie waren der Meinung, die freie Kirche allein könne die Gesellschaft aus ihren Nöthen erretten, aber Wenige nur haben gesehen, daß die Kirche nur retten kann, wenn die Freiheit mit all' ihren politischen Folgerungen in die Verhältnisse des Lebens eingeht.

In diesen Blättern haben sich zuerst die Stimmen erhoben, welche in der Staatsgewalt nicht die alleinige Quelle des Rechtes erkannten, welche ureigene Rechte und, aus diesen hervorgehend, die selbstständige Thätigkeit bestimmter Bestandtheile, welche allgemein das autonomische Princip als die einzig sichere Grundlage eines besseren Staatswesens und einer nationalen Einigung erklärten. In diesen Blättern wurde zuerst ausgeführt, daß die innere Politik der Staaten „auf Bahnen wandle, von welchen man ablenken müsse, wenn nicht die letzten Keime gesunden Staatslebens erstickt werden sollten". Das Programm einer großdeutschen Politik hätte die Männer der gleichen Gesinnung sammeln und also die Partei feststellen müssen, denn was es über die nächste Zukunft ausgesprochen, das hat sich erwahrt. Aber die Zeit war damals nicht reif; denn noch konnte man eine positive Ausführung der Idee nicht bezeichnen und kaum kann man es heute. Wenn nun jenes Programm eine thatsächliche Anordnung nicht zu erwirken vermochte, so hat es doch eine Richtung gegeben und eine künftige Zeit wird erkennen, daß die Historisch-politischen Blätter diese Richtung bisher eingehalten haben und, so Gott will, auch ferner einhalten werden*).

---

*) Ich meine damit den Aufsatz: Ein Programm deutsch-„ultramontaner" Politik in Hist.-polit. Bl. Bd. 42, oder des Jahrg. 1858 II. Band.

Wenn der geehrte Verfasser sein Programm „ultramontan" nennt, so hat er das wohl nur, die Anführungszeichen zeigen es, gethan, weil seine Auffassung derjenigen gerade entgegensteht,

Die Liberalen der vormärzlichen Zeit sind jetzt die Ser-
m geworden, und die man Conservative nannte, sind nun
Liberalen; aber noch immer stehen diese vereinzelt, noch
ner fehlt ihnen der Zusammenhang und die gemeinschaftliche
ndlung. Die Einwirkungen der französischen Politik haben
Servilen jetzt wieder zu einer Partei geeinigt; diese er-
bt ein positives Ziel und in ihrer Disciplin liegt ihre
ärke. Die Partei, jetzt unter dem Namen der Gothaer
r der Koburger bekannt, will vor Allem das Staats-
sen aufrecht halten, welches sie den „modernen Staat"
nt; in den Einzelstaaten von Deutschland sollen alle Kräfte
d alle Thätigkeiten im Besitz der Regierung nur von deren
ganen verwendet und ausgeübt und Deutschland soll ein
geschlossener Bundesstaat werden, dessen Leitung das
ßte seiner Glieder besorgt. Wenn nun aber ein mächtiger
ntralstaat an die Spitze dieses Bundes träte, so würde er,
ft seines Systemes, nicht mehr der Gleiche, er würde der
ebieter seyn und seine Macht gegen jede selbstständige
gung gebrauchen. Preußen als leitende Macht des Bundes
nte sein Amt nur im Sinne und in der Art seiner bureau-
tischen Centralisation verwalten. Die Besonderheit der Ein-
staaten würde solche Verwaltung unmöglich machen und so-
t müßte Preußen das besondere Bestehen der Einzelstaaten
dessen eigentlichem Wesen zerstören. Ist der Nationalver-
 darüber klar, so handelt er folgerichtig, denn er will das
nzösische Muster in die nationalen Verhältnisse der Deut-
en übertragen.

---

welche der Haß und die Unwissenheit unter der ultramontanen ver-
stehen; denn wenn er sagt: „vom katholischen Standpunkte aus
muß man freilich die Kirchenfreiheit als ein göttliches Privilegium
reclamiren. Aber für die Welt ist das längst nicht mehr maßge-
bend, sie heischt politische Rechtfertigung" S. 326 — so würden
sich dagegen gewiß diejenigen verwahren, welche die Männer der
Verneinung gerne als „ultramontan" bezeichnen.

Ob hinter dem ausgesprochenen Streben des National-Vereines nicht ein anderer Gedanke liege; ob das centralisirte Deutschland nicht ganz andere Staatsformen annehmen solle, das wollen wir jetzt nicht untersuchen. Es genügt uns, zu wissen, daß das Streben der Partei in der Mehrheit der deutschen Stämme keinen Boden hat, und darum keine lebendige Unterstützung gewinnt. Unter den sogenannten gebildeten Ständen mögen Tausende für die Idee gewonnen werden, aber ihre Durchführung wird scheitern an den Millionen der einfachen Menschen, in welchen am Ende die Kraft der Nation liegt; sie müßte scheitern schon allein an den süddeutschen Bauern; denn die körnigen Menschen im Schwabenland und im Bayerland, an dem Oberrhein und an der obern Donau, im Schwarzwald, in der rauhen Alp u. s. w. wären geeignet und gewillt, um das autonomische Princip durchzuführen; aber nichts könnte den Widerwillen besiegen, welchen sie gegen einen preußischen Centralstaat hegen, und ohne schweren Kampf würden sie solchem sich nicht unterwerfen*).

Die Servilen, d. h. die Gothaer müssen ein deutsches Piemont haben, wenn nicht, so ist all' ihr Wesen nichts mehr als ein blinder Lärm; wollen sie aber eine solche Macht für ihre Zwecke gewinnen, so müssen sie die Heiligkeit der Verträge verläugnen, sie müssen das internationale Besitzrecht verneinen, und sie müssen vor Allem die Macht unschädlich machen, welche diese Grundpfeiler der Staatenordnung erhalten will und damit ihnen in ihrem Treiben entgegensteht. Die Partei muß sich mühen, Deutschland seine schönsten Kräfte zu

*) Das ist ganz gut ausgeführt in einem Leitartikel der Allg. Zeitung vom 26. Juli 1860. Num. 208. „Ein großdeutsches Programm.“ IV. Auch in diesem Aufsatz ist das Princip der Selbstverwaltung als Grundlage einer nationalen Einigung der Deutschen ausgesprochen und gewiß nicht von einem „Ultramontanen“.

entziehen, um mit dem Rest die Macht zu verstärken, welche sie zu ihrem Diener erkoren. Nicht innere Kriege nur, sondern offener Verrath an Deutschland müßte aus dem Treiben des Nationalvereines folgen, und wenn er seinen Zweck erreichte, so würde das Ende nur eine furchtbare Zwangherrschaft seyn. So weit wird es freilich nicht kommen, wohl aber kann die Verblendung unter gewissen Umständen das Vaterland noch vollends zerreißen und die Fetzen einem fremden Eroberer überlassen; oder aber, sie wird eine arge Reaktion hervorrufen, welche die nationale Idee als Verbrechen behandelt und die Kleinstaaterei so sehr auf die Spitze treibt, daß nur wieder Gewalt und Selbsthülfe sie brechen muß. Alle Wege dieser Partei führen zum Umsturz und zum Verrath am Vaterlande.

Wenn die servile Partei ihre Lehre über die Ausdehnung der Staatsgewalt und über die Quellen des Rechtes mit einem gewissen Fanatismus ausführen will, so liegt das nothwendig in ihrem Wesen. Das Natürliche und das Wahre läßt ruhig; die Aufregung und der blinde Eifer aber wird in dem Maße heftiger, als die Verblendung größer, die Handlungen verkehrter und die Zwecke thörichter sind. So groß aber die Verblendung und die fanatische Erregung auch seyn mögen, so wurde die Partei doch jetzt schon von unbezwingbarer Nothwendigkeit zu grellen Widersprüchen getrieben. Sie mußte die Unabhängigkeit der Gerichte behaupten, obwohl sie dieselben gerne zur Verfolgung entgegengesetzter Meinungen gebrauchen möchte; sie mußte selbst Vereine als Persönlichkeiten dulden, welche selbstständig ihre Geschäfte besorgen, obwohl sie die Staatsverwaltung oft sehr nahe berühren. Die Partei der Servilen kann die Kirche nicht mehr in der unbedingten Botmäßigkeit der Staatsgewalt halten; sie hat deren ureigenes Recht verläugnet und sich deßhalb gegen die Concordate erhoben, aber sie mußte der Kirche einen großen Theil ihrer Rechte durch staatliche Gesetzgebung gewähren. Man be-

hauptet nicht zu viel, wenn man sagt: mit den unvermeidlichen Schlagwörtern der „Freiheit“ wollen die Gothaer die wahre Freiheit bekämpfen; sie wollen die politische Einheit der Deutschen durch Volksbewegung herbeiführen, solche Bewegung aber in allen andern Dingen hemmen und wo sie können, die Freiheit der Meinung unterdrücken; sie wollen einen allgemeinen nationalen Rechtsstand dadurch herbeiführen, daß sie natürlichen und wohlerworbenen Rechten zum Voraus Anerkennung und Geltung versagen.

Das Princip der Selbstverwaltung einzelner Bestandtheile des Staates ist die Grundlage wahrer Freiheit, und daß dieses Princip nun zuerst in Oesterreich durchgeführt werden soll — das hätte man am wenigsten erwartet. Die Schwierigkeiten der Regierung sind allerdings groß, gelingt es aber derselben Meister zu werden, so sind dort die Tage der starren bureaukratischen Allmacht vorüber und das einzig ausführbare System, welches das Reich der Habsburger zu retten vermag, kann nicht mehr das Volk oder die Völker in dem Zustand einer ungegliederten Masse belassen, welche aus fremdartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist; es muß autonome Körperschaften beschaffen, welche in zusammenhängender Gliederung von der Gemeinde bis zur Vertretung und Verwaltung der Provinzen in selbstständiger Thätigkeit wirken und in einer allgemeinen Reichsvertretung ihre letzte Vereinigung finden. Und so könnte die Zeit kommen, „wo sich an Oesterreich der Spruch bewährt von dem Stein, den die Bauleute verwarfen, der aber dann zum Eckstein geworden*).“

Darin liegt nun aber der Zusammenhang von Oesterreichs neuer Gestaltung mit der Zukunft von Deutschland. Ist Oesterreich einmal wirklich in die Reihe der constitutionellen Staaten getreten, so steht es nicht mehr als ungleichartiger Körper

*) Ein großdeutsches Programm. Allg. Ztg. a. a. O.

unter seinen Bundesgenossen, und als Vertreter einer wahrhaften innern Freiheit kann es eine Stellung einnehmen, die segensreich wird für alle Glieder des Bundes. Möge der Kaiser von Oesterreich zum Heile unseres Vaterlandes die Schwierigkeiten besiegen, deren Fährlichkeit und Größe wir nicht unterschätzen!

Man frägt: wenn die deutschen Staaten ihre Centralisation aufheben, wo sind die Körperschaften, welche eine Autonomie ansprechen können, und wie soll die nationale Einigung hergestellt werden? Darauf wird geantwortet: nationale Einigung der Deutschen ist die formelle Gleichartigkeit in Recht, Gericht, Handel, Verkehr, Kriegswesen u. s. w.; die erstern aber sind gegeben durch die Selbstständigkeit der Bürger in Gemeinden, Kreisen, Stämmen, Provinzen und in Körperschaften jeglicher Art, welche berechtigt sind, oder die Berechtigung als Folge eines bestimmten Bedürfnisses erwerben. — Das ist nun allerdings sonnenklar, aber es ist damit noch wenig gethan, so lange man sich nicht ein scharfgezeichnetes Bild der Verwaltung und der Regierung nach dem Princip der Autonomie zu schaffen vermag. Wir werden versuchen, von dem englischen Staatswesen ausgehend, ein solches Bild in seinen Hauptzügen zu entwerfen.

Nun noch ein Wort an die freundlichen Leser. Wir nähern uns einer großen Katastrophe; diese kann noch geraume Zeit ausbleiben, aber kommen wird sie doch — wie und wann sie eintrete, das kann keine menschliche Weisheit errathen, denn ein unvorgesehenes Ereigniß kann in einer Nacht die Weltlage ändern. Ist es jetzt an der Zeit, sich mit der innern Gestaltung der Staaten zu befassen, soll man nicht vor Allem

seine Kräfte verwenden, um die öffentliche Meinung auf die Gefahren unserer Lage zu leiten und den Gemeinsinn in der Nation zu erwecken, um dadurch die Regierungen zu kräftigen Entschlüssen zu stärken? — Man soll das eine thun, und wenn man es thut, so muß man darum das andere nicht lassen. Gerade die Noth und die Gefahren seiner Lage haben Oesterreich den Bruch mit seinem bisherigen Regierungssysteme nothwendig gemacht und die Rückwirkung auf Deutschland ist durch keine Mittel zu hindern. Ich fühle mich keineswegs zum Kämpen der österreichischen Monarchie oder ihrer Regierung berufen; aber wenn die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes, wenn die Ehre und das Heil der Nation von der Stellung dieser Monarchie abhängt, so mag der Deutsche wohl einen Blick auf deren innere Zustände werfen, denn diese sind die Quellen ihrer äußern Macht. Andere, viel gescheidtere Leute haben das schon vor mir gethan, aber ich habe meine Meinung so gut als Andere und habe dasselbe Recht, vielleicht denselben Beruf, um sie auszusprechen. Ist meine Meinung nicht die wahre, so dürfte deren Darlegung doch nicht ganz unnützlich seyn; denn eben durch die Gegensätze der einzelnen Auffassungen bildet sich am Ende die öffentliche Meinung.

Geschrieben Ende Januar 1861.

Balderich Frank.

XVI.

Der Gesangbuchstreit in der bayerischen Pfalz und seine staatsrechtliche Tragweite.

(Ein protestantisch-kirchliches Seitenstück zur kurhessischen Frage.)

Seit ein paar Jahren sind alle Zeitungen voll von den Aergernissen, welche in der pfälzischen Unionskirche aus dem großen Kampf zwischen der Geistlichkeit und den Laien für und wider das neue Gesangbuch hervorgehen. Warum läßt man denn die andächtigen Pfälzer nicht singen was sie wollen? mag Mancher fragen, und man mag über die Hartnäckigkeit der kirchlichen Autorität im Speyrer Consistorialsprengel um so mehr verwundert gewesen seyn, als ja nicht nur der großherzogliche Landesbischof im benachbarten Baden seine vollkommen rechtskräftig gewordene und von ihm selbst sanktionirte neue Agende gegenüber der Heidelberger Bewegung leichten Kaufs aufopferte, sondern auch im diesseitigen Bayern selber das Beispiel der gleichen Nachgiebigkeit schon zwei volle Jahre früher stattgefunden hatte. Man erinnert sich wohl noch der stürmischen Opposition, welche im Winter von 1856 und 1857 von den Nürnberger Lichtfreunden gegen das Münchener Oberconsistorium und dessen Mandate in Sachen der Kirchen-

Zucht und Privatbeicht angeblasen wurde, und wie das rechtsrheinische Summepiscopat nach wenigen Wochen sich selbst und die höchsten Kirchenbehörden, Generalsynode wie Oberconsistorium im Stiche ließ, um den Anforderungen der Neuen Aera nachzugeben*). In der Pfalz hingegen hat es nicht nur vier Jahre lang Widerstand geleistet, sondern auch heute noch die Waffen nicht völlig gestreckt — woher kommt dieser auffallende Unterschied?

Der Grund liegt nicht bloß in der Thatsache, daß dieselben Elemente diesseits des Rheins weniger politisch bedenklich scheinen, als die Pfalz in ihrer wohlbegründeten Eigenschaft des Sturmvogels in Deutschland und des Feuerreiters der zündenden Freiheit. Er liegt vielmehr in dem Umstande, daß es sich hier nicht bloß um den Verlust und Untergang aller christgläubigen Errungenschaften handelt, welche der kirchliche Aufschwung des Protestantismus in dem Lustrum von 1850 bis 1855 mit Mühe und Noth gemacht zu haben glaubte, sondern um ungleich mehr und insbesondere um die ungeschmälerte Wiedereinsetzung in die Positionen von 1848, vorerst auf dem unionskirchlichen Gebiet. Dieß ist die staatsrechtliche Perspektive der Verwicklung. Es steht bei dem berüchtigten Gesangbuchstreit nicht so fast das Gesangbuch in Frage: er ist gerade so wie der Agendenstreit in Baden von Leuten aufgestachelt, welche sich selbst laut rühmen, seit Jahrzehnten keine Kirche betreten zu haben**), von Personen,

*) „Uebrigens zeigt sich" — sagt das Halle'sche Volksblatt vom 13. Juni 1860 — „die geistige Führerschaft Preußens in Deutschland auch darin, daß von seiner Neuen Aera an überall wieder der Teufel los war". Dieser Ruhm Preußens ist jedoch keineswegs so ganz ausgemacht. Allerdings hat der Prinz-Regent die Neue Aera formell verkündigt, thatsächlich eröffnet wurde sie indeß abermals in Bayern durch die obenbezeichneten Vorgänge.

**) Darmstädter K.-Z. vom 10. März 1860.

mühe (wie ein katholischer Laie im Schooße des pfälzischen Landraths ohne Widerspruch zu erfahren bemerkt hat) „weder ein altes noch ein neues Gesangbuch brauchen". Auch nicht bloß um eine Niederlage der positiv-gläubigen Richtung ist es zu thun, welcher die kirchliche Behörde und die große Mehrheit der pfälzischen Prediger, namentlich der jüngeren, in ihrer Art huldigen. Sondern die Männer und die Rechtsbegriffe und die Tendenzen von 1848 betreiben ihre Restitutio in integrum in Kurhessen mit dem passiven Widerstand gegen die bundesgemäße Verfassung von 1852, in Ungarn mit der Selbstherrlichkeit der Comitate, in Mecklenburg mit der antiständischen Opposition, in Sachsen mit der Reform des Wahl-Gesetzes, in der Pfalz mit der sogenannten Gesangbuchsfrage. Wer diese Bedeutung der pfälzischen Vorgänge heute noch nicht begreift, dem werden morgen die Augen aufgehen.

Man ist gemeinhin der Ansicht, daß Bayern das einzige deutsche Land sei, wo die Regierung sich seit dem „tollen Jahr" vor jeglicher Oktroyirung gehütet habe. In der That hat kein bayerischer Minister oktroyirt als der Cultusminister, und auch er nur auf dem Gebiet der pfälzischen Unionskirche, allerdings bescheiden und fast unmerkbar, nur ein klein wenig um so zu sagen; aber aus dem kleinen Anfang ist ein großes Uebel erwachsen, welches dem Gesangbuchstreit seinen giftigen und weit ausschauenden Charakter mitgetheilt hat. Denn die Zeit ist gekommen, wo die liberale Jurisprudenz kein Blatt mehr vor den Mund nimmt und gebieterisch verlangt, daß alle Oktroyirungen seit zwölf Jahren ungeschehen zu machen seien. Dieser Satz bildet die große Peripherie, von der alle Radien nach der Wiedererweckung der Frankfurter Reichsverfassung als ihrem Centrum hinlaufen, und er beherrscht insbesondere auch die sämmtlichen Beschwerden des „Protestantischen Vereins" von Kaiserslautern.

Nicht weniger als vier Oktroyirungen, die ihrer Kirche widerfahren seien, zählen die Herren auf: ein oktroyirtes

Wahlgesetz, ein oktroyirtes Gesangbuch, ein oktroyirtes Bekenntniß, ein oktroyirtes Gebetbuch; und wenn auch bei dem einen oder andern dieser Stücke der Makel der Oktroyirung sich nicht streng nachweisen ließe, so behaupten sie doch die Illegalität der Generalsynode, von welcher dasselbe ausgegangen ist. Null und nichtig von Rechtswegen sind demnach alle Verbesserungen, welche die gläubige Reaktion in der pfälzischen Unionskirche vorgenommen hat, und aus constitutionellem Recht muß die Thäterin möglichst exemplarisch bestraft werden. So steht jetzt der Casus. Wer da meint, daß mit der endlichen Aufopferung des neuen Gesangbuchs, beziehungsweise mit dem königlichen Rescript vom 26. Jauuar d. Js. das Zerwürfniß abgethan sei, der dürfte seinen Irrthum bald genug einsehen. Es wird von großer Befriedigung berichtet, womit das Rescript in der Pfalz aufgenommen worden sei. Ohne Zweifel wahr; aber die hinkenden Boten werden nur allzu schnell nachkommen mit der Erläuterung, daß die Abschlagszahlung eben nur als ein Schuldbekenntniß für die ganze Summe acceptirt worden sei.

In dieser Schroffheit staatsrechtlicher Legalität ist die Frage freilich nicht immer aufgefaßt worden. Der freisinnige Protestantismus in der Pfalz hat vielmehr die nämliche hinterhaltige und verachtungswürdige Stellung eingenommen wie überall: in der Zeit der strengsten Reaktion hat er lautlos und ohne Mucksen Alles und Jedes über sich ergehen lassen; er hat gezeigt, daß es zu seiner Bändigung nichts weiter bedürfte, als des rechten Herren; als aber die Reaktion bald ihre Spannkraft verlor, da berief er sich zunächst auf das Gewissen, auf das Evangelium und das ursprüngliche Bekenntniß der Unionsurkunde, welche allerdings zwar das symbolgläubige Lutherthum, nicht aber den Rongeanismus ausschließt; erst dann als gar nichts mehr zu fürchten war, trat die liberale Juristerei hervor, um angriffsweise und anklagend mit staatsrechtlichen Motiven gegen die Kirchen- und Staatsre-

gierung vorzugehen. Die Bewegungs-Elemente der Pfalz sind ihrer „Krakeelsucht“ wegen sprüchwörtlich geworden, dennoch konnte das Speyrer Consistorium bis 1856 ohne alle nennenswerthe Einrede die Zwecke in's Werk setzen, über welche nun seit drei Jahren so entsetzlicher Lärm geschlagen wird; ja die Anhänger der Behörde waren endlich des guten Glaubens, „in der Pfalz sei das Lichtfreundthum spurlos verschollen“. Die Täuschung war arg aber verzeihlich. Die beste Advokaten-Schrift auf Seite der Opposition findet zwar einerseits nicht genug Worte, um die siebenjährige Tyrannei der mittelalterlich hierarchischen Herrschsucht von Speyer gehörig zu schildern, andererseits gesteht sie aber, daß der Ingrimm der Freien ganz und gar nur ein stiller gewesen; „während das Consistorium den ganzen Zeitraum von 1849 bis 1857 benützte, um die Verfassung, das Bekenntniß und den Katechismus der Kirche zu ändern, sei die Bevölkerung im Großen und Ganzen in fast vollständiger Apathie geblieben, und habe mit Ausnahme vereinzelter Stimmen aus den Diöcesansynoden die ganze Kirchengesellschaft geschwiegen; erst im April 1857 sei die seit 1849 in Buße (?) ausharrende, sonst so gesetzsinnige Bevölkerung zum erstenmale wieder auf den Kampfplatz getreten“*).

Aber auch jetzt wurde die Ungültigkeit des bestehenden Wahlgesetzes und also die Illegalität der entscheidenden Generalsynode von 1857 noch keineswegs urgirt und höchstens nur entfernt angedeutet; man beschränkte sich vielmehr vorderhand auf den eigentlichen Gesangbuchstreit, und erst bei der Versammlung zu Kaiserslautern vom 22. April 1860 wurde der staatsrechtliche Angriff entschieden aufgenommen. Die Regie-

*) (Umbscheiden) Kirchen-Gesetz und Kirchen-Gewalt in der bayerischen Pfalz. München 1860. 3. Aufl. S. 45 ff.

der nicht wieder haben wollen und zwar aus sehr guten Gründen. Denn sie gibt den Geistlichen das numerische Uebergewicht; unter den Predigern aber hat die historische Erfahrung und das Studium der pfälzischen Theologen in Erlangen, wo sich trotzdem für einen Lehrstuhl der Pfälzer Union niemals Raum gefunden hat, im Laufe der Decennien erstaunlich positiv gewirkt.

Nicht sie sind es jetzt, sondern mit wenigen Ausnahmen durchaus Laien, welche zu den Principien der Union von 1818 zurückkehren wollen, das ist „nur solche Lehrsätze beizubehalten wünschen, welche dem Geiste des Evangeliums und den edlen Forderungen unserer Zeit gleichmäßig entsprechen"*). Noch im J. 1837 waren nicht weniger als 139 Dekane und Prediger gegen ihr Consistorium und für die urkundliche Pflicht der Unionskirche, „auf der Bahn wohlgeprüfter Wahrheit und ächt religiöser Aufklärung mit ungestörter Glaubensfreiheit muthig voranzuschreiten", beschwerend an die Kammer gelangt; seit 1856 aber hat sich nur ein einziger Pastor dem Wiedererwachen der Freisinnigkeit angeschlossen, und auch dieser Eine hat im Grunde erst durch seine Dienstentlassung den rechten Muth gewonnen. Somit leuchtet ein, daß eine Wahlordnung wornach mehr Geistliche als Laien in der Generalsynode säßen, auch dann nicht mehr zu brauchen ist, wenn sie aus der aufgeklärten Zeit von 1818 stammt.

---

*) So hat sich der pfälzische Consistorial-Erlaß vom 2. Feb. 1818 ausgedrückt. — „Die Unionskirche der Pfalz ist im Jahre 1818 auf der breiten Grundlage des allgemeinen Stimmrechts gegründet worden; das Bekenntniß derselben war in den weiten Rahmen allgemeiner Toleranz gefaßt und predigte als Grundlehren die Aufklärung, die Menschenliebe, die Moral; dieses Bekenntniß ist dem Volke ganz und gar in Fleisch und Blut übergegangen" — sagt ein Pfälzer-Correspondent in der „Süddeutschen Zeitung" vom 28. Dec. 1860.

Doch lassen wir den Thatbestand der pfälzischen Kirchen-Wirren selber sprechen, und zwar nach der Zeitfolge der Ereignisse, so weit es möglich ist die verschiedenen Zielpunkte der Opposition mit der chronologischen Ordnung auszugleichen.

Die pfälzische Union war von Anfang an eine vollständige Lehrunion oder dogmatische Verwischung, unterschied sich aber dadurch von allen andern Unionen, daß ihre Gründungs-Urkunde nicht etwa den Consensus formulirte und den Dissensus offen ließ, sondern gerade umgekehrt für die Lehrpunkte, welche zwischen Lutheranern und Calvinisten streitig waren, in fünf Paragraphen gemeinsame Formeln aufstellte, für den übrigen Lehrinhalt aber bloß die Erklärung abgab, daß sie „die symbolischen Bücher in gebührender Achtung halte, jedoch keinen andern Glaubensgrund und Lehrnorm anerkenne, als die heilige Schrift." Dieß war der vielgenannte §. 3, vermöge dessen Pastor Frantz als Läugner der Gottheit Christi, Pastor Gelbert als Läugner der Erbsünde und die Verfasser des alten Katechismus selbst als Läugner der Trinität die treuesten Söhne der pfälzischen Unionskirche zu seyn behaupteten. Ja noch mehr, sie fühlten sich als deren einzig berechtigte Vertreter. Als die zweite Generation der liberalen Laien 1858 den Kaiserslautrer Verein gründete, da war das damalige Organ des Hrn. Schenkel sogar der Meinung: diese heutige Opposition, welche die Erlaubtheit eines reformatorischen Bekenntnisses innerhalb ihrer Kirche zulasse, sei doch immerhin ein wesentlicher Fortschritt im Vergleich zur frühern Opposition, „welche auf eine gesetzliche Unterdrückung des kirchlichen Bekenntnisses in der Pfalz losarbeitete, und ganz entschieden von der Anschauung ausging, daß sie die einzig berechtigte Vertreterin der pfälzischen Union sei, und die Unionsurkunde

gar nicht anders ausgelegt werden dürfe, als in ihrem alles kirchliche Bekenntniß von Grund aus auflösenden, selbst das Apostolicum abrogirenden Geiste"*).

Hienach wird man es sehr erklärlich finden, daß die dem Aufruhr von 1849 gefolgte Reaktion keine dringendere Aufgabe kannte, als die pfälzische Unionskirche mit einer positiv-christlichen Lehrnorm zu versehen; und die Generalsynode von 1843 kam diesem Drang der geistlichen und weltlichen Oberbehörden bereitwilligst entgegen. Sie faßte am 20. Sept. den Beschluß: daß in der Ausgabe der Augsburgischen Confession von 1540 (der sogenannten Variata Melanchthons) der Consensus zwischen den Haupt-Bekenntnißschriften der evangelischen Gesammtkirche Deutschlands sich darstelle, von welcher die vereinigte Kirche der Pfalz einen Theil bilde; sie fügte jedoch die ausdrückliche Clausel bei, „daß durch diese Erklärung eine kirchenpolizeiliche unfrei bindende Verpflichtung auf den Buchstaben der symbolischen Bücher nicht bezweckt werden solle." Faßt man die Deklaration genau in's Auge, so ist es klar, daß die sogenannte hierarchische Partei selbst im Momente ihres vollständigen Sieges noch viel bescheidener war, als die bisherige Opposition: sie wollte zwar das Recht eines christlichen Bekenntnisses in ihrer Kirche gesetzlich verbürgt haben, aber doch auch für die Freien in Frankenthal und Neustadt a. H. ein Schlupfloch offen lassen. Dasselbe war auch so praktisch und geräumig angelegt, daß nicht ein einziger von den geistlichen Rationalisten darin hängen blieb, oder mit der Lehrnorm vom 20. Sept. 1853 in Conflikt gerieth. Allerdings zeigte sich die neue Lehrnorm auch von einer sehr unduldsamen und ausschließlichen Seite, aber nicht gegen die Herren Gelbert und Genossen, sondern gegen die lutherisch gesinnten Unionisten; jene blieben ganz unbehelligt, diese mußten der schönen Pfalz den Rücken kehren.

*) Darmst. K.-Z. vom 12. Febr. 1859.

Die fraglichen Vorgänge sind jetzt um so mehr der Wiedererinnerung werth, als die Opposition, anstatt die milde Nachsicht der Formel von 1853 für das freisinnige Evangelium dankbar anzuerkennen, dieselbe vielmehr mit dem gründlichsten Hasse verfolgt und ihr insbesondere einen Vorwurf daraus macht, daß gerade die Variata von 1540, welche niemals von irgend einer Verzweigung der protestantischen Kirche adoptirt war, der pfälzischen Kirche als Bekenntnißschrift unterlegt worden sei. Die Thatsache ist freilich richtig, aber die Leute, welche sich überhaupt an kein Bekenntniß halten, auch nicht an die nagelneu verglichenen fünf Punkte der Unionsurkunde, haben kein Recht darüber zu klagen. Ihnen ist Nichts, den Lutherischgesinnten hingegen Alles entzogen worden. Für jene hat man eine eigene Ausnahms-Clausel beliebt, gegen diese hat man den verglichenen Dissensus ausdrücklich von Neuem bekräftigt. Als daher erst fünfzehn und dann neun Prediger die Bitte stellten, die reine lutherische Lehre, wenn auch nur ganz inoffensiv und ohne Polemik, vortragen zu dürfen, wurden sie vom Consistorium wie vom Ministerium barsch abgewiesen, weil die strittigen Differenzpunkte von ehemals ein- für allemal beseitigt seien und nicht wieder in's Leben gerufen werden dürften. Es blieb den neun Predigern nichts Anderes übrig, als gegen ihr Gewissen sich zu beugen oder das Land zu verlassen; letzteres zogen drei von ihnen, darunter der wackere Caselmann, mit würdigem Opfermuthe vor. So ist also das Lutherthum und zwar nicht bloß das exclusive, sondern auch das unionsgesinnte*) in der neuen pfälzischen Kirche

*) Zu dieser sozusagen preußischen Unionsrichtung, keineswegs zur altlutherischen Partei zählten die obengenannten Prediger. Separirte Lutheraner gibt es in der ganzen Pfalz nur 13, die Kinder mit eingerechnet, darunter bloß eine in der Provinz selbst gebürtige Familie. Das ist Alles, was von den 90,000 Lutheranern, welche die Pfalz vor der Union zählte, noch übriggeblieben ist,

strengstens verboten und verbannt, während sie für den Rationalismus einen „beruhigenden Zusatz“ in ihre Lehrnorm aufgenommen hat.

Ueberhaupt scheint die Behörde der „dritten oder amalgamirten Kirche“ der Pfalz — so lautete der officiöse Name der Schöpfung vom 20. Sept. 1853 — der frohen Zuversicht gewesen zu seyn, daß in ihr der rechte Mittelweg und Indifferenzpunkt zwischen Ja und Nein gefunden sei. Insbesondere hat das officiöse Organ unter der Redaktion des tonangebenden Consistorialraths Dr. Ebrard aus ihrem mitleidigen Selbstgefühl vermischt mit calvinischer Bitterkeit gegenüber der lutherischen Strömung in anderen Kirchen nie ein Hehl gemacht. Mit schwachverhüllter Schadenfreude hat man der traurigen Niederlage des strengen Lutherthums im diesseitigen Bayern zugesehen. Als der Agendenstreit in Baden entbrannte, sprachen dieselben „Evangelischen Blätter“ aus Speyer von der ganz und gar berechtigten Opposition gegen derlei liturgische Neuerungen und von dem doppelten Unrecht, eine Kirche, welche nicht nur jetzt unirt, sondern auch früher nie streng lutherisch gewesen sei, lutherische Cultusformen aufdrängen zu wollen*). Indeß hat alles Lavieren nichts geholfen; die Opposition findet trotzdem kein gutes Haar an der Speyrer Kirchenregierung, und dieselbe muß jetzt ohne Ausnahme alle Schimpf- und Schlagworte für sich hinnehmen, welche es vor zwei und drei Jahren auf die Herren Harleß und Ullmann geregnet hat, als hätte sie wirklich den „Leo-Hengstenbergischen Apparat“ auch in die Pfalz eingeschwärzt.

Das war freilich vorauszusehen; neu und pikant ist nur die Art, wie die Advokaten der Bewegung von Kaiserslautern

und diese traurigen Reste besuchen den Gottesdienst außer Lands, weil er ihnen im Lande selber bis jetzt hartnäckig versagt worden ist. Nördlinger Freimund vom 17. März 1859.

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 19. Febr. 1859.

s angehen, um der neuen Lehrnorm von 1853 das Brandmal der Oktroyirung aufzudrücken. Sie sagen nämlich, die Generalsynode habe mit ihrem Beschluß vom 20. Sept. nichts weniger als eine dogmatische Definition geben, und also den verfassungsmäßigen §. 3 aufheben wollen, sondern sie habe nur das Resultat einer „geschichtlichen Forschung" festgestellt. Das Ministerium hätte nun der Synode einfach bedeuten sollen, daß ihre historischen Forschungen zwar sehr anerkennenswerth seyn mögen, aber als solche doch niemals Gegenstand einer allerhöchsten Sanktion seyn könnten; anstatt dessen habe die Regierung, natürlich auf Anstiften der Speyrer Behörde, durch Entschließung vom 8. Dec. 1853 dem Ausspruch vom 20. Sept. die Bedeutung eines für die Kirche gültigen Bekenntnißaktes beigelegt, und ihn als neu recipirte Lehrnorm förmlich sanktionirt und vorgeschrieben*). Gewiß eine Interpretation, welcher selbst die Schleinitzische Erläuterung über die Bundesbeschlüsse in Sachen Kurhessens ihre Krone nicht zu rauben vermag! Die Opposition pflegt mit hämischer Absichtlichkeit auf das vom frühern Oberconsistorium herausgegebene Amtshandbuch für Pfarrer hinzuweisen, wo der §. 3 in einer von der kirchlichen Behörde einseitig ausgegangenen Fassung im Text stand, der wirkliche, von der Synode festgesetzte und vom Landesherrn genehmigte Wortlaut**) hingegen mit kleiner Schrift unter den Druckfehlern zu finden war. Jetzt will umgekehrt sie selbst das Kirchengesetz von 1853 unter die Les- und Druckfehler versetzen!

---

*) Vgl. Umbscheiden S. 28. 29. — Von der nämlichen Deutung ging auch schon die große Petition an den König vom März 1858 aus. S. Berliner Protestant. N. 3. vom 27. März 1858.

**) Während dieser die heilige Schrift allein als Lehrnorm aufstellt und den symbolischen Büchern nur „gebührende Achtung" zuerkennt, erklärt jene Fassung die heilige Schrift als den einzigen Glaubensgrund, „zur Lehrnorm aber die allgemeinen Symbola und die beiden Confessionen gemeinschaftlichen symbolischen Bücher."

gewiesen. Am 20. Januar 1860 aber verfügte das Ministerium plötzlich, wohl in Folge der steigenden Agitation, von selbst die Wiederherstellung des im Jahre 1858 nicht genehmigten Theils der Synodalvorlage; dennoch aber wurden die Diöcesansynoden noch am 16. Juli 1860 nach dem alten Bestande einberufen, und dann erst in großer Eile die Wahlen nach der neuen Vorschrift vorgenommen, aus welchen nun die rechtmäßige Generalversammlung entstehen soll. Die Opposition hingegen erklärt: alle die Verfügungen seit dem 8. December 1853 seien als eben so viele Oktroyirungen zu erachten, die Wahlordnungs-Anträge von 1853 hätten nur ganz oder gar nicht bestätigt werden können, seien demnach rechtlich gar nicht mehr vorhanden und eine legale Generalsynode sei fortan nur auf Grund des Wahlgesetzes von 1848 möglich, weil dasselbe nach dem Fall der Versuche von 1853 von selbst wieder in Kraft trete oder vielmehr nie außer Gültigkeit getreten sei*). Man mag nun von dieser Argumentation denken was man will, so ist jedenfalls nicht zu leugnen, daß hier eine Kette höchst auffallender Unregelmäßigkeiten vorliegt, deren erster Beweggrund noch dazu gar nicht zu begreifen ist.

Die Wahlordnung von 1848 trug den radikalen Stempel ihrer Zeit, sie wollte auf je tausend Seelen Einen *Laien als* Vertreter zu den Kirchenversammlungen der Diöcesen beordern, so daß die Zahl der weltlichen Mitglieder sich wie 3 zu 1 gegen die geistlichen verhalten hätte; nicht weniger als zwölf Fakultäts-Gutachten sollen das Gesetz verworfen haben, und als die Behörde von der Generalsynode im Jahre 1853 Aenderungen desselben verlangte, wies sie insbesondere auf das sittliche Aergerniß, daß von einer „ganzen Gallerie" der neuge-

*) „Jenes Wahlgesetz ist aus denselben Gründen nicht aufgehoben, wie die kurhessische Verfassung von 1831, weil nämlich Oktroyirungen nie und nimmer gelten können." Süddeutsche Zeitung vom 19. Jan. 1861.

wählten Presbyter oder Kirchenräthe ausgehe. Die Generalsynode war zu Allem bereit, von ihrem Ausschuß selbst soll der Antrag ausgegangen seyn, daß die Presbyter nicht von der Gemeinde sondern vom Consistorium nach dem Ternarvorschlag gewählt würden, weil „die Pfalz für keinerlei Wahl reif sei.“ So kam denn ein Wahlgesetz zu Stande, welches auch den ausschweifendsten Wünschen der Reaktion genügen zu können schien: die Presbyter durch Cooptation dreifach vorgeschlagen und dann auf pfarrherrlichen Bericht vom Consistorium ausgewählt, die Mitglieder der Diöcesansynoden von diesen Presbyterien vorgeschlagen und gleichfalls vom Consistorium ernannt; aus den Diöcesansynoden endlich sollte die Generalsynode hervorgehen und zu zwei Drittheilen aus Geistlichen bestehen, darunter die Dekane von Amtswegen. Nur in Einem Punkte ging der Beschluß von 1853 nicht auf die volle Strenge des Wahlgesetzes von 1818 zurück, indem er dem Laien-Element nicht bloß ein Drittel sondern die Hälfte der Stimmen an den Diöcesansynoden einräumte; und hier war es eben wo die Staatsregierung oktroyirend eingreifen zu müssen glaubte — ohne alle Noth wie die Erfahrung bewiesen zu haben scheint, aber nicht ohne die ganze Zukunft der kirchlichen Besserung in der Pfalz zu riskiren wie die Gegenwart zeigt.

Wer zu Oktroyirungen greifen will, der muß wenigstens das volle Bewußtseyn derselben und den Muth besitzen sie unter allen Umständen aufrecht halten zu müssen; in der Pfalz hat man hingegen aus dem letzten Münchener Rescript vom 26. Januar die Geneigtheit herausgelesen, sogar eine constituirende Synode vorzubereiten, was man der einfachen Rückkehr zum Wahlgesetz von 1848 noch vorzöge, da das Sündenbekenntniß des öffentlichen Rechtsbruchs aus einer solchen Maßregel natürlich am eklatantesten hervorträte. Inwieferne aber die weltliche Gewalt, nachdem sie zwei Jahre lang mit ziemlicher Festigkeit Stand gehalten, jetzt an der

Soll die neue Lehrnorm von 1853 oktroyirt seyn und ist die gesetzliche Eigenschaft der gleichzeitig beschlossenen Wahlordnung in der That sehr zweifelhaft, so bliebe demnach von den großen Rettungsthaten jener merkwürdigen Generalsynode nur mehr eine übrig: der neue Katechismus. Ueber diese mit dem breitesten Amalgamirungs-Pinsel des Herrn Dr. Ebrard gefertigte Tüncherarbeit waren die confessionell Gesinnten entsetzt, und ebenso hat ihn auch die alte Opposition zwar ohne thatsächliches Widerstreben aber mit entschiedenem innern, vielfältig auch geäußerten Widerwillen hingenommen*). Indeß läßt sich der Katechismus vom legalen Standpunkte aus nicht anfechten, denn er ist ordnungsmäßig sanktionirt und die Generalsynode von 1853 selbst kann man nicht wie die von 1857, welcher das Gesangbuch entstammt, der Illegalität zeihen. Was aber diese Rechtswohlthaten dem Katechismus helfen werden, das ist eine andere Frage. Wenn einmal das neue Gesangbuch wieder abgeschafft und die neue Lehrnorm rückgängig gemacht ist, dann hat auch jenes Lehrbuch allen Boden verloren, und die pfälzische Kirche kann ihn so wenig beibehalten als ihre Pastoren Röcke von zweierlei Farbe tragen.

Der ganze Erfolg hängt somit von der Zusammensetzung der Generalsynode ab, und gerade an diesem Punkte hat sich das Kirchenregiment leider die bedenklichsten Blößen gegeben. Der Streit gegen das Gesangbuch ist bald genug in den Streit gegen die neue Wahlordnung übergegangen, und wir vermögen zur Zeit nicht abzusehen, mit welchen Gründen die Regierung ihre Legalität aufrecht halten wird. Hätte sie das neue Wahlgesetz so, wie es von der Generalsynode 1853 berathen und angenommen wurde — und man konnte mit diesem Vorschlag wahrhaftig sehr wohl zufrieden seyn — einfach bestätigt, so bestünde das Werk der Generalsynode von 1857 wenigstens in unanstreitbarer Gesetzlich-

*) Darmst. K.-Z. vom 30. April 1859.

keit, und die Gewährung des jüngsten Rescripts vom 26. Januar d. Js. bezüglich „der Modifikation der bestehenden Wahlordnung überhaupt und namentlich der Zulässigkeit der Gleichstellung des geistlichen und weltlichen Elements in der Generalsynode" — wäre eine Concession, bei welcher man begnügt seyn müßte. Es steht aber leider ganz anders, und ist zu befürchten, daß die Opposition da wo sie ihr Recht fordern zu können glaubt, Concessionen zurückweisen und widrigenfalls auch der bevorstehenden Generalsynode die Legalität absprechen wird. Ihr gewandtester Advokat erklärt auch zum vorhinein: „wenn man nicht hinter die zwei Schöpfungen von 1853 (die Symbolisirung nämlich und das Wahlgesetz) zurückgeben wolle, so bleibe der gesetzliche Boden für das Verfassungsleben der unirten Kirche der Pfalz für immer verloren"*).

Natürlich sind es die Freunde der Wahlordnung von 1848, welche die Ungültigkeit der Wahlordnung von 1853 behaupten und ihren Beweis auf die Thatsache gründen, daß die letztere nicht nach dem ursprünglichen Vorschlag der Generalsynode allerhöchst bestätigt worden sei, sondern erst nachdem die Regierung ein wesentliches Stück aus dem Antrag derselben herausgenommen und dafür eine andere Fassung einseitig eingeschoben hatte. Die Aenderung betraf die Zusammensetzung der Diöcesansynoden, aus welchen die Generalsynode gewählt wird, und bestand hauptsächlich darin, daß nach dem Antrag der gesetzgebenden Versammlung die Zahl der geistlichen und der weltlichen Mitglieder gleich seyn, nach der Fassung der königlichen Sanktion vom 8. December 1853 aber doppelt so viel geistliche als weltliche Mitglieder in den Diöcesansynoden sitzen sollten. Als die Generalsynode von 1857 selbst um die Herstellung des ursprünglichen Antrags nachsuchte, wurde sie damit unterm 2. Juli 1858 ausdrücklich ab-

*) Umbscheiden a. a. O. S. 29.

gewiesen. Am 20. Januar 1860 aber verfügte das Ministerium plötzlich, wohl in Folge der steigenden Agitation, von selbst die Wiederherstellung des im Jahre 1858 nicht genehmigten Theils der Synodalvorlage; dennoch aber wurden die Diöcesansynoden noch am 16. Juli 1860 nach dem alten Bestande einberufen, und dann erst in großer Eile die Wahlen nach der neuen Vorschrift vorgenommen, aus welchen nun die rechtmäßige Generalversammlung entstehen soll. Die Opposition hingegen erklärt: alle die Verfügungen seit dem 8. December 1853 seien als eben so viele Oktroyirungen zu erachten, die Wahlordnungs-Anträge von 1853 hätten nur ganz oder gar nicht bestätigt werden können, seien demnach rechtlich gar nicht mehr vorhanden und eine legale Generalsynode sei fortan nur auf Grund des Wahlgesetzes von 1848 möglich, weil dasselbe nach dem Fall der Versuche von 1853 von selbst wieder in Kraft trete oder vielmehr nie außer Gültigkeit getreten sei*). Man mag nun von dieser Argumentation denken was man will, so ist jedenfalls nicht zu leugnen, daß hier eine Kette höchst auffallender Unregelmäßigkeiten vorliegt, deren erster Beweggrund noch dazu gar nicht zu begreifen ist.

Die Wahlordnung von 1848 trug den radikalen Stempel ihrer Zeit, sie wollte auf je tausend Seelen Einen Laien als Vertreter zu den Kirchenversammlungen der Diöcesen beordern, so daß die Zahl der weltlichen Mitglieder sich wie 3 zu 1 gegen die geistlichen verhalten hätte; nicht weniger als zwölf Fakultäts-Gutachten sollen das Gesetz verworfen haben, und als die Behörde von der Generalsynode im Jahre 1853 Aenderungen desselben verlangte, wies sie insbesondere auf das sittliche Aergerniß, daß von einer „ganzen Gallerie" der neuge-

*) „Jenes Wahlgesetz ist aus denselben Gründen nicht aufgehoben, wie die kurhessische Verfassung von 1831, weil nämlich Oktroyirungen nie und nimmer gelten können." Süddeutsche Zeitung vom 19. Jan. 1861.

wählten Presbyter oder Kirchenräthe ausgehe. Die Generalsynode war zu Allem bereit, von ihrem Ausschuß selbst soll der Antrag ausgegangen seyn, daß die Presbyter nicht von der Gemeinde sondern vom Consistorium nach dem Ternarvorschlag gewählt würden, weil „die Pfalz für keinerlei Wahl reif sei." So kam denn ein Wahlgesetz zu Stande, welches auch den ausschweifendsten Wünschen der Reaktion genügen zu können schien: die Presbyter durch Cooptation dreifach vorgeschlagen und dann auf pfarrherrlichen Bericht vom Consistorium ausgewählt, die Mitglieder der Diöcesansynoden von diesen Presbyterien vorgeschlagen und gleichfalls vom Consistorium ernannt; aus den Diöcesansynoden endlich sollte die Generalsynode hervorgehen und zu zwei Drittheilen aus Geistlichen bestehen, darunter die Dekane von Amtswegen. Nur in Einem Punkte ging der Beschluß von 1853 nicht auf die volle Strenge des Wahlgesetzes von 1818 zurück, indem er dem Laien-Element nicht bloß ein Drittel sondern die Hälfte der Stimmen an den Diöcesansynoden einräumte; und hier war es eben wo die Staatsregierung oktroyirend eingreifen zu müssen glaubte — ohne alle Noth wie die Erfahrung bewiesen zu haben scheint, aber nicht ohne die ganze Zukunft der kirchlichen Besserung in der Pfalz zu riskiren wie die Gegenwart zeigt.

Wer zu Oktroyirungen greifen will, der muß wenigstens das volle Bewußtseyn derselben und den Muth besitzen sie unter allen Umständen aufrecht halten zu müssen; in der Pfalz hat man hingegen aus dem letzten Münchener Rescript vom 26. Januar die Geneigtheit herausgelesen, sogar eine constituirende Synode vorzubereiten, was man der einfachen Rückkehr zum Wahlgesetz von 1848 noch vorzöge, da das Sündenbekenntniß des öffentlichen Rechtsbruchs aus einer solchen Maßregel natürlich am eklatantesten hervorträte. Inwieferne aber die weltliche Gewalt, nachdem sie zwei Jahre lang mit ziemlicher Festigkeit Stand gehalten, jetzt an den

schiefen Fläche des Nachgebens um jeden Preis angekommen ist oder nicht — wird am besten aus dem Gang des eigentlichen Gesangbuchstreits im engern Sinn erhellen, mit dessen Darstellung wir unsere Betrachtung schließen wollen.

Das neue Gesangbuch ist bei der Generalsynode vom September 1857 zur Vorlage gekommen, dieselbe wird aber von der Opposition aus den angeführten Gründen als ein völlig illegal gebildeter Körper, und alles, was ihr seinen Ursprung verdankt, als gänzlich nichtig und wirkungslos erklärt, somit vor Allem das neue Gesangbuch. Selbst abgesehen jedoch von der Legalität der Synode ziehen die Gegner eine Reihe von Unregelmäßigkeiten gegen das Gesangbuch an, welche vor dem constitutionellen Richterstuhl allerdings nur schwer bestehen werden, und daß dieser Richterstuhl die volle Competenz in den pfälzischen Kirchensachen besitze, wird von keiner Seite in Abrede gestellt.

Zunächst hat das Gesangbuch als solches der Synode, welche nach §. 17 allein das Recht hat an den liturgischen Schriften der Kirche Aenderungen vorzunehmen, gar nicht vorgelegen; sondern es wurde ihr bloß ein im Ganzen etwa 500 Lieder umfassender Entwurf unterbreitet, und nachdem sie verfügt hatte, daß die Arbeit nochmals einer namentlich auch auf die „sprachlichen Härten und anstößigen Stellen“ bezüglichen Revision unterworfen und dann noch „eine Anzahl weiterer Lieder“ aus den neu eröffneten Quellen, wenn sich solche von vorzüglichem Werthe fänden, beigefügt werden sollte — erschien im nächsten Jahre das gedruckte Gesangbuch mit 961 Liedern, von welchen also fast die Hälfte der Synode nicht zu Gesicht gekommen war. Nun behauptet die gegnerische Jurisprudenz, daß auch hierin eine Art Oktroyirung liege, da keine Repräsentativ-Versammlung das ihr gegebene Mandat in solcher Weise auf dritte Personen übertragen könne. Und was den Verdacht des absichtlichen Verfassungs-Bruchs noch bestärke, das sei das dem Gesangbuch angehängte und

beigebundene Gebetbuch, welches der constitutionellen Erwägung der Synode gar nicht unterstellt worden war, von höchster Stelle aber unter dem 2. Juli 1858 mit den Warten genehmigt zu seyn scheint: „die zurückfolgenden Lieder und Gebete in das Gesangbuch aufzunehmen." Sonach ist es nahezu gewiß, daß die tiefgebeugte Unionskirche der Pfalz zu allem andern Unheil hin auch noch an einem — „oktroyirten Gebetbuch" leidet.*)

Offenbar war es der Generalsynode selbst bei der kritischen Gesangbuchs-Sache keineswegs wohl zu Muthe, und um sich aus der schwülen Lage hinauszuversetzen, beschloß sie endlich: „vorderhand es den einzelnen Presbyterien zu überlassen, ob sie das neue Gesangbuch sofort oder zu einer geeignet erscheinenden Zeit in ihren Gemeinden einführen wollten, dagegen der Generalsynode von 1861 die Bestimmung der Frist anheimzugeben, nach deren Ablauf das bisherige Gesangbuch überall außer Gebrauch gesetzt werden sollte." Nun lag aber der kirchlichen Behörde augenscheinlich viel daran, mit möglichst vollbrachter Thatsache vor die künftige Synode zu treten, und ihr Verfahren unterschied sich in der That wenig von einer allgemeinen und obligaten Einführung des neuen Kirchenbuchs. Ja, während dieselbe von der Synode vorerst in die freie Wahl der Presbyterien gestellt worden war, untersagte ein Consistorialerlaß vom 2. April 1857 den nämlichen Presbyterien die Einmischung in die Gesangbuchsfrage und verbot den Pfarrern an derlei „unerlaubten Schritten" der kirchlichen Gemeinde-Vertreter theilzunehmen. Die weltlichen Mitglieder einzelner Presbyterien, welche sich später renitent oder rückfällig erwiesen, wurden ohne weiters abgesetzt**), und als der Pfarrer Schmitt zu Mörzheim an einer außer-

*) Vgl. Umbscheiden S. 68.

**) S. Umbscheiden S. 53 ff. — Es kam nämlich nicht selten der

amtlichen Versammlung solcher Kirchenräthe sich betheiligte, traf ihn am 2. Juli 1857 die Strafe der Dienstentlassung mit einem bloßen Sustentationsgehalt.

Wenn im Verlaufe des Streits häufig der Vorwurf auftauchte, daß man die vor der Synode noch gar nicht anberaumte und völlig freigegebene Einführung des Buchs zwangsweise durchsetzen wolle, so ist dieß von den eben angeführten Thatsachen zu verstehen, welche zugleich das Maß der Unregelmäßigkeiten vollmachten und das erwünschte Material zu den zahlreichen Beschwerdeschriften der Opposition geliefert haben. Dieselben sind somit alle über Einen Leist geschlagen und wurden vom Cultusministerium bis zum Anfang des laufenden Jahres ebenso gleichmäßig, und zwar dem Vernehmen nach ohne Angabe von Gründen, abgewiesen. Erst das Rescript vom 8. Januar d. Js. läßt sich auf eine motivirte Abweisung ein, und am 26. desselben Monats geschah der erste Schritt zum Rückzug.

Wären der Opposition nicht jene bedauerlichen Zwischenfälle zu statten gekommen, so hätte sie vom neuen Gesangbuch selbst eine eingehendere Kritik liefern müssen und dabei wären ohne Zweifel interessante Spannungen zum Vorschein getreten. Schon stritten sich die Stimmführer von Neustadt und verwandten Orten mit Herrn Ebrard, ob die große Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein mit der pfälzischen Unionsurkunde verträglich sei, und sie behaupteten, Christus der Herr sei selber ein guter „Pelagianer“ gewesen, wie sein Eifer gegen den todten Glauben genugsam beweise. Sie beklagten sich über die veralteten Ausdrücke, die Härten und Unverständlichkeiten des Gesangbuches, darunter verstanden sie aber insbesondere die Namen Hölle und Teufel, Engel

Fall vor, daß Presbyterien ihren frühern Einführungs-Beschluß später wieder zurücknahmen.

und böse Geister. „Das war ja“, sagen sie, „in holperigen Reimen jene ganze finstere intolerante Dogmatik, auf deren Beseitigung man so lange stolz gewesen, da ging der Teufel zähnefletschend umher, den man todt und begraben gewähnt, da prasselten die Höllenflammen gar nicht mehr bildlich, kurz das ganze Buch roch nach Moder und Schwefel“*). Das liebe alte Gesangbuch duftete hingegen wie Kölnisch-Wasser und Veilchen-Pommade; nur etwa zwanzig Lieder desselben, sagt ein pfälzischer Pastor, seien derart gewesen, daß man sie ohne Gewissensdruck habe brauchen können, weßhalb sie auch in den Kirchen gläubiger Geistlichen jahraus jahrein gesungen worden seien**). Nichtsdestoweniger hat die Generalsynode selbst noch bestimmt, daß möglichst viele Lieder aus dem alten Werk in das neue aufgenommen würden; das Consistorium versicherte ganz nach den Grundsätzen des Bunsen'schen Liederbuchs gearbeitet zu haben, und in der That machte man es der Redaktion von der andern Seite zum schweren Vorwurf, daß sie die alten Kampf- und Trutzlieder in traurigster Weise verstümmelt, ganze Stellen weggelassen und selbst in den Liedern Luthers Veränderungen vorgenommen habe, um dem Zeitgeiste und nebenbei auch dem reformirten Parteigeiste der amalgamirten Kirche zu huldigen. Wirklich ist zwischen dem neuen pfälzischen und dem neuen bayerischen Gesangbuch ein großer und principieller Unterschied***). Auch die süßelnde Armsünder-Theologie der pietistisch-herrnhutischen Dichterschule hat sich manchen Censurstrich gefallen lassen müssen, man hat nicht nur den „Sündenlümmel“ sondern auch den „Sündenschlamm“ aus dem Wege geräumt; wenn dennoch manche anzüglichen Schlüpfrigkeiten („Die Braut ist durch den Vorhang gangen“ 2c. und dergleichen) stehen geblieben sind, so be-

*) Süddeutsche Zeitung vom 28. Dec. 1860.

**) Halle'sches Volksblatt vom 13. Juni 1860.

***) Kliefoth und Mejer kirchliche Zeitschrift 1859. I. 46. 55.

weist dieß nur, daß man endlich keine andere Wahl mehr hatte.

Kurz, die Speyerer Redaktion hat ihr Möglichstes gethan, um nur ja nirgends anzustoßen; wenn sie dennoch vollständig Fiasko machte, so liegt die Schuld nicht etwa an einem herausfordernden Benehmen von ihrer Seite, sondern in der unabänderlichen Thatsache, daß es zwischen Ja und Nein nun einmal keine Vermittlung gibt, und das protestantische Bewußtseyn der eigenen Kirche nur ganz ausnahmsweise irgend ein Recht der Objektivität und dreihundertjährigen Unveränderlichkeit zugesteht*). Dieselbe Triebfeder wird man auf dem tiefern Grund aller neuesten Gesangbuchswirren finden, nicht nur der pfälzischen.

Der Confessionalismus ist in der Pfalz völlig erloschen und auch der Pietismus hat nur wenig Anhang unter dem Volke. So muß man sich über die ersten Erfolge des Consistoriums eigentlich noch wundern. Obgleich der Adressensturm schon im Jahre 1856 seinen Anfang nahm, und obschon die Beschwerdeschrift vom 7. September 1857 bereits behauptete: der Kirchenbesuch, kaum wieder in Aufschwung gekommen, mindere sich, die religiöse Gleichgültigkeit gewinne täglich an Boden, Greise von tiefer Religiosität zögen sich mit Schmerz von Kirche und Altar zurück — so wollte doch die Behörde noch geraume Zeit hindurch nicht an den Ernst der Sache glauben. Sie hielt die steigende Aufregung für einen künstlich erzeugten und vorübergehenden Versuch der Böswilligen und wies auf das Faktum hin, daß die erste 40,000 Exemplare betragende Auflage des neuen Gesangbuchs im December 1859

*) Man muß es daher nicht gerade für eine Farce ansehen, wenn z. B. der Protest von 500 Familienvätern zu Neustadt a. H. erklärt: „Wir können unmöglich die schmachvolle Heuchelei begehen, unsere Ueberzeugung zu verläugnen und das Buch zum Schein der Andacht zu nehmen, das uns zum Aegerniß ist.“ Darmst.-K.-Z. vom 19. Nov. 1859.

bereits vergriffen war und die fortwährende Nachfrage zwei neue Auflagen zu gleicher Zeit nöthig zu machen schien, daß das Buch in fünf Dekanaten bei allen Gemeinden mit Ausnahme von Einer oder zweien unbeanstandet im Gebrauche sei, und in andern Bezirken wenigstens ein Bruchtheil der Gemeinden es eingeführt habe*).

Freilich lagen bereits zahlreiche Proteste gegen die Einführungs-Beschlüsse der Presbyterien aus den Gemeinden derselben vor; einzelne Presbyterien hatten ihre Zusagen wieder zurückgenommen und das seit Monaten gebrauchte Gesangbuch wieder abgeschafft; ja es kam sogar der Fall vor, daß die Beamten der Civilgemeinde dasselbe in den Häusern confisciren ließen; auch in den Schulen demonstrirten die Kinder und schon war der giftige Streit über den Gebrauch des Gesangbuchs beim Confirmanden-Unterricht entbrannt; die Presbyterien zweier Städte hatten dem pfälzischen Missionsfest ihre Kirchen versagt, weil dabei die neuen und nicht die alten Lieder gesungen werden sollten; überhaupt hatte der im Oktober 1858 gegründete „Protestantische Verein“ und sein gleichzeitig entstandenes Organ, der hochrothe „Pfälzer-Kurier“, mit ihren Hetzereien**) bereits die unverkennbare Oberhand gewonnen. Die geistliche Behörde aber war immer noch guten Muths, hauptsächlich, wie es scheint, weil sie auf die unerschütterliche Beharrlichkeit der Staatsgewalt rechnete.

Das Ministerium fuhr in der That fort, die Einführung des Buchs als „eine rechtlich feststehende, lediglich der vollen Durchführung bedürfende Thatsache“ zu behandeln. Auch die

*) Vgl. Allg. Zeitung vom 30. Juni 1860; Darmst. K.-Z. vom 10. März 1860.

**) So machte man den guten Pfälzern weis, das neue Gesangbuch enthalte auffallend viele „katholischen Lieder“; die Bauern faßte man bei dem kitzlichen Geldpunkt: wozu die unnöthige Ausgabe u. s. w.

Kreisregierung hatte am 16. März 1859 ein sehr scharfes Rescript gegen die „ungesetzlichen Agitationen" des protestantischen Vereins und insbesondere gegen die „durch die Vorspiegelung einzelner oppositionssüchtigen Individuen" bewirkten Adressen an die Presbyterien erlassen. Am 1. Februar 1860 äußerte sich aber die Kreisregierung wiederum, indem sie die Beschwerden wegen Einführung des Gesangbuchs in die Schulen abwies, jedoch zugleich gegen ein zu rasches Vorschreiten in dieser Sache sich aussprach, da es nicht die allerhöchste Absicht sei, „die Anschaffung des Gesangbuches dermalen unbedingt und augenblicklich durch Anwendung von Zwangsmaßregeln zu bewirken." Zwar entschieden schon am 21. und 28. April 1860 zwei neue Ministerialrescripte in Betreff der Renitenz in den Schulen im Sinne des Consistoriums; es wird aber von verschiedenen Seiten berichtet, daß jenes vorübergehende Schwanken der Speyerer-Regierung die unheilvollsten Folgen gehabt und das ermattende Feuer der Agitation von neuem angeblasen habe.*)

Was indeß dem Fasse vollends den Boden ausschlug, war die gleich darauf veranstaltete Conferenz pfälzischer Geistlichen zu Kaiserslautern vom 29. Februar 1860. Nicht weniger als 86 Prediger sprachen hier dem Consistorium und dem Gesangbuch ihre vollste Anhänglichkeit aus; sie bezeichneten den tobenden Widerstand, ganz conform mit dem Präsidialerlaß vom 16. März, als eine „planmäßige Agitation" und sie baten um eine Erläuterung des Präsidialerlasses vom 1. Februar, indem sie für das Recht der Kirche, die gesetzlich eingeführten Mittel des religiösen Unterrichts auch disciplinarisch zu handhaben, entschiedene Verwahrung einlegten. Die Versammlung wollte ihr Votum als ein Wort zum „Frieden"

---

*) Darmst. K.-Z. vom 10. März 1860, 26. Jan. 1861; Berliner Prot.-kant.-K.-Z. vom 22. Okt. 1859, 3. März 1860; Halle'sches Volksblatt vom 13. Juni 1860.

angesehen wissen, sie hatte aber die Gegner des Gesangbuchs unumwunden mit den Gegnern des „positiven Christenthums“ identificirt. Ihre Erklärung wurde nachträglich auch den abwesenden Amtsbrüdern vorgelegt und von nicht weniger als 227 unterzeichnet, während die Pfalz überhaupt nur 242 protestantische Pfarrstellen zählt — ein Resultat welches selbst die Opposition überraschte und „allgemeines Erstaunen“ verbreitete, zugleich aber die Ueberzeugung befestigte, daß nun die „Kluft zwischen den Geistlichen und den Gemeinden vollendet“ und die Unionskirche der Pfalz in zwei feindliche Lager auseinander gegangen sei: in dem einen die Prediger ohne Laien, in dem andern die Laien ohne Prediger. In der That hat der sogenannte Gesangbuchstreit seitdem die grellste Gestalt eines Kampfs des allgemeinen Priesterthums gegen das kirchliche Amt angenommen.

In Folge eines fulminanten Aufrufs gegen die „Geistlichen-Versammlung“, von welcher die ärgsten Verdächtigungen und der feindseligste Ausfall gegen alle selbstständige Regung der Gemeinden in kirchlichen Dingen, die tiefste Verletzung der Gewissenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit ausgegangen sei, fand schon am 22. April die große Protestanten-Versammlung zu Kaiserslautern statt. An 5000 Personen, darunter abermals mit Ausnahme des ehemaligen Pfarrers Frantz kein einziger Geistlicher, versammelten sich in demselben Lokale, wo die Prediger getagt hatten. Es ging dabei gut freigemeindlerisch zu; so oft der Christusläugner Frantz den Mund öffnete, salutirte ihn ein donnerndes Hoch, und ein festlicher Ball schloß die Berathung — ein „tanzendes Concil“, wie die hart mitgenommenen Prediger spotteten. Die eigentlichen Resultate aber waren 1) die Niedersetzung eines permanenten Unionsurkunden-Vertheidigungs-Ausschusses oder einer Art von provisorischer Kirchenregierung, welche auf den Antrag des Herrn Frantz beschlossen wurde, und eben jetzt über die königlichen Rescripte in Sachen der pfälzischen Union zu Gericht sitzt; 2) die große

Adresse an den König, welche hauptsächlich die Alleingültigkeit des Wahlgesetzes von 1848 betont, und durch nachträgliche Verbreitung sowie durch Prokuratie 30,000 Unterschriften erlangt haben soll*). Diese Eingabe vom 22. April 1860 ist es, welche durch Ministerialerlaß vom 8. Januar 1861 beantwortet und abgewiesen worden ist.

Außerdem aber hatte die Versammlung nicht nur die Entfernung mehrerer „höhern Kirchenbeamten" namentlich beantragt, sondern insbesondere erklärt, daß die Geistlichen, welche mit den in der Pfälzer-Union allein gültigen „Religionsbüchern" von 1818 und 21 nicht zufrieden seien, sich eine andere Gemeinschaft suchen möchten, denn „wir erkennen nur diejenigen als unsere Kirchengenossen an, welche diesen Grundsätzen gemäß lehren, wirken und handeln"**). Man muß diese Erklärung wohl in's Auge fassen. Wir haben oben gesehen, daß Herr Dr. Schenkel die heutige Opposition in der Pfalz noch kurz vorher höchlich belobt hatte, weil sie nur mehr die Mitberechtigung ihrer alles Christenthum auflösenden Tendenz, nicht aber gleich der frühern Opposition deren Alleinberechtigung und die gesetzliche Unterdrückung des christlichen Bekenntnisses in der pfälzischen Kirche verlange. Als sich der „Protestantische Verein" im Oktober 1858 zu Kaiserslautern zum erstenmale constituirte, da konnte man sich in der That dieser Täuschung noch hingeben. So zahm trat die neue Schöpfung anfänglich auf, daß sie wirklich nur als ein Seitenstück zum „Evangelischen Verein" des bekannten Pfarrer Schiller erschien. Herr Schiller hat zwei Rettungshäuser für verwahrloste Kinder gegründet, der Verein beschloß solche

*) Dabei soll es mitunter freilich ganz neapolitanisch zugegangen seyn, namentlich auch Drohungen mit der Kündigung von Kapitalien, Kundschaften und dergleichen eine große Rolle gespielt haben.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 28. April 1860; Darmst. K.-Z. vom 28. April und 2. Mai 1860.

Kinder bei guten Familien unterzubringen; Herr Schiller ist ein gewaltiger Traktaten- und Kalendermann, der Verein beschloß auch gute Bücher zu verbreiten; Herr Schiller ist der Herold des Retschervereins, der neue Verein beschloß das 50-jährige Unions-Jubiläum vorzubereiten. Wie harmlos! Man wunderte sich wie es nur möglich sei, daß ein so schöner Verein bloß aus Laien bestehen und keinen einzigen amtirenden Geistlichen in seiner Mitte zählen könne. Als das Organ des Herrn Dr Ebrard und das der lutherisch gesinnten Fraktion, die „Evangelischen Blätter" und der „Kirchenbote", in Nachweisen miteinander wetteiferten, daß nichts anderes als der alte lichtfreundliche Rongeanismus hinter dem Verein stecke, und als die ersteren endlich gar die Frage aufwarfen: warum diese Leute sich nicht offen und ehrlich von der Kirche abwendeten, der sie in ihrem Herzen doch schon längst entfremdet seien? — da war großer Jammer über ein solches Unmaß verketzernder Intoleranz*). Aber siehe da! es steht kaum zwei Jahre an, so kehrt der „Protestantische Verein" den Speiß um, und erklärt in seiner Generalconferenz vom 22. April 1860: allerdings muß der eine oder der andere Theil aus der Kirche hinaus, aber nicht wir sondern ihr!

Es ist schwer, die Zustände zu schildern, welche von nun an über die protestantische Pfalz hereinbrachen. Das Ministerialrescript vom 8. Jan. d. Js. bezeichnet zwar die Angabe, daß die weitaus größte Mehrheit zu den Renitenten zähle, als übertrieben, aber die Thatsachen sind doch arg genug. Leere Kirchen, trotzige Absagebriefe an die Pastoren, unterlassene Taufen, Beerdigungen ohne Geistliche, welche dann um so zahlreicher begleitet wurden, vom Abendmahlstisch zurückgewiesene Verächter der neuen Lieder, förmliche Störung des Gottesdienstes, indem die Einen aus dem alten Ge-

*) Darmst. K. Z. vom 12. Febr. und 30. April 1859.

sangbuch brüllten, während die Andern aus dem neuen sangen — es ekelt uns alle die Qualen zu detailliren, welche die armen Prediger über sich ergehen lassen mußten, wo das Unglücksbuch durch Presbyterial-Beschluß einmal eingeführt war und somit nach Vorschrift im Gebrauch zu bleiben hatte, gegen den Willen des größern oder geringern Theils der Gemeinden, nicht selten auch der von ihrem eigenem Beschluß zurückgetretenen Presbyterien selbst. Wohl half sich dann und wann ein Pastor, indem er nur die aus dem alten in das neue Werk aufgenommenen Lieder singen ließ, oder gar nur ein Lied von der Kanzel ablas; aber keiner durfte das einmal eingeführte Gesangbuch wieder außer Gebrauch setzen, bis jetzt endlich das Rescript vom 26. Januar diese Fakultät zu ertheilen scheint.

Den bedenklichsten und widerlichsten Charakter nahm die Organisation des passiven Widerstandes in den Schulen an. Im Mai 1859 wurde die Einführung des neuen Gesangbuchs bei den sämmtlichen Unterrichtsanstalten für nächstes Winter-Semester von Oben her verordnet, ohne hierin den Presbyterien eine Entscheidung zuzugestehen. Kaum hatte das Schul-Jahr begonnen, so widerhallten Volks- und Lateinschulen von Klagen über Einsperrung von Kindern, Strafgeldern für die Eltern, Zurückweisung von Zöglingen, weil die Väter ihnen nicht nur das neue Gesangbuch nicht anschafften, sondern auch Lieder daraus zu lernen untersagten. „Selbst arme Kinder, welche die Gesangbücher unentgeldlich erhielten, gaben sie wieder zurück; der Lehrer schrieb ein Lied zum Abschreiben und Auswendiglernen an die Tafel; die Eltern überlieferten, wie Luther die päpstliche Bulle (!) das Geschriebene dem Flammentod“*). Die Stadträthe zeichneten sich auch hier wieder aus; sie verweigerten die Anträge der Schulcommissionen, die Ge-

---

*) Berliner Protestant. N. 3. vom 21. Jan. 1860.

sangbücher für die Armenkinder zu beschaffen. In den höhern Schulen wurden renitente Zöglinge einfach fortgeschickt; wegen der in der Volksschule gegen die Kinder verhängten Strafen kam es an einem Orte zum förmlichen Bauerntumult. Der Scandal erstieg den Höhepunkt, als die Pfarrer sich genöthigt sahen, diejenigen Kinder, welche in Folge elterlichen Verbots kein neues Gesangbuch anrühren durften, auch von der Confirmation auszuschließen.

Was that die Regierung diesen wohlfeilen Heldenthaten der Opposition gegenüber? Das Speyrer Präsidium hatte, wie bereits erwähnt, schon am 1. Febr. 1860 zum Rückzug geblasen. Darauf erließ das Landcommissariat Neustadt, mit Umgehung der Distrikts-Schulinspektion, durch das Bürgermeisteramt an die protestantischen Lehrer die Weisung, gegen keinen Schüler wegen Renitenz bezüglich der Gesangbuchlieder strafend einzuschreiten. Aber schon am 21. April 1860 gelangte eine strenge Rüge dieser Eigenmächtigkeit aus München nach Speyer, wobei zugleich die Autorität der (kirchlichen) Schulinspektion vollkommen gewahrt wurde, und ein neuer Erlaß vom 28. April bestimmte, daß in allen Gemeinden, wo das Gesangbuch durch die Presbyterien kirchlich eingeführt sei, auch der gleichmäßige Gebrauch desselben in den deutschen Schulen keinem Zweifel unterliege.

Die Consistorial-Partei ward durch diese Verfügungen natürlich sehr beruhigt, und andere Umstände bestärkten ihre Zuversicht in den unerschütterlichen Beistand der Regierung. Die Deputation, welche von der großen Kaiserslautrer Versammlung an den König gesandt war, hatte keine Audienz erlangt und ihre Adresse blieb unbeantwortet. Als der Monarch im Monat Juni persönlich die Pfalz besuchte, soll die Deputation abermals abgewiesen und erst auf einem Umweg zur Vorstellung gekommen seyn, wobei der anwesende Regierungs-Präsident sie auf den Widerspruch hingewiesen habe, daß sie auf Grund der Vereinigung von 1818 zu stehen ver-

ron'schen Stücken vorausgehenden Loas unübersetzt gelassen worden.

Wie wir Katholiken überhaupt so lange Zeit die Schätze von Kunst und Literatur, den Geist und Werth so vieler Institute der Vorzeit, welche alle aus dem Boden der Kirche hervorgegangen sind, nicht gekannt oder mißkannt und vernachläßigt haben, so ist es auch mit den Werken des großen katholischen Dichters Calderon gegangen, welcher doch, wie Dante, nicht seinem Vaterlande allein, sondern der ganzen katholischen Welt angehört. Ein protestantischer Gelehrter, August Wilhelm Schlegel, hat uns Deutsche zuerst auf Calderons Werke in gehöriger Weise aufmerksam gemacht, und deren Werth gewürdigt. Seitdem haben noch andere ausgezeichnete Literarhistoriker und Kritiker derselben Confession sowohl für die Kenntniß und Anerkennung der dramatischen Werke Calderons überhaupt, als insbesondere auch dieser Autos sacramentales gewirkt; so der gelehrte Amerikaner Ticknor in seiner Geschichte der schönen Literatur Spaniens, und Friedr. von Schack in seiner trefflichen Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur Spaniens. Und doch hat derjenige, welcher im katholischen Glauben geboren und erzogen worden ist, welcher auf dem Boden katholischer Anschauungen und einer lebendigen Theilnahme an dem Cultus der katholischen Kirche steht, ein viel leichteres und mehr unmittelbares Verständniß der Werke des katholischen spanischen Dichters vor demjenigen, welcher nicht Katholik ist, voraus. Aber man hat nun auch katholischer Seits in der neuern Zeit sich bemüht, Calderons Frohnleichnamsfestspiele auf deutschen Boden zu verpflanzen und ihnen gebührende Anerkennung zu verschaffen. So hat der selige Bischof Diepenbrock in seinem „Geistlichen Blumenstrauß“ eines dieser Autos sacramentales übersetzt, und der gleichfalls verstorbene treffliche Dichter und Literator, Freiherr von Eichendorff (dessen Werke bei dieser Gelegenheit unsern Lesern bestens empfohlen seyn sol-

stäten logirten. Obgleich der König im Begriffe stand, abzureisen, wurden sie dennoch vorgelassen. Kaufmann Spitzer wiederholte dem König mündlich den wesentlichen Inhalt der Adresse und fügte bei: „„wir fühlen, wie wichtig es ist, daß Ew. Majestät nicht bloß aus dem Beamtenstande, sondern auch aus der Laienwelt eine Stimme für das neue Gesangbuch vernehmen““.

„Mit den Worten: „„Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen““, nahm nun Fabrikbesitzer Reihlen das Wort und erzählte, wie er selbst vor dreißig Jahren der radikalen Richtung angehört habe, dann aber durch Gottes Gnade zur Erkenntniß des Evangeliums und zur Ueberzeugung gekommen sei, daß nur durch Gottesfurcht und Glauben an den Herrn Jesum Christum die Völker auf den richtigen Weg und zum wahren Glück und Heil geführt werden können, und daß deßhalb sein inniger Wunsch sei, daß nicht nur die Fürsten, sondern auch die Unterhanen zur Erkenntniß Jesu gelangen möchten, wozu dieß Gesangbuch, das so ganz auf der heiligen Schrift ruhe und die Sprache der heiligen Schrift rede, ein vorzügliches Mittel sei. Mehrmals gab Se. Majestät während dieser aus warmem Herzen strömenden Worte durch Blicke und freundliches Nicken dem Herrn Präsidenten, sowie dem Redenden seine sichtliche Freude und Zustimmung zu dem Gesprochenen kund und sagte endlich: „„Diese Sprache höre ich gern““. Hr. Reihlen fuhr fort: „„Damit Ew. Königl. Majestät wissen, wer ich bin und daß ich mich vor Niemanden scheue, meinen Glauben zu bekennen, habe ich die Beilage eines Zeitungsblattes mitgebracht, mit einem Aufsatze, worin ich die Gemeinde vor der Kaiserslauterner Versammlung gewarnt habe““. Der König bemerkte, daß zum Vorlesen dieses Aufsatzes die Zeit nicht hinreiche, worauf Hr. Reihlen erwiderte: „„Das war auch nicht meine Meinung, aber wollten Ew. Majestät nicht die Gnade haben, das Blatt allergnädigst anzunehmen?““

„Huldvollst nahm es der Monarch und befahl, es nebst der Adresse (die er nicht an das Staatsministerium verwies, sondern annahm) in seinen Reisewagen zu legen, wo er beides unterwegs lesen wollte. Dann schloß er die Audienz mit den Wor-

ten: „„Seien Sie ganz ruhig; daß sanctionirte Beschlüsse einer Generalsynode umgestoßen werden, daran ist gar nicht zu denken.“

Sonach zweifelte unter den Consistorialen Niemand an der günstigen Wendung der Sache. Man denke sich daher ihren Schrecken, als unterm 12. Dec. 1860 ein Erlaß der Kreisregierung plötzlich die Landcommissariate beauftragte, „den protestantischen Lehrern, Schulverwesern und Schulgehülfen durch die zuständigen Bürgermeister jeglichen Zwang bezüglich der Einführung und Benützung des neuen Gesangbuchs bei Vermeidung strengster Einschreitung unbedingt zu untersagen, und wie geschehen, den betreffenden k. Distrikts-Schulinspektionen mitzutheilen“ — somit eben das zu thun, was das Ministerial-Rescript vom 21. April 1860 strengstens verboten hatte, und ebenso der Erlaß vom 28. April des nämlichen Jahres. Noch einmal leuchtete zwar der consistorialen Partei ein Sonnenblick auf, als wenn die Kreisregierung abermals vom Ministerium dementirt werden würde. Denn als der Ministerialerlaß vom 8. Jan. 1861 nicht nur sämmtliche Anträge der Kaiserslautrer Adresse abwies, sondern insbesondere wiederholte, daß es bei dem kirchlichen Gebrauche des neuen Gesangbuches da, wo die Presbyterien dessen Einführung beschlossen hatten, sein Bewenden haben müsse — da freuten sich die Einen, daß der Agitation nun doch endlich ein definitiver Dämpfer aufgesetzt sei, während die Opposition Feuer und Flammen spie, und ungesäumt mit einer Klage wegen Verfassungs-Verletzung an die Kammer zu gehen drohte*). Dazu kam es aber nicht; denn schon am 26. Januar kehre eine unmittelbare königliche Entschließung, welche übrigens von demselben Minister unterzeichnet ist, die Stimmungen gerade um und warf wieder den Consistorialen die Rolle der Beschwerdeführenden zu.

---

*) Vgl. Darmst. K.-Z. vom 26. Januar 1861; Berliner Protestant. K.-Z. vom 26. Januar 1861.

Wer das lange und etwas mysteriöse Rescript vom 26. Jan. durchstudirt, wird vor Allem auf die sehr triftige Bemerkung stoßen, daß es in der pfälzischen Angelegenheit dringend geboten erscheine, „von nun an ein übereinstimmendes besonnenes Verfahren zu beobachten". Wer sich sodann erinnert, daß man im Dec. 1853 zur Octroyirung griff, um die Gleichstellung der geistlichen und weltlichen Mitglieder der Diöcesansynoden zu verhindern, und daß man erst am 29. Jan. 1860 den bezüglichen Antrag der Generalsynode von 1853 wieder lebendig machte und genehmigte, der wird mit Verwunderung wahrnehmen, daß das Rescript vom 26. Jan. 1861 nun auch schon die Gleichstellung des geistlichen und weltlichen Elements in der Generalsynode herbeiwünscht, nicht zwar aus specifisch-pfälzischen Gründen, sondern weil diese Maßnahme auch schon im Consistorialbezirk diesseits des Rheins sich als zweckmäßig dargestellt habe. Was endlich das Gesangbuch betrifft, so verwahrt sich das Rescript nicht nur überhaupt gegen äußere Zwangsmittel, sondern der Minister spricht endlich auch eine seit drei Jahren festgehaltene „Voraussetzung" aus, die er aber leider in den drei Jahren niemals verrathen hat und laut werden ließ: daß nämlich „die Presbyterien nur . . . . . in Uebereinstimmung mit der überwiegenden Mehrzahl ihrer Kirchengenossen für die Einführung des neuen Gesangbuchs sich aussprechen, und hiemit zugleich für die praktische Durchführung der Maßnahmen die erforderliche Grundlage bieten würden".*)

Wie die nothwendigen Folgen dieses regiminellen Umschlags sich gestalten werden, geht aus unserer geschichtlichen

*) Noch der Präsidial-Erlaß vom 16. März 1859 hatte die von Gemeindegliedern an die Kirchenräthe gerichteten Adressen als „Aufforderungen an die Presbyterien den rechtmäßigen Beschlüssen der zuständigen Kirchenobrigkeit Widerstand entgegenzusetzen" — mit strafrechtlicher Einschreitung bedroht.

Darstellung der Lage von selbst hervor. Wir bemitleiden die Männer, welche nun grausam enttäuscht an dem offenen Grabe ihrer redlichen Absichten stehen. Wir beklagen eine Kirche, welche solchen Experimenten und Wendungen gleichsam in corpore vili ausgesetzt seyn muß. Wir bedauern den Staat, welchem die endgültigen Früchte derartiger Mißgriffe noch niemals geschenkt worden sind!

XVII.

Calderons Frohnleichnams-Festspiele (Autos sacramentales) übersetzt und erklärt von Franz Lorinser.

Das Passionsspiel zu Oberammergau, zu welchem in dem vorigen Jahre Zuschauer von nah und fern herbeiströmten, ist allgemein noch in frischer Erinnerung. Man konnte hier auf die eindrucksvollste Weise wahrnehmen und darnach schließen, was das Schauspiel leisten könne, wenn es einen würdigen und zugleich allgemein ansprechenden Inhalt hat; wenn dabei die Kunst auf dem Boden des volksthümlichen Lebens und im Bunde mit der Religion steht. Hätte unser deutsches Theater und unsere dramatische Literatur nach den ersten Anfängen der mittelalterlichen Mysterien sich auf diesem Grunde fortgebildet und wäre dieser Richtung nicht durch eine falsch verstandene Nachahmung der Antike von Seiten der Gelehrten entgegengetreten worden, wie ganz anders, wie viel besser stünde es um unser Theater und unsere dramatische Literatur!

Zu demselben Kreise von dramatischen Darstellungen, die mit Religion und Cultus zusammenhängen, gehören die geistlichen Schauspiele, welche ehemals am Frohnleichnamsfeste und zu dessen Verherrlichung aufgeführt wurden. In Deutschland bestand z. B. diese Sitte zu Freiburg im Breisgau, wo solche Stücke zur Erbauung und Unterhaltung des Volkes bis zu dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Münster-Platze aufgeführt wurden. Aehnliches geschah, wie man weiß, an vielen andern Orten Deutschlands.

Nirgends waren aber die dramatischen Festspiele zur Ehre des Frohnleichnamsfestes allgemeiner in Uebung und ihrem innern Werthe nach bedeutender, als in dem katholischen Spanien; und unter den spanischen poetischen Erzeugnissen dieser Art stehen wieder keine so hoch, als die Autos sacramentales des großen spanischen Dichters Pedro Calderon de la Barca.

Diese Frohnleichnams-Festspiele Calderon's werden uns nun in einer deutschen Uebersetzung, mit den nöthigen Einleitungen und Erklärungen versehen, von Herrn Dr. Franz Lorinser, Consistorialrath und Pfarrer von St. Matthias in Breslau, geboten. Derselbe hat sich als einen ausgezeichneten Uebersetzer und Erklärer dieser geistlichen Festspiele schon bewährt durch die früher von ihm herausgegebene Uebersetzung einer Anzahl derselben (Don Pedro Calderon's de la Barca Geistliche Festspiele in deutscher Uebersetzung mit erklärendem Commentar und einer Einleitung herausgegeben von Franz Lorinser. Regensburg, Manz 1856, 2 Bde.) Jetzt werden von demselben die noch übrigen, von ihm bisher noch nicht übersetzten Frohnleichnamsspiele Calderons heftweise im Selbstverlage des Uebersetzers erscheinen, in Heften von acht bis zehn Bogen, von welchen jedes Heft ein Stück enthalten wird. Der Subscriptionspreis des Heftes ist auf zehn Silbergroschen festgesetzt; solcher Hefte sollen jährlich drei bis vier erscheinen. Der Reinertrag, nach Abzug der Druckkosten,

Darstellung der Lage von selbst hervor. Wir bemitleiden die Männer, welche nun grausam enttäuscht an dem offenen Grabe ihrer redlichen Absichten stehen. Wir beklagen eine Kirche, welche solchen Experimenten und Wendungen gleichsam in corpore vili ausgesetzt seyn muß. Wir bedauern den Staat, welchem die endgültigen Früchte derartiger Mißgriffe noch niemals geschenkt worden sind!

XVII.

Calderons Frohnleichnams-Festspiele (Autos sacramentales) übersetzt und erklärt von Franz Lorinser.

Das Passionsspiel zu Oberammergau, zu welchem in dem vorigen Jahre Zuschauer von nah und fern herbeiströmten, ist allgemein noch in frischer Erinnerung. Man konnte hier auf die eindrucksvollste Weise wahrnehmen und darnach schließen, was das Schauspiel leisten könne, wenn es einen würdigen und zugleich allgemein ansprechenden Inhalt hat; wenn dabei die Kunst auf dem Boden des volksthümlichen Lebens und im Bunde mit der Religion steht. Hätte unser deutsches Theater und unsere dramatische Literatur nach den ersten Anfängen der mittelalterlichen Mysterien sich auf diesem Grunde fortgebildet und wäre dieser Richtung nicht durch eine falsch verstandene Nachahmung der Antike von Seiten der Gelehrten entgegengetreten worden, wie ganz anders, wie viel besser stünde es um unser Theater und unsere dramatische Literatur!

Zu demselben Kreise von dramatischen Darstellungen, die mit Religion und Cultus zusammenhängen, gehören die geistlichen Schauspiele, welche ehemals am Frohnleichnamsfeste und zu dessen Verherrlichung aufgeführt wurden. In Deutschland bestand z. B. diese Sitte zu Freiburg im Breisgau, wo solche Stücke zur Erbauung und Unterhaltung des Volkes bis zu dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Münster-Platze aufgeführt wurden. Aehnliches geschah, wie man weiß, an vielen andern Orten Deutschlands.

Nirgends waren aber die dramatischen Festspiele zur Ehre des Frohnleichnamsfestes allgemeiner in Uebung und ihrem innern Werthe nach bedeutender, als in dem katholischen Spanien; und unter den spanischen poetischen Erzeugnissen dieser Art stehen wieder keine so hoch, als die Autos sacramentales des großen spanischen Dichters Pedro Calderon de la Barca.

Diese Frohnleichnams-Festspiele Calderon's werden uns nun in einer deutschen Uebersetzung, mit den nöthigen Einleitungen und Erklärungen versehen, von Herrn Dr. Franz Lorinser, Consistorialrath und Pfarrer von St. Matthias in Breslau, geboten. Derselbe hat sich als einen ausgezeichneten Uebersetzer und Erklärer dieser geistlichen Festspiele schon bewährt durch die früher von ihm herausgegebene Uebersetzung einer Anzahl derselben (Don Pedro Calderon's de la Barca Geistliche Festspiele in deutscher Uebersetzung mit erklärendem Commentar und einer Einleitung herausgegeben von Franz Lorinser. Regensburg, Manz 1856, 2 Bde.) Jetzt werden von demselben die noch übrigen, von ihm bisher noch nicht übersetzten Frohnleichnamsspiele Calderons heftweise im Selbstverlage des Uebersetzers erscheinen, in Heften von acht bis zehn Bogen, von welchen jedes Heft ein Stück enthalten wird. Der Subscriptionspreis des Heftes ist auf zehn Silbergroschen festgesetzt; solcher Hefte sollen jährlich drei bis vier erscheinen. Der Reinertrag, nach Abzug der Druckkosten,

soll zu der Restauration der St. Matthiaskirche zu Breslau, an welcher Hr. Lorinser Pfarrer ist, verwendet werden Es ist eine besonders gedruckte Einladung zur Subscription vom 1. December v. Js. datirt von dem Hrn. Lorinser ergangen. Darin spricht derselbe zugleich von dem Gegenstande, von dem Zwecke, von den Schwierigkeiten seines Unternehmens, und theilt ein Urtheil über diese seine Uebersetzung von Seiten eines competenten Richters, des seligen Freiherrn J von Eichendorff, mit. Schließlich bittet der Herausgeber die Anmeldungen zur Subscription an ihn direkt (Breslau, Ritterplatz Num. 17) in frankirten Briefen richten zu wollen.

Auf diese Weise kann man sich mit einem kleinen Geld-Opfer in den Besitz poetischer Meisterwerke und bewunderter Denkmäler des katholischen Geistes setzen, dabei zugleich auch noch ein gutes Werk fördern. Wer den Dichter Calderon schon kennt, wird diese Uebersetzung mit Freude und mit Dank gegen den Uebersetzer aufnehmen. Wer Calderon noch nicht kennt und diese hier gebotene Gelegenheit dessen Bekanntschaft zu machen benützt, wird eine geistige Entdeckung machen, die ihn in Erstaunen setzen und für ihn ein bleibendes Interesse haben wird. Zu diesem letztern Zwecke, um zur Lektüre und zu dem Studium dieser katholischen Festspiele Calderons einzuladen, mögen hier folgende Notizen über diesen Gegenstand eine Stelle finden.

Calderon (geb. 1601, gest. 1681), der größte dramatische Dichter Spaniens, von einer überaus reichen poetischen Hervorbringungskraft (er schrieb mehr als einhundert zwanzig Bühnenstücke), hochgeehrt am Hofe des Königs Philipp IV. von Spanien, widmete sich in seinem fünfzigsten Lebensjahre dem geistlichen Stande und Leben. In diese Periode seines Lebens fällt die Hervorbringung seiner Autos sacramentales. Was zuerst den spanischen Namen dieser Gattung betrifft, so ist das Wort Auto (lat. Actus) in dem Sinne von Actus genommen, vermöge dessen es eine öffentliche feierliche Hand-

lung bedeutet, so wie auch wir von einem Schul-Actus, von einem Actus der Preisvertheilung u. dgl. sprechen. Die hier gemeinten feierlichen Acte sollten, wie das Frohnleichnamsfest selbst, zur Verherrlichung des heil. Sacramentes des Altares dienen; daher die nähere Bestimmung Auto sacramentale. Solche geistliche Festspiele am Frohnleichnamstage kommen in Spanien schon im dreizehnten Jahrhundert vor; ihre Vollendung und ihren höchsten Glanz erreichten sie im siebenzehnten Jahrhundert durch Calderon. In fast allen Städten Spaniens wurden sie an dem genannten Festtage gehalten, nicht minder auch auf dem Lande. In der Aufklärungsperiode, von welcher auch Spanien nicht verschont blieb, wurden sie (1767) von der Regierung verboten, gerade so wie andere geistliche volksmäßige dramatische Festspiele von der österreichischen Regierung in der Periode des Josephinismus verboten wurden, und wie derselbe beschränkte aufgeklärte Polizeidespotismus unter dem Ministerium Montgelas das jetzt mit Recht so hoch geschätzte Oberammergauer Passionsspiel einmal förmlich verboten hat.

Die sacramentalischen Acte wurden in Spanien im Freien, auf öffentlichen Plätzen und Straßen aufgeführt; sie machten einen Theil des Cultus zur Feier des Festes aus, wie die Frohnleichnamsprocession. In den größten Städten, wie vor allen zu Madrid in der Gegenwart des königlichen Hofes, wurden sie mit der reichsten äußern Ausstattung und mit entsprechender Vocal- und Instrumentalmusik begleitet, in Scene gesetzt. Jede Aufführung bestand aus einem kurzen einleitenden Vorspiele (solche Vorspiele hießen Loas) und dem eigentlichen Stücke selbst. Jene Loas sind der Natur der Sache nach oft theils von nur vorübergehender Bedeutung, theils von zu lokaler und individueller Färbung, als daß sie allgemein und auch jetzt noch ansprechen könnten. Aus dieser Ursache sind in der vorliegenden Uebersetzung die den Calde-

ron'schen Stücken vorausgehenden Loas unübersetzt gelassen worden.

Wie wir Katholiken überhaupt so lange Zeit die Schätze von Kunst und Literatur, den Geist und Werth so vieler Institute der Vorzeit, welche alle aus dem Boden der Kirche hervorgegangen sind, nicht gekannt oder mißkannt und vernachläßigt haben, so ist es auch mit den Werken des großen katholischen Dichters Calderon gegangen, welcher doch, wie Dante, nicht seinem Vaterlande allein, sondern der ganzen katholischen Welt angehört. Ein protestantischer Gelehrter, August Wilhelm Schlegel, hat uns Deutsche zuerst auf Calderons Werke in gehöriger Weise aufmerksam gemacht, und deren Werth gewürdigt. Seitdem haben noch andere ausgezeichnete Literarhistoriker und Kritiker derselben Confession sowohl für die Kenntniß und Anerkennung der dramatischen Werke Calderons überhaupt, als insbesondere auch dieser Autos sacramentales gewirkt; so der gelehrte Amerikaner Ticknor in seiner Geschichte der schönen Literatur Spaniens, und Friedr. von Schack in seiner trefflichen Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur Spaniens. Und doch hat derjenige, welcher im katholischen Glauben geboren und erzogen worden ist, welcher auf dem Boden katholischer Anschauungen und einer lebendigen Theilnahme an dem Cultus der katholischen Kirche steht, ein viel leichteres und mehr unmittelbares Verständniß der Werke des katholischen spanischen Dichters vor demjenigen, welcher nicht Katholik ist, voraus. Aber man hat nun auch katholischer Seits in der neuern Zeit sich bemüht, Calderons Frohnleichnamsfestspiele auf deutschen Boden zu verpflanzen und ihnen gebührende Anerkennung zu verschaffen. So hat der selige Bischof Diepenbrock in seinem „Geistlichen Blumenstrauß" eines dieser Autos sacramentales übersetzt, und der gleichfalls verstorbene treffliche Dichter und Literator, Freiherr von Eichendorff (dessen Werke bei dieser Gelegenheit unsern Lesern bestens empfohlen seyn sol-

len), hat sowohl eilf dieser Calderon'schen geistlichen Festspiele übersetzt, als von der ganzen Gattung in seinem Werke über die dramatische Literatur gehandelt. An diese Vorgänger reiht sich nun Hr. Lorinser würdig an durch seine Uebersetzung und durch die dem ersten Bande der Uebersetzung beigegebene Einleitung.

Calderon verfaßte ungefähr neunzig solcher sacramentalischen Actus; ungefähr siebenzig derselben sind noch nicht in's Deutsche übersetzt. Der gemeinsame Zweck und Sinn aller dieser Stücke ist die Verherrlichung des Mysteriums der Eucharistie. Darauf geht immer direkt oder indirekt die Schürzung und Lösung des dramatischen Knotens aus. Der Dichter ist dabei von einem unerschöpflichen Reichthum der Erfindung, der immer Neues bringt. Der Stoff und Inhalt der Stücke ist hergenommen aus der Bibel, aus der Legende, aus Sage und Geschichte mit Zugabe von allegorischen und symbolischen Personen und Handlungen. Aber es gibt auch Stücke von ganz freier Erfindung lediglich allegorischen und symbolischen Inhaltes; und gerade dieser letztern Klasse gehören mehrere der schönsten, interessantesten Stücke an. So sind denn auch die Personen, welche in den Calderon'schen Auto's auftreten, Personen aus der Geschichte und der Wirklichkeit, aber auch Wesen der überirdischen Welt, Engel und böse Dämonen, nicht minder poetische Personifikationen und allegorische Wesen. Etwas Eigenthümliches liegt dabei darin, daß unter den Personen dieser Stücke voll Ernst und Erhabenheit, in der Regel immer eine lustige Person, der sogenannte Grazioso, vorkommt, welcher den Ernst und die Anspannung der Gedanken mildert und erheitert. Diese Verbindung von Ernst und Scherz erscheint uns nach unserer heutigen Bildung oder Verbildung auf den ersten Anblick fremdartig, oder sogar vielleicht unpassend; aber sie findet sich auch sonst in Zeiten und bei Völkern, wo man sich unbefangener dem Wechsel der natürlichen Stimmungen überließ, und nicht überall hin eine sich selbst

beobachtende Reflexion mitbrachte. So wurde auf dem altgriechischen Theater mit der Tragödie das heitere Satyrspiel verbunden; bei Shakespeare sind zuweilen schauerlicher Ernst mit Späßen in einer Scene im stärksten Contrast neben einander gestellt; und wie lange dauerte es, bis man den deutschen Hanswurst, der gleichfalls sich in jeder Situation hören ließ, verdrängt hatte. Uebrigens ist der spanische Grazioso von einer viel feinern Art als der deutsche Hanswurst, auch nicht an dieselbe Maske und Rolle gebunden, sondern nach Person und Charakter sehr mannigfaltig in seiner Erscheinung.

Das Charakteristische der Calderon'schen Auto's in Behandlungsweise und stylistischer Form läßt sich in der Kürze etwa so angeben: wir finden hier eine gegenseitige Verbindung und Durchdringung von Poesie und Theologie. Wenn die dogmatischen und philosophischen Gedanken durch die poetische Form Anschaulichkeit und Leben gewinnen, so bekommt andererseits die Poesie dadurch einen tiefern Gehalt. Dabei läßt es sich jedoch nicht verschweigen, daß das dogmatische und überhaupt theologische Element zuweilen mehr Raum einnimmt und mit mehr Scharfsinn und Subtilität ausgesponnen ist, als es unserm jetzigen Geschmack, vielleicht auch dem Interesse der Poesie angemessen ist. Die Sprache ist durch Schwung, Bilderpracht und durch Entfaltung einer unerschöpflichen Beredsamkeit ausgezeichnet. Auch diese Eigenschaften erreichen zuweilen eine Linie, welche, nach unserm deutschen Naturell und Geschmack beurtheilt, über das rechte Maß hinauszugehen scheinen könnte. Aber alle diese charakteristischen Züge gehören in dem, was sie uns zu viel zu haben scheinen, zu den nationellen und individuellen Eigenthümlichkeiten, an die man sich gewöhnen, in welche man sich hineinstudiren muß. Analoges gilt für uns ja auch hinsichtlich der antiken classischen Literatur, und überhaupt von einer jeden fremden Literatur. Aber der Geist, der Inhalt dieser Stücke Calderons im Gan-

zen, und eine Fülle von Schönheiten der Form sind von allgemeiner und bleibender Geltung für alle Zeiten.

Eine Vorstellung von dem Geiste und der Originalität dieser Calderon'schen geistlichen Festspiele wird man schon aus einer kurzen Inhaltsangabe derselben erhalten, und gewiß werden nicht Wenige, selbst wenn sie auch nur so viel über diese merkwürdigen poetischen Werke vernehmen, sich zu einer nähern Bekanntschaft mit denselben hingezogen fühlen. Wir wollen darum zur Probe eine solche kurze Inhaltsanzeige von zwei dieser Autos geben, wovon das eine als Repräsentant der rein allegorischen Gattung gelten kann, das andere als Repräsentant der historisch-allegorischen Gattung.

In dem erstern, das den Titel führt: „Das große Theater der Welt", wird das menschliche Leben dargestellt unter der Allegorie eines theatralischen Schauspiels. Die Menschen der verschiedenen Stände sind die Schauspieler mit ihren verschiedenen Rollen; denjenigen Schauspielern, welche ihre Rollen gut durchführen, wird von dem Dichter des Stückes, welcher zugleich Unternehmer und Eigenthümer des Theaters ist, als Belohnung in Aussicht gestellt, daß sie bei ihm zu einem Gastmahl geladen werden. Die Personen des Stückes sind: der Meister (d. i. der Dichter und Eigenthümer des Theaters); der König; der Reiche; der Bauer; der Bettler; die Schönheit (eine Weltdame); die Weisheit (eine Nonne); die Welt (als Regisseur des Theaters); das Gesetz der Gnade. Der Schauplatz ist ein geschlossener Raum mit zwei Thüren, auf deren einer eine Wiege gemalt ist, auf der andern ein Sarg; im Hintergrunde sitzt der Meister auf einem Thron. Der Meister (der Schöpfer der Welt, welche gleichsam ein Gedicht Gottes ist) läßt sein Stück durch die Person der Welt in Scene setzen. Die verschiedenen Schauspieler treten ein durch die Thüre mit der Wiege und erhalten ihre Rollen zugetheilt mit der Ankündigung von Strafe oder Lohn, je nach-

dem sie ihre Rolle durchführen. Das Gesetz der Gnade tritt auf als Prolog, um den Sinn des ganzen Stückes und die gemeinsame Aufgabe aller Rollen anzugeben, was durch den Spruch geschieht:

„Sollst wie dich den Nächsten lieben,
Gutes thun; Gott ist dein Hort.“

Auch sucht das Gesetz der Gnade (das personificirte Evangelium oder das Christenthum) im Verlauf des Stückes selbst den einzelnen spielenden Personen durch die Erinnerung an den obigen Spruch, gleichsam als Souffleur, beizustehen. Nach dem Prolog sprechen und handeln nun die verschiedenen Personen nach ihrem Stand und Charakter; der Bauer hat die Rolle des Grazioso. Als das Stück zu Ende geht und die Personen durch die Thüre mit dem darüber gemalten Sarg abgehen, werden von dem Meister diejenigen Schauspieler, welche ihre Rolle gut gespielt haben, zum Gastmahl geladen. Voran gehen dabei der tugendhafte Bettler und die fromme Nonne Weisheit. Musik ertönt; es öffnet sich der Hintergrund der Bühne; in der Höhe wird ein Tisch sichtbar, auf welchem der Kelch mit der Hostie steht und an welchem der Meister sitzt. Nachdem die zu Belohnenden hinauf zu dem geheimnißvollen Tische gestiegen sind, spricht zum Schlusse der Meister:

„Weil im Himmel Engelchöre,
In der Welt der Menschen Schaaren,
In der Hölle die Dämonen,
Alle diesem Brod sich beugen,
Soll durch Himmel, Welt und Hölle
Lobgesang gemeinsam hallen
Süße Preiseshymnen schallen,
Einstimmig und unaufhörlich.“

(Musik. Das Tantum ergo ertönt, von vielen Stimmen wiederholt.)

Als Repräsentant der zweiten, historischen oder historisch-allegorischen Gattung wählen wir das Stück: Das Nacht-

mahl des Balthasar", welches die bekannte biblische Geschichte bei dem Propheten Daniel von dem Untergange des Königs Balthasar (Belsazar) von Babylon zum Gegenstand hat. Die Personen des Stückes sind: Daniel; Balthasar; dessen zwei Gemahlinen: die Eitelkeit und die Idolatrie; dessen Diener, der Gedanke; der Tod; eine redende Bildsäule. Die Rolle des Grazioso ist dem Gedanken zugewiesen. Der Gang des Stückes ist folgender: Der Gedanke (die Personifikation der Gedanken Balthasars und der menschlichen Gedanken überhaupt), Balthasars Diener, eröffnet dem Propheten Daniel, auf dessen Befragen, die Veranlassung zu dem heutigen bevorstehenden Feste, nämlich die erwartete Ankunft der Idolatrie aus dem fernen Osten, welche der König, neben der Gemahlin Eitelkeit, die er schon habe, als zweite Gemahlin annehmen wolle. (Die Idolatrie ist hiebei nicht bloß als die Personifikation des Götzendienstes überhaupt, sondern zugleich als Personifikation der Selbstvergötterung Balthasars aufzufassen). Klage und Voraussicht großen Unheils von Seiten Daniels. Darauf erscheint in der folgenden Scene König Balthasar mit seinen Frauen; er voll Stolz, beide Frauen ihm schmeichelnd und huldigend; dazwischen scherzhafte Aeußerungen des Dieners des Königs und kurze schreckende Mahnungen des Propheten. So als der König voll seines Glückes, den beiden Frauen sagt:

> Reicht die Hände mir zum Pfand!
> Wer kann diese süßen Schlingen,
> Die uns so zusammenbringen,
> Jemals lösen?

tritt auf einmal der bisher unbeachtete Hebräer Daniel aus dem Gefolge des Königs hervor und ruft dem Könige zu die Worte:

> Gottes Hand!

Diese Worte, eine Hinweisung auf das Folgende, bei einigen andern Aeußerungen des Königs in ähnlicher Weise

dazwischen geworfen, schrecken und beunruhigen ihn aufs höchste; doch wird durch den Zuspruch der beiden Frauen dieser Eindruck wieder beseitigt. Dem Propheten schenkt der über ihn erzürnte König das Leben, nur

Damit er's sehe,
Wie ohnmächtig Gottes Hand.

Daniel und des Königs Diener wechseln nach der Entfernung des Königs und der Frauen einige Worte über das Geschehene, wobei Daniel ausruft:

Wer kann mächtig sich wohl nennen,
Um dich, Herr, zu rächen hier
Für die Unbild, die in mir
Ward dem Glauben?

Da erscheint plötzlich eine Person, höfisch gekleidet, mit Degen und Dolch und einem Mantel, auf dem lauter Todtengerippe gemalt sind, und ruft dem Propheten die Antwort zu:

Ich werd's können!

Es ist dieß der Tod, welcher zum Schrecken der Anwesenden eintritt. Auf Befragen Daniels, wer er sei, hält nun der Tod eine tiefsinnige erhabene Rede über sein Wesen und über seinen Beruf als Diener Gottes. Der Prophet kommt mit dem Tode überein, daß Letzterer den König Balthasar wegen seiner Frevel nicht sofort tödten, sondern zuerst noch warnen soll. Der Tod läßt sich durch den Gedanken zum König führen; die Beiden mit Daniel gehen ab. Es erscheint nun wieder Balthasar auf der Bühne mit seinen beiden Frauen, welche sich bemühen, dessen immer wiederkehrende trübe Gedanken zu zerstreuen, welche die Erinnerung an Daniels zugerufene Worte: „Gottes Hand“ in ihm erregen. Der König spricht mit diesen Gedanken beschäftigt:

Eben dacht ich
An die Drohungen, die jene
Hand verkündigt, Gottes Hand...

Welche Strafe es wohl sei,
Die sie mir versprochen.

Da tritt der Tod auf und ruft dem Könige entgegen:

Ich!

zu dessen größtem Schrecken. Der Tod warnt den König; aber wegen der Ueberredungskünste der beiden Frauen vergebens. Ebenso bleibt vergebens ein furchtbares Traumgesicht, das dem schlafenden König zu seiner Warnung gesendet wird. In diesem Traumgesichte, welches auf der Bühne dargestellt wird, erscheint der eherne Koloß, den einst Nabuchodonosor, der Vorfahrer des Königs, im Traum gesehen hatte, und spricht zu ihm Worte der Warnung. Alles vergeblich; die Schmeicheleien der verführerischen Frauen verlöschen immer wieder den auf den König hervorgebrachten Eindruck. Um ihn seinen trüben Ahnungen ganz zu entreißen, veranstalten sie ein herrliches Mahl. Um dieses Mahl recht glänzend zu machen, werden auf Veranstaltung der Frauen und mit der Beistimmung des Königs die heiligen Becher und andere Gefäße dazu geholt, welche die Babylonier einst aus dem Tempel in Jerusalem weggenommen hatten. Nun wird das verhängnißvolle Mahl auf der Bühne dargestellt. Der Tod tritt auf unerkannt, verkleidet als einer der königlichen Diener. Es trifft sich, daß gerade er eines jener geheiligten Trinkgefäße mit Wein gefüllt dem Könige zu reichen hat. Hier ist es nun, daß die Beziehung zu dem heiligen Altarsacramente, welche in keinem dieser Autos fehlen darf, hervortritt. Dieser Mißbrauch der heiligen Tempelgefäße wird dargestellt als ein Bild der unwürdigen Communion, welche zum Tode der Seele führt. In diesem Sinne spricht der Tod, ehe er dem Könige den Becher reicht die Worte:

Dieser Kelch hier vom Altare,
Er enthält fürwahr das Leben,
Wenn dem Leben er zum Tranke
Und zum Nahrungsmittel dient;

Doch den Tod auch schließt er ein,
Wie das Leben. Ursach ist er
So des Lebens wie des Todes.
Und sein Trank, er ist gemischt
Wohl aus Nektar und aus Schirling;
Gift und Gegengift enthält er.

Darauf folgt Donner und Blitz; die drei verhängnißvollen Worte, Mane Tekel Phares, werden von der geheimnißvollen Hand auf die Wand geschrieben. Vergebens wendet sich der König in seinem Schrecken an seine Frauen, Idolatrie und Eitelkeit, und an seinen Diener, den Gedanken, um den Sinn der Worte zu erfahren; Daniel erklärt ihm den Sinn derselben. Balthasar sucht vergebens Schutz bei seinem Gefolge gegen den Tod; er unterliegt in dem Kampfe mit demselben. Die Idolatrie bekehrt sich und drückt Sehnsucht aus nach dem neuen Gesetze der Gnade. Nachdem die Idolatrie auf mehrere Vorbilder des neuen Gesetzes und seines höchsten Mysteriums, welche das alte Gesetz schon enthalten, hingewiesen worden ist, spricht Daniel am Schlusse:

Und wenn dieses noch
Es verschleiert, so enthüll es
Jetzt prophetisch dieser Tisch,
Welcher Brod und Wein euch zeiget,
Jenes wunderbare Bild
Von dem größten Sakramente.

(Es erscheint ein Tisch in der Form eines Altars, auf demselben der Kelch mit der Hostie und zwei Kerzen zu beiden Seiten.)

Schon aus dieser kurzen, flüchtigen Skizzirung könnte man, scheint uns, entnehmen, wenn man auch sonst noch nichts von Calderon wüßte, wie originell, wie gedankenreich die poetische Erfindung in diesen Autos ist. Und nun erst die Art der Ausführung! Darnach kann man denn auch die Wichtigkeit, den Werth, das Interesse dieser neuen Uebersetzung bemessen, welche ihre schwierige Aufgabe durch Verbindung der Treue mit einer fließenden deutschen Ausdrucks-

weise auf das glücklichste löst. Es ist für uns Katholiken, Geistliche und Laien eine wahre Ehrensache, uns mit diesen Erzeugnissen katholischer Poesie bekannt zu machen und ein Unternehmen, wie die vorliegende Uebersetzung, durch zahlreiche Theilnahme zu unterstützen. Der hochwürdige Klerus aber hat dazu noch folgende ganz besondere Aufforderungen. Diese geistlichen Festspiele haben den Zweck, das hohe Mysterium der Eucharistie zu verherrlichen, welches der Priester verwaltet; ein Priester ist der Dichter dieser bewunderungswürdigen Werke, und ein Priester ist es, der uns diese deutsche Uebersetzung gibt, mit den nöthigen Erklärungen versehen, welche nur ein Uebersetzer geben kann, der zugleich katholischer Theolog ist.

XVIII.

Historische Novellistik.

Leander und Hermigild oder die Wiedergeburt Spaniens. Eine Erzählung aus der Geschichte der Westgothen von H. Gelger.

Es ist eine folgenreiche, durch erschütternde Ereignisse bezeichnete und von großen Charakteren getragene Epoche, welche in der gegenwärtigen Erzählung zum geschichtlichen Untergrund gewählt wurde. Die wichtigste Periode der westgothischen Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel, wurde sie zugleich entscheidend für die ganze Culturentwicklung der spanischen Nation. Als die Westgothen erobernd in dieses Land eindrangen, das sie drei Jahrhunderte lang beherrschten, brachten sie auch den Arianismus mit in das eroberte Reich, dessen Einwohner, die romanisirten Spanier, als treue Anhänger der Kirche den katholischen Glauben bekannten. Die religiösen Gegensätze geriethen endlich unter der Regierung des Königs Leovigild in offenen und feindseligen Widerstreit. Dieser kraftvolle Fürst, der in einer 17jährigen Regierung (569—586) das westgothische Gebiet siegreich ausdehnte und befestigte, indem er namentlich das Königreich der Sueven, im heutigen Galizien und nördlichen Portugal, mit dem Westgothenreich vereinigte, faßte den Plan, die Völker seines Scepters auch

in einem sittlichen Organismus zu verfestigen und der politischen Einigung durch die Einheit des Glaubens die Krone aufzusetzen. Die arianische Lehre sollte die alleinherrschende Religion Spaniens werden, und eine blutige Verfolgung der Katholiken sollte das Mittel seyn, diesem Unternehmen zum Siege zu verhelfen. So begann der Arianismus — der einst in dem Grade verbreitet, „daß der Erdkreis verwundert ausrufst, daß er arianisch geworden" — in Spanien den Kampf auf Tod und Leben mit dem Katholicismus. Das Endergebniß freilich war ein anderes, als es König Leovigild sich ausgesonnen: es war der endgiltige für das Abendland entscheidende Triumph der Kirche.

Die Periode des zehnjährigen Kampfes nun (580—590) bot Hrn. Geiger die Grundlage für seine zweibändige Erzählung. Die Axe der Darstellung bildet, wie der Verfasser selbst bemerkt, nicht das Schicksal einer einzelnen Persönlichkeit, sondern die Umwandlung einer Nation. Das Verhängnißvolle dieses blutigen Bürgerkrieges erreichte aber seine Spitze darin, daß er zugleich ein Familienkrieg war, daß der eigene Sohn des Königs, Hermigild, als Fahnenträger des Katholicismus wider den tyrannischen Vater stand und in dem tragischen Ringkampf zwar unterging, aber nur um mit seinem Martyrium die Siegerkraft der guten Sache zu besiegeln. Hermigild war von seinem Vater ins Gefängniß geworfen, und da er zum Arianismus überzutreten standhaft sich weigerte, auf grausame Art enthauptet worden (13. April 585). Aber fast unmittelbar nach seinem rührenden Tode bereitete sich über alle menschliche Berechnung schnell eine innere Umwandlung im Volke vor. Noch wenige Jahre, und Spanien kehrte zurück unter die Flügel der allgemeinen Kirche. Leovigild selbst ward am Ende seiner Tage nachdenklich, und wenn Gregor von Tours recht berichtet ist, so hat er nicht nur seine Grausamkeit gegen Hermigild bereut, sondern auch vor seinem Abscheiden die Aussöhnung mit der katholischen Kirche verlangt. Ja,

er soll auch seinem zweiten Sohne, Reccared, ausdrücklich empfohlen haben, sich an den Rath seines Oheims, des katholischen Bischofs Leander zu halten, der zur Zeit der Verfolgung das Brod der Verbannung hatte essen müssen. So war dem Nachfolger, in dessen Herzen schon die Neigung zum katholischen Glauben keimte, auch von außen her wie durch Fingerzeig der Weg gewiesen, und schon im zehnten Monat seiner Regierung, um die Weihnachtszeit, beging König Reccared, dem sein Volk den Namen des Frommen beilegte, Reccaredus Pius, wie er in den Chroniken heißt, seinen feierlichen Uebertritt zur Kirche. Im Frühling des Jahres 589 sodann konnte bereits das berühmte (dritte) Nationalconcil von Toledo stattfinden, auf dem die mitberathenden arianischen Bischöfe und viele Großen des Gothenvolks das arianische Bekenntniß abschworen, und der Grundstein gelegt wurde zu dem folgenreichen Einigungswerke eines in seinem Glauben dauerhaft verbundenen Volkes, Spaniens Wiedergeburt. So trug das Martyrthum Hermenegilds schon wenige Jahre nach dessen Todestag die unerwarteten Früchte, die einem ganzen Reiche zu gute kamen und es in spätern Jahrhunderten zu einem der mächtigsten der Erde erhoben, und Papst Gregor der Große, der Freund Leanders, konnte sagen: „Beim Volke der Westgothen ist Einer gestorben, auf daß Viele das Leben hätten.“

Wenn an eine geschichtliche Erzählung die Anforderung gestellt wird, daß sie auf durchgängiger historischer Wahrheit beruhe, so hat der Herr Verfasser dieser Forderung mit sorgfältiger Gewissenhaftigkeit zu entsprechen gesucht. Seine Studien über die westgothische Geschichte sind so eingehend und umfassend, daß ihm von den allerdings spärlich fließenden Quellen wenig oder nichts wird entgangen seyn. Unter dem wissenschaftlichen Sammelfleiß ist nun freilich die künstlerische Seite der Darstellung zu kurz gekommen. Die Erzählung sieht sich wie der Plan zu einer interessanten Monographie an, die hinterher in einzelne novellistische Bilder auseinander gelegt wurde.

Soweit die Nachforschungen über Volksbrauch, Gesetz, Costüm und andere Lokalfärbung zu erholen waren, finden sie sich hier mit weitreichender Belesenheit musivisch zusammengestellt und eingeflochten. Im Uebrigen wird die Darstellung des häuslichen und öffentlichen Lebens aus einer Periode, über welche wir nur spärlich unterrichtet sind, und wo dieses Leben, wie in den Jahrhunderten der Völkerwanderung, noch selbst ein werdendes und unstetes war, auch dem gewandtesten Sittenmaler fast unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Dabei soll jedoch nicht außer Acht gelassen werden, daß der Verfasser bei der Wahl seines Stoffes von einem Grundgedanken geleitet wurde, der seine Bedeutung auch für die Gegenwart hat und gerade bei der Betrachtung der deutschen Zustände sich besonders nahe legte. Wir lassen ihn zum Schlusse am besten selber reden: „Alle Geschichtschreiber unserer Nation, von Tacitus angefangen bis auf die Gegenwart, erwähnen der Uneinigkeit der Deutschen als desjenigen Umstandes, der ihrer Größe hemmend entgegengetreten. Nur ganz wenige Gelehrte loben die Vielheit in der Einheit. Die unendliche Mehrzahl aber und unter ihnen die Besten beklagen unsere Zwietracht und vor allem unsere religiöse Zerklüftung. Auf Heilung hoffen Wenige. An den Gothen nun haben wir ein Volk, das seine Genesung gefunden und der Welt gezeigt hat, wie stark die Eintracht mache. Ob auch für uns solche Wege gebahnt werden, ob wir oder unsere Nachkommen sie finden werden, weiß Niemand. Die es nicht erleben, finden einigen Trost in der historischen Wahrheit, daß bei andern Völkern die Confessionen aufgehört haben und die Religion geblieben, daß die Menschen aller Bekenntnisse gefehlt und gesündigt haben und daß die Kirche allein es ist, die makellos und unvergänglich dasteht. Erfahrungsgemäß verlieren die religiösen Gegensätze ihre Schärfe mit den Jahrhunderten. Gott gebe, daß die Kluft, die heute zwischen den Bekennern desselben Versöhners ist, sich früher fülle, als wir ahnen."

XIX.

Zeitläufe.

Oesterreich und abermals Oesterreich — seine Verfassungsfrage und Ungarn.

Den 22. Februar 1861.

Wer heutzutage reale Politik treiben will, muß von der Zukunft Oesterreichs reden. Denn außer ihr haben selbst die Begriffe ihre Bedeutung verloren und Europa den archimedischen Punkt, auf den es sich stützen könnte, um nicht ins Chaos oder in die Arme des französischen Weltgespenstes zu sinken. Was sollen wir die neuesten Lügen des Imperators anatomisch zerlegen, oder die stinkenden Eier der englischen Blaubücher umrühren, oder die lauernde Schlauheit des Direktors der Warschauer Conferenz ausmessen, oder den jüngsten Rausch der Berliner Kammer denunciren, oder die verspätete Ernüchterung der preußischen Regierung beglückwünschen — helfen kann in der täglich steigenden Noth doch nur Oesterreichs gutes Schwert. Millionen wissen das auf beiden Seiten, und weil sie hoffen oder fürchten, daß es um Oesterreich geschehen sei, darum kennt der Uebermuth der Einen und die Entmuthigung der Andern keine Grenzen mehr.

Während aber der Nationalverein zu Berlin am 25. Januar neuerdings erklärte, daß man das gebrochene Oesterreich seinem Schicksal überlassen müsse, hat die Londoner „Armee- und Flotten-Zeitung“ versichert: die Krisis sei zwar schwer, sobald aber Oesterreich auf der Basis der Freiheit mit sich selbst ausgesöhnt sei, werde es eines der jugendfrischesten Völker der Erde seyn. Das war stets auch unsere Meinung, und weder der barbarische Unfug in Ungarn, noch die maßlose Rache, welche der Wiener Liberalismus für die lange Abstinenz und Mundsperre nun nimmt, haben uns allzu sehr erschreckt. Der Geist des Umsturzes läßt sich eben überall und sogar in Berlin wieder verspüren, um so mehr muß man sich fast noch wundern, daß es in Oesterreich nicht viel ärger gekommen ist; und vergleicht man vollends die Ereignisse vor zwölf Jahren mit den Zuckungen von heute, so darf man selbst von namhafter Besserung reden. Das österreichische Staatsschiff lernt nun einmal schwimmen und dazu mußte es ins Wasser, überdieß bei einer vom Sturmeswehen der neuen Weltperiode bis auf den Grund gepeitschten See. Aber es wird den Hafen glücklich erreichen, sobald es nur die am 20. Oktober 1860 gegebene Richtung nicht verliert.

Noch in letzter Zeit ist nichts unversucht geblieben, um der Regierung diese Richtung wieder zu entziehen. Oesterreich bedarf einer Reichs-Verfassung, aber Alles hängt von dem Wie derselben ab. Die einzig mögliche, weil wirklich gegebene Linie, welche das Diplom vom 20. Oktober gezogen, ist aber auf die merkwürdigsten Anfechtungen gestoßen. Nicht nur die ganze deutsche Presse mit wenigen Ausnahmen, die sich nicht in Judenhänden befinden, ist gegen das Diplom aufgetreten, sondern als der Finanzminister von den Handelskammern Gutachten über die Besserung der Valuta einforderte, haben die Kammern der deutschen Provinzen fast einmüthig eben das verlangt, was im außerordentlichen Reichsrath auch die Liberalsten mit einziger Ausnahme Maager's, der just gleich-

falls Präsident einer Handelskammer ist — als einen „Unsinn“ erklärten, den man ihnen nicht zutrauen dürfe. Sie verlangten nämlich eine allgemeine Reichsvertretung aus unmittelbaren Wahlen, ein Reichsparlament. In Prag hat selbst der Czechismus die Handelskammer nicht abgehalten, einen solchen Reichstag zu beantragen, der im glücklichsten Falle durch sein Massengewicht die Kronlandstage völlig erdrücken müßte; in Linz und Laibach wollte sie einfach die Constitution vom 4. März 1849 reaktivirt wissen; die von Olmütz zürnte im frechsten Tone, daß „man“ durch das Diplom vom 20. Oktober die theuer errungene Einheit der Monarchie mit Einem Schlage vernichtet habe. Und unter dem Druck dieser Aussprüche nahm die Wiener Presse bald als ausgemacht an, daß die Regierung der Finanznoth wegen schleunigst einen allgemeinen Reichstag aus unmittelbaren Wahlen berufen werde.

Gottlob, es ist anders gekommen und Oesterreich wird in dieser falschen Richtung nicht experimentiren, obschon die Kossuthianer in Ungarn und die Handelskammern in Deutschösterreich, beide freilich aus ganz entgegengesetzten Gründen, es so sehr wünschten. Die Magyaren wußten wohl, daß eine parlamentarische Reichseinheit solcher Art die Monarchie unfehlbar auseinander sprengen müßte, die deutschen Liberalen aber merkten davon nichts. Waren sie ja sogar naiv genug, gleich nach dem Erlaß vom 20. Oktober mit aller Gewalt sich auf die Idee eines „deutsch-slavischen Landtags“ zu werfen, da auch den Ungarn nun wieder ein förmliches Parlament gewährt sei. Vergebens bemerkte man ihnen: ein solches Wiener Sonderparlament berufen, hieße ja nichts Anderes, als den Dualismus im größten Maßstabe von vornherein selbst sanktioniren, dem Magyarismus eigenhändig die Trennungs-Licenz schreiben und ihm auch gleich die Kroaten, Slavonier, Dalmatiner, Serben, Rumänen, Siebenbürger nachwerfen — das Geschrei nach dem deutsch-slavischen Landtag dauerte noch Wochen lang fort, namentlich auch in der Allgemeinen Zeitung,

bis man endlich in demselben Blatte las: „die unglückliche Idee einer nur die deutsch-slavischen Provinzen umfassenden Vertretung neben dem ungarischen Landtag wäre der Todesstoß für die innere Einheit der Monarchie gewesen.“

Sehr richtig! Das aber merkte man noch immer nicht, daß der allgemeine Reichstag aus unmittelbaren Wahlen ganz die gleiche Wirkung thun müßte, ja in Wirlichkeit gar nichts Anderes wäre, als eben wieder ein deutsch-slavischer Landtag.*) Und zwar im besten Falle. Denn täusche man sich nicht, der verschwommene Liberalismus von 1848 ist einem schneidigern Geiste gewichen, der es schon zweifelhaft macht, ob nur die Czechen kommen würden. Ihre Parteiführer wenigstens haben sich entschieden gegen die Beschickung eines Parlaments erklärt, womit keinerlei Selbstständigkeit der einzelnen Kronländer und Autonomie ihrer engern Kreise verträglich wäre. Im gleichen Sinne hat sich die große polnische Deputation für das Oktober-Diplom, aber gegen direkte Wahlen zu einem allgemeinen Reichstag ausgesprochen, welcher den galizischen Landtag paralysiren würde. Daß die Slaven des „dreieinigen Königreiches“ Deputirte schicken würden, ist kaum zu denken; vielleicht nicht einmal die Rumänen in Siebenbürgen und die Serben, am allerwenigsten die Magyaren. Was bliebe demnach für das Reichsparlament übrig? oder wollte man etwa reichsräthliche Deputirten-Wahlen erzwingen?

Im Grunde ist es doch eine recht plumpe List der Magyaren-Presse, wenn sie so gar eifrig für die parlamentarische Union der nichtungarischen Oesterreicher besorgt ist, ja denselben sogar anräth, sie sollten sich nur ja keine Octroyirung ge-

---

*) Diese Eventualität scheint auch unser verehrter Correspondent „vom Oberrhein“ unterschätzt zu haben, wenn er im letzten Hefte geneigt ist, die Schwierigkeiten des Diploms vom 20. Oktober über die eines allgemeinen Reichstags aus unmittelbaren Wahlen zu stellen.

fallen lassen, sondern den „gesetzlichen Boden" von 1848 einnehmen und mit einem zweiten Reichstag eben da anfangen, wo der erste österreichische Reichstag stecken geblieben ist. Nicht als wenn die Magyaren selbst zum Wiener Reichstag kommen wollten, sondern weil sie eben nicht kommen, unter dem Titel der Personalunion ein eigenes Reich spielen und auch die andern Länder der ungarischen Krone vom deutschen Verbande unwiederbringlich ab- und an sich reißen möchten.

Nun muß man aber bedenken, daß die deutschen Handelskammern vor Allem die Reichseinheit wollen, und dazu empfehlen sie dasselbe Mittel, welches die Magyaren zur Zerreißung der Reichseinheit an die Hand geben! Muß es nicht eine schwere Krankheit der Selbstsucht und des fanatischen Hasses seyn, was diese Vertreter des Großkapitals, des Börsianismus und der Spekulation auch für die offenkundigsten Thatsachen blind macht? Und so ist es in der That. Sie sind überall kosmopolitisch, nirgends aber haben sie sich grundsatz- und gewissenloser benommen, als in Oesterreich. Autonomie und historisches Recht widersteht ihnen wie Gift und Opperment. Sie sind heftige Feinde der bureaukratischen Centralisation da, wo sie ihrem Interesse hinderlich ist, aber sie beten die Staatsomnipotenz an, wo sie in ihrem Dienste wirkt. Das schmutzige Regiment Louis Philipps, wo die constitutionelle Allmacht der Sklave ihrer Corruption war und die widerstandlose Societät den Börsengeiern preis gab, ist ihr Ideal, und wie sie den allgemeinen Wiener Reichstag auffassen, ist nicht zweifelhaft. Es war ein schwerer Fehler des Finanzministers, die Geldwechsler wegen der Agio-Calamität um Rath zu fragen; ihre Antworten mußte er zum voraus wissen, denn was sie zur Sache etwa sagen konnten, das hatten sie Alles schon dem Baron von Bruck gesagt. Aber über den „Absolutismus" hatten sie unter Bruck niemals geklagt und dieses Versäumniß brachten sie jetzt mit Wucherzinsen ein.

Sogar die Beeidigung des Militärs auf die Verfassung vergaßen sie nicht, und daß das Concordat den schlechten Curs der Banknoten verantworten mußte, versteht sich von selbst. Die Pilsener Kammer gab dem neugierigen Finanzminister auch noch die „in Kurhessen veranlaßten (!) Bemühungen gegen die Wiederherstellung der rechtmäßigen Verfassung" zu bedenken. Und wenn bloß die zwei Kammern von Feldkirch und Roveredo aus der radikalen Nähe der Schweiz und Sardiniens darauf antrugen, die entwerthete Bankvaluta mit Kirchen- und Klostergut aufzubessern — so war es wohl, weil die andern genauer wußten, daß da nicht mehr viel zu holen ist.

Unter dem Regiment des Herrn von Bruck, wo die Lehre von der Minister-Verantwortlichkeit wahrlich sehr am Platze gewesen wäre, hat die österreichische Geldmacht und ihr großes Augsburger Organ nicht nur mäuschenstill geschwiegen, sondern sie haben sich auch unverholen mit dem Hintergedanken vertröstet, daß das großartige Werk der „Germanisirung" erst entschieden feststehen müsse, ehe an ein österreichisches Reichsparlament zu denken sei. Das war wenigstens ein richtiger Gedanke und eine Politik. Jetzt aber, nachdem das germanisirende System so trauriges Fiasko gemacht hat, thut die liberale Bourgeoisie gerade so, als wenn nichts vorgegangen wäre, und als ob sie vollständig im Siege sei, fordert sie von der Regierung die bureaukratische Nivellirungs-Maschine eines allgemeinen Reichstags aus unmittelbaren Wahlen. Was soll man dazu sagen? ganz abgesehen von der Frage: ob denn nicht jeder Oesterreicher in seiner Tasche spüre, welch' herrlichen Aufschwung im Jahre 1848 der direkt gewählte Reichstag den österreichischen Finanzen gegeben habe?

Aber — mag man sagen — die Magyaren werden den nach dem Diplom vom 20. Oktober aus den Landtagen gewählten Reichsrath ebensowenig beschicken, als ein unmittelbar gewähltes Reichsparlament, die Reichseinheit ist demnach so

wie so geopfert. Ersteres wird aller Wahrscheinlichkeit nach richtig seyn, letzteres aber nicht, und dieser große Unterschied bildet den Angelpunkt, um welchen sich jetzt die Geschicke Oesterreichs drehen.

Kommen nämlich die Ungarn auch nicht zum Reichsrath, so werden doch sonst alle die Länder und Nationalitäten hier vertreten seyn, welche beim Reichsparlament gefehlt haben würden. Wie die Spannungen nun glücklicherweise stehen, werden gerade die ehemals mit Ungarn vereinigten Kronländer der Wiener Centralvertretung um so enger sich anschließen, je schroffer die Magyaren sich abschließen; denn der Reichsrath wird die sicherste Bürgschaft ihrer Autonomie gegenüber den ungarischen Suprematiegelüsten seyn. Augenscheinlich ist dieß zugleich der gewiesene Weg, um die Magyaren allmählig zur Vernunft zu bringen. Nach dem Diplom vom 20. Oktober kann Oesterreich eine wahrhaft liberale Organisation im Centrum und in den Theilen zur Befriedigung seiner loyalen Völker durchführen, für Ungarn aber den Platz offen lassen. Wollen die Magyaren ihren passiven Widerstand bockbeinig fortsetzen — nun dann ist Ungarn ein paar Jahrhunderte lang constitutionell gewesen, während die übrigen Bestandtheile der Monarchie patriarchalisch regiert wurden, im Nothfall kann man ja den Spieß auch einfach umkehren, bis die ungezogenen Kinder sich eines Bessern besinnen werden. Mit einer aus den Landtagen aufgebauten Central-Vertretung kann man das, mit einem Reichsparlament aber könnte man es nicht, schon deßhalb nicht, weil ein solcher Constitutionalismus mehr als die Hälfte des Reichs zu den Magyaren in den Schmollwinkel treiben würde, wenn nicht zu noch schlimmeren Verbindungen.

Dieß sind die Vortheile der Stellung vom 20. Oktober. An großen und langwierigen Anständen wird es auch ihr nicht fehlen, aber sie bietet doch eine Basis, welche weder die Möglichkeit der Verständigung noch die organische Fortbildung, weder das historische Recht noch den von dem Zeitenlauf gebo-

en Fortschritt von vornherein ausschließt, und welche den sprüchen der Besonderheit in den Landtagen ebenso ihren ielraum gewährt, wie den Bedürfnissen der Gesammtheit Reichsrath. Das Gleichgewicht zwischen beiden herzustellen d zu erhalten, ist nicht das Werk einmaliger Statuten, son- n wird die Aufgabe der österreichischen Geschichte seyn. Mit n Wechsel der Zeiten wird der Schwerpunkt von selbst in t Reichsrath fallen, für den Augenblick aber werden die ndtage überwiegen, und es ist die Sache kluger Politik, ser centrifugalen Tendenz nicht etwa durch Schwächung der ndtage, sondern durch möglichste Stärkung der Central-Ver- tung entgegenzuarbeiten. Dazu dient die Vermehrung der itgliederzahl und der Competenz durch Verleihung einer ge- ssen Initiative, noch mehr aber die Ausscheidung eines stän- en Elements von dem wechselnden der gewählten Mitglieder, es in zwei Curien oder zwei Häusern; endlich dürften sich ittel finden, um zu verhindern, daß bloß die in zufälliger ehrheit befindlichen Landtags-Parteien anstatt der realen Be- kerungskreise ihre Vertreter in den Reichsrath senden.

Allen Anzeichen nach hat der Staatsminister von Schmerling t Liebe und politischem Verständniß in den Gedanken des plams vom 20. Oktober sich hineingearbeitet, und läßt sich n ihm eine befriedigende Lösung erwarten, obgleich sein ter Akt, das Gesetz nämlich über die Landtags-Wahlen vom Januar, nichts weniger als tadelfrei ist. Daß das alte incip der vier Stände-Wahl die gegenwärtige Societät ht mehr decke, somit einer zeitgemäßen Erweiterung bedürfe, it sich schwer läugnen, und ebensowenig, daß die Praxis der mokratie, welche die Interessen Aller am sichersten durch das ahlrecht Aller nach der Zahl der Köpfe zu wahren glaubt, e großen Bedenken hat. Das Richtige wäre freilich eine hre „Interessen-Vertretung"; das Schlagwort enthält aber e petitio principii, und die altliberale Deutung desselben, ß „Besitz und Bildung" wählen sollen, ist von allen Aus-

wegen der gefährlichste. Gerade ihn hat aber der Minister betreten; indem er in den Städten die ganze dritte zur Gemeindewahl berechtigte Klasse und in den Ortsgemeinden das letzte Drittel der Besteuerungsklasse vom landtäglichen Wahlrecht ausschließt, glaubt er den Besitz, und indem er alle Beamten, Geistliche, Officiere ohne Rücksicht auf den Steuerfuß der ersten Wählerklasse einverleibt, glaubt er die Bildung oder Intelligenz zur Vertretung zu bringen. Während also die vier Statute Goluchowski's zwar das Wahlrecht auf den Gemeinderath beschränkten, dem dritten Wahlkörper aber doch wenigstens einen indirekten Antheil an der Landtagswahl beließen, machte hingegen das Schmerling'sche Gesetz an den meisten Orten den ganzen mittlern Bürgerstand politisch rechtlos; die Gewerbsleute fallen in der Regel alle durch, während der letzte Copist mit ein paar hundert Gulden Gehalt ohne Steuer zu zahlen im Namen der Bildung Wähler ist, und nicht selten überwiegen sogar die wahlberechtigten Beamten die ganze Summe der steuerzahlenden Wähler *).

Dieß muß nothwendig erbitternd wirken; und wenn es ein Mißgriff war, daß Graf Goluchowski den Census des wahlfähigen Adels in Tyrol niedriger stellen mußte, als für den wahlfähigen Bauern in Steyermark, so ist der Mißgriff des Gesetzes vom 5. Januar nicht geringer. Unzweifelhaft wird der Minister durch die einzelnen Statute noch altständische Elemente aus dem hohen Klerus, dem Fideicommißadel,

---

*) In Krems beträgt z. B. die Zahl der letzteren 151, die der wählenden Staatsdiener 155. In Wiener-Neustadt zählt die erste Klasse 43 Gemeindewähler, die zweite 173, die dritte 1541; nun fallen diese letzten Gemeindewähler für die Landtagswahlen sämmtlich durch, wofür nicht weniger als 180 Beamtete zu den Wählern erster Klasse hinzutreten Und die Ausgeschlossenen sind nicht etwa ein besitzloses Proletariat, sondern es befinden sich Leute darunter, die 40 bis 70 Gulden an direkter Steuer zahlen, abgesehen von den schweren Umlagen anderer Art.

der Gelehrtenwelt rc. beimischen; aber die Basis ist nun einmal verdorben. Conservative Mehrheiten hätte er eher durch den ausgeschlossenen Mittelstand erhalten, als durch das Volk der Handelskammern. Das Vermögen war wohl einst conservativ, das rollirende Geld der Gegenwart ist es aber nicht, und nirgends weniger als in Oesterreich. Denn es hat hier noch nicht viel vom Proletariat zu befürchten, und besitzt an dem seit drei Generationen mit allen Regierungsmitteln genährten Josephinismus einen blutsverwandten Bundesgenossen. Gerade den Beamtenstand hat dieses Gift am meisten durchfressen, und aus Geld und Beamten will nun der Minister conservative Landtage ziehen. Wo in den Gemeinderäthen etliche Radikale sitzen, da sind sie sicherlich immer durch die Höchstbesteuerten hineingekommen, und treten die letztern mit den Beamten zur Landtagswahl zusammen, so wird nichts Anderes daraus entstehen als ächte Bourgeoisie-Kammern, wie sie aus der Geschichte Louis Philipps nur allzu bekannt sind nicht als Brustwehren gegen die Demokratie, sondern als die Bahnbrecher des allgemeinen Stimmrechts.

Sehen wir selbst einen Schmerling sich in solcher Weise verirren, so überkommt einen abermals fast die Lust, den Magyaren, Czechen, Polen und wie die Kobolde alle heißen, weniger zu zürnen, als vielmehr zu danken. Oesterreich hat noch ein bedenklicheres Leiden als seine Schulden, und das dumpfe giftige Miasma der materialistisch-bureaukratischen Aufklärung, das seit der großen aber übelberathenen Kaiserin wie eine sybaritische Pest des Stumpfsinns über dem schönen Reiche lagerte, kann nun einmal nicht anders als unter Blitz und Donner ausgetrieben werden. An den elektrischen Entladungen vor zwölf Jahren war es noch keineswegs genug; das Concordat hat zwar ein schönes Zeugniß gegeben, daß man in den höchsten Regionen freier athme; aber Dank der verdorbenen Luft in den Niederungen konnte doch immer noch Herr von Bruck mit seinem materialistischen Evangelium der

allmächtige Minister werden. Jetzt hat das historische Recht und die Nationalität ein neues Fegfeuer angezündet, welches hoffentlich ausreichen wird. Es regt sich überall ein frisches Leben, und schmerzen uns auch oft die Ohren davon, so lebt es sich doch nicht bloß unter den Gegnern, sondern es bildet sich endlich auch — wie das treffliche Journal „Vaterland" durch seine bloße Existenz beweist — eine wirklich und selbst bewußt conservative Partei. Das will viel sagen für Oesterreich und für Wien, ja mehr, als einsichtige Leute vor Kurzem noch für möglich hielten!

Für die Ungarn bildet das Diplom vom 20. Oktober die Wiederherstellung ihrer altererbten Verfassung, aber freilich nicht der kossuthischen Constitution von 1848. Diesen Unterschied muß man wohl im Auge behalten, um die Stellung der ungarischen Parteien unter sich und zur Regierung zu beurtheilen. Die Altconservativen, aus welchen die ungarische Hofkanzlei gegenwärtig besteht, haben den Kaiser versichert, daß die große Mehrheit der Magyaren gar nicht mehr verlange, als was das Oktober-Diplom gab. Sie mußten bald erfahren, wie sehr sie sich getäuscht. Die ungarisch Liberalen verlangten die Constitution von 1848, auf deren Boden sie unüberwindliche Schanzen gegen die Trennungspläne der Kossuthianer aufzuwerfen versprachen. Ihrem Drängen schloßen sich in der Furcht und Verlegenheit mehr und mehr auch die Altconservativen an: die Regierung, hieß es, brauche sich bloß den Liberalen in die Arme zu werfen, um sofort aller Anstände in Ungarn überhoben zu seyn, und es war eine Zeitlang wirklich zu fürchten, man werde sich in Wien abermals von Position zu Position bis an den Abgrund treiben lassen. Heute aber ist diese Gefahr hoffentlich vorbei; denn von den Liberalen ist nun so gut wie von den Altconservativen erwiesen, daß auch sie ihre windigen Versprechungen nicht halten

könnten, wenn man auch das Oktober-Diplom an sie wegwerfen wollte. Es ist der Mühe werth, dieses zweite Stadium der ungarischen Frage näher zu betrachten.

Die Magyaren stehen im Geruch einer edeln und ritterlichen Nation, weil man von einzelnen Persönlichkeiten auf die Masse schließt. Im Ganzen ist dieselbe ein wenig talentirtes, aber unbändiges, grobsinnliches, vornehmlich zu geschlechtlichen Ausschweifungen geneigtes Volk, und auch der Adel großentheils sittlich und religiös tief verkommen. Bis 1848 hatte er die Comitatsregierung als Monopol in der Hand, seitdem er aber die Alleinherrschaft an die Abstimmung des Herrn Omnes abgeben mußte, ist die Popularität sein Gott. Den Leidenschaften der Masse zu schmeicheln, muß die erste Aufgabe des politischen Mannes in Ungarn seyn, denn nur von der Volksgunst hat er Amt und Brod zu erwarten. Wie kann man sich über die wüste Anarchie in fast allen Comitaten noch wundern? In der Sitzung des Reichsraths vom 27. September v. J. hat Baron Lichtenfels auf die unglaubliche Menge der Advokaten in Ungarn hingewiesen, und ohne daß ein Magyare widerredete, hat er behauptet: „in der Stadt Pesth allein beständen doppelt so viel Advokaten, als in fünf andern österreichischen Provinzen zusammengenommen, nämlich in Böhmen, Mähren, Steyermark, Galizien und Dalmatien." Dazu die eigenthümlichen Verhältnisse des magyarischen Adels. Ein ungarnfreundliches Organ hat jüngst das Wahlgesetz von 1848 besonders deßhalb als ganz radical bezeichnet, weil es jedem Adelichen aktives und passives Wahlrecht verleihe; denn man müsse wissen, „wie zahlreich die Klasse jener Edelleute ist, die ihrer Bildung und Beschäftigung nach dem Bauernstande angehören, ja sogar als Taglöhner sich ihren Unterhalt verdienen." *)

*) Es gibt somit außer der „constitutionellen Legalität" noch andere Gründe, um sich die Absetzung der 865 Magyaren, welche neben

So ist das politische „Volk" beschaffen, mit welchem die reichen Herren der altconservativen Partei Ein Herz und Eine Seele zu seyn wähnten. Weil man sie unter dem eisernen Druck der Reaktion allein reden und opponiren ließ, glaubten sie die Masse auch nachher durch ihr Wort lenken zu können. Jetzt aber weigert man nicht nur der aus ihrer Mitte gebildeten Hofkanzlei und Statthalterei jede gesetzliche Autorität, sondern die Herren müssen sich sogar fürchten, und es ist nicht bekannt, daß außer dem Fürst-Primas nur ein einziger den heillosesten Excessen öffentlich entgegenzutreten gewagt hätte, weder ein Obergespan, noch ein anderer Magnat. Graf Stefan Karolyi, der Administrator des Pesther Comitats, Haupt des großen katholischen Vereins vom heiligen Stefan und einer der vornehmsten Herren Ungarns, hatte gegen die Regierung den tapfersten Muth bewiesen, kaum aber war die „Freiheit" wieder da, so verschwand er hinter seinem Vicegespan, dem fanatischen Kossuthianer Nyary, er wurde krank, reiste in französische Bäder, und Hr. Nyary durfte noch öffentlich erklären, es sei ganz falsch, daß ein Zwiespalt des Grafen mit dem Ausschuß bestehe. Wenn freilich der Flüchtling Szemere, unter den rothen Ministern der ungarischen Republik dereinst der rotheste, zu Szabolcz bei der Comitatswahl durchfiel, weil er das Oktober-Diplom als Ausgangspunkt für die Entwicklung Ungarns empfohlen habe, so dürfen die altconservativen Pathen des Diploms Gott noch danken, wenn sie nicht wegen Verletzung der Constitution criminalisch belangt werden. Ueberdieß haben sie auch noch das protestantische Vorurtheil gegen sich. Wäre von den wildesten Rednern der Comitate immer auch der confessionelle Charakter angegeben, so würde man sehen, daß sie fast durchaus Calvinisten sind.

---

238 Nichtungarn unter der Bach'schen Regierung als Beamte in Ungarn fungirten, und sofort aller Bediensteten bis zum Ofenheizer herab zu erklären.

[Di]e Regierung selbst hat daher zwei Protestanten aus den [A]ltconservativen, Vay und Zsedenyi, ausgesucht und ihnen die [H]ofkanzlei übertragen, was aber die Reformirten von Veröcz [ke]ineswegs gehindert hat, jüngst den „um die Sache des Pro[te]stantismus verdienten Ludwig Kossuth“ zum Ehren-Curator [zu] ernennen.

Da nun die Partei des Oktober-Diploms anstatt eine [S]tütze zu bieten selber des Schutzes bedarf, so war die Kurz[si]chtigkeit gleich mit dem Rath bei der Hand: warum man [de]nn das constitutionelle Princip nicht mit Hülfe der Libera[le]n durchführen wolle, mit den Männern welche, an den Ge[se]tzen von 1848 unverbrüchlich festhaltend, nicht etwa eine [ä]ußerste Linke, sondern die äußerste Rechte der Legalität bil[d]eten — mit der Partei Deak und Eötvös? Wer sind [a]ber diese Herren und was haben sie als Mitglieder des un[g]arischen Ministeriums vom 17. März 1848 geleistet? „Der [J]ustizminister Franz Deak“, erzählt Graf Mailath als Augen[ze]uge, „ein ausgezeichneter Verstandesmensch, mißbilligte von [v]ornherein die Schritte der liberalen Partei auf dem Reichs[t]ag, und wenn er an der Spitze der Opposition gestanden [h]ätte, wären die ungeheuern Reichstags-Beschlüsse nie zu [S]tande gekommen; aber er war nicht mehr populär und viele [A]nhänger des neuen Systems nannten ihn nur einen veral[te]ten Tabla-biro. Er hatte das Ministerium in der eiteln [H]offnung übernommen, die höher anschwellende Fluth als [D]amm im geregelten Lauf erhalten zu können. Der Minister [d]es Cultus und des Unterrichts, Baron Joseph Eötvös, sah [nu]n seine Wünsche erfüllt; Ungarn hatte ein verantwortliches [M]inisterium und die Comitatsmacht war pulverisirt. Er sah [a]ber auch seine Wünsche überboten; seinem Scharfsinn entging [e]s nicht, daß der Zustand nicht haltbar war. Er hielt es mit [D]eak, aber fruchtlos.*)

---

*) Neuere Geschichte der Magyaren. Regensburg 1853. II, 15.

Die beiden Ritter der Legalität nun, welchen damals ihr eigenes Werk aus den Händen geschlüpft ist, sind heute wieder zu spät gekommen, und verrathen abermals so wenig Macht, die Ereignisse zu leiten, daß sie vielmehr umgekehrt von den Ereignissen förmlich gehudelt werden. Baron Eötvös hat Anfangs 1859 eine (anonyme) Schrift über die „Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs“ herausgegeben, worin er die jetzt im Oktober-Diplom verwirklichten Grundzüge so lebhaft vorzeichnete, daß man meinen könnte, das Diplom sei aus dem Eötvös'schen Buch abgeschrieben.*) Der Baron bezeugte namentlich, daß zweierlei Ministerien der Finanzen, des Kriegs und des Auswärtigen für Oesterreich eine Unmöglichkeit seien. Kaum gibt aber der Kaiser den von ihm selbst formulirten Wünschen der Ungarn nach, so schreibt der gelehrte Präsident der ungarischen Academie abermals ein Buch, worin er ein vollzähliges Ministerium in Pesth als unveräußerliches Recht der Constitution von 1848 verlangt, und gar kein anderes Band zwischen Ungarn und Oesterreich mehr zulassen will, als die reine Personalunion. Dieß war auch der vermummte Inhalt seiner Pesther Rede vom 1. Februar; aber selbst das „Vaterland“ ist verwundert, mit keinem Wort angedeutet zu finden, wie denn er sich die Verbindung eines nach seinen Begriffen constitutionellen Ungarns mit dem Gesammtreich denke? Hierin ist eben der Baron mit seiner Popularität noch nicht einig.

Am 17. Januar war indeß auch Herr Deak aus dem königlichen Halbdunkel seines Schweigens zum erstenmale wieder hervorgetreten, indem er vor dem Pesther Stadtrath für einstweilige Beibehaltung der österreichischen Justiz eine Rede hielt. Denn er sei zwar selbst keineswegs ein Freund der Wiener Gesetzbücher, aber ihre plötzliche Abschaffung würde unabseh-

---

*) Die Histor.-polit. Blätter haben das Buch damals schon mit der rückhaltlosesten Sympathie begrüßt.

bare Anarchie über das Land bringen. Aus dieser Rede des „unvergleichlichen Patrioten“ hat man ein entscheidendes Ereigniß gemacht. Sein kossuthischer Gegner aber, Advokat Szilagyi, sagte ihm trocken in's Gesicht: das sei zwar Alles recht schön, nütze aber nichts mehr, weil es zu spät komme; „Herr Deak hätte vor drei bis vier Wochen so sprechen müssen, dann würde das Land gegenwärtig nicht in seiner trostlosen Lage seyn.“ Die Deak'sche Rede fand zwar einstimmige Annahme, Abends aber wurde mit Mühe eine Katzenmusik für ihn verhindert, und geholfen hat seine heroische That gar nichts. Denn die Pesther Comitats-Adresse vom 11. Februar fällt wieder ganz auf die alten Füße; nur so gnädig wollen die Herrn vorerst seyn, die kaiserlichen Gerichte nicht mit Gewalt zu verjagen. In Wahrheit muß man sich auch wundern, wie die beiden Führer der Liberalen sich noch irgend eine Rechnung auf die maßgebende Metropole Ungarns machen konnten, nachdem das Pesther Comitat sich einstimmig einen Paul Nyary zum ersten und einen Beöthy zum zweiten Vicegespan erwählt hatte — zwei Kossuthianer vom reinsten Wasser, unter welchen Nyary sogar den Führer jener Opposition gespielt hat, der das Ministerium vom 17. März 1848 nicht stark genug auftrat.

Wie wenig sich indeß heutzutage die Sprache der ungarischen Liberalen von der der Kossuthianer unterscheidet, mag man gerade aus der von Deak verfaßten und von Eötvös empfohlenen Antwort der Stadt Pesth auf das Rescript vom 16. Januar entnehmen, worin der Kaiser die „frevelhaften, heuchlerisch in das Gewand legaler Formen sich hüllenden Uebergriffe der Revolution“ bedroht. Die Adresse vermeidet zwar das komödiantenhafte Pathos betrunkener Roßknechte, welches sonst Comitats-Styl ist, aber auch sie betrachtet die Geschichte der jüngsten zwölf Jahre, als wäre sie mit dem Schwamm weg gewischt. Wiederholt spricht sie von dem „Kleinod der altererbten Verfassung“, als wenn nicht gerade diese Constitution von den Ungarn selbst im Jahre 1848 ab-

geschafft und mit einem französischen Parlamentarismus vertauscht worden wäre. Graf Mailath schreibt „Umsturz der Verfassung" über diese Thaten, Deak und Eötvös aber bezeichnen das Produkt des Umsturzes als „altererbt". Die Gesetze von 1848, fahren sie fort, „wurden verfassungsmäßig gegeben"; aber sie schweigen von den Früchten, welche daraus erwachsen sind, und von den furchtbaren, heute noch nicht verschmerzten Opfern, womit die andern Kronländer Ungarn von der Herrschaft der verworfenen Bande befreien mußten, die heute wieder aufersteht. Ja sie wagen die flüchtigen Rebellen als Leute zu entschuldigen, „welche durch constitutionswidrige, von fremden Richtern nach fremden Gesetzen gefällte Urtheile gezwungen wurden, sich zu entfernen" — was doch kaum anders zu verstehen ist, als daß die Niederwerfung der kossuthischen Republik selber constitutionswidrig gewesen sei! Soviel ließen die berühmten Liberalen Deak und Eötvös um ihre Popularität es sich kosten, und doch sollen sie jetzt gesonnen seyn ins Privatleben zurückzutreten, hoffentlich für immer!

Hätten sie aber wirklich die Macht welche sie nicht haben, was steckt denn eigentlich hinter ihrem „unverbrüchlichen Festhalten an den Gesetzen von 1848"? Sie wollen keinerlei Realunion, sondern begehren ihr eigenes Ministerium und das Oktober-Diplom verwerfen sie schon deßhalb, weil es einer Wiener Centralvertretung Befugnisse über die Steuern und die Rekruten aus Ungarn gibt. Mit der „altererbten Verfassung" hat aber ein verantwortliches Finanz- und Kriegs-Ministerium in Pesth sowenig zu thun, daß sich Kossuth noch auf dem Debrecziner Reichstag von einer Partei unter Paul Almasy bedroht sah, welche die beiden Errungenschaften an die Wiener Regierung zurückgeben wollte, weil dadurch der Verband Ungarns mit der Gesammtmonarchie unmöglich gemacht werde. Selbst Görgey kam noch kurz vor der Proklamation der Republik auf denselben Gedanken. Die Liberalen von heute aber sind nicht so gemäßigt; sie verlangen die reine

Personalunion, in ihrem Munde eine juristische Spitzfindigkeit, die im Leben unhaltbar und deren wahrer Name Trennung ist. Folgerichtig fordern einzelne Comitate bereits: der ungarische König müsse auch in Ungarn residiren, und ebenso folgerichtig haben die Gesetze von 1848 den Monarchen, solange und so oft er außer dem Reiche wäre, zum Verlust der königlichen Machtvollkommenheiten an den Palatin verurtheilt. Aber auch davon abgesehen, war durch die Gesetze, wie Graf Mailath sagt, „selbst die Personalunion auf die Dauer unmöglich, da kein Staat bestehen kann, der zwei Minister des Aeußern, zwei Minister der Finanzen und zwei Kriegsminister zugleich hat; die Opposition mußte diese drei Ministerien aufgeben, und wenn sie dieß nicht that, so mußte die Gewalt der Verhältnisse die Trennung Ungarns von der Gesammtmonarchie in kurzer Zeit herbeiführen."*)

Wohl reden die Liberalen von dringend nothwendigen Reformen der Verfassung. Aber täusche man sich nicht, sie wollen die Gesetzgebung welche nichts mehr tauge, und die Comitate deren tolle Wirthschaft das Urtheil aller Einsichtigen gegen sich habe, schwerlich jedoch wollen sie zu Gunsten der Centralregierung reformiren. Insbesondere ist die Autonomie der Comitate, wonach dieselben mißliebige Verordnungen ohne weiters „mit Achtung" beiseite legen und andere an die Stelle setzen dürfen, der Partei schon damals unleidlich gewesen, als der Adel noch alleinherrschend war, und seit den Gesetzen von 1848 sprach der Ober- und Vicegespan kurz und gut: „das geht jetzt nicht mehr so, was der Minister befiehlt muß geschehen, wie kann er sonst dem Landtage verantwortlich seyn"? Bei einem verantwortlichen Ministerium in Pesth versteht sich also diese Reform von selbst, gegen die Hofkanzlei in Wien aber thut die Comitats-Wirthschaft allzu gute Dienste, als daß an ihre Opferung leichthin zu glauben wäre.

---

*) Mailath II, 14.

Für den Moment sind indeß wie gesagt die Lockungen der Liberalen weniger zu fürchten, als die Verlegenheiten der Altconservativen in der Regierung. Diese Partei war eigentlich von dem Momente an der unterliegende Theil, wo sie entstand und im feindlichen Gegensatz zu dem Geist der Gesetze von 1848 aus den Leuten sich lose ansammelte, welche nicht gesonnen waren die altererbte Verfassung mit einer französischen Constitution, die Realunion der Hofkanzlei mit einer maskirten Republik, die Allianz der sogenannten Nebenländer mit einer prekären Unterjochung derselben zu erkaufen. Als nun die Partei am 20. Oktober v. Js. zur Regierung berufen wurde, betrachtete sie die Gesetze von 1848 als todt und abgethan, ein neues Wahlgesetz sollte von einer Versammlung ungarischer Notablen berathen werden und der künftige Landtag bei 1847 von vorne anfangen. Das Strategem aber scheiterte kläglich, schon die Graner Conferenz stellte sich ganz auf den Boden von 1848, und seitdem ist die Geschichte der restaurirten Hofkanzlei, insbesondere des Judex curiae Grafen Apponyi, nur eine Kette von Concessionen an die Liberalen gewesen. Um sie nur so lange zu erhalten, muß die Partei dem Kaiser fortwährend in den Ohren liegen, bloß dieß und jenes noch zu gewähren um ihretwillen, und es war längst zu befürchten, daß sie endlich die sogenannten Partes annexae als letzten und fettesten Bissen für den Rachen der ungarischen Hölle reklamiren würde.

Das Diplom vom 20. Oktober hat das künftige Verhältniß der ehemaligen Nebenländer zu Ungarn in billiger Weise der Entscheidung des kroatisch-slavonischen und des siebenbürgischen Landtags anheimgegeben. Bald darauf wurde aber die serbische Woiwodina und das Temeser Banat durch Machtspruch Ungarn wieder einverleibt, ebenso die drei siebenbürgischen Comitate und der Kövarer Distrikt, obwohl die Magyaren selbst diese Stücke „nicht als Bestandtheil der Partes sondern als Glied des (1848) mit Ungarn gesetzlich unir-

ten Siebenbürgens" betrachteten, und endlich die von Kroatien wieder losgerissene Murinsel. Während die Serben, welche vor zwölf Jahren so treu und tapfer gegen die Kossuthianer gestritten, in tiefem Schmerze grollen, und die letzte Maßregel nahezu die Abdankung des kroatisch-slavonischen Hofdicasteriums in Wien nach sich gezogen hätte, schrieb der ungarische Hofkanzler am 19. Januar an den Primas von Gran: was an der Integrität des Reichs noch fehle, werde sicherlich bald gegeben werden. Die Altconservativen würden es dann als ihr Verdienst geltend machen, der ungarischen Krone ihre alte Herrlichkeit wiedergegeben zu haben, und die Liberalen mit den Separatisten verschmähen zwar jede Weisung aus Wien, sie gestehen der Regierung gar keine Legalität zu, nicht einmal dem Kaiser selbst, aber sie würden es sehr gerne hinnehmen, wenn Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Siebenbürgen durch ein Machtgebot von oben gleich der Woiwodina wieder unter das Joch ihres Landtags zurückgezwungen würden.

Gott verhüte eine solche Befleckung der staatlichen Gerechtigkeit in Oesterreich! Man muß die hochmüthige Tyrannei der magyarischen Sprach- und anderer Gesetze gegen diese loyalen Völker kennen, man muß die Geschichte von 1848 wieder lesen, wie sie für sich und den Kaiser den Befreiungskampf bis auf's Messer stritten, während die Wiener Regierung in unbegreiflicher Verblendung immer noch zu den Magyaren hielt, die ihre Absetzung faktisch bereits ausgesprochen hatten — um den Eindruck zu ermessen, den ein solcher Dank bei den Kroaten, Slavoniern, Sachsen, Rumänen hervorbringen müßte. Die Grundsätze des Oktober-Diploms sind es, wofür sie ihr Blut in Strömen vergossen haben, und jetzt sollten sie denen geopfert werden, welche die versöhnende Hand des Kaisers frech zurückstoßen. Sie *wollen* nicht Hörige des Magyarismus werden. Die Rumänen, fast zwei Drittel der Bevölkerung Siebenbürgens, verabscheuen die Gesetze von 1848, sie halten daran fest, daß die Selbstständigkeit ihres Landes

durch das Diplom vom 20. Oktober außer Frage gestellt sei, und sie beklagen sich bitter über die parteiische Zusammensetzung sowohl der siebenbürgischen Dicasterien als der Karlsburger Conferenz. Auch von den Sachsen haben die Magyaren nur eine Minorität für sich eingefangen; und von den Kroaten ist es ausgemacht, daß sie als Maximum eine Beschickung des ungarischen Landtags in vormärzlicher Weise durch Deputirte des Agramer Provincial-Landtags, keinenfalls aber den Artikel V der Gesetze von 1848 annehmen werden, wodurch die Autonomie ihres Königreichs aufhören müßte.

Die große Entscheidung steht unmittelbar bevor. Der ungarische Krönungs-Landtag ist auf den 2. April einberufen, nach dem radikalen Wahlgesetz von 1848 (Art. V), jedoch mit folgenden Ausnahmen: wegen Mangel eines passenden Lokals in Pesth soll der Landtag zu Ofen sitzen; Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien sind nicht mit einberufen, und die Clausel, welche die Kenntniß der magyarischen Sprache zur Bedingung der Wahlfähigkeit macht, ist gestrichen. Die „Legalen“ geriethen außer sich; ihre Hauptabsicht auf die „Partes“ haben sie zwar wohlweislich verschwiegen, aber eine Reihe von Comitaten, das Weißenburger voran, hat erklärt, daß auch nicht ein Titelchen der Gesetze von 1848 wegbleiben dürfe: die Streichung der Sprachclausel sei ungesetzlich und der Landtag werde niemals unter den Festungskanonen von Ofen, sondern in der Pesther Reitschule tagen. Inzwischen ist bei der Conferenz des Hofkanzlers mit den Obergespanen die Katze vollends aus dem Sack gekommen: der endlos mißbrauchte Capitelbote von Gran soll zum Kaiser gehen und die unverzügliche Einberufung der Partes zum nächsten Landtag verlangen!

Was aber Oesterreich zusammenhält, ist die gleiche Balance und das gleiche Recht seiner Kronländer und Nationalitäten. Die „böhmische Krone“ ist nicht allzu gefährlich, weil die Mährer ihre eigene haben wollen, und ebenso viele Deut-

schen über den czechischen Schlichen wachen. Garibaldi dürfte vielleicht darauf rechnen, daß die Polen in Gallizien auf sein Signal den allgemeinen Umsturz eröffnen würden, wenn nicht die Ruthenen unter allen Umständen bereit wären, in treuer Loyalität zum Kaiser zu stehen, und wenn nicht die polnischen Bauern selbst in dankbarer Liebe zum Kaiserhaus die adeli-chen Confoderatka-Mützen argwöhnisch überwachten. So kommt es, daß Preußen und Rußland von ihren polnischen Antheilen sehr viel zu befürchten haben, Oesterreich aber gar nichts. Ebenso halten sich in Siebenbürgen Rumänen und Szekler, in der Woiwodschaft Serben und Magyaren, in Dalmatien Slaven und Italiener das Gleichgewicht. Man müßte es künstlich zu machen suchen, wenn es nicht die gütige Gabe der Natur selber wäre, und nur dem Blödsinn könnte es beikommen, den Ungarn zu Lieb die gegebene Balance erschüttern zu wollen.

Jede weitere Concession an den Magyarismus wäre die zwecklose Aufopferung eines guten Rechts loyaler Völker, woraus die ungarische Revolutionspartei immer nur neue Waffen für sich schmieden würde. Wie wenig der Edelmuth bei diesen Leuten verschlägt, hat das Beispiel Görgey's und des hochherzig begnadigten Verschwörers Graf Ladislaus Teleki neuerdings bewiesen. *) Den Ungarn ihr Recht, aber nichts auf Kosten anderer Kronländer: dieß ist der Gedanke des Diploms vom 20. Oktober. Anstatt neuer Concessionen bringe man den Magyaren vielmehr die Thatsache zum Verständniß,

---

*) Wie man sich in Paris erzählt, bildete dieser Herzensfreund Kossuths den Telegraphen-Draht zwischen den geheimen Clubs in Ungarn und den Tuilerien; er machte besonders in jüngster Zeit mysteriöse Reisen nach Osten, und stand nicht nur mit den Vertrautesten des 2 Dec. im regsten Verkehr, sondern soll auch im Kabinet des Imperators selbst fast täglich Zugang gehabt haben. Brüsseler Universel 29. Dec. 1860.

daß auf der Basis vom 20. Oktober ein verfassungsmäßiger Neubau des Reichs auch dann möglich sei, wenn die Magyaren vorerst nicht daran theilnehmen. Gewährt ihr Landtag die nothwendigen Bedingungen der Reichseinheit, dann gut; wenn nicht, so ist es keineswegs die Aufgabe, einer ungarischen Partei, sei es der altconservativen oder der altliberalen, mit Gewalt die Herrschaft einzuhändigen, sondern nur in Ungarn die Anarchie niederzuhalten, und überall sonst das Diplom vom 20. Okt. auszuführen, als wenn nichts geschehen wäre. Die altererbte Verfassung bleibt dabei den Magyaren so lange reservirt, bis ihnen das Warten zu lange wird.

Freilich darf dabei die Gefahr nicht verkannt werden, daß es den zahlreichen Gegnern der Autonomie gelingen möchte, unter Hinweisung auf das beschämende Fiasco des Princips in Ungarn wieder den alten bureaukratischen Weg mit oder ohne constitutionelle Formen in Aufnahme zu bringen. Die Ostdeutsche Post scheint so etwas zu meinen, wenn sie räth: man solle die Leute, welche früher den Mund gegen die österreichische Regierung nicht voll genug nehmen konnten, während sie jetzt mit heimlichem Zähneklappern stumm und taub den tollsten Streichen zusehen und Jammerbriefe an einzelne Minister schicken, worin sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit um Hülfe bitten und winseln — ruhig dem Schicksal ihrer eigenen Thorheit überlassen. In der That hat das unverantwortliche Benehmen der Ungarn dem Princip der Autonomie den schwersten Schaden zugefügt, und es wird die ganze Weisheit der Regierung dazu gehören, um, der Basis vom 20. Oktober getreu, die Anarchie einer regierenden Autonomie von dem Segen einer verwaltenden Autonomie zu unterscheiden, und nicht abermals in irgend eine Art von bureaukratischer Centralisation zurückzufallen.

Wird aber der passive Widerstand der Magyaren nicht

wieder in blutige Schlachten ausarten? Daß der ungarischen Tobsucht die Kampflust in den Massen nicht entspricht, ist eine Thatsache; Görgey selbst hat noch in den aufgeregtesten Tagen von 1849 über den bis zu den Sternen erhobenen kriegerischen Geist des Volkes die niederschlagendsten Erfahrungen gemacht. Nur dem grenzenlosen Lügengenie Kossuths gelang damals die Insurrektion. Hierin könnten ihn nun zwar die Agenten und Sendlinge der Pariser Politik allenfalls ersetzen; aber andere begünstigenden Umstände haben sich heute entschieden geändert. Die kopflose Regierung in Wien und die verrückte Schwärmerei der ganzen deutschen und österreichischen Revolution für das Magyarenthum hatten ihm damals erst recht auf die Beine geholfen, ja Graf Mailath meint, ohne den Aufstand in Wien wäre es in Ungarn überhaupt nicht zur Insurrektion gekommen.*)

Heute haben sich aber diese moralischen Behelfe gerade umgekehrt. Die Stimmung gegen die Ungarn ist selbst in Wien sehr gereizt und wird täglich leidenschaftlicher, die Bourgeoisie sieht ihre materiellen Interessen, der Liberalismus seine constitutionellen Pläne durch sie gestört, und endlich muß der barbarische Dünkel Jedermann empören. Seit die ungarische Constitution von 1848 ihren wahren Charakter entfaltet, ist selbst das Rauchfaß der Gothaer erloschen, mit welchen die kossuthische Regierung 1848 bereits wegen der Abtretung Deutschösterreichs diplomatisch verhandelt hatte. Und was noch mehr ist: die Juden sind wüthend über die ungarische Freiheit. Bald nach dem 20. Oktober hat in Pesth unter dem

---

*) „Wie viel Blut wäre in Ungarn erspart worden, wenn Wien damals nicht aufgestanden wäre! Der ungarische Reichstag fühlte dieß sehr gut; deßhalb wurde auch die Nachricht vom Wiener Aufstand in Pesth mit Jubel begrüßt; der Tag wurde Oesterreichs heiligster Tag genannt." Neuere Geschichte der Magyaren II. 87.

Vorsitz eines protestantischen Superintendenten und eines Rabbiners die großartigste Verbrüderung zwischen Magyaren und Juden stattgefunden, wie denn die Kinder Israels unter den Magyaromanen stets obenan gestanden waren. Aber siehe da! kaum ist die neue Freiheit in's Leben getreten, so fängt sie zu prügeln an, und zwar prügelt sie gerade die — Juden; was ihr sehr übel bekommen wird, denn wer heutzutage vom Zeitgeist getragen seyn will, darf um's Himmelswillen nur ja keinen Juden prügeln.

Täuscht nicht die Fama, so werden die neuen Statute in Wien erscheinen, während diese Zeilen in den Druck gehen, und dürfen wir vertrauen, daß unsere Vorrede ebensogut als Nachrede paßt. Damit beginnt die Reconvalescenz. Gott wird wissen, warum er das österreichische Schwert eben jetzt in die Scheide bannt, aber die Zeit wird kommen, wo es wieder blitzt, und vielleicht werden eben die, welche jetzt auf die innere Auflösung Oesterreichs ihre Pläne bauen, seine Hülfe noch auf den Knieen anrufen.

XX.

Das Rituale romanum und seine pseudo-katholische Caricatur.

Zu den herrlichsten Früchten des Concils von Trient gehört neben dem Catechismus romanus bekanntlich auch das von Paul V. im Jahre 1614 herausgegebene, später von Benedict XIV. erweiterte Rituale romanum, das, hervorgegangen aus den früheren, zum Theil uralten Sacramentarien, bis zum heutigen Tage unübertroffen dasteht, weßhalb es denn auch in Deutschland fast allen vor der josephinisch-febronianischen Aufklärungszeit erschienenen Diöcesan-Ritualen zum Grunde gelegt worden ist. Erst in der ebenbezeichneten mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beginnenden, aber noch tief in das gegenwärtige Säculum hereinragenden traurigen Periode begannen hie und da die ebensooft unter der Kleidung hoher Prälaten als dem Gewande einfacher Cleriker verborgenen heimlichen Feinde des heiligen Stuhles wie der Kirche überhaupt, die es gar wohl verstanden, unter der falschen Etikette gesunder katholischer Nahrung ihr schleichendes Illuminatengift zu verbreiten, auch dem Rituale romanum, wie der lateinischen Liturgie überhaupt, den Krieg zu erklären, wohl wissend, daß die Verflachung des Cultus der sicherste Weg sei, auf fast unmerkliche Weise die heiligen Mysterien selbst in Vernachlässigung und Mißachtung zu bringen. Deßhalb ließ man an die Stelle des römischen Rituals oder der bis dahin in Gebrauch

gewesenen lateinischen Diöcesan-Rituale sogenannte deutsche Rituale treten, die aber nicht, wie z. B. das von Nickel, eine getreue Uebersetzung des römischen, sondern eigene im rationalistischen Geiste abgefaßte Machwerke waren, die daher auch selbstverständlich der Approbation des heiligen Stuhles gänzlich ermangelten.

Heut zu Tage sind gottlob die meisten dieser pseudo-katholischen Caricaturen längst Maculatur geworden, nur eine derselben, deren Vaterstadt Constanz ist, und die den Titel führt: „Ritual nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche oder praktische Anleitung für den katholischen Seelsorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgischen Amtes" hat sich bis in die Gegenwart zu erhalten gewußt, da sie mindestens in einer Gemeinde (der einer großen Handelsstadt des deutschen Nordens) noch in fortwährendem Gebrauche ist.

Der anonyme Verfasser dieses bei dem Verleger von Schiller und Göthe erschienenen, daher vielleicht irrthümlich für „classisch" gehaltenen, allen „hochwürdigen Erz- und Bischöfen (sic), ihren Vikariaten und der gesammten hochwürdigen Geistlichkeit im katholischen Deutschland und den künftig von ihnen abzuhaltenden Synoden zur Prüfung" dedicirten Werkes ist, wie jeder Sachkundige weiß, der ehemalige Hauptbacksteinlieferant zu der, zum größten Verdrusse aller Werkmeister, Gesellen und Lehrlinge mit Schurzfell und Kelle schließlich nicht einmal unter Dach gekommenen „deutschen Nationalkirche", nämlich der bekannte Freiherr von Wessenberg, bei dessen kürzlich erfolgtem Ableben die „Kinder der Wittwe" ein so allgemeines Trauergeläut erklingen ließen. Welches Urtheil die katholische Kritik beim ersten Erscheinen dieses, ersichtlich von größerer Hinneigung zum Meister vom Stuhl als zum Stuhl Petri diktirten Buches (1831 und in zweiter Auflage 1833) gefällt hat, weiß Schreiber dieses, dem jener Zeit die einschlagende Literatur noch fern lag, nicht zu sagen, doch bezeichnet eine ihm gerade zur Hand liegende „Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands" dasselbe als eine „bis an das Schisma grenzende, den Abfall von der allgemeinen Kirche anstrebende Schrift."

Mag dieses Urtheil nun auch Diesem und Jenem immerhin u hart erscheinen, so viel wird jeder Unbefangene, der, wie eiber dieses, seit fünfzehn Jahren bei jeder Taufe, Copulation Beerdigung, der er beigewohnt, stets den unvermeidlichen enberg zu hören bekommen, ohne Bedenken einzuräumen ge- seyn, daß gedachtes Opus mit seinen süß-sauren Salbade- und seinen Gellert'schen und sonstigen Liederversen aus pro- ntischen Gesangbüchern bei Leibe nicht aus der Quelle ächt- lischen Glaubens geschöpft, vielmehr eine wahre Cisterne von endelwasser" ist. Zum Beleg dessen möge eine einzige Probe bt seyn. Bei dem Begräbnisse eines „Erwachsenen" soll der in Rede stehenden „praktischen Anleitung" der Priester der Leiche stehend" unter anderm folgende, größtentheils einem die Sonne" gerichteten Gedichte des alten Roccoco-Poeten) entlehnte, wahrscheinlich für „erbaulich und lehrreich" ge- ne Knittelverse declamiren:

Ich fühle, daß ich sterblich bin,
Mein Leben welkt wie Gras dahin.

Es wird verwehn wie herbstlich Laub,
Wir alle werden wieder Staub.

Wer weiß, wie unerwartet bald
Des Höchsten Ruf auch mir erschallt.

Die Todesstunde schlägt dir heut',
Weh' dir, bist du nicht schon bereit!

O Thorheit, hab' ich Gott verkannt
Und war mein Schatz der Erde Tand.

Hab' ich, durch Eitelkeit gereizt,
Nach großem Ueberfluß gegeizt.

Was frommen uns noch Gut und Geld,
Ruft uns der Herr aus dieser Welt?

Des Schöpfers Plan ist nicht so klein,
Du sollst, o Mensch, unsterblich seyn.

) Vgl. dessen „Sämmtliche poetische Werke." Leipzig 1772, Band 1, Seite 249.

Du bist nur Pilger in der Zeit,
Dort wartet dein die Ewigkeit.

Was immer hier die Tugend nährt,
Sei deiner ganzen Sorge werth.

Erwache denn in meiner Brust,
Der Tugend hohe Gotteslust!

Gieb mir, o du, der gerne giebt,
Ein Herz, das nur das Gute liebt,

Dann wandle ich an Freundeshand
Vergnügt und froh in's bess're Land.

Die beiden letzten Strophen stehen nun freilich weder im „Ritual" noch im Uz, sondern sind aus der — bekanntlich zur Verherrlichung der Freimaurerei geschriebenen — Mozart'schen „Zauberflöte", und es sind diese beiden Strophen nur deßhalb hier mit hergesetzt worden, um zu zeigen, wie zwischen jenen „heiligen Hallen", in denen man die Rache nicht kennt, und dem Wessenbergischen Rituale eine dermaßen innige Geistesverwandtschaft besteht, daß eins kaum noch von dem andern zu unterscheiden ist.

Hoffen wir schließlich zu Gott und der Weisheit kirchlicher Obern, daß schon in nächster Zukunft an keinem Orte Deutschlands mehr die Wessenberg'sche Zauberflöte geblasen werde, und daß Leute, wie der Schreiber dieser Zeilen, der selbst noch bon-gré mal-gré nach dem Wessenbergischen Rituale copulirt und dem jedes seiner Kinder gleichfalls nach Wessenbergischem Rituale getauft worden, bald zu den größten Seltenheiten gehören mögen.

XXI.

Zur Geschichte des päpstlichen Staatensystems.

I. Entstehung desselben.

Nach der Anschauung der meisten wo nicht aller Geschichtschreiber kannte das Mittelalter nur zwei große christliche Staatensysteme, das oströmische (byzantinische) und das weströmische (deutsche). Beide mittelalterlichen Systeme begriffen in sich, was man die respublica christiana nannte. Zu dem ersten, schismatischen, gehörten nebst dem byzantinischen Reiche die slavischen und rumänischen Dependenzen; es suchte unter Manuel dem Comnenen Ungarn in sein Bereich zu ziehen; bis zu einem gewissen Grade konnte man auch die russischen Länder dazu rechnen. Trennung von Altrom, kirchliche Verbindung mit dem Patriarchen von Constantinopel, Gebrauch der griechischen Sprache in Cultus und officiellen Dingen, Anerkennung des byzantinischen βασιλεύς als weltliches Oberhaupt, Mangel an den charakteristischen Merkmalen des Occidentes, an ständischer Unabhängigkeit des Clerus, an Ausbildung des Lehenwesens, des Bürgerstandes, der Bauern wie der Communen, bureaukratische Starrheit, Söldner- statt der Volksheere, bilden das Gepräge des byzantinischen Staates und seines Einflusses, so weit dasselbe zur vollen Geltung kam. Dazu ein tödtlicher und unverständiger Haß gegen das Abendland, Rom insbesondere, neben einer

gewissen formellen Bildung, welche Byzanz zum China des christlichen Mittelalters macht. Geographisch angesehen erstreckte sich das byzantinische Staatensystem über den größeren Theil der griechischen Halbinsel, ward aber, als das ungarische Reich sich über Dalmatien und Kroatien ausdehnte, von dem nordwestlichen Theil des adriatischen Meeres und von der mittlern Donau weggedrängt, während an der untern Donau die Grenzen schwankten, je nachdem das byzantinische Reich sich Rom in die Arme warf, oder sich an Byzanz anschloß.

Später als das byzantinische Reich, und als dieses bereits die lateinische Sprache der Gesetzsammlungen Justinians mit der griechischen vertauscht hatte, bildete sich das deutschkaiserliche Staatensystem aus. Es umfaßte neben dem deutschen Reiche unter sieben Herzogthümern, seit Otto I. das italienische Königreich, seit Konrad II. das arelatische, seit 962 die Kaiserwürde, welche als translatio imperii a Francis ad Germanos aufgefaßt wurde, wie sie in den Tagen Karls d. G. als translatio imperii a Graecis ad Francos aufgefaßt worden war. Ein altes Evangeliar aus der Zeit K. Heinrichs II. stellt Roma, Gallia, Germania, Sclovinia dar, wie sie dem weströmischen Kaiser deutscher Nation ihre Huldigung darbieten. Für Gallien, Germanien und Italien bestanden in den Erzbischöfen von Trier, Mainz und Köln eigene Reichskanzler. Der Kaiser sah auf dem Höhepunkt seiner Macht die Könige der übrigen Länder als Provincialkönige, reges provinciales an, und konnte dieses um so eher thun, als auch Polen, Böhmen, Dänemark, Ungarn theils vorübergehend, theils bleibend in den Reichsverband getreten waren, vom Centrum Europas aus gleich sehr nach Norden wie nach Süden, auf beiden Seiten der Alpen Ein großes Reich aus den Hauptnationen Europas bestehend, den Osten von dem Westen schied. Das Alterthum, welches nur Staaten Einer Nation kannte und was nicht hellenisch war, als barbarisch betrachtete und behandelte, hatte nichts Aehnliches aufzuweisen. Nur ersterbende oder abgestorbene Völker nahm das altrömische Reich in

sich auf; das neurömische Reich vereinigte die kraftvollsten, blühendsten Völker der Erde, verband sie durch Einen Glauben und Ein Kaiserthum, und gestattete ihnen die freieste nationale Entwicklung, in politischen Formen, in Literatur, Kunst, Handel und Wissenschaft.

Je stärker aber das Kaiserthum unter den fränkischen und unter den schwäbischen Kaisern nach Außen hin auftrat, desto mehr gab es selbst Veranlassung zu einem neuen Staaten-System, zur Ausbildung des päpstlichen, welches schon früh durch den Gegensatz der katholischen Länder zu dem schismatisch-byzantinischen Reiche im Osten entstanden war.

Es handelt sich selbstverständlich hier nicht, die Bildung des Kirchenstaates nachzuweisen. Dieser hat sich unabhängig von dem päpstlichen Staatensysteme entwickelt und seine eigene Geschichte, die mit dem Sturze der byzantinischen Herrschaft in Italien und dem Aufkommen der fränkisch-deutschen Kaisermacht im Zusammenhange steht. Da der Norden Italiens den Longobarden und Franken zur Beute wurde, der Süden den Longobarden, Griechen, Arabern, Italienern und Normannen zum Schauplatze ihrer Kämpfe diente, vertrat Mittelitalien, das Herzogthum Rom, und Rom zumal das römische und ächt italienische Element. So war denn der Papst auch im 8ten Jahrhundert bereits von den Italienern betrachtet worden, welche, des byzantinischen Joches müde, sich unabhängig von den Oströmern zu constituiren suchten, und die Schenkungen Pipins und Karls d. Gr. an den römischen Stuhl stellten eigentlich nur ein freies und unabhängiges Italien her, dem longobardischen gegenüber, welches fränkisch geworden war, dem griechischen im Süden, welches auf dem Punkt stand, arabisch zu werden. Es ist begreiflich, daß die weströmischen Kaiser darnach strebten, in Rom mehr als Kaiserbilder zu seyn, welche nach der Krönung verschwanden, und wäre Ottos III. Plan gelungen, Rom zur kaiserlichen Residenz zu machen, die Geschichte Italiens wäre so gut eine andere geworden, als die Geschichte Deutschlands. Hörten die

deutschen Kaiser auf, dem Papste seine unabhängige Stellung streitig zu machen, so begannen die römischen Großen, welche selbst Nachkommen longobardischer, deutscher oder italienischer Geschlechter der Umgebung, sich in den Besitz Roms zu setzen suchten. Diese Stellung zwischen Hammer und Ambos, zwischen den Römern und dem römischen Kaiser, den Griechen und den Deutschen, dem Kaiserthum und den aufkommenden Republiken, den Parteien in Italien und dem italienischen Auslande, das sich in den Besitz Italiens setzen wollte, versetzte bekanntlich die Päpste in die Nothwendigkeit, den einen Feind durch den andern zu bekämpfen. Nicolo Macchiavelli formulirte sodann hieraus den Vorwurf, die Päpste hätten die Italiener durch die Ausländer zu bekämpfen gesucht. Allein in Wahrheit fällt dieser Vorwurf den Florentinern, den Mailändern, den Guelfen, den Ghibellinen im gleichem Maße zur Last, während die Päpste Jahrhunderte lang, und namentlich im Zeitalter Macchiavellis und von da an bis zum heutigen Tage daran arbeiteten, Italien von fremder Herrschaft frei zu erhalten, die einmal bestehende aber solange zu ertragen, als nicht die Freiheit der Kirche geradezu gefährdet oder geradezu zu Grunde gerichtet ward.

Doch dieses auszuführen ist, wie gesagt, nicht unsere jetzige Aufgabe. Der Kirchenstaat ist der älteste europäische Staat. Kein Souverain hat mehr ein Recht auf den seinigen, wenn dem Papst das ihm zukommende abgestritten wird. Die Revolution kann ihm, wie es schon öfter geschehen, das Ganze oder Theile nehmen. Jede rechtliche Ordnung der Dinge in Europa muß unwillkürlich damit beginnen, dem Papst sein Land wieder zurückzugeben. Anders ist es mit dem päpstlichen Staatensystem. Das ist durch freien Entschluß von Königen und Völkern entstanden, und konnte auf diesem Wege auch wieder vergehen.

Lange nachdem die Frömmigkeit angelsächsischer Könige den St. Peterszins am Grabe der Apostelfürsten als Zeichen der Verehrung und der Dankbarkeit für das Werk der Be-

kehrung der angelsächsischen Reiche darzubringen beschlossen, sandte der Bulgarenkönig Boris dem P. Nikolaus I. seine langen Haare als Zeichen der Unterwerfung, und bezeichnete sich selbst als Knecht Gottes, des hl. Petrus und dessen Stellvertreter. Er verlangte Aufschlüsse über 106 Fragen, Gewährung eines eigenen Erzbischofs von Bulgarien; es dämmerte im Kopfe des Bulgarenfürsten die Idee kirchlicher Selbstständigkeit von Constantinopel, die Errichtung eines eigenen Patriarchates für Bulgarien, der Erlangung geistlichen Schutzes zur Aufrichtung eines vom byzantinischen unabhängigen Reiches. Der Barbarenfürst hatte damit begonnen, alle ihm widerstrebenden Großen mit Frau und Kind zu vertilgen. Dann wandte er sich nach Rom, wo die Sache mit großer Umsicht angegriffen wurde und die blutige Basis der Unterhandlungen so wenig gefiel, als die sonderbaren Forderungen. Bald gelang es byzantinischen Priestern, Boris wieder für Constantinopel zu gewinnen (870); die abgeschnittenen Haare blieben in Rom; der Großfürst oder König aber glaubte sein Heil in Constantinopel zu finden, von wo aus unter Basilius dem Bulgarentödter nicht ganz 150 Jahre später die beinahe völlige Vertilgung seines Volksstammes erfolgte.

Der erste Uebergang aus dem Acte der Verehrung in einen Act der Unterthänigkeit war hiemit geschehen, freiwillig von Seiten des betreffenden Fürsten, ohne weitere Wirkung, so daß, während sich in dieser Weise ein Centrum für die Donau aufwärts wohnenden slavischen Völker hätte bilden können, dieses im Keime zerstieb. Letztere verfielen theils den Byzantinern, theils den wilden Magyaren, theils den Deutschen. Diese machten Böhmen zu einem tributären Herzogthume, Polen aber soll Kaiser Otto III. durch Krönung des Herzogs Boleslav Chrobri zum Königreich erhoben und damit in das deutsche Staatensystem hineingezogen haben. Jedenfalls machte, wie Thietmar von Merseburg schreibt, Otto den Po-

deutschen Kaiser auf, dem Papste seine unabhängige Stellung streitig zu machen, so begannen die römischen Großen, welche selbst Nachkommen longobardischer, deutscher oder italienischer Geschlechter der Umgebung, sich in den Besitz Roms zu setzen suchten. Diese Stellung zwischen Hammer und Ambos, zwischen den Römern und dem römischen Kaiser, den Griechen und den Deutschen, dem Kaiserthum und den aufkommenden Republiken, den Parteien in Italien und dem italienischen Auslande, das sich in den Besitz Italiens setzen wollte, versetzte bekanntlich die Päpste in die Nothwendigkeit, den einen Feind durch den andern zu bekämpfen. Nicolo Macchiavelli formulirte sodann hieraus den Vorwurf, die Päpste hätten die Italiener durch die Ausländer zu bekämpfen gesucht. Allein in Wahrheit fällt dieser Vorwurf den Florentinern, den Mailändern, den Guelfen, den Ghibellinen im gleichem Maße zur Last, während die Päpste Jahrhunderte lang, und namentlich im Zeitalter Macchiavellis und von da an bis zum heutigen Tage daran arbeiteten, Italien von fremder Herrschaft frei zu erhalten, die einmal bestehende aber solange zu ertragen, als nicht die Freiheit der Kirche geradezu gefährdet oder geradezu zu Grunde gerichtet ward.

Doch dieses auszuführen ist, wie gesagt, nicht unsere *jetzige* Aufgabe. Der Kirchenstaat ist der älteste europäische Staat. Kein Souverain hat mehr ein Recht auf den seinigen, wenn dem Papst das ihm zukommende abgestritten wird. Die Revolution kann ihm, wie es schon öfter geschehen, das Ganze oder Theile nehmen. Jede rechtliche Ordnung der Dinge in Europa muß unwillkürlich damit beginnen, dem Papst sein Land wieder zurückzugeben. Anders ist es mit dem päpstlichen Staatensystem. Das ist durch freien Entschluß von Königen und Völkern entstanden, und konnte auf diesem Wege auch wieder vergehen.

Lange nachdem die Frömmigkeit angelsächsischer Könige den St. Peterszins am Grabe der Apostelfürsten als Zeichen der Verehrung und der Dankbarkeit für das Werk der Be-

hrung der angelsächsischen Reiche darzubringen beschlossen,
ndte der Bulgarenkönig Boris dem P. Nikolaus I. seine
ngen Haare als Zeichen der Unterwerfung, und bezeichnete
h selbst als Knecht Gottes, des hl. Petrus und dessen Stell-
rtreter. Er verlangte Aufschlüsse über 106 Fragen, Ge-
ährung eines eigenen Erzbischofs von Bulgarien; es däm-
erte im Kopfe des Bulgarenfürsten die Idee kirchlicher
ielbstständigkeit von Constantinopel, die Errichtung eines
genen Patriarchates für Bulgarien, der Erlangung geistli-
en Schutzes zur Aufrichtung eines vom byzantinischen unab-
ingigen Reiches. Der Barbarenfürst hatte damit begonnen,
le ihm widerstrebenden Großen mit Frau und Kind zu ver-
lgen. Dann wandte er sich nach Rom, wo die Sache mit
oßer Umsicht angegriffen wurde und die blutige Basis der
nterhandlungen so wenig gefiel, als die sonderbaren Forde-
ngen. Bald gelang es byzantinischen Priestern, Boris wie-
r für Constantinopel zu gewinnen (870); die abgeschnittenen
aare blieben in Rom; der Großfürst oder König aber
aubte sein Heil in Constantinopel zu finden, von wo aus
ner Basilius dem Bulgarentödter nicht ganz 150 Jahre
äter die beinahe völlige Vertilgung seines Volksstammes
folgte.

Der erste Uebergang aus dem Acte der Verehrung in
nen Act der Unterthänigkeit war hiemit geschehen, freiwillig
n Seiten des betreffenden Fürsten, ohne weitere Wirkung,
daß, während sich in dieser Weise ein Centrum für die Do-
u aufwärts wohnenden slavischen Völker hätte bilden kön-
n, dieses im Keime zerstieb. Letztere verfielen theils den
yzantinern, theils den wilden Magyaren, theils den Deut-
en. Diese machten Böhmen zu einem tributären Herzog-
ume, Polen aber soll Kaiser Otto III. durch Krönung des
erzogs Boleslav Chrobri zum Königreich erhoben und damit
das deutsche Staatensystem hineingezogen haben. Jedenfalls
achte, wie Thietmar von Merseburg schreibt, Otto den Po-

chen. Wratislav erhielt von dem deutschen Könige den Königs-Reif *), wie später Wladislaus, der zweite böhmische König von Friedrich Barbarossa **). Beide erkannte jedoch der römische Stuhl nicht an, und erst Przemysl Otokar erlangte endlich von P. Innocenz III. die Anerkennung eines Königthums, welches bisher ein deutsches und ghibellinisches Geschenk gewesen war. Indem aber Böhmen von der zuerst eingeschlagenen Richtung wieder absprang, entschied es die Zukunft der Westslaven. Es wurde im Gegensatze zu Polen deutsches Reichsland, blieb es trotz seiner slavischen Bevölkerung, und ließ ruhig die Germanisirung der Elbeslaven geschehen. Es kam zu der politischen Theilung der slavischen Stämme noch eine andere Thatsache von Wichtigkeit. Im J. 1076 erhielt Demetrius (Swinomir), der von dem croatischen und dalmatischen Volke einstimmig gewählte König aus den Händen des Legaten Gregor's VII. Fahne, Schwert, Scepter und Krone gegen das Gelöbniß der Treue und des Gehorsams gegen den römischen Stuhl. Noch im Anfange des Jahrhunderts hatten sich die Chroaten an das byzantinische Reich angeschlossen. Jetzt wurde ihr Anschluß an das lateinische Kirchensystem festgestellt und ihre Unabhängigkeit gesichert. Erst als sie diese selbst den Ungarn gegenüber nicht zu behaupten vermochten, erfolgte ihre Unterwerfung unter das apostolische Königreich, von welchem nicht lange vorher P. Gregor dem ungarischen Könige Geysa geschrieben: wir glauben, daß dir bekannt sei, daß das Königreich Ungarn so wie alle andern sehr edlen Königreiche in dem Zustande ihrer eigenen Freiheit verweilen müssen. Dem Wesen nach wurde durch die Einverleibung

*) Caesar (Henricus) — ducem Bohemorum Wratislaum tam Bohemiae quam Poloniae praefecit et imponens capiti ejus manu sua regalem circulum etc. Cosm. Prag. 1086. Offenbar sollte dadurch auch das kaiserliche Ansehen über Polen gewahrt werden.

**) Imperator Wladislaum ducem Bohemiae regis exornat diademate de duce regem constituens. Cosmae continuator 1159.'

der Chroaten in Ungarn nichts verändert, da ja auch das ungarische Königreich zu dem päpstlichen Staatensysteme gehörte. Aber noch lange nachdem die Chroaten durch ihre eigenen Zwistigkeiten ungarisch geworden waren, Biach, der Lieblingsort der Herzoge und Könige Dalmatiens und Croatiens (an der riviera delle castelle) zerstört worden war, die Arpaden die Krone Swinomirs besaßen, versammelten sich bei dem jährlichen Wechsel der Zupane von castel vecchio die Einwohner der Cupa zu achttägiger Königsfeier. Der neue Zupan wurde in die besten nationalen Gewänder gekleidet, seine Sandalenbänder mit Goldfäden geziert, er selbst als König begrüßt. Er versammelte einen Hofstaat um sich; er wohnte acht Tage lang im Gemeindehause, hatte Wachen um sich, theilte Gnade und Recht aus, und verschwand dann wie ein Meteor, wie das Königthum selbst und die Geschichte dieses thatenlosen, trägen Volksstamms.

Als so der slavische Osten sich zwischen Deutschland und Ungarn theilte, dem apostolischen und dem kaiserlichen Reiche, verharrte Polen, obwohl vielfach in sich zerrissen, in Unabhängigkeit, und bot ihm noch 1295 der römische Stuhl die Hand zur Einigung und zur Bewahrung der Unabhängigkeit. Przemislaw, Herzog von Kalisch, erlangte damals durch P. Bonifacius VIII. Salbung und Krönung, und Polen seine Erneuung als Königreich.

Es war durch die Entstehung eines päpstlichen Staaten-Systems die Formel gefunden worden, durch welche verschiedenartige Völker einen gemeinsamen Mittelpunkt fanden und ihre nationale Freiheit und Unabhängigkeit möglichst gesichert wurde.

Ich übergehe hier mit Absicht die weitere Ausbildung dieser Anfänge im Osten, da ich noch darauf zurückkommen werde, und wende mich dem Süden und Westen von Europa zu.

chen. Wratislav erhielt von dem deutschen Könige den Königs-Reif *), wie später Wladislaus, der zweite böhmische König von Friedrich Barbarossa **). Beide erkannte jedoch der römische Stuhl nicht an, und erst Przemysl Otokar erlangte endlich von P. Innocenz III. die Anerkennung eines Königthums, welches bisher ein deutsches und ghibellinisches Geschenk gewesen war. Indem aber Böhmen von der zuerst eingeschlagenen Richtung wieder absprang, entschied es die Zukunft der Westslaven. Es wurde im Gegensatze zu Polen deutsches Reichsland, blieb es trotz seiner slavischen Bevölkerung, und ließ ruhig die Germanisirung der Elbeslaven geschehen. Es kam zu der politischen Theilung der slavischen Stämme noch eine andere Thatsache von Wichtigkeit. Im J. 1076 erhielt Demetrius (Swinomir), der von dem croatischen und dalmatischen Volke einstimmig gewählte König aus den Händen des Legaten Gregor's VII. Fahne, Schwert, Scepter und Krone gegen das Gelöbniß der Treue und des Gehorsams gegen den römischen Stuhl. Noch im Anfange des Jahrhunderts hatten sich die Chroaten an das byzantinische Reich angeschlossen. Jetzt wurde ihr Anschluß an das lateinische Kirchensystem festgestellt und ihre Unabhängigkeit gesichert. Erst als sie diese selbst den Ungarn gegenüber nicht zu behaupten vermochten, erfolgte ihre Unterwerfung unter das apostolische Königreich, von welchem nicht lange vorher P. Gregor dem ungarischen Könige Geysa geschrieben: wir glauben, daß dir bekannt sei, daß das Königreich Ungarn so wie alle andern sehr edlen Königreiche in dem Zustande ihrer eigenen Freiheit verweilen müssen. Dem Wesen nach wurde durch die Einverleibung

---

*) Caesar (Henricus) — ducem Bohemorum Wratislaum tam Bohemiae quam Poloniae praefecit et imponens capiti ejus manu sua regalem circulum etc. Cosm. Prag. 1086. Offenbar sollte dadurch auch das kaiserliche Ansehen über Polen gewahrt werden.

**) Imperator Wladislaum ducem Bohemiae regis exornat diademate de duce regem constituens. Cosmae continuator 1159.

der Chroaten in Ungarn nichts verändert, da ja auch das ungarische Königreich zu dem päpstlichen Staatensysteme gehörte. Aber noch lange nachdem die Chroaten durch ihre eigenen Zwistigkeiten ungarisch geworden waren, Biach, der Lieblingsort der Herzoge und Könige Dalmatiens und Croatiens (an der riviera delle castelle) zerstört worden war, die Arpaden die Krone Swinomirs besaßen, versammelten sich bei dem jährlichen Wechsel der Zupane von castel vecchio die Einwohner der Cupa zu achttägiger Königsfeier. Der neue Zupan wurde in die besten nationalen Gewänder gekleidet, seine Sandalenbänder mit Goldfäden geziert, er selbst als König begrüßt. Er versammelte einen Hofstaat um sich; er wohnte acht Tage lang im Gemeindehause, hatte Wachen um sich, theilte Gnade und Recht aus, und verschwand dann wie ein Meteor, wie das Königthum selbst und die Geschichte dieses thatenlosen, trägen Volksstamms.

Als so der slavische Osten sich zwischen Deutschland und Ungarn theilte, dem apostolischen und dem kaiserlichen Reiche, verharrte Polen, obwohl vielfach in sich zerrissen, in Unabhängigkeit, und bot ihm noch 1295 der römische Stuhl die Hand zur Einigung und zur Bewahrung der Unabhängigkeit. Przemislaw, Herzog von Kalisch, erlangte damals durch P. Bonifacius VIII. Salbung und Krönung, und Polen seine Erneuung als Königreich.

Es war durch die Entstehung eines päpstlichen Staaten-Systems die Formel gefunden worden, durch welche verschiedenartige Völker einen gemeinsamen Mittelpunkt fanden und ihre nationale Freiheit und Unabhängigkeit möglichst gesichert wurde.

Ich übergehe hier mit Absicht die weitere Ausbildung dieser Anfänge im Osten, da ich noch darauf zurückkommen werde, und wende mich dem Süden und Westen von Europa zu.

Süditalien war bekanntlich für das weströmische Staatensystem eine unliebe Grenze geworden. Otto II. hatte die Schlacht von Rossano verloren; unter Otto III. war der Einfluß der Griechen noch so groß, daß sie den deutschen Papst Gregor V., mit Hülfe der Römer verjagten und einen der Ihrigen einsetzten (997). Als die deutschen Kaiser es versäumten, aus Griechen, Longobarden, Italienern, Saracenen Unteritaliens einen Staat zu bilden, der, im Rücken Roms gelegen, zur Behauptung der Herrschaft über Italien von außerordentlicher Wichtigkeit seyn mußte, unternahmen dieses normännische Abenteurer. Konrad der Salier glaubte das Seinige gethan zu haben, als er den Normannen Rainulf mit dem von diesem eroberten Aversa belehnte (1028). Jetzt bildete sich unter den Söhnen Tancreds von Hauteville an dem wichtigen Malfi in Apulien ein zweites Centrum der normännischen Macht. Noch konnte durch eine Verbindung des byzantinischen und deutschen Kaisers mit dem Papste (Leo IX.) das drohende Ungewitter beseitigt werden, als K. Heinrich III. den Papst in Stich ließ, dieser nach der Weise deutscher Bischöfe, welche selbst in den Krieg zu ziehen gewohnt waren, ein Heer von schwäbischen und longobardischen Rittern sammelte, gegen die Normannen zog, aber von ihnen geschlagen und gefangen wurde.

Die Niederlage P. Leos IX. bei Civitella 16. Juni 1053 bestimmte den Zustand Unteritaliens für das ganze Mittelalter. Die Normannen blieben als Vasallen des römischen Stuhles im Lande. Wenige Jahre später wurde Robert Guiscard von P. Nicolaus II. als Herzog von Apulien, beiden Calabrien und künftiger Herr Siciliens anerkannt, alles aus Gottes und des heiligen Stuhles Gnaden. Der neue Herzog vertheidigte den P. Gregor VII. gegen den Sohn K. Heinrichs III., Heinrich IV., stürzte die griechische wie die longobardische Herrschaft in Unteritalien, und bedrohte das byzantinische Reich. Ehe Jerusalem erobert wurde, wurde von H. Roger

Sicilien den Saracenen abgenommen, das italische Meer von moslemischer Seeherrschaft befreit; aber erst das 12. Jahrhundert sah die Vereinigung der verschiedenen normännischen Herrschaften unter der Linie Roger's des Eroberers und Großgrafen von Sicilien und die Erhebung des Normannenreiches zu einem dem römischen Stuhle unterworfenen Königreiche (27. Sept. 1130). Das neue Königthum, entstanden im Schisma P. Anaclet's und Innocenz II. wurde 27. Juli 1139 von letzterem anerkannt. Vergeblich hatte der deutsche Kaiser Lothar III. die größten Anstrengungen gemacht, das neue Reich zu zertrümmern und die Kaiserherrschaft über ganz Italien auszudehnen. Sein Abzug nach Deutschland und der nun eintretende frühe Tod des kraftvollen Kaisers, der Tod des von Lothar zum Herzoge von Apulien erhobenen Grafen Rainulf von Apulien, der Tod Anaklet's 11$\frac{37}{38}$ brachten diese Veränderung hervor, welche für das Geschick Italiens für Jahrhunderte maßgebend war. Das normännische Königreich blieb ein päpstliches Lehen; das hohenstaufische Königthum auf gleichem Boden ward es. Das französische des Hauses Anjou ward es gleichfalls, und so viele Herren nachher Neapel sah, der weiße Zelter wurde bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts auch noch von den Bourbons nach Rom gesandt als Zeichen einer Abhängigkeit, welche freilich in der letztern Zeit kaum mehr dem Namen nach bestand. So lange aber das eigentliche Vasallenverhältniß in Kraft war, entstanden aus ihm die großartigsten Verwicklungen der Weltgeschichte. Der Untergang des hohenstaufischen Hauses steht in Causalzusammenhang mit der Vereinigung der sicilianischen Lehenkrone des römischen Stuhles und der kaiserlichen; ebenso die Veränderung im westeuropäischen Staatensystem, welches aus der sicilianischen Vesper hervorging und der Anlaß zu den größten Kämpfen in Europa wurde; das Aufhören der Kreuzzüge, der Verfall des deutschen Reiches wie das Emporkommen des französischen Königshauses auf den Thron von Neapel und

Ungarn, was zu einer gänzlichen Veränderung der europäischen Politik führte.

In denselben Jahren, als dem römischen Stuhle aus einem mit Waffengewalt bekämpften Bedränger ein wirksamer Beschützer in Unteritalien zu Theil wurde, übergab sich Bertrand von Gottes Gnaden Graf der Provence dem Papste und dessen Nachfolgern; er versprach P. Gregor VII. sein Getreuer zu seyn, und übergab ihm seine ganze Ehre, soviel ihm nach dem Rechte seiner Eltern gehöre, überließ endlich alle Kirchen, die er besaß, dem Papst und dessen Nachfolgern. 1081. Schon einige Jahre früher hatte Evalus Graf von Ricoir in Spanien seine Eroberungen über die Moslim dem römischen Stuhle aufgetragen, Alexander II. das Geschenk angenommen, Gregor VII.*) bei dieser Gelegenheit auf Wiederherstellung der alten Rechte gedrungen, welche dem römischen Stuhle von der Westgothenzeit her an Spanien zukämen und theilweise aus der für ächt gehaltenen Schankung Constantin's hergeleitet wurde. Und als nun einige Jahre nach der Niederlage der Christen durch die Morabithen bei Sabeklia die erstern den Offensivkampf wieder aufnahmen, so schenkte Berengar Graf von Barcelona 1091 mit gleichem Ausdrucke wie der Graf von Provence seine ganze Ehre, wie sie ihm zukam, nebst der 1090 eroberten Stadt Taragon dem hl. Petrus, empfing sie als päpstliches Lehen zurück und versprach dafür einen jährlichen Zins von fünf Pfund Silber zu entrichten. Dem Grafen Heinrich aus dem burgundischen Hause hatte K. Alfons VI. von Castilien die Grafschaft zwischen Minho und Douro (Portugal) als castilisches Lehen zur bessern

*) Non latere vos credimus schrieb der Papst 1073 regnum Hispaniae ab antiquo proprii juris S. Petri fuisse et adhuc licet diu a paganis sit occupatum lege tamen justitiae non evacuata nulli mortalium sed soli apostolicae sedi ex aequo pertinere. Baron. 1073, 34. 35.

Fortführung des Kampfes mit den Morabithen übergeben. Als Heinrichs Sohn Alfons zum Kampfe gegen die Saracenen ausrückte, welcher zum großen Siege bei Durique führte, stellte er sich und sein Land unter den Schutz des hl. Petrus und entrichtete auch wirklich als Sieger den jährlichen Zins (vier Unzen Goldes). Als er dann auch Santarem, Evora und Lissabon gewonnen, erhob ihn Papst Alexander III., der große Gegner Friedrich Barbarossa's zum erblichen Könige; er aber verpflichtete sich, der römischen Kirche jährlich hundert Byzantiner (seit 1212 zwei Mark Goldes), zu entrichten (1179). Der kleine jährliche Zins, sagt Spittler (Entwurf der Gesch. der europäischen Staaten I, S. 126) war die sicherste Garantie gegen alle castilischen Lehensprätensionen. Irriger Weise hat man aus der Devise der portugiesischen Könige: gratia dei sum id quod sum geschlossen, daß der Eintritt des portugiesischen Königreiches in das christliche Staatensystem in einer angeblich freieren Weise statt gefunden habe*). Die mittelalterlichen Fürsten gewahrten aber in einem derartigen Verfahren keinen Eintrag, sondern vielmehr einen Zuwachs an Rechten, indem die Unabhängigkeit ihres so gestellten Reiches von dem römischen Stuhle als dem obersten geistlichen und richterlichen Tribunale gewährleistet, und der Schutz der neuen Einrichtung von diesem übernommen wurde. Ich übergehe für jetzt, daß Aragonien fünfundzwanzig Jahre später der portugiesischen Krone nachfolgte, und von dem Anfange des 13ten Jahrhunderts an die iberische Halbinsel im Osten und Westen von Königreichen eingesäumt war, die sich dem römischen Stuhle unterworfen hatten. Während im Herzen Europas durch den hartnäckigen Kampf der deutschen Kaiser Heinrich IV., Heinrich V., Friedrich Barbarossa gegen die Päpste das ganze Staatensystem des Mittelalters aus den Fugen zu gehen drohte, hatte sich im Osten, im Süden, im

*) Grammont hist. Galliae. lib. I. p. 71.

Westen der Anfang eines neuen Staatensystems gebildet, und man begreift, mit welch innerer Berechtigung P. Gregor VII. nach Heinrichs Absetzung den Gedanken hegen konnte, ein neuer König der Deutschen solle sich dem römischen Stuhle besonders verpflichten, nicht wie Heinrich IV. gegen diesen kämpfen, sondern miles für denselben werden!

In einem ganz anderen Verhältnisse hat sich bekanntlich die Bekehrung der nördlichen Völker Europa's zugetragen als die des römischen Reiches. In dem letzteren haben Kaiser und Staatsgewalt das Christenthum ganz spät und in der That erst angenommen, als man alle Mittel erschöpft hatte sich seiner zu erwehren. In den germanischen und nachher romanischen Ländern schlug dasselbe dadurch Wurzeln, daß König und Volk sich gleichzeitig zur Annahme entschlossen. Dadurch läßt sich auch erklären, daß der Eifer der Neubekehrten nicht bloß wie in England und Spanien ihr Land unter den Schutz des heil. Petrus im Allgemeinen stellte, sondern auch Ina König der Westsaxen, Offa König von Mercien, endlich Ethelwulf als Gesammtkönig den St. Peterszins zu zahlen sich anheischig machten. Nicht der römische Stuhl verpflichtete England zum St. Peterszinse, sondern der von Haus zu Haus eingesammelte Pfennig war ein freiwilliges Geschenk der Nation, wovon noch dazu nur die eine Hälfte dem Papste, die andere der sogenannten Schule der Angeln in Rom und dem damit verbundenen englischen Hospitale zukam.

Mit einer päpstlichen Fahne, welche Nicolaus II. dem normännischen Herzoge Wilhelm (the conqueror) überreichen ließ, hatte dieser die Eroberung des angelsächsischen Königreiches begonnen. Der Papst hatte ihn als den rechtmäßigen Erben statt Harolds anerkannt und die Schlacht von Hastings, wo Harold fiel, den Charakter eines Gottesurtheiles angenommen 1066. Wilhelm sandte seinerseits die Fahne, das Zeichen der Lehenbarkeit, als Opfer nach Rom, wies die Aufforderung Papst Gregors, ihm und seinen Nachfolgern Treue zu

leisten, von sich und versprach nur den St. Peterszins einzusenden. Nichts destoweniger behandelte ihn der Papst als Getreuen des heil. Petrus*) und verlangte von ihm, normannische und angelsächsische Bischöfe nach Rom ziehen zu lassen (1079).

Als die Dynastie Wilhelms des Eroberers unter der Last ihrer Unthaten untergegangen war, versuchte Heinrich II. die Kirche Englands dem Lehenstaate zu unterwerfen. Der Gründer des Königshauses Plantagenet sah sich jedoch im Kampfe mit den eigenen Söhnen dahin gebracht, zu thun, was Wilhelm I. verschmäht hatte; er erkannte die Lehensabhängigkeit Englands vom römischen Stuhle an**). Er empfing dafür den Schutz des Papstes und die rebellischen Söhne verfielen dem Kirchenbanne. Es mag diese Erinnerung, daß England durch Heinrich II. patrimonium St. Petri wurde, den Stolz der Engländer noch heutzutage kränken und sie aneifern das unverständige no popery Geschrei anzustimmen. In wissenschaftlichen Dingen entscheiden jedoch nur Gründe und Thatsachen, nicht aber Geschrei.

Im Jahre 1155 hatte Heinrich dem Papste Adrian, einem Angelsachsen, seine Absicht kund gegeben, Irland betreten zu wollen, um dieses Volk (die Celten) Gesetzen zu unterwerfen, auch die Laster desselben auszurotten. Und da nun der Papst schrieb, daß Irland und alle Inseln, welchen die Sonne der Gerechtigkeit Christus leuchtet, und die sich zum Christenthume

---

*) Fidelis S. Petri et noster. Bar. 1080. 59.

**) Siehe Heinrichs Schreiben an P. Alexander III. Vestrae jurisdictionis est regnum Angliae et quantum ad *feudatarii juris obligationem Vobis* duntaxat obnoxius teneor et adstringor. Experiatur Anglia quid possit Romanus Pontifex et quia materialibus armis non utitur, *patrimonium* S. Petri *spirituali gladio* tueatur. Bar. 1173, 9. England war Patrimonium des heil. Petrus geworden!

wandten, zum Rechte des heil. Petrus und der römischen Kirche gehörten, so versprach König Heinrich von jedem Hause in Irland einen Denar dem heil. Petrus zu bezahlen und die Rechte der Kirche daselbst zu wahren. Auf dieses ermächtigte Papst Adrian den englischen König zu dem Zuge nach Irland, welcher die Herrschaft der Angelsachsen und Normannen über die Celten begründete. Die Angelsachsen hatten an diesem Verfahren des Papstes im Betreff Irlands nichts einzuwenden; es ward aber für England selbst der Anfang einer großen Veränderung und seines Eintrittes in das päpstliche Staatensystem. Hiebei ist aber gewiß, daß der stolze und hochfahrende König Heinrich nicht der Ansicht war, England treffe hiedurch eine Erniedrigung. Die Ausbreitung seiner Macht über Irland, die Herstellung der Ruhe im Innern waren überwiegende Vortheile, und war denn der mächtige Herrscher, welchem der Westen Frankreichs gehorchte, deßhalb in den Augen seiner Zeitgenossen gesunken, weil er nach der einen Seite seiner Besitzungen hin Vasall von Frankreich war? Vasall des Papstes zu werden bot jedenfalls weniger Gefahr und ungleich größere Vortheile für das Königthum selbst dar, als in französischer Lehensabhängigkeit sich zu befinden. Daß aber der Schritt des königlichen Vaters im Jahre 1173 die Unterwerfung Englands unter den römischen Stuhl als eines vollständigen Vasallenreiches anbahnte, ist gewiß; obwohl nicht minder, daß dieser Zustand der Dinge nur unter einem so elenden und nichtswürdigen Fürsten geschehen konnte, wie Johann ohne Land war, den zu Paaren zu treiben die Engländer durch Empörung, der Papst (Innocenz III.) durch Geltendmachung des Kirchenrechtes, jeder Theil von seinem Standpunkte aus sich berufen und verpflichtet fühlten. Die Unterwerfung Johanns rettete übrigens England vor dem Schicksale französische Provinz zu werden. Der König übertrug freiwillig und nach dem Rathe seiner Barone die beiden Reiche England und Irland

dem römischen Stuhle, um sie als Lehensträger (Feudatarius) von ihm wieder zu erlangen, versprach eidlich den Vasallenschwur (homagium ligium) zu leisten und leistete ihn dann auch wirklich so, daß er Gott, dem heil. Petrus, der römischen Kirche und seinen Herren dem Papst Innocenz III. und dessen rechtmäßigen Nachfolgern Vasall wurde 1213. Er zahlte für England 700, für Irland 300 Mark Silber; der Papst aber machte ihm begreiflich, daß er jetzt die beiden Reiche in viel erhabenerer und soliderer Weise besitze: das Priesterliche sei Königthum, das Königliche sei Priesterthum geworden, wie es sich bei Moses und Petrus finde *). Der Papst spielte hier auf das königliche Priesterthum bei den Juden und wieder im Briefe des Apostelfürsten an. Factisch aber hielt er den Zug des französischen Königs (Philipp August) gegen England auf; er beschützte König Johann wider die englischen Barone, welche ihm die Krone entreißen wollten und wider den Dauphin Ludwig, der schon nach England herüber gekommen war, und als unter diesen Wirren König Johann gestorben war, ohne, wie Mathäus Paris sagt, auch nur sich selbst anzugehören (nec se ipsum possidens), so behauptete sich Heinrich III., Vasall der römischen Kirche, nur durch ihren Schutz wider die Feinde des Hauses Plantagenet. In ähnlicher Weise hatte Papst Innocenz III. den Knaben Friedrich II. Vasallkönig von Sicilien bei dem allgemeinen Abfalle der Getreuen seines Vaters, König Heinrichs VI., im Besitze seines mütterlichen Erbes bebeschützt, als das normännische Erbkönigreich in Unteritalien durch Constanze an den Hohenstaufen Heinrich VI. und dadurch an beider Sohn (Friedrich) gelangt war.

---

*) Ecce sublimius et solidius nunc obtines illa regna quam hactenus obtinueris, cum jam sacerdotale sit regnum et sacerdotium sit regale, sicut in epistola Petrus et Moyses in lege testantur. Raynald. 1213. 83.

Westen der Anfang eines neuen Staatensystems gebildet, und man begreift, mit welch innerer Berechtigung P. Gregor VII. nach Heinrichs Absetzung den Gedanken hegen konnte, ein neuer König der Deutschen solle sich dem römischen Stuhle besonders verpflichten, nicht wie Heinrich IV. gegen diesen kämpfen, sondern miles für denselben werden!

In einem ganz anderen Verhältnisse hat sich bekanntlich die Bekehrung der nördlichen Völker Europa's zugetragen als die des römischen Reiches. In dem letzteren haben Kaiser und Staatsgewalt das Christenthum ganz spät und in der That erst angenommen, als man alle Mittel erschöpft hatte sich seiner zu erwehren. In den germanischen und nachher romanischen Ländern schlug dasselbe dadurch Wurzeln, daß König und Volk sich gleichzeitig zur Annahme entschlossen. Dadurch läßt sich auch erklären, daß der Eifer der Neubekehrten nicht bloß wie in England und Spanien ihr Land unter den Schutz des heil. Petrus im Allgemeinen stellte, sondern auch Ina König der Westsaxen, Offa König von Mercien, endlich Ethelwulf als Gesammtkönig den St. Peterszins zu zahlen sich anheischig machten. Nicht der römische Stuhl verpflichtete England zum St. Peterszinse, sondern der von Haus zu Haus eingesammelte Pfennig war ein freiwilliges Geschenk der Nation, wovon noch dazu nur die eine Hälfte dem Papste, die andere der sogenannten Schule der Angeln in Rom und dem damit verbundenen englischen Hospitale zukam.

Mit einer päpstlichen Fahne, welche Nicolaus II. dem normännischen Herzoge Wilhelm (the conqueror) überreichen ließ, hatte dieser die Eroberung des angelsächsischen Königreiches begonnen. Der Papst hatte ihn als den rechtmäßigen Erben statt Harolds anerkannt und die Schlacht von Hastings, wo Harold fiel, den Charakter eines Gottesurtheiles angenommen 1066. Wilhelm sandte seinerseits die Fahne, das Zeichen der Lehenbarkeit, als Opfer nach Rom, wies die Aufforderung Papst Gregors, ihm und seinen Nachfolgern Treue zu

leisten, von sich und versprach nur den St. Peterszins einzusenden. Nichts destoweniger behandelte ihn der Papst als Getreuen des heil. Petrus*) und verlangte von ihm, normannische und angelsächsische Bischöfe nach Rom ziehen zu lassen (1079).

Als die Dynastie Wilhelms des Eroberers unter der Last ihrer Unthaten untergegangen war, versuchte Heinrich II. die Kirche Englands dem Lehenstaate zu unterwerfen. Der Gründer des Königshauses Plantagenet sah sich jedoch im Kampfe mit den eigenen Söhnen dahin gebracht, zu thun, was Wilhelm I. verschmäht hatte; er erkannte die Lehensabhängigkeit Englands vom römischen Stuhle an**). Er empfing dafür den Schutz des Papstes und die rebellischen Söhne verfielen dem Kirchenbanne. Es mag diese Erinnerung, daß England durch Heinrich II. patrimonium St. Petri wurde, den Stolz der Engländer noch heutzutage kränken und sie aneifern das unverständige no popery Geschrei anzustimmen. In wissenschaftlichen Dingen entscheiden jedoch nur Gründe und Thatsachen, nicht aber Geschrei.

Im Jahre 1155 hatte Heinrich dem Papste Adrian, einem Angelsachsen, seine Absicht kund gegeben, Irland betreten zu wollen, um dieses Volk (die Celten) Gesetzen zu unterwerfen, auch die Laster desselben auszurotten. Und da nun der Papst schrieb, daß Irland und alle Inseln, welchen die Sonne der Gerechtigkeit Christus leuchtet, und die sich zum Christenthume

---

*) Fidelis S. Petri et noster. Bar. 1080. 59.

**) Siehe Heinrichs Schreiben an P. Alexander III. Vestrae jurisdictionis est regnum Angliae et quantum ad *feudatarii juris obligationem Vobis* duntaxat obnoxius teneor et adstringor. Experiatur Anglia quid possit Romanus Pontifex et quia materialibus armis non utitur, *patrimonium* S. Petri *spirituali gladio* tueatur. Bar. 1173, 9. England war Patrimonium des heil. Petrus geworden!

wandten, zum Rechte des heil. Petrus und der römischen Kirche gehörten, so versprach König Heinrich von jedem Hause in Irland einen Denar dem heil. Petrus zu bezahlen und die Rechte der Kirche daselbst zu wahren. Auf dieses ermächtigte Papst Adrian den englischen König zu dem Zuge nach Irland, welcher die Herrschaft der Angelsachsen und Normannen über die Celten begründete. Die Angelsachsen hatten an diesem Verfahren des Papstes im Betreff Irlands nichts einzuwenden; es ward aber für England selbst der Anfang einer großen Veränderung und seines Eintrittes in das päpstliche Staatensystem. Hiebei ist aber gewiß, daß der stolze und hochfahrende König Heinrich nicht der Ansicht war, England treffe hiedurch eine Erniedrigung. Die Ausbreitung seiner Macht über Irland, die Herstellung der Ruhe im Innern waren überwiegende Vortheile, und war denn der mächtige Herrscher, welchem der Westen Frankreichs gehorchte, deßhalb in den Augen seiner Zeitgenossen gesunken, weil er nach der einen Seite seiner Besitzungen hin Vasall von Frankreich war? Vasall des Papstes zu werden bot jedenfalls weniger Gefahr und ungleich größere Vortheile für das Königthum selbst dar, als in französischer Lehensabhängigkeit sich zu befinden. Daß aber der Schritt des königlichen Vaters im Jahre 1173 die Unterwerfung Englands unter den römischen Stuhl als eines vollständigen Vasallenreiches anbahnte, ist gewiß; obwohl nicht minder, daß dieser Zustand der Dinge nur unter einem so elenden und nichtswürdigen Fürsten geschehen konnte, wie Johann ohne Land war, den zu Paaren zu treiben die Engländer durch Empörung, der Papst (Innocenz III.) durch Geltendmachung des Kirchenrechtes, jeder Theil von seinem Standpunkte aus sich berufen und verpflichtet fühlten. Die Unterwerfung Johanns rettete übrigens England vor dem Schicksale französische Provinz zu werden. Der König übertrug freiwillig und nach dem Rathe seiner Barone die beiden Reiche England und Irland

dem römischen Stuhle, um sie als Lehensträger (Feudatarius) von ihm wieder zu erlangen, versprach eidlich den Vasallenschwur (homagium ligium) zu leisten und leistete ihn dann auch wirklich so, daß er Gott, dem heil. Petrus, der römischen Kirche und seinen Herren dem Papst Innocenz III. und dessen rechtmäßigen Nachfolgern Vasall wurde 1213. Er zahlte für England 700, für Irland 300 Mark Silber; der Papst aber machte ihm begreiflich, daß er jetzt die beiden Reiche in viel erhabenerer und soliderer Weise besitze: das Priesterliche sei Königthum, das Königliche sei Priesterthum geworden, wie es sich bei Moses und Petrus finde*). Der Papst spielte hier auf das königliche Priesterthum bei den Juden und wieder im Briefe des Apostelfürsten an. Factisch aber hielt er den Zug des französischen Königs (Philipp August) gegen England auf; er beschützte König Johann wider die englischen Barone, welche ihm die Krone entreißen wollten und wider den Dauphin Ludwig, der schon nach England herüber gekommen war, und als unter diesen Wirren König Johann gestorben war, ohne, wie Mathäus Paris sagt, auch nur sich selbst anzugehören (nec se ipsum possidens), so behauptete sich Heinrich III., Vasall der römischen Kirche, nur durch ihren Schutz wider die Feinde des Hauses Plantagenet. In ähnlicher Weise hatte Papst Innocenz III. den Knaben Friedrich II. Vasallkönig von Sicilien bei dem allgemeinen Abfalle der Getreuen seines Vaters, König Heinrichs VI., im Besitze seines mütterlichen Erbes bebeschützt, als das normännische Erbkönigreich in Unteritalien durch Constanze an den Hohenstaufen Heinrich VI. und dadurch an beider Sohn (Friedrich) gelangt war.

---

*) Ecce sublimius et solidius nunc obtines illa regna quam hactenus obtinueris, cum jam sacerdotale sit regnum et sacerdotium sit regale, sicut in epistola Petrus et Moyses in lege testantur. Raynald. 1213. 83.

Drei Jahre nach dem Tode K. Johanns unterwarf Reginald, König von Man, wozu die Hebriden- und Orkneyinseln gehörten, sein Reich dem römischen Stuhle. Wie gewöhnlich verwandelte auch Reginald sein Erbeigenthum durch Auftragung (oblatio) in ein päpstliches Lehen, das er als solches wieder empfing und dafür den Jahreszins von 12 Mark bezahlte.

Nur ganz wenige Staaten hielten sich somit von einem Systeme ferne, das auf freiwilliger Unterwerfung beruhend dem Abendlande ein ganz anderes Centrum zu geben verhieß, als der deutsche Kaiser, der Nachfolger des August mit Gewalt der Waffen zu begründen beabsichtigte. In Mitten des härtesten Kampfes der Kaiser mit den Päpsten, als letztere oftmals keinen Fußbreit Landes als ruhiges Eigenthum besaßen, hatte sich dieses rein aus dem Stegreife gebildet und war endlich bis zum Anfange des XIII. Jahrhunderts herangewachsen, so gewaltig, daß es das kaiserliche Staatensystem in Schatten zu stellen vermochte. Nur die französische Krone, welche noch von der Größe des Merovinger- und Carolingerreiches zehrte und die schon Papst Gregor als das erste Reich des christlichen Abendlandes begrüßt, hielt sich hievon frei: es war ja bereits der König rex christianissimus geworden, ein Ausdruck der sich wiederholt bei Johann von Salisbury in Betreff des französischen Königs findet, als dieser dem Papst Alexander III. gegen „den Tyrannen“ Europas, den Hohenstaufen Friedrich Barbarossa Schutz verlieh.

XXII.

Die Mariade des Wernher „von Tegernsee.“

Der unrichtiger Weise immer von Tegernsee genannte Dichter Wernher wurde durch einen nun traditionell gewordenen Irrthum der neueren Literärhistorie gemeinhin als ein Universalgenie betrachtet, und Günthner sowohl als Kugler haben ihm alles Mögliche, was damals in dem genannten Kloster geleistet wurde, zugeschrieben; ja letzterer verfaßte zum Ueberflusse noch eine sentimentale Novelle (Belletristische Schriften, 7. Band), in welcher unser Poet unter verliebten Nonnen und allerlei Teufelsspuck eine höchst zweifelhafte Rolle spielt. Wernher soll nicht nur eine Anleitung zur geistlichen Poesie, ein lateinisches Schauspiel von der Ankunft und dem Untergange des Antichrist, eine ebenfalls lateinische Frühlings-Sequenz, etliche deutsche Lieder und weiß Gott was noch Alles verfaßt haben, sondern die gutmüthigen Literärhistoriker schrieben einander gelassen nach, er sei auch in den verschiedensten Autoren gründlich belesen gewesen, die Peutinger'sche Tafel sei sein Werk, dazu machten sie ihn zum Maler und zierlichen Briefschreiber, er habe vorzügliche Dintenrecepte gekannt, eine nette Hand geschrieben und für die Bereicherung der Klosterbibliothek gesorgt. Ja noch mehr wußte man von ihm zu

fabeln: auch ein sehr feinfühliger Staatsmann wäre er gewesen, dabei ein wenig lüderlicher Natur, was man ihm als Poeten zu gute halten müsse, überdieß in der Liebe weder unerfahren, noch ganz unglücklich; und wie nun das Alter kommt, da resignirt er sich einen Winkel des Klostergartens mit allerlei wohlriechenden und officinellen Kräutern zu bepflanzen, bis er im Jahre 1197 stirbt.

Die ganze Verwirrung kam, abgesehen von den poetischen Fiktionen, daher, daß drei Männer dieses Namens im Kloster zu Tegernsee lebten. Der eine war als Künstler berühmt in Verzierungen mit Gold und Silber, deßgleichen auch als Glasmaler (er lebte von 1068 bis 1091); ein zweiter versah die Stelle eines thesaurarius und camerarius († 1199); ein dritter endlich hat sich als diaconus und scholasticus in verschiedenen Codices eingeschrieben († 1197). Diesem letzteren schob man nun großmüthig nicht nur den interessanten Tegernseer Briefcodex mit Allem, was er enthält, zu, sondern man bezog auch alle Andeutungen in den Briefen jener Handschrift, die vielleicht nur als der älteste Briefsteller zu betrachten ist, auf ihn und construirte sich daraus seine vermeintliche Lebensgeschichte. So wurde Wernher der Dichter des berühmten Dramas vom Antichrist (das in Gegenwart Kaiser Friedrichs I. zur Aufführung gekommen seyn soll), der Frühlings-Sequenz und zugleich der deutschen Verse, welche in die zärtlichen Briefe dieser Handschrift eingeflochten sind. Endlich wollte Docen (der auch Vers 1140 das Wort êwangeliste mit êwangelier verwechselte, und selbes statt auf den nachfolgenden Evangelisten Matthäus, auf den Dichter bezog und mit Diakonus übersetzte!) in einem Bruchstücke des Marienlebens (welches er für Wernher's ursprüngliches Werk und für seine eigene Hand hielt) und in dem genannten Epistolarcodex eine und dieselbe Hand erkannt haben.

Wernher war, wie aus seiner Mariade, die man füglicher die driu liet von der maget nennen sollte, hervorgeht,

wenigstens in der Zeit, wo er sein Gedicht fertigte, kein Mitglied des Klosters Tegernsee, sondern ein Weltpriester (V. 1136 und 4812); über die Entstehung seines Werkes erzählt er (V. 4809 ff.), daß ein Freund, Namens Manigolt, ihn gastlich beherbergt und nicht eher aus seinem Hause entlassen habe, bis das Gedicht, zu dem er ihm auch das Material an die Hand gegeben, vollendet gewesen. Daß der Dichter ein Bayer war, glaubt Hr. Feifalik*), der Herausgeber der Wiener Handschrift, dem wir zugleich diese werthvolle Einleitung und Beleuchtung des Dichters verdanken, gewiß annehmen zu können, und zwar gestützt auf das Zeugniß des Reimes und der Sprache; daß aber das Gedicht im Kloster zu Tegernsee entstanden seyn solle, ist kaum glaublich, ja völlig unmöglich, selbst wenn Wernher's Beschützer und Freund der spätere dortige Abt Manigolt war. Dieser, aus dem schwäbischen Hause der Grafen von Bergen stammend und der Bruder des Bischof Dietbald von Passau (1172 bis 1190), erscheint 1183 als Abt zu Kremsmünster, sodann 1189 Abt zu Tegernsee und darauf 1206 als Bischof von Passau, wo er am 9. Juni (11. Mai) 1215 starb. Wernher dichtete aber, wie er selbst sagt und wie das aus mehreren Zeitbestimmungen unwiderlegbar hervorgeht, sein Werk im Jahre 1172, konnte sonach um diese Zeit mit Tegernsee nichts zu schaffen haben; wahrscheinlich kam das Gedicht bloß durch seinen edelmüthigen Beschützer später in das genannte Kloster. Ob aber der Dichter nicht auch mit Manigolt nach Tegernsee übergesiedelt, ist eine Frage, die sich Herr Feifalik nicht gestellt hat. Aus der Entstehungszeit des Gedichtes wissen wir aber über Wernher sonst nichts, wenn es nicht zufällig unser Poet ist, der in einer Passauer-Urkunde des Bischof Dietbald vom

*) Des Priesters Wernher driu liet von der maget. Nach einer Wiener Handschrift mit den Lesarten der übrigen, herausgegeben von Julius Feifalik. Wien 1860. XXX und 198 S.

Jahre 1173 als capellanus Wernherus unter den Zeugen erscheint. Die Berliner Bilderhandschrift des Marienlebens kann gleichfalls nicht vom Dichter stammen, da der Text bereits verdorben ist, die Miniaturen aber gar nicht zu Wernher's Gedicht verfertigt, sondern einem anderen, älteren entnommen zu seyn scheinen, weil die auf den Bildern angebrachten Verse durchaus nicht dem Gedichte angehören.

Wernher arbeitete nach dem Pseudo-Matthäus de nativitate Mariae, er nahm daraus das Thatsächliche der Erzählung, das er künstlerisch gruppirt weiter ausmalte und ausdeutete. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist vor Allem die Erbauung seiner Leser; sein Werk ist eine rede, ein buoch, das er sagen und schriben will, es ist zum Lesen bestimmt, man soll es abschreiben und weiter senden *); er fügt an die Erzählung immer die geistliche Auslegung (diu bezeichenunge) wie in der Predigt, er denkt sich dabei seine Leser, besonders die Frauen, als Hörer dieser Predigt **) und spricht sie ganz im Tone einer solchen an mit mîniu kint, ir liebe alle sant; vorzügliches Gewicht legt er vor Allem auf die Wahrheit dessen, was er erzählt, und daher kommen dann die Drohungen gegen die Verächter dieses Buches und die Verheißungen und Versprechungen für jene, welche es in Ehren halten***). Daneben ist sein Augenmerk auch auf die Unterhaltung gerichtet,

*) Daß dieses auch fleißig geschehen und wie sehr man es in Ehren hielt, beweisen die in wohlmeinender Absicht verschönerten und mit Bildern ausgestatteten Abschriften; Feifalik kennt auch ein altböhmisches Marienleben, das so auffallende Uebereinstimmung mit Wernher's Dichtung zeigt, daß es nach diesem gearbeitet seyn muß.

**) Im Mittelalter kam es auch vor, besonders in Frankreich, daß gereimte Legenden von der Kanzel gelesen wurden.

***) So heißt es z. B. Vers 2545, daß in keinem Hause, wo die heil. Jungfrau und dieses ihr Lobgedicht in Ehren gehalten werde, je ein krummes oder blindes Kind zur Welt komme, noch eine Seele ewiglich verloren gehen könne.

er will ein Epos, ein geistliches Epos (diu geistlichen liet) dichten, er will wirklich sagen unde singen, deßwegen nennt er auch jeden der drei Theile seiner Rede ein liet und daher kommt auch der Titel, den Wernher seinem ganzen Werke gibt, indem er es driu liet von der maget (V. 4870) und driu liet von unser vrouwen benennt.

Der Dichter ist sich seines Zweckes nicht allein klar bewußt, er hat auch einen klaren Plan für die künstlerische Anordnung des Stoffes. Das erste Lied (V 1 bis 1124) berichtet von den Eltern der heiligen Jungfrau; hier ist er noch steif und ohne absonderliche Eigenthümlichkeit, er hält sich so treu an seine Quelle, daß kaum einige deutsche Züge zum Vorschein kommen, z. B. wie Anna auf einem Berge vor dem Burgthor auf ihren Gemahl Joachim wartet, der mit seiner Schaar über Feld geht (V. 870). Der Dichter erwarmt erst allgemach im zweiten Liede beim Jugendleben der heiligen Jungfrau. Dreijährig und ohne sich umzusehen, geht Maria zum Tempel, wo auch Töchter von Königen und Herzogen erzogen wurden (V. 1474); keine Frau kann so viel Leinwand und Seiden weben, wie das Kind spielend vollbrachte. Jeden Morgen bis zum Imbiß betet sie; dann half sie den Frauen, wenn sie an ihr Werk saßen, bis zur None, dann las sie vor dem Altar den Psalter bis zur Vesper u. s. w. Gabriel brachte ihr täglich das Himmelbrod, alle andere Speise aber gab sie den Armen. Hätte der Dichter auch eine Zunge, die wie ein Schwert klänge (diu sam ein wâfen chlunge), so könnte er doch nicht sagen, wie herrlich die Magd sich entfaltete. Ein vornehmer Herr will sie für seinen Sohn gewinnen, und bietet ihren Genossinen Silber und rothes Gold und edel Gesteine, wenn sie das Kind seinem Sohne geneigt machen könnten. Nun dringt auch der pyschof auf ihre Vermählung; ihre Weigerung soll ein Gottesgericht entscheiden. Alle Unverheiratheten werden vor den Tempel entboten und erscheinen ganz ritterlich mit pfellîner

wat und rîchlich gezieret, igelîcher mit sinem geverten. Sie brachten alle Gerten. Dabei erschien auch durch den Befehl gezwungen ein grîser man, Jôsêp genant: der was ein witewaere alt unde swaere, bloede sînes lîbes, der gerte niht wîbes. der brâhte ein chleinez gertelîn durich die gehôrsam sîn. Auf dem frîthof warten sie auf das Ordal. Wie Joseph die aufgeblühte Gerte empfängt, hebt sich eine Taube, ein vil wünnechlicher vogel, davon in die Höhe. Der zitternde Mann (pideminde man) muß sich, wie in dem Bilde der van Eyck's, auf eine Krücke stützen; so bittet er den „Bischof", ihn seines Alters ruhig genießen zu lassen; vergeblich schlägt er einen seiner Söhne vor und verspricht dem magedîne dann Mahlschatz (mahelschatz) zu geben. Maria aber wird nach deutscher Sitte in den Ring geführt, da steht (wie der Dichter mit reizender Einfachheit sagt) das Mägdlein wie auf der grünen Wiese eine Blume, die aus einem dorn leuchtet, Zähren fallen ihr von den Wangen auf das Gewand (von den wangen ûf die wât) und die Worte der schönen Lilie (lilye) sind gar inniglich beweglich (V. 1823 —1864). Joseph, der obgleich hochbejahrt, doch seines Geschäftes wegen noch weit reiten und fahren (1886) muß, übergibt die Magd fünf zuverlässigen Frauen (die sich Maria selbst auswählen darf, sie hießen Rachêl, Rebekâ, Sephorâ, Abigêâ und Sûsanne) zu Hut, Wart und Pflege, mit ihnen geht sie nach Josephs Herberge zu Câphernâum, das am Meere gelegen. Joseph ist ein Schiffzimmermann, er versteht schef und galien wohl zu bereiten, eine Kunst, die er auch seinen Schülern lehrt (v. 1956 u. 2598).

Indeß bedachten die templi pontifices, warum die sechs magedin also müßig seyn sollten und sandten den edelen wîben purpur unde sîden; varbe maniger hande si in ouch dar sanden zuo dem chirchgeruste, sô si werches geluste, daz si des begunden sô si beste chunden. die priester sanden ouch dar wol gepursten har (Flachs), daz si den spün-

nen ze der chirchen gezierde unt wünne. dô wart ir strît grôz; die vrouwen wurfen ir lôz, welihen purper unt die sîden under in solden belîben, ûf swelich daz lôz quaeme, daz si daz beste naeme unde dar an worhte: den rôhen har si vorhten. Dô geviel daz lôz ûf daz kint, von dem alle vrouwen sint gezieret unde gesegenôt, daz ir sîden grüene unde rôt in ir handen beliben. Alsô sach man si gesigen, daz diu ander schar muoste spinnen den har. daz beleip niht âne nît. daz verweiz in der engel sît, daz si dehein unminne hêten gên der küniginne, wan si von rehter schulde hête gotes hulde (V. 2022). Unnachahmlich zart ist die Verkündigung des Engels die in Nazareth geschieht, das, wie im Heliand, als Burg gedacht ist; das Mägdelein ist unwissend wie ein Kind und begreift in holder Unschuld nicht die ungeheuere Größe dessen, was der Engel ihr verkündet, der voll unaussprechlicher Ehrfurcht sie belehrt. Man glaubt ganz ein altes Bild auf Goldgrund vor sich zu sehen, wie später die guten alten Meister gemalt haben. Dann folgt der Besuch bei der niftel Elyzabêth, die auch auf einem Berge saß; eine scharfe Straße mit harten Steinen führt dahin. Maria kuste die hûsvrouwen mit lachinden ougen unt mit luter minne. die mit der küniginne wâren dar gegangen, die wurden ouch wol enpfangen.

Das dritte Lied (V. 2579—4912) erzählt die Bosheit der Juden, als ihnen die göttliche Maere von dem Horte, den Maria trug, bekannt ward; schon freuen sie sich das Paar zu steinigen, wenn das Gottesgericht ergangen: siebenmal wird Joseph, nachdem er das gesegnete Wasser (aquâ zelôtipiê oder aquâ potaciônis v. 2889 u. 2929) getrunken hat, um den Altar geführt, aber er bleibt gesund, ebenso besteht die wunderbare Jungfrau das Ordal zum Staunen der Judenleute. Darauf wird das Ausschreiben des Augustus erzählt und wie alle fiwersmide spieze unde sper versluogen damit ein chreftiger fride bleibe in allen Reichen; die Reise nach Beth-

lehem wird erzählt und wie dort „in einem Steine“ (in einer Höhle) der Gottessohn zur Welt kommt. Arme Leute, die grôze kolben unde bogen tragen und des Viehes pflegen, erfahren zuerst die Gnadenbotschaft; sieben große Zeichen geschehen an diesem Tage (in Christi nativitâte). Acht Tage darauf läßt sich der kleine Krist besnîden und darum sollen wir twingen unde zamen des libes gelust in sînem namen.

Eine gar schöne Episode bildet die Ankunft der heil. drei Könige. In derselben Zeit waren in der Gegend von Kaldêâ drîe edele künige ûf einem tagedinge, um gütlich unter sich die Grenzen ihres Reiches auszumachen: dô kom der gôtes sterne mit micheler chrefte und die Könige verstanden daz in der schepfaere dâ mit gekundet waere. zuo der verte was in gâch. dromedârios si gewunnen, die helde sich ûf swungen; das Zeichen (wîstuom v. 3928) fuhr ihnen immer vor und gab ihnen durch die breite Welt das Geleite. Bei ihrer Ankunft zu Jerusalem erzählen die mâgî dem Herodes, wie daß sie um daz kindel heimzusuchen ferne hergefahren vom Ende der Welt (wir sîn gevarn verren, dâ diu werlt hât ende). Sie finden darauf das Kind und bringen ihm „mit Lob und Gesange“ ihre Opfergaben, die auch symbolisch gedeutet werden: der eine truok in der hant ein goltmesse*) wol gebrant; dâ mit bedûte er die kraft unt sîn hôhe hêrschaft. der ander gab den wîrouch, für unsern herren kniet er ouch; dâ mite uns kunt wart, daz er waere ein êwart. der dritte hin für gâhte, mirren er dem kinde brâhte; dâ bezeiget er mite sînen tôt, wan ê was site, swâ man tôten begruob, daz man die mirren dar truog. dâ mit si sîne güete, sînen gewalt, sîn diemüete habent wol beslozzen, des habent si wol genozzen.

Der Dichter fügt seiner Erzählung allemal gleich eine Auslegung hinzu, ebenso wie wir die Deutung der Evange-

---

*) Messe ein unbekanntes Gewicht; oder goltmasse = Gold-Klumpen.

lien bei Bruder Berhtold von Regensburg sehen. Maria opfert beim Kirchgang eine große Kerze und zwei Turteltauben; das bedeutet: ez suln unser sinne sam diu kerzen brinnen in geistlîchem fiure und unser sêle ze stiure sule wir wesen alle sam diu tûbe âne galle; sô wirt uns gegeben daz êwige leben, daz wir danne beschouwen âne ende mit der vrouwen. Ganz ausführlich ist der Kindermord geschildert. Wie die Märe geflogen kam, daß Herodes von den Königen betrogen, begann er vor Leide wüthig zu schreien, er ließ ihnen nachreiten und alle Kinder swaz mannes bilde hete um Bethlehem tödten. Joseph aber, von einem Engel geleitet, entfloh mit der Mutter und dem Kinde verre in Egyptum under die heidenische diet. Herodes aber der tumbe hiez dô rennen umbe, die sînen wüetrîche hiez er grimmechlîche diu degenkint verliesen, swâ si möhten kiesen die bî zweien iâren von ir muoter komen wâren, a bymâtû et infrâ. — Die boten sich ûf swungen, in die purch si drungen diu Bethlehêm was genant, si taeten freise bekant mit grimmegem hazze. sie liefen in die gazzen. diu swert si enbarten (entblößten), den herten tôt si garten: si rucktens bî den vahsen diu kint ungewahsen, diu houpt si in abe sluogen. — si liefen ze wette von bette ze bette, von fiure zu fiure in der purkmûre in selben ze schaden, si truogen an ir handen diu pluotegen wâfen, rehte alsam ze den schâfen die wolfe zuo springent unz sî si nider bringent: alsô tobeten die diebe ir herren ze liebe. Arme und Reiche wurden erschlagen: si gedâhten an des küniges wort, mit flîze stiften si daz mort; si zukten sî ze fluste den müetren ab der bruste, si polten an die wente die füeze und ouch die hente. — dô weinten vil genôte müeter die daz sâhen, si begunden sich roufen unt slahen. des sint si nû gesellen des tiefels in der helle. Herodes begann darauf so zu siechen, daz uf der pettezieclien swebte bluot unde wark (Eiter); diu suht sich niht verbark diu im den

lîp schutte. Es stank der unwerthe Mann an allen seinen Gliedern, mit den nagelen zarte er sîne hût; die wîsen arzâte kunden im niht gerôten mit wurzen noch mit salben; er prach sich allenhalben ûzen unde innen, endlich brach er in Tobsucht aus und erfiel sich von einer Wendeltreppe; so fuhr er in die Hölle, wo er ewiglich brennen muß. — Von nun an eilt der Dichter flüchtig durch das ganze Leben Jesu. Der große Gegensatz von Sünde und Erlösung, Teufel und Gott, ein Ringen und Kämpfen der weltgebietenden Mächte, bildet den Hintergrund, von dem sich die magdliche Gestalt Mariens voll Demuth und Liebreiz wie eine zarte Idylle abhebt Möchte daz heilige magedîn unser forspreche seyn (V. 4790 ff.), nû geruoche si unser potschaft bringen für die goteschraft; der sî niht verzîhet, wan er sî hât gewîhet und gesegent ob allen wîben mit sîn selbes lîbe. wir sitzen oder stên, in ir helfe sul wir gên, wir trinchen oder ezzen, wir sulen ir niht vergezzen; wir slâfen oder wachen, wir sulen an allen sachen die hôhen unt die reinen flêgen unde meinen, daz si in dem himilrîche den engeln uns gelîche, daz wir sî loben dâ in eternum et ultrâ. Zum Schlusse erzählt noch Wernher wie er dazu gekommen sei, diese drei Lieder zu dichten, was wir bereits Eingangs erwähnt haben; er legt uns die Liebe zu Gott noch warm an's Herz und beschließt mit unnachahmlicher Fröhlichkeit:

nû ruofet in inrechlichen an,
swanne sîn muoter in an uns man,
daz er uns ellenden
sîne helfe geruoche senden
unt sîne engelische schar,
diu uns leite unde bewar
und uns bringe an die stat
ubi cum pâtre regnât
et spiritû paraclitô
daz unser stimme vil frô
müeze singen immer mê
Glôriâ tibi dominè!

Das Urtheil W. Menzel's ist ganz treffend, wenn er sagt*): „Das Gedicht hat noch eine gewisse Schlichtheit und Strenge, es ist noch nicht so durchsüßt und blumenreich wie die späteren." — Man sieht deutlich, es ist noch nicht lange her, daß die Sprache von der Alliteration sich losgerissen und es ist hier der muthige und glückliche Versuch, sich außerhalb der Kirchenlatein-Sprache, sich auf eigene Füße zu stellen. Die Form und der Reim, der noch die Unvollkommenheiten des 12. Jahrhunderts zeigt und sich manchmal auch mit bloßen Assonanzen zufrieden gibt, haben sich noch nicht zur Freiheit der höfischen Metrik durchgerungen. Das Werk ist trotz der Ueberarbeitung unserer höchsten Anerkennung und Bewunderung würdig, es ist ein kunstvoll angelegtes, wohlgegliedertes und durchdachtes Ganze. Die Erzählung ist, wie Herr Feifalik in seiner trefflichen Vorrede bemerkt, einfach und klar, voll naiven Glaubens und inniger Hingebung an das Geschehene; obwohl wir uns in einer ganz wunderbaren Welt, unter lauter außerordentlichen Begebenheiten befinden, so erscheint uns doch Alles ganz naturgemäß und wahrhaftig, denn der Dichter weiß mit maßvollem Takte seine Wundergeschichten zu wählen und sie mit kindlicher Glaubwürdigkeit vorzutragen. So unterscheidet er sich auf das vortheilhafteste von den späteren Dichtern mit ihrem unleidlichen Schwulste und mit ihren stammelnden Liebkosungen der Jungfrau, mit ihren gehäuften wunderbaren und wunderlichen Begebenheiten und scholastischen Erörterungen.

*) Deutsche Dichtung I, 270.

XXIII.

Historische Novitäten.

Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Breitenfeld. Erster Theil. Von 1590 bis 1619. Mit archivarischen (sic) und andern urkundlichen Quellen bearbeitet von Franz Ludwig Freiherrn von Soden, fstl. schwarzburgischem Major a. D. Mit fünf colorirten Bildern. Erlangen, Theodor Bläsing. 1860. 8. XXIV und 572 S.

Bekanntlich haben die Annalen des Rathsschreibers Müllner bisher als die Grundlage aller geschichtlichen Kenntniß von der Reichsstadt Nürnberg gegolten, und mit ihrem Aufhören beim J. 1600 tritt eine empfindliche Lücke ein. Diese ist um so empfindlicher, als auch die andern in überaus großer Anzahl sowohl in Nürnberg als auswärts vorhandenen handschriftlichen Chroniken meistens mit diesem Jahre oder wenig weiter herab, manche schon früher abbrechen, und nur sehr wenige auch über das siebenzehnte Jahrhundert Mittheilungen machen. Ueber den wichtigsten Theil dieses Jahrhunderts, den dreißigjährigen Krieg, hat wohl Murr in seinen „Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“ die Chronik eines seiner Vorfahren abdrucken lassen, auch existiren ein Paar Schriften, „Nürnberg im dreißigjährigen Kriege“ und

„Nürnberg in der Mitte des dreißigjährigen Krieges“, aber wie die Murrische Chronik doch nur herzlich mager ist, so sind auch die beiden Schriften nur aus Chroniken zweiten Ranges zusammengetragen, auch sonst nicht ganz correkt. In der erstern ist z. B. die Verkündigung des Friedens auf 16. Sept. 1650 gesetzt, statt 16. Juli, wovon dann wieder Neuere unbedenklich Gebrauch gemacht haben. Darin liegt eben das große Verdienst Müllners, daß er ein mit gründlicher juristischer und geschichtlicher Kenntniß ausgestatteter Mann war, und mit einer für jene Zeit höchst achtungswerthen Kritik an die Behandlung der alten Sagen ging, von denen die von dem famosen Georg Rüxner ausgeheckte Turniersage des Jahrs 1197 der Nürnberger Geschichte im Besondern ebenso viel Eintrag gethan hat, als die gesammte deutsche Adelsgeschichte, ungeachtet aller schon in älterer Zeit von Jos. Stumpf, Wigul. Hund, Cyriacus Spangenberg, Melchior Goldast, Struve, Gundling, Andreas Brunner, David Köhler bis herab auf den rheinischen Antiquarius erhobenen Reclamationen, den durch sein Turnierbuch im Allgemeinen gemachten Schaden noch nicht verwinden kann. Dabei nahm Müllner, ohne den Hauptzweck seiner Arbeit, die rechtliche Stellung der Stadt den nachbarlichen Ansprüchen gegenüber durch die Geschichte zu belegen, außer Acht zu lassen, auch von dem, was man jetzt Kulturgeschichte nennt, alles Erhebliche auf, ja ließ sogar den herkömmlichen Sagen diejenige Beachtung zukommen, die zwar fern davon ist, ihnen Glauben beizumessen, aber dennoch diese Anschauungen, in denen das Volk sich die Geschichte für seinen Gebrauch zurecht legt, nicht ganz unbarmherzig über Bord wirft. Bedenkt man nun, daß Müllner im Ausgange des 16ten Jahrhunderts, wo die Historik noch nicht einmal als idea praestabilita vorhanden war, schrieb, so muß man gewiß vor demselben alle Achtung haben und ihm auch religiöse Feindseligkeit, welche in seiner Behandlung der Reformationsgeschichte vorherrscht, nicht zu sehr anrechnen. Daß er

in einer erzlutherischen Stadt, als Diener eines sich für den Hort der neuen Glaubensrichtung erachtenden Rathes, anders geschrieben haben sollte als er that, war nicht zu erwarten. Aber um so fühlbarer macht sich, wie schon gesagt, die nach ihm eintretende Lücke, und man darf unbedenklich auf die neueren Behandlungen der Nürnberger Geschichte durch Pfister (1830. 1833. 2. Aufl. 1841), Lochner (1845), Mayer (1847), Marx (1856) hinweisen, um eben an ihnen die Fühlbarkeit derselben darzuthun. Denn da, wo Müllner aufhört, ist man auf dürftige Mittheilungen angewiesen, und der reiche vorhandene Stoff war offenbar noch nicht zur Behandlung zugänglich. In den bekannten Sammelwerken von Waldau, Siebenkees, Kiefhaber, in der Handelsgeschichte von Roth und dessen anderen Schriften, bei Will im Gelehrten-Lexikon und den Münzbelustigungen, bei Würfel in den Nachrichten zur Stadt- und Adelsgeschichte, in Murrs Journal ꝛc. ꝛc. auch bei Johannes ab indagine (Falkenstein) ist wohl ziemlich Vieles zu finden, aber gegen den wirklichen Vorrath gehalten doch nur wenig und auch nicht immer authentisch.

Es macht daher der Gedanke, gerade aus dieser Zeit eine Geschichte Nürnbergs herzustellen, und hierzu die noch nicht angebrochenen archivalischen Hülfsmittel zu benutzen, demjenigen, der ihn bei der Kenntniß der Schwierigkeit faßte und beharrlich festhielt, alle Ehre. In der vorliegenden Arbeit des schon durch andere die Nürnberger Geschichte behandelnden Werke als gründlicher und fleißiger Forscher wohl bekannten Freiherrn von Soden wird zunächst der Zeitraum 1590 bis 1619 gegeben, für welchen derselbe nicht bloß die reichen Schätze des königl. Archivs zu Nürnberg, sondern auch andere aus Privatbibliotheken ihm zugänglich gewordene Hülfsmittel benutzt hat. Unter diesen erwähnt er als einer in ihrer Art einzigen Chronik der des Hans Stark, die — wahrscheinlich nur einmal vorhanden — in sieben Foliobänden den Zeitraum vom Anfang Nürnbergs bis 1628 behandelt und, ohne in den älte-

sten Zeiten sich über das Niveau der andern Chroniken zu erheben, da wo Stark, Mitglied eines rathsfähigen Geschlechts, selbst auch Beamter, als Zeitgenosse erscheint, nicht nur die höchste Glaubwürdigkeit für sich hat, sondern auch einen überraschenden Reichthum von anziehenden, großentheils vorher gar nicht gekannten Einzelheiten gibt. Der Herr Verfasser gedachte vorher, nachdem er die Mittel des königl. Archivs für eine Kriegsgeschichte der Jahre 1631 bis 1635 bereits bearbeitet hatte, diese Sittengeschichte nur als einen skizzirten Abriß, um den Leser au fait zu setzen, vorauszuschicken, wurde aber durch den 1847 gemachten Fund der Starkischen Chronik veranlaßt, sein schon ausgearbeitetes Manuscript wieder zurückzulegen und aus diesem reichen Material ein ganz neues Werk herzustellen, das in zwei, vielleicht in drei Bänden nun gleichsam die Einleitung zu jener Kriegsgeschichte bilden, aber zugleich als selbstständiges Werk auftreten wird. Der alte Spruch: Nonum prematur in annum ist hier nicht bloß befolgt, sondern bei Weitem überboten.

Ueber die außerdem benutzten archivalischen und andern Mittel gibt eine kurze Anzeige hinter dem Vorwort Auskunft; der Inhalt selbst zerfällt in acht Abschnitte: 1) 1590 bis 1610, 2) 1611, 3) 1612, 4) 1613, 5) 1614, 7) 1616 bis 1618, 8) 1619. Daß die rein chronologische Ordnung eingehalten ist, hat ohne Zweifel sein Gutes, indem, sofern man einmal weiß, in welchem Jahre etwas zu suchen ist, man es auch bald finden wird; nur wäre zur Erleichterung des Lesers zu wünschen, daß durch häufigeres Absetzen und Einrücken (a linea) dafür gesorgt wäre, so zwar, daß die einzelnen Rubriken jedes Abschnittes besonders markirt wären. Doch ist das von untergeordneter Erheblichkeit. Nach einer kurzen Angabe der financiellen und politischen Verhältnisse der Stadt wird sofort auf die einzelnen Begebnisse übergegangen, von denen hier nur der Bau der Fleischbrücke erwähnt sei, mit genauer An-

gabe der sich auf 82,172 fl. summirenden Kosten. Dann treten neben den unfreundlichen Beziehungen zu dem Markgrafen die freundlichen zu dem Pfalzgrafen hervor, der im Jan. 1598 in Nürnberg Schlitten fahren wollte, wozu der Rath den Markt von allen Krämen und Buden räumen, auch den Bürgern das Schlittenfahren, solange der Pfalzgraf da sei, verbieten ließ, als auf einmal der Tod des Wirths zum Bitterholt, wo der Pfalzgraf einkehren wollte, die ganze Fröhlichkeit vereitelte. Von äußeren in ihrer Einwirkung auf die Stadt wie auf das ganze Reich wichtigen Ereignissen gehört die Stiftung der Union 1608 und der Liga 1609 daher; im Innern aber dürfte die Errichtung der vier Bürgerfahnen, der eigentlichen Stadtmiliz, aus dem Jahre 1599 das Wichtigste seyn. Dann tritt im zweiten Abschnitt der kurfürstliche Collegialtag von 1611, in welchem Nürnberg zum erstenmal seit langer Zeit und dann wieder auf lange Zeit zum letztenmal der Sitz einer Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten wurde, mit der größten Anschaulichkeit hervor. Der Zweck war, sich noch bei Lebzeiten des ganz unthätigen Kaisers Rudolf über die Wahl eines römischen Königs zu verständigen. Es ist das wohl eine der letzten Zusammenkünfte der höchsten deutschen Fürsten in Person, nicht durch Stellvertreter, gewesen. Hier wird nun Alles ganz ausführlich erzählt, wo jeder Kurfürst und andere Fürst wohnte, wie stark sein Gefolge war, wie er sich gegen die Wirthe, wo er Herberge genommen (nicht Gastwirthe, sondern Privatpersonen) dankbar bewies u. s. w. Aber auch eine Menge von andern kleinen Zügen dient zur Ausmalung des Bildes; wie z. B. der Rath das Lied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort", das in seinem damaligen Wortlaut beleidigen mußte, untersagte, ebenso den Geistlichen auf den Kanzeln alle polemischen Ausfälle verbot, den Bürgern gegen Fremde sich höflich zu erweisen befahl, Schadhaftes und Verfallenes, z. B. die seit Jahren zu profanen Zwecken verwendete Morizkapelle ausbessern ließ, und der ganzen Stadt

so zu sagen ein neues festliches Gewand anlegte. Sogar die bisher zu einer früheren Stunde geläutete Feuerglocke, das alte ignitegium (couvre-feu, curfew) wurde, aus Rücksicht gegen die Gäste auf die neunte Abendstunde verlegt, zu welcher sie noch jetzt, ein unbewußtes Zeichen der Vergangenheit, geläutet wird. Die damals bereits gegen das Alte, zum Theil unter dem sehr plausibeln Vorwand, „es sei Götzenwerk", eingerissene, vernachlässigende Gleichgültigkeit, wodurch Kunstwerke entweder zu Grunde gingen oder — wie das nach wenigen Jahrzehnten mit Dürerischen Gemälden und mit der Imhof-Pirkheimerischen Kunstsammlung geschah — verkauft wurden, läßt auf die damalige Zeit einen trüben Schatten fallen, und die Knickerei, mit der ungeachtet der eingezogenen, bedeutenden Klostergüter arme Pfarrwittwen in der Karthause zwar freie Wohnung bekamen, aber mit einem halben Gulden wöchentlich als Unterhalt abgefunden wurden, entrüstete selbst einen geistlichen Fürsten, den Bischof von Bamberg, dem man die Kirche der Karthause, unter dem wahrscheinlich nur fingirten Grund, man könne die Schlüssel nicht finden, nicht einmal aufsperrte. Mehrere zur Sittengeschichte dienende Züge, namentlich Belege für die Strenge, mit welcher über die Hochzeits- und Hoffartsgesetze gewacht wurde, schließen diesen Abschnitt. Im folgenden ist Matthias' zweimalige Anwesenheit, auf der Reise nach Frankfurt zur Kaiserwahl und auf der Rückkehr, wo er als gekrönter Kaiser empfangen wurde, die Hauptsache. Das erstemal stieg Matthias und seine Gemahlin in dem Hause der Wilhelm und Andreas Imhofischen Gebrüder ab, das zweitemal wohnten die Majestäten auf der Burg Hier fehlt es wieder nicht an interessanten Anekdoten; z. B. wie sich die Kaiserin Anna von dem Balbierer auf dem Heumarkt schröpfen ließ und ihm auf die Frage: ob er stark oder schwach schlagen solle, antwortete: „Ich bin nicht heikel", und wie bei der Rückkehr von Frankfurt der Kaiser seinen Unmuth über die Würzburger in ziemlich derben Wor-

ten ausließ. Der Einzug am 2. Juli 1612 gehörte zu den größten Festlichkeiten, die Nürnberg je gesehen hatte, und die sechs Tage der kaiserlichen Anwesenheit bis zur Abreise am 8. Juli sind mit allen möglichen Bestrebungen erfüllt, der Stadt die kaiserliche Huld um so mehr zu erwerben, als man in früheren Jahren den Erzherzog Matthias wenig beachtet hatte.

Fortdauernde Kämpfe gegen die steigende Hoffart, die dann und wann auftauchenden Pasquille und die unerfreulichen theologischen Zänkereien sind stehende Artikel, in denen man nur die innere Fäulniß des ganzen Staates wahrnehmen kann. Besonders war M. Scheremberger ein Stein des Anstoßes, und zwar nicht bloß wegen Hinneigung zu calvinischer und arianischer Lehre, sondern auch wegen anstößigen Wandels, der endlich (p. 320) seine Absetzung 1613 herbeiführte. Uebrigens ist er nicht der Einzige, an dem die Priesterehe sich als ein Schutzmittel gegen die vielbesprochenen Nachtheile des Cölibats zu bewähren unterließ. Auch andere gleichen Schlages, Dorsch, Rodegast ꝛc. werden genannt. Ueberhaupt ist das Leben jener Zeit von gewaltthätiger Brutalität, wüster Schlemmerei, stetem Trachten nach Sinnengenuß so erfüllt, daß man unmöglich Wohlgefallen daran finden kann, da zwar immerhin im häuslichen Leben auch strenge Zucht und Ehrbarkeit waltete, aber nicht der mindeste geistige Aufschwung in Kunst und Wissenschaft eine Lichtseite zeigte, welche für die Schattenseiten entschädigen konnte. Die vom Rath fortwährend gegen die Ausschreitungen der Ueppigkeit ergriffenen Maßregeln erwiesen sich als völlig unfruchtbar, da das Uebel tiefer saß, als daß durch Geldbußen geholfen werden konnte, denen am Ende nur der Minderbemittelte sich fügen mußte, der Reiche entweder durch Bestechung der niedern Bediensteten sich entzog oder, wenn er auch die Buße zahlte, sie leicht verschmerzte. Die geistige Thätigkeit entwickelte

sich ausschließlich in höchst unfruchtbaren theologischen Zänkereien, und selbst die bildende Kunst hatte damals, wenn auch immer noch einige Namen wie Maler Lorenz Strauch, Kupferstecher Peter Isselburg u. A. genannt werden, auch schöne Goldschmiedarbeiten in ziemlicher Menge vorkommen, dennoch aufgehört, etwas Bedeutendes, Selbstständiges zu leisten; sie ruhte auf ihren Lorbeern. Dem handwerksmäßigen Sang der Meistersänger standen die herumwandernden „englischen Komödianten" zur Seite, welche am 26. Juni 1612 eine Reihe von Vorstellungen im Heilsbronner Hof eröffneten, schöne Komödien und Tragödien von Philole und Mariane, von Celide und Sodea, auch von Zerstörung der Städte Troja und Constantinopel aufführten, und gegen ein Eintrittsgeld von drei, später von sechs Kreuzern gute Geschäfte machten. Dabei hatte fast jedes Handwerk seinen stattlichen Umzug und Tanz; im Abschn. V. wird eine ziemliche Anzahl von solchen öffentlichen Lustbarkeiten, der Metzger, Tuchknappen, Rothschmiede, Messerer, Schreiner, Schneider, Büttner, Zirkelschmiede beschrieben, zwischen welchen auch das am 25. Mai 1614 vorgekommene Urbansreiten, ein Fest zu Ehren des Weins vorkommt. Da Nürnberg keinen Weinbau hat und hatte, wofür die bekannte Urkunde vom 8. Nov. 1219 das bestimmteste Zeugniß ausstellt, obgleich allerdings in damaliger Zeit einen ansehnlichen Weinmarkt und Weinhandel, so möchte man wohl auch jenes Urbansfest für ein vorübergehend importirtes halten, wie man ja auch in neuerer Zeit solche fremdartige und fremdländische Lustbarkeiten sich importiren läßt. Größere Bedeutung und praktischen Werth hatten die großen Schießfeste; im August 1614 wurde ein solches mit großen Stücken, Falconen genannt (p. 365), auf dem Schießplatz St. Johannis gehalten, und nach einem jenseits der Pegnitz aufgerichteten Ziele geschossen. Auch Ochsen- und Bären-Hatzen, wie sie z. B. der Geleitsmann Georg Tratz im Heilsbronner Hof, oder auf der Hauskomthur im deutschen

Hause zum Besten gab, gehörten zu den Belustigungen der Zeit.

Aus dem zwar bunten aber doch rein äußerlichen Getreibe des Alltaglebens sehnt man sich etwas Würdigeres zu hören, wozu der Unionstag im Januar 1615 Anlaß geben konnte. Doch erfährt man auch hier nur das Aeußerliche, daß vom 30. Jan. bis 15. Febr. Sitzungen waren, aber „die Verhandlungen im Allgemeinen geheim gehalten wurden". Doch kam damals ein schon früher angeregter, aber von der Stadt abgelehnter Vertrag über die Reichspost zu Stande, die, jedoch unbeschadet des Antorffer (Antwerpener) Botenwesens, einen Nürnberger Bürger zum Postmeister bekommen, auch nicht in der Stadt, sondern in der Vorstadt Wöhrd ihr Lokal haben sollte. Beide Bedingungen fielen nach wenigen Jahrzehnten weg. Hierauf macht nach einer Reihe von widerlichen Geschichten der Rohheit, wobei die dem Bettelrichter Wolf Teufel ungeachtet mehrerer empörender Gewaltthaten dennoch zu Theil werdende Schonung dem Gemeinwesen das bedenklichste Horoskop stellt, die Anwesenheit des jungen Pfalzgrafen Friedrich mit seiner Gemahlin, Elisabeth Stuart (1615 12. Juni), einen angenehmen Eindruck; beide junge fürstliche Personen gewannen durch Umgänglichkeit, z. B. durch einen Besuch einer Geschlechterhochzeit, wo sie selbst tanzten, die Theilnahme der Bürgerschaft, die ihnen auch später blieb. Auch 1616 kam der Pfalzgraf wieder nach Nürnberg, und 1619 als böhmischer König zum letztenmale. In demselben Jahre erwähnen alle Nürnberger Geschichten und Chroniken den Anfang des Neubaues des Rathhauses, der dann beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges eingestellt wurde. Da so viele andere minder wesentliche Einzelnheiten mit der größten Genauigkeit aufgezählt werden, so wundert man sich billig, daß weder beim J. 1616, in welchem Jahre am 10. Juni der Grundstein am obern Eck, noch beim J. 1619, in wel-

chem am 13. Juli der am untern Eck gelegt wurde, dieses doch jedenfalls wichtigen Unternehmens gedacht wird. Vielleicht hat es der Herr Verfasser auf den zweiten Theil verspart? Dagegen wird der Fund von St. Sebalds Reliquien am 22. Juli 1616 berichtet und das Geschenk, welches man dem Kaiser mit der kostbaren und viele Reliquien enthaltenden Monstranz Sebald Schreyers machte. Was sollte eine zur Aufklärung strebende Zeit mit solchem „Götzenwesen" anfangen! Im J. 1617 wird dann das erste Jubelfest der Reformation erzählt, wozu Goldgulden im Werthe von zwei Gulden Münz geschlagen wurden, endlich die 1618 geschehene Einrichtung des Pfand- und Leihhauses im Claraklostet. Eine interessante, für die damalige Sitte kennzeichnende Geschichte ist die Bestrafung des übermüthigen David Kresser, der früher Bürger zu Nürnberg, dann als er mit seinem Reichthum sich das Gut Farrenbach und den Adel gekauft hatte, hierdurch einen Freibrief zu Beleidigungen und Schmähungen erhalten zu haben glaubte, aber vom Rath mit Haft und großer Geldstrafe gebüßt wurde, was so sehr in der Anschauung der Zeit lag, daß Niemand es für ungerecht oder eine „unedle Weise" erachtete, wofür es der Herr Verfasser erklärt. Der Rath handelte hierin vollkommen nach seiner Befugniß.

Von dem über die Maßen reichen Material, welches der Herr Verfasser zusammengetragen — wobei er Einzelnes, z. B. die Photinianischen Händel von 1616 bis 1630 einem besondern Abschnitt vorbehalten hat — mag das Vorstehende nur einen ganz entfernten Begriff geben. Außer den vielen zur Sittengeschichte gehörenden Zügen, die freilich in der Regel nur die Unsitte schildern, ist auch für den Staatshaushalt von Nürnberg, insbesondere durch die genaue Aufzählung der Ausgaben für Lohn, Besoldung und gehabte Auslagen (auf Gesandtschaften, Reisen im Dienste der Stadt), für Schenkungen und Ehrungen theils in baarem Geld und Kleinoden,

theils in Wein, Fischen und Haber, welche an alle ankommenden Gäste vom Kaiser bis zum gewöhnlichen Edelmann und Botschafter einer kleinen Reichsstadt herab verabreicht wurden, in möglichster Weise vorgearbeitet. Für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges wird dieses Werk, noch mehr die folgenden Theile, die dem Vernehmen nach ungesäumt erscheinen sollen, von größtem Werthe seyn, denn es hat den unbestreitbaren Vorzug, hinter dem die gegen das Formelle etwa zu machenden Ausstellungen zurückstehen, rein aus Quellen geschöpft, ja selbst Quelle zu seyn, und man darf erwarten, daß, wenn auch mit 1628 die Starkische Chronik zu Ende geht, die reichen Vorräthe des Nürnberger Archivs dafür eintreten werden. Möge dem verdienten Herrn Verfasser auch für die Fortsetzung der Arbeit, zu welcher ihn, wie die wohlgelungene Biographie des Hans von Leubelsing in der Vorrede zeigt, fast ein persönliches Interesse hingezogen zu haben scheint, die erforderliche Rüstigkeit und Gesundheit bescheert seyn!

XXIV.

Am Vorabend der orientalischen Katastrophe.

Die äußere und innere Lage des türkischen Staats; die Unions-Bewegung in Bulgarien und ihre Umstände.

Der böse Geist, den sie durch ihre diplomatische Stümperei vom 30. März 1856 nicht nur gebannt sondern gar erlöst zu haben glaubten — ist also richtig wieder da, und wie vorauszusehen war, hat er sieben Aergere mit sich genommen als er selber ist. Seit mehr als einem Menschenalter hat die ganze Diplomatie Europas mit einziger Ausnahme Rußlands diese orientalische Frage nicht anders als mit Baumwollen-Watt und seidenen Handschuhen angefaßt, in der bestimmten Voraussicht, daß jede tiefere Erschütterung am Bosporus mit Nothwendigkeit das europäische Staatensystem aus den Angeln heben müsse. Jetzt aber sind außer Rußland noch drei große Mächte aufgestanden, welche ihr Interesse daran haben, die Auflösung des Türkenreichs auf die Spitze zu treiben; dahin arbeiten sie nicht erst seit gestern auf allen Schleichwegen geübter Verschwörer, und wenn der Imperator in Paris, der Schächer in Turin und Garibaldi als der Feldmarschall der kosmopolitischen Revolution die türkische Katastrophe beschlossen haben, so ist kein Zweifel, daß sie vor der Thüre steht.

Denn zur Befestigung der inneren Zustände des osmanischen Reiches ist seit 1856 vollständig nichts geschehen, ja sogar viel weniger als nichts, und die Lage hat sich in solchem Maße verschlechtert, daß es allerdings nur eines Hauches von Paris her bedarf, um das Kartenhaus niederzuwerfen. Daß und wie durch eine positiv schöpferische Politik einem gewaltsamen Umsturz wenigstens in der europäischen Türkei hätte vorgebaut werden können, daß und wie die christlichen Völkerstämme unter der Herrschaft des Sultans sowohl gegen die Suprematie-Gelüste des russischen Czaren als auch gegen die revolutionäre Propaganda anderer Art thatsächlich verwahrt werden konnten und mußten: darüber haben wir in diesen Blättern drei Jahre lang zahlreiche Betrachtungen angestellt, deren ahnungsvolle Besorgniß jetzt vollauf bestätigt wird. Damals hatte die Vorsehung die nicht wiederkehrende Gelegenheit geboten, daß die beiden Westmächte, Frankreich mit England, gegen die traditionelle Einverleibungs-Politik Rußlands aufgebracht und die deutschen Mächte wenigstens neutral waren; damals mußte das Eisen geschmiedet, damals oder nie mußte für eine christliche Zukunft der Türkei die praktikable Basis gelegt werden — sonst war Alles zu spät. Allein man hat nicht nur den rechten Weg dazu nicht betreten, sondern man hat auch auf dem falschen gar nichts gethan. Man hat für die türkischen Rajahstämme nichts ausbedungen, weil sonst die „Integrität der Pforte" hätte Schaden leiden können, und man hat den Hathumayum einen todten Buchstaben bleiben lassen, weil es der „Souverainetät des Sultans" so entsprach. Man hat sich begnügt, das Haus Osman unter die gleichberechtigten Mitglieder der europäischen Staatenfamilie feierlich aufzunehmen, seine christlichen Unterthanen aber hat man schutz- und rechtloser als zuvor der zügellosen Ausbeutung des Türkenthums überlassen — und jetzt wundert man sich am Ende noch, daß die acht Millionen Christen in der europäischen Türkei des Winkes von Außen gewärtig sind,

um gegen die zwei Millionen ihrer moslemischen Dränger die Fahne des Aufruhrs zu erheben!

Die Diplomatie von London und Wien ist ungemein stolz gewesen auf die Erfolge vom 30. März 1856, und als sich Frankreich am 15. April zu einem Separatvertrag mit beiden Mächten herbeiließ, wornach sie alle drei jeden Angriff auf die Integrität der Türkei als casus belli behandeln wollten, da kannte die Siegesgewißheit in Wien vollends keine Grenzen mehr. Nun aber, nach vier Jahren, steht die französische Macht in Syrien und will nicht mehr heraus; sie ist der schwach verhüllte Bundesgenosse der sardinischen und garibaldischen Machinationen, welche durch eine allgemeine Brandstiftung in der Türkei dem österreichischen Nachbar den rothen Hahn auf's Dach setzen wollen; sie ist der offenkundige Alliirte Rußlands gegen die Regierung der Pforte, und handelt durch die Bank so, als wenn der Traktat vom 15. April nicht eine Gemeinsamkeit mit England und Oesterreich gegen Rußland, sondern umgekehrt eine Gemeinsamkeit Frankreichs gegen die beiden Mächte hergestellt hätte, welche in den türkischen Angelegenheiten von Haus aus „conservativ" sind. So rächen sich die versäumten Gelegenheiten in der hohen Politik.

In Wien hatte man sich den Gang der Dinge freilich ganz anders vorgestellt: Hr. von Bruck, welcher den Strohmann an der Spitze des auswärtigen Amts inspirirte, glaubte der französischen Allianz für ewige Zeiten sicher zu seyn *). Es war damals die traurige Periode, wo man sich alle politischen Fragen nicht schnell genug vom Halse schaffen zu können meinte, weil „die Form der Verwaltung des Gemeinwe-

*) „Der Sieg der Politik des Freiherrn von Bruck ist vollständig, die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich sollen nichts mehr zu wünschen übrig lassen, selbst in der italienischen Frage soll man ganz harmoniren" — so schrieb die Allg. Ztg. vom 13. Mai 1856.

sens nur in so ferne Berücksichtigung verdiene, als sie den Erwerb fördert oder hindert". Diese „Richtung der Geister" begriffen zu haben, wurde z. B. in der Allgemeinen Zeitung, welche heute gegen den napoleonischen Materialismus und für den österreichischen Constitutionalismus durch's Feuer geht, als das große Verdienst des Wiener Finanzministers gepriesen, „aus welchem alle seine übrigen Verdienste sich herleiten" *). Und unter dem gleichen national-öconomischen Gesichtspunkt schien sich denn auch die Lösung des orientalischen Problems kinderleicht, ja gleichsam von selbst zu machen. Nicht etwa durch schwierige Organisationen zwischen den Rajahs, Moslims und Osmanli's, sondern ganz einfach durch Banken und Fabriken, Telegraphen und Eisenbahnen, oder vielmehr noch kürzer und drastischer durch Stiefelchen und Schnürleibchen, Fashionhüte und Modekleider nebst Modistinen, Kleider- und Haarkünstlern, Oper und Ballet nebst Tanz- und Musik-Meistern u. dgl., wie damals ein englischer Beobachter vom Bosporus vorschlug.

Der schmutzige Traum ist gründlich verflogen, die Gewißheit aber ist geblieben, daß Frankreich nicht mehr zu den Stützen und Gönnern des Halbmonds zählt, und daß die Großmachts-Politik von 1856 die ihr von Gott gegebene Gnadenfrist, um sich an den christlichen Völkerstämmen der Türkei selbstständige Bundesgenossen heranzuziehen, total verschlafen hat. Die Mächte, welche an der Erhaltung des osmanischen Reiches ein wirkliches Interesse haben, hätten beweisen müssen, daß ihre Behauptung von der Lebensfähigkeit der Pforte keine bloße Phrase sei. Bei Napoleon III. war es rein persönliche Politik, wenn er sich dem Glauben an die Zukunft des Türkenreichs anzuschließen schien, und es ist abermals bloß persönliche Politik, wenn er jetzt im Gegentheil

*) Aus Wien Allg. Ztg. vom 16. Juni 1856.

sichtlich beflissen ist, das Ende des kranken Mannes zu beschleunigen. Im letztern Falle aber hat er die reale Wahrheit und die Natur der Dinge, die Stimme des Christenthums und die Rücksichten der Civilisation um so mehr für sich, als die jüngst verflossenen vier Jahre unter dem eifrigsten Beistande Englands und Oesterreichs im Bereich des Halbmonds nichts Anderes hervorgebracht haben, als den sonnenklaren Beweis, daß dem Türkengräuel lieber heute als morgen ein Ende gemacht werden müsse.

Freilich ist es dem Napoleoniden keineswegs um die Förderung der geschichtlichen Entwicklung zu thun, daß Europa von diesem Schandfleck endlich gereinigt werde; sondern er jagt nur den napoleonischen Zielen im Mittelmeer und am Rheine nach, wenn er jetzt die italienische Revolution auf dem kürzesten Wege in eine türkische Insurrektion überleitet. Er hat Italien große Aufgaben zugedacht, welchen es für sich allein nicht genügen kann; sobald es aber gelingt, den Brand des Umsturzes über die schmale Meeresfläche der Adria auf die illyrische Halbinsel hinüberzutragen, dann ist für den entscheidenden Moment die Kraft Oesterreichs völlig gebunden und das russische Interesse an Frankreich gekettet; der Imperator mag dann Europa mit der Spitze des Degens seine Bedingungen vorzeichnen und bei der neuen Weltvertheilung das Rheinland mit Belgien, eine wohlgelegene Insel im Mittel-Meer mit Aegypten, vielleicht auch ein Protektorat über Syrien und Palästina als Licitationskosten für den französischen Jupiter einstreichen.

Sicher liegen allerlei Zwischenfälle und Möglichkeiten, vor Allem ein Kampf mit England auf Leben und Tod, im Laufe der projektirten Weltumkehr, aber in Angriff ist sie bereits genommen, das unterliegt keinem Zweifel. Während der Meister selbst noch in gelassener Würde zu Constantinopel verhandelt und mit den Mächten conferirt, überall im herzlichsten Einklang mit Rußland, fördern seine dienstbaren Geister das

Werk. Schon kämpft man an der Suttorina mit Einverständniß und Zuzug der Montenegriner; in der Moldau-Walachei sind die serbischen Rüstungen nicht aufgegeben, sondern nur vorsichtig geworden; und wenn Garibaldi heute oder morgen den Schleier über dem Geheimniß seines nächsten Flibustierzuges zerreißt, dann wird sich alsbald zeigen, wie weit die gelegten Minen durch die ganze Halbinsel verzweigt sind mit den brennenden Lunten daneben. Die Welt müßte blind sein, um nicht zu sehen, daß und warum der feine Plan im Zuge ist, die italienische Befreiung in's Türkische zu übersetzen, und der Imperator müßte kein Napoleonide sein, wenn er nicht vollkommen darauf vorbereitet wäre, die unvergleichliche Combination mit allen Kräften auszubeuten.

Und indem er es thut, erfüllt er seine Sendung und leistet ohne sein Verdienst der Menschheit den größten Dienst, der ihr seit Jahrhunderten geleistet worden ist. Das ist die Eigenschaft solcher Schicksalspersonen, daß sie das Böse meinen und das Gute thun; jede Zornruthe Gottes kehrt zugleich als welthistorischer Besen diesen oder jenen Schmutz und Unrath aus der Gesellschaft hinaus, und wenn nicht Alles täuscht, so wird der neue Napoleonismus nicht zerbrochen und weggeworfen werden, bevor er mit dem Türkenthum den Kehraus gemacht hat. Ehe diese große Aufgabe erfüllt ist, wird Europa weder Frieden, noch Ruhe haben; und weil die ordentlichen Mächte in ihrer schwächlichen Eifersucht für die That zu klein waren, darum ist die unordentliche Macht Napoleons III. gesendet worden, zu ihrer Züchtigung und um das zu thun, was sie versäumten, woran sie sogar frevelten, indem sie vor vier Jahren dem Halbmond zu lieb den christlichen Namen und Charakter der europäischen Staatenfamilie förmlich verläugneten und den türkischen Gräuel völkerrechtlich in ihren Schooß aufnahmen. Von diesem Momente an erscheint der Imperator im rothen Glanz der Gottesgeisel; am 30. März wurde der verhängnißvolle Friede unterzeichnet, und am 8. April

ließ er den Grafen Cavour den italienischen Krieg erklären — ein vielsagender Zusammenhang, welchen man in Wien freilich nicht erkannt hat, aber um so schmerzlicher mußte man ihn drei Jahre nachher fühlen!

Wir haben den zauberhaften Einfluß des Mannes stets mehr in den Schwächen und Verkrüppelungen der Andern, als in seiner eigenen und persönlichen Ueberlegenheit gesucht. Ebenso besteht die Stärke seiner politischen Projekte darin, daß er den Gegner jedesmal in die Lage zu bringen weiß, unhaltbare Zustände und Stellungen als haltbar gegen ihn vertheidigen zu müssen. Das stellt sich jetzt insbesondere bei seinem Verhältniß zu den türkischen Verwicklungen heraus, und wird sich im Verlauf derselben immer schlagender manifestiren. Wer sich auf der Basis des Pariser-Friedens für die ungeschwächte Souverainetät und Integrität des Sultanats aufwerfen will oder muß, der hat nicht nur gegen Frankreich und Rußland, sondern viel mehr noch gegen die unläugbare Wirklichkeit und die natürliche Gewalt der Dinge anzukämpfen. Die Motive der Vertheidigung und Erhaltung liegen ausschließlich nur in dem selbstsüchtigen Interesse der vertheidigenden Macht; in der zu vertheidigenden Sache selbst liegen sie so wenig, daß vielmehr Jedermann dem Imperator wenigstens in Gedanken wird recht geben müssen, wenn er heute oder morgen die Unmöglichkeit verkündet, die schönsten Länder der Erde und zehn Millionen christlicher Volksstämme noch länger unter das verheerende Joch des türkischen Marasmus zu zwingen.

In dieser schiefen Stellung zum Orient befindet sich vor Allem England, oder eigentlich England allein, und zwar nicht aus freier Wahl, sondern vermöge innerer Nothwendigkeit. Die unnatürliche Ueberspannnng des insularischen Handelsstaats und Colonialreichs zieht die unnatürliche Politik Englands in der Türkei mit der Gewalt eines Fatums nach sich. Die englische Societät gleicht einem über die halbe Welt

gesprengten Gewölbe, dessen mittlern Tragpfeiler an der Brücke zwischen der europäischen und der asiatischen Gesellschaft das indifferente und indolente Türkenthum bildet; nichts vermag es in dieser Rolle zu ersetzen, und hört der Türke heute oder morgen auf, gleich dem alten Atlas die englische Erdkugel auf seinem breiten Rücken zu tragen, so ist es um die Macht Englands geschehen. Darum ist England in der Türkei unter allen Umständen conservativ, im schlechtesten Sinne des Worts, wenn es auch überall sonst revolutionär ist; und wenn es auf der benachbarten Halbinsel seinen schmutzig fanatischen Gelüsten die Zügel schließen ließ, so geschah dieß nur in der thörichten Voraussetzung, daß dadurch dem Conservatismus in der Türkei kein Eintrag geschehe. Darum hat Palmerston ohne Scham gesagt: kein Staat in Europa habe in den letzten zwanzig Jahren so große Fortschritte gemacht wie die Türkei, und der Sultan regiere ungleich besser als der Papst. Er weiß wohl, daß er himmelschreiend lügt, aber im dringenden Interesse Englands muß er lügen; denn die Türkei muß erhalten werden, nicht als ob sie die Bedingungen des Bestehens in sich selber hätte, sondern weil sie eine Bedingung des Bestehens für England ist, nicht als ob sie an sich lebensfähig wäre, sondern weil England leben muß.

Wir wiederholen: England allein befindet sich in einer unnatürlichen Stellung zum Orient und hat keine andere Wahl. Oesterreich hatte zwar bisher seine orientalische Politik an die Englands gekettet, aber keineswegs aus eigener innerer Nothwendigkeit, sondern in Folge der allgemeinen Solidarität zwischen seiner Machtstellung und der englischen. Diese Solidarität ist aber jetzt durch das unverantwortliche Benehmen Englands in Italien zerrissen, und Oesterreich wird sich somit in der orientalischen Politik nach seinen eigenen wohlverstandenen Interessen richten können, welche nicht in der nackten Negation aufgehen, womit England jede Reorganisation des türkischen Völkerbestandes von vornherein abweisen muß. Oesterreich

hat vielmehr in einer positiv schöpferischen Politik auf dem türkischen Boden seine Mission und Zukunft zu suchen; schon um seiner eigenen mit Kraft und Bewußtseyn aufstrebenden Slaven-Völker willen kann und darf es nicht dem englischen Interesse, welches unter allen Umständen die Unterdrückung der christlichen Völkerstämme in der Türkei verlangt, in alle Ewigkeit die Schleppe nachtragen, und nachdem der Kaiserstaat nun selbst in verfassungsmäßige Zustände eingetreten ist, braucht man in Wien auch eine definitive Lösung nicht zu fürchten.

Oesterreich überwiegt schon durch die natürlichen Vortheile seiner Lage in allen Angelegenheiten der Türkei, und die Wiener Politik wird hoffentlich ihr Erstgeburtsrecht nicht um Esau's Linsenmus verkaufen. Es war vorauszusehen, daß England händeringend und um Hülfe winselnd nach Wien laufen würde, sobald die Verschworenen von Plombières Miene machten die italienische Revolution in's Türkische zu übertragen. Denn das hatten die regierenden Wihgs bei Leib und Leben nicht gewollt; mit dem Sturz des päpstlichen Throns sollte die glorreiche Erhebung Feierabend machen und jedenfalls keinen verdächtigen Blick über die Adria hinüber werfen nach den seit vier Jahren völkerrechtlich garantirten Paschaliks des Großtürken. Das war die Meinung Englands, und darum spricht Russel in Wien jetzt ganz anders als seine Depesche vom 27. Oktober. Aber die Aufgabe des Kaiserstaats ist nicht Partei zu nehmen für England, sondern der Schiedsrichter zu seyn im Orient. Immerhin kann er sich in der gegebenen Mittelstellung den Engländern in ihrer Noth sehr nützlich machen, wofür man sich wie zu hoffen steht von den höchst prosaischen Allerwelts-Gewinnmachern auch gehörig honoriren lassen wird; aber gegen den Imperator mit Waffengewalt Zustände aufrecht zu halten, welche nun einmal unhaltbar sind, ist nicht die Rolle und der Vortheil Oesterreichs. Es wäre von der Krankheit des diplomatischen Weichselzopfes noch immer nicht genesen, wenn es sich nicht die

Möglichkeit offenhielte, soweit als die Vernunft und die Ehre des christlichen Namens gebietet, auch mit dem Imperator zu gehen.

Dieß war unser orientalisches Programm vor vier Jahren, und wir haben es unverändert auch für die nächste Zukunft beibehalten. Jedes neue Symptom in der türkischen Krankheitsgeschichte bestätigt einen oder den andern Punkt desselben: die Spannung in Syrien wie das Fiasko des jüngsten Anlehens, die Inspektionsreise des Großveziers wie die Umtriebe in der Moldau-Walachei und endlich die Unionsbewegung in Bulgarien.

Wenn es dem Imperator darum zu thun gewesen wäre, die orientalische Politik Englands in eine Lage zu bringen, wo sie vor aller Welt sich selbst das Urtheil sprechen mußte, so hätte ein drastischeres Mittel als die Syrische Christenmassacre allerdings nicht erdacht werden können. Denn in Syrien beweist sich nun, daß England lieber noch einmal 20,000 Christen, ja die ganze christliche Bevölkerung jener unglückseligen Länder an das Messer der Drusen und Türken liefern müßte, als daß es die Festsetzung der Franzosen in Syrien dulden dürfte. Denn Syrien ist der Schlüssel Aegyptens und über Aegypten geht der Weg nach Indien, welcher ein so großes Interesse Englands ist, daß keinerlei Rücksichten der Humanität und Christlichkeit auch nur den geringsten Werth dagegen haben.

Als vor acht Monaten der Libanon und Damaskus von Blut, Brand und Schändung rauchten, da haben sich die europäischen Parteien gestritten, ob die heimlichen Anstifter in London oder in Paris zu suchen seien. Man hat von Einer Seite auf die französischen Gewehre der Maroniten gewiesen,

von der andern auf die trefflichen Büchsen englischen Fabrikats, welche bei den Drusen im Gebrauche waren. Das Argument mochte ungefähr auf beiden Seiten gleich viel werth seyn; denn Frankreich ist vermöge seines durch die Capitulationen verbürgten Schutzrechts über die von Europäern unterhaltenen katholischen Anstalten Syriens*) den Maroniten mindestens ebenso nahe gebracht, als England durch seine türkischen Verbindungen den Drusen. Wie die Maroniten Frankreich als faktischen Schutzherrn betrachteten, so die Drusen England; daß aber letzteres die Metzelei direkt angestiftet habe, um sich selbst in die größte Gefahr und Verlegenheit zu stürzen, ist ebensowenig zu glauben, als daß der Imperator die Maroniten zu solchen Zwecken mißbraucht haben sollte, denn sie waren ja nicht der angreifende, sondern der überraschte und überrumpelte Theil. Soviel aber ist unwidersprechlich, daß die Drusen bei ihrem mörderischen Unternehmen ganz im Sinne der englischen Politik zu handeln meinten, da es „den französischen Einfluß vermindere", und daß sie auf den Dank der Engländer zuversichtlich rechneten.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß die blutgierigen Banden mit besonderer Furie alles Französische verfolgten, die Engländer aber und deren Angehörige sorglich verschonten, und als in Damaskus doch ein paar Söhne Albions umkamen, entschuldigten sich die Thäter öffentlich damit, daß sie die Ermordeten für Franzosen angesehen hätten. Said-Bey-Dschemblat, als das Haupt der englischen Partei im ganzen Libanon wohl bekannt, stand unter den Führern der Schlächterei obenan, und von dem großen Drusenhäuptling Mohammed-ey-Nasar erzählt die Times selber, indem sie ihn als den eigentlichen Anstifter der Gräuel bezeichnet, höchst sonderbare Dinge. Sie schildert ihn als einen „Gentleman-Wilden" vom Gepräge

*) Streng genommen freilich nur die französischen.

Nana Sahibs, der mit englischen Officieren umging und wie ein halber Europäer sprach, und fährt dann fort: „Der einzige Gebrauch, den Mohammed von seiner Kenntniß der civilisirten Welt gemacht zu haben scheint, war auf den Einfall zu gerathen, daß eine Niedermetzelung der Maroniten als ein Schlag für das französische Interesse in Syrien uns Engländern höchst angenehm wäre. Er bildete sich in der That ein, die europäische Politik aus dem Grunde zu verstehen und den Kopf eines ächten Staatsmannes zu besitzen; er rechnete auf englischen Beistand und versteht sich auch auf englische Belohnung, träumte schon von einer Allianz zwischen England und den Drusen, und sah sich im Geiste schon als großen Mann und Haupt der englischen Partei in Syrien" *).

Nun wird man gestehen müssen, daß ein solches „Mißverständniß" der Drusenfürsten denn doch sehr merkwürdig, und ohne allen Anlaß von Seite der Engländer völlig undenkbar ist. Soviel mußten jene doch bestimmt erfahren haben, daß diese jedes Recht und selbst die Existenz der christlichen Unterthanen des Sultanats dem Türkenthum und der Förderung ihrer selbstsüchtigen Interessen durch dasselbe opfern würden. So kam es sehr einfach, daß England als der Beschützer der Türken und Drusen durch Dick und Dünn, Frankreich als der Protektor der unterdrückten Christen vor den Augen des Orients erschien. Wollte England den Schein zerstören und das Mißverständniß nicht weiter um sich greifen lassen, so gab es hiefür ein einziges aber sicheres Mittel: englische Schiffe und Truppen mußten an der Strafexekution neben den Franzosen in Syrien theilnehmen und ihre Aufgabe gegen die türkischen Gouverneure und Pascha's wie gegen die schuldbeladenen Drusen ernstlich durchführen. Wirklich ward auch bei der Pariser Con-

*) S. die Times-Berichte in der Allg. Ztg. vom 5. und 6. September 1860.

vention vom 5. September v. Jahres ursprünglich vorausgesetzt, daß alle Großmächte zu der syrischen Expedition von 12,000 Mann ihr Contingent stellen sollten. Aber England ließ nicht nur die 6000 Franzosen allein ziehen, sondern es hat auch nachher keinen Mann nachgesendet, während es doch fortwährend klagte und klagt, daß die ausschließlich französische Besetzung Syriens die englische Machtstellung wie das europäische Gleichgewicht mit den schwersten Gefahren bedrohe. Wie soll man sich dieses widerspruchsvolle Benehmen erklären?

Sehr einfach: England will um keinen Preis seine Popularität bei dem Türkenthum und dessen Sekten auf's Spiel setzen*). Und diesen Zweck hat es vollkommen erreicht. Die Drusen rufen die Königin von England als ihre Schutzpatronin an, und wenn der staunende Orient schließlich bemerkt, daß der ungeheure Frevel der Juli-Metzeleien so gut wie ungestraft geblieben, so darf der englische Commissär sich rühmen an den Scheinmanövern des Fuad Pascha den größten Theil des Verdiensts zu besitzen. Die Minister und das Parlament Englands haben noch nie den Mund über Syrien geöffnet, ohne für die Türken und Drusen auf's Wärmste einzutreten, die Maroniten und andere Christen aber in jeder Weise herabzusetzen und zu verläumden. Jene wissen denn auch so gut

---

*) Lord Russel hat in der Unterhaussitzung vom 28. Febr. wörtlich gesagt: „Die französische Regierung bot uns an — und ich glaube, daß sie es sehr aufrichtig meinte — sich mit uns in die Occupation zu theilen. Aber eine gemeinschaftliche Occupation hat große Uebelstände. Schon in Kanton, wo weder Engländer noch Franzosen mit den Chinesen sympathisiren, verursacht sie Streitigkeiten und Eifersüchteleien. Wie wäre es erst in Syrien, wo die einen für die Maroniten, die andern für die Drusen Partei nehmen würden"! Mehr Offenherzigkeit kann man wahrhaftig nicht mehr verlangen.

Möglichkeit offenhielte, soweit als die Vernunft und die Ehre des christlichen Namens gebietet, auch mit dem Imperator zu gehen.

Dieß war unser orientalisches Programm vor vier Jahren, und wir haben es unverändert auch für die nächste Zukunft beibehalten. Jedes neue Symptom in der türkischen Krankheitsgeschichte bestätigt einen oder den andern Punkt desselben: die Spannung in Syrien wie das Fiasko des jüngsten Anlehens, die Inspektionsreise des Großveziers wie die Umtriebe in der Moldau-Walachei und endlich die Unionsbewegung in Bulgarien.

Wenn es dem Imperator darum zu thun gewesen wäre, die orientalische Politik Englands in eine Lage zu bringen, wo sie vor aller Welt sich selbst das Urtheil sprechen mußte, so hätte ein drastischeres Mittel als die Syrische Christenmassacre allerdings nicht erdacht werden können. Denn in Syrien beweist sich nun, daß England lieber noch einmal 20,000 Christen, ja die ganze christliche Bevölkerung jener unglückseligen Länder an das Messer der Drusen und Türken liefern müßte, als daß es die Festsetzung der Franzosen in Syrien dulden dürfte. Denn Syrien ist der Schlüssel Aegyptens und über Aegypten geht der Weg nach Indien, welcher ein so großes Interesse Englands ist, daß keinerlei Rücksichten der Humanität und Christlichkeit auch nur den geringsten Werth dagegen haben.

Als vor acht Monaten der Libanon und Damaskus von Blut, Brand und Schändung rauchten, da haben sich die europäischen Parteien gestritten, ob die heimlichen Anstifter in London oder in Paris zu suchen seien. Man hat von Einer Seite auf die französischen Gewehre der Maroniten gewiesen,

von der andern auf die trefflichen Büchsen englischen Fabrikats, welche bei den Drusen im Gebrauche waren. Das Argument mochte ungefähr auf beiden Seiten gleich viel werth seyn; denn Frankreich ist vermöge seines durch die Capitulationen verbürgten Schutzrechts über die von Europäern unterhaltenen katholischen Anstalten Syriens*) den Maroniten mindestens ebenso nahe gebracht, als England durch seine türkischen Verbindungen den Drusen. Wie die Maroniten Frankreich als faktischen Schutzherrn betrachteten, so die Drusen England; daß aber letzteres die Metzelei direkt angestiftet habe, um sich selbst in die größte Gefahr und Verlegenheit zu stürzen, ist ebensowenig zu glauben, als daß der Imperator die Maroniten zu solchen Zwecken mißbraucht haben sollte, denn sie waren ja nicht der angreifende, sondern der überraschte und überrumpelte Theil. Soviel aber ist unwidersprechlich, daß die Drusen bei ihrem mörderischen Unternehmen ganz im Sinne der englischen Politik zu handeln meinten, da es „den französischen Einfluß verminderen", und daß sie auf den Dank der Engländer zuversichtlich rechneten.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß die blutgierigen Banden mit besonderer Furie alles Französische verfolgten, die Engländer aber und deren Angehörige sorglich verschonten, und als in Damaskus doch ein paar Söhne Albions umkamen, entschuldigten sich die Thäter öffentlich damit, daß sie die Ermordeten für Franzosen angesehen hätten. Said-Bey-Dschemblat, als das Haupt der englischen Partei im ganzen Libanon wohl bekannt, stand unter den Führern der Schlächterei obenan, und von dem großen Drusenhäuptling Mohammed-en-Nasar erzählt die Times selber, indem sie ihn als den eigentlichen Anstifter der Gräuel bezeichnet, höchst sonderbare Dinge. Sie schildert ihn als einen „Gentleman-Wilden" vom Gepräge

*) Streng genommen freilich nur die französischen.

Nama Sabits, der mit englischen Officieren umging und wie ein halber Europäer sprach, und führt dann fort: „Der einzige Gebrauch, den Mohammed von seiner Kenntniß der civilisirten Welt gemacht zu haben scheint, war auf den Einfall zu gerathen, daß eine Niedermetzelung der Maroniten als ein Schlag für das französische Interesse in Syrien und Engländern höchst angenehm wäre. Er bildete sich in der That ein, die europäische Politik aus dem Grunde zu verstehen und den Kopf eines ächten Staatsmannes zu besitzen; er rechnete auf englischen Beistand und versieht sich auch auf englische Belohnung, träumte schon von einer Allianz zwischen England und den Drusen, und sah sich im Geiste schon als großen Mann und Haupt der englischen Partei in Syrien“ *).

Nun wird man gestehen müssen, daß ein solches „Mißverständniß“ der Drusenfürsten denn doch sehr merkwürdig, und ohne allen Anlaß von Seite der Engländer völlig undenkbar ist. Soviel mußten jene doch bestimmt erfahren haben, daß diese jedes Recht und selbst die Existenz der christlichen Unterthanen des Sultanats dem Türkenthum und der Förderung ihrer selbstsüchtigen Interessen durch dasselbe opfern würden. So kam es sehr einfach, daß England als der Beschützer der Türken und Drusen durch Dick und Dünn, Frankreich als der Protektor der unterdrückten Christen vor den Augen des Orients erschien. Wollte England den Schein zerstören und das Mißverständniß nicht weiter um sich greifen lassen, so gab es hiefür ein einziges aber sicheres Mittel: englische Schiffe und Truppen mußten an der Strafexekution neben den Franzosen in Syrien theilnehmen und ihre Aufgabe gegen die türkischen Gouverneure und Pascha's wie gegen die schuldbeladenen Drusen ernstlich durchführen. Wirklich ward auch bei der Pariser Con-

*) S. die Times-Berichte in der Allg. Ztg. vom 5. und 6. September 1860.

vention vom 5. September v. Jahres ursprünglich vorausgesetzt, daß alle Großmächte zu der syrischen Expedition von 12,000 Mann ihr Contingent stellen sollten. Aber England ließ nicht nur die 6000 Franzosen allein ziehen, sondern es hat auch nachher keinen Mann nachgesendet, während es doch fortwährend klagte und klagt, daß die ausschließlich französische Besetzung Syriens die englische Machtstellung wie das europäische Gleichgewicht mit den schwersten Gefahren bedrohe. Wie soll man sich dieses widerspruchsvolle Benehmen erklären?

Sehr einfach: England will um keinen Preis seine Popularität bei dem Türkenthum und dessen Sekten auf's Spiel setzen*). Und diesen Zweck hat es vollkommen erreicht. Die Drusen rufen die Königin von England als ihre Schutzpatronin an, und wenn der staunende Orient schließlich bemerkt, daß der ungeheure Frevel der Juli-Metzeleien so gut wie ungestraft geblieben, so darf der englische Commissär sich rühmen an den Scheinmanövern des Fuad Pascha den größten Theil des Verdiensts zu besitzen. Die Minister und das Parlament Englands haben noch nie den Mund über Syrien geöffnet, ohne für die Türken und Drusen auf's Wärmste einzutreten, die Maroniten und andere Christen aber in jeder Weise herabzusetzen und zu verläumden. Jene wissen denn auch so gut

---

*) Lord Russel hat in der Unterhaussitzung vom 28. Febr. wörtlich gesagt: „Die französische Regierung bot uns an — und ich glaube, daß sie es sehr aufrichtig meinte — sich mit uns in die Occupation zu theilen. Aber eine gemeinschaftliche Occupation hat große Uebelstände. Schon in Kanton, wo weder Engländer noch Franzosen mit den Chinesen sympathisiren, verursacht sie Streitigkeiten und Eifersüchteleien. Wie wäre es erst in Syrien, wo die einen für die Maroniten, die andern für die Drusen Partei nehmen würden"! Mehr Offenherzigkeit kann man wahrhaftig nicht mehr verlangen.

wie diese, daß die Niedermetzelung der 20,000 Menschen und all' das gräßliche über Tausende von Unschuldigen gebrachte Elend ohne alles weitere Aufsehen vorübergegangen wäre, wenn England allein zu befehlen gehabt, und nicht Napoleon III. sich eingemischt hätte. Darum ist die Verehrung der Christen für den Imperator noch größer als das Vertrauen des Türkenthums auf England; soweit der Scepter des Sultans reicht, gelten alle christlichen Gebete Ihm, auf Ihn richten sich alle Hoffnungen, und wenn die Franzosen morgen abziehen würden, so würden sich alle Getauften für verloren halten, die nicht hinter seiner Truppe her sich zu flüchten vermöchten.

So stand es in Syrien, als England darauf drang, daß die Franzosen bis zum 5. März als dem durch die September-Convention festgesetzten Termin das Land räumen sollten. Das Londoner Kabinet behauptete zwar nicht, daß der damals beabsichtigte „Zweck der Pacifikation" bereits erreicht sei, aber es versicherte, Fuad Pascha mit seinen Türken sei nun stark genug, um das Geschäft allein zu Ende zu führen. Die Pforte hatte zu der Expedition von Anfang an sehr scheel gesehen und protestirte natürlich gegen die fortgesetzte Beeinträchtigung ihrer „Souverainetät und Integrität." Nicht ohne Mühe scheint daher Oesterreich bei der letzten Conferenz in Paris die Verlängerung der Frist zum Abzug der Franzosen um weitere zwei Monate durchgesetzt zu haben, und sobald die wenigen Wochen verstrichen seyn werden, wird die Verlegenheit von vorne anfangen, wenn anders bis dahin nicht die große Entscheidung fällt. Während im englischen Parlament die Convention vom 5. September an sich schon als „die gefährlichste Maßregel die in Europa seit Jahren ergriffen worden," bezeichnet wird, muß Frankreich nicht nur die zeitliche, sondern eventuell auch die räumliche Ausdehnung seiner Occupation von Umständen abhängig machen, welche faktisch mit den griechischen Kalenden zusammenfallen.

Die Christen in Syrien können sich unter der türkischen Herrschaft nie mehr sicher fühlen, weil die Thatsache keinem Zweifel unterliegt, daß die Pforte mit den Mordanschlägen der Drusen unter Einer Decke steckte. Daß die Pascha's und Gouverneure in der Schreckenszeit vom vorigen Jahre mit einer Einmüthigkeit als wenn sie in der That nach geheimen Instruktionen handelten, die Christen an ihre Mörder verriethen, indem sie entweder unthätig zuschauten, oder die Armen von Autoritätswegen entwaffnen ließen, um sie wehrlos den Schlächtern zu überliefern, oder mit ihrer entmenschten Soldateska gleich unmittelbar selbst an der Blutarbeit theilnahmen — das wagte selbst England nicht zu läugnen, und Fuad Pascha hat durch die Verhaftung eines Churschid Pascha, Taher Pascha, Achmed Effendi 2c. die Thatsache bestätigt. Während aber der Pfortencommissär, zum täuschenden Schauspiel für Europa, 160 aus der Hefe des Pöbels zusammengelesene Elenden baumeln ließ, sind jene hohe Herren straflos verschollen; nur von Achmed dem Gouverneur in Damaskus behauptet Fuad, daß die Strafe der Enthauptung an ihm vollzogen worden sei, aber kein Europäer ist Augenzeuge gewesen, und wer immer den Orient kennt, nimmt als gewiß an, daß irgend ein werthloses Subjekt an seinerstatt den Kopf verloren habe. Die große Masse der türkischen Mörder ist außer Lands geschafft und unter das Militär gesteckt worden, wo sie sich entweder loskaufen oder rasch zu hohen Officiersstellen avanciren mögen, zum Lohn ihres heiligen Eifers gegen die Feinde des Propheten. Den gefangenen Drusenhäuptlingen ist noch kein Haar gekrümmt, und die Masse der Drusen am Libanon konnte sich mitten durch die Aufstellung der türkischen Truppen mit Sack und Pack nach dem unzugänglichen Hauran zurückziehen. Den überlebenden Christen ist für den Verlust ihrer ganzen Habe die gesetzliche Entschädigung noch immer nicht zu Theil geworden, und es ist mit Einem Worte nichts Anderes bewirkt, als daß die türkische Partei die Fortsetzung und Vollen-

dung ihres Vernichtungswerkes bis nach dem Abzuge der Franzosen verschieben mußte*).

Ob derselbe jetzt oder erst nach zwei Monaten erfolgte, die Gewißheit würde sich gleich bleiben, daß dann die Scenen von 1860 schrecklicher als je wiederkehren würden, und man thäte sehr unrecht, wollte man diese Ueberzeugung aller Christen Anatoliens im Munde Napoleons III. für eine bloße Ausrede ansehen. Darum kümmert sich aber England nicht nur nicht, sondern drängt um so mehr auf den Abzug des europäischen Mandatars aus Syrien, weil es sich darum handelt, dem Libanon eine neue Verfassung zu oktroyiren, welche den Zwecken Englands und der Türken, sonst aber Niemand dienen würde. Bisher sind nämlich die beiden Völker des Gebirgs auf Grund der von allen europäischen Mächten garantirten Convention von 1840, welche dem Libanon eine vollkommene Autonomie verlieh, unter zwei abgesonderten Kaimakamaten gestanden, und der Sultan war für sie bloß Suzerain. Die Pforten-Regierung hat dieses Verhältniß stets sehr unwillig ertragen, und es besteht der stärkste Verdacht, daß sie jetzt

*) Nicht nur Franzosen, sondern auch deutsche Protestanten äußern sich mit Entrüstung über das perfide Spiel der Türken unter Fuad Pascha. Der mit so viel Würde und scheinbar mit so unerbittlicher Strenge eingeleitete Proceß gegen die Drusen sei nichts als eine freche Komödie. Trotz des übereinstimmenden Zeugnisses der Frauen und Mütter, vor deren Augen ihre Männer und Söhne hingeschlachtet worden, seien alle Gefangenen schuldlos befunden und in Freiheit gesetzt worden. Nichts, gar nichts sei zur Sühne der Gerechtigkeit geschehen, und mit allen vorgeschlagenen Reformen sei es der türkischen Regierung kein Ernst. Sie wolle den Libanon vielmehr völlig desorganisiren und zu Grunde richten, und nachdem sie die Christen durch die Drusen decimirt und für Jahrzehnte ruinirt, nun auch die bisher unbesiegten Drusen auf wohlfeilem Wege sich unterwerfen. So wird der Berliner Kreuzzeitung vom 24. Febr. aus Beirut geschrieben.

darnach trachte die Schwächung der Maroniten und die Hülfsbedürftigkeit der verbrecherischen Drusen zur Errichtung eines Paschaliks im Libanon auszubeuten, somit dessen alte Freiheiten zu vernichten und die unmittelbare Herrschaft des Türkenthums im Gebirge einzuführen. England ist diesem Plane so leidenschaftlich zugethan, daß es ihn sogar mit der Modifikation empfehlen will: die europäischen Großmächte sollten das Recht gutachtlicher Bestätigung des jedesmaligen Gouverneur-Pascha vom Libanon haben. Mit der Souverainetät des Sultans würde sich eine solche Einrichtung freilich schlecht vertragen, um so besser aber mit der englischen Politik, welche dann mittelst ihrer türkischen Creaturen Syrien ausschließlich beherrschen würde.

Zum Glück schläft der Imperator wie die Katze mit offenen Augen. Nachdem er und er allein zum Schutz der grausam unterdrückten Christen den heißen Boden Asiens betreten, kann er und wird er die Existenzrechte seiner Schützlinge nicht an die Popularität Englands bei Türken und Drusen verrathen. Daß endlich der offene Kampf zwischen beiden Großmächten schon aus der syrischen Reibung, ganz abgesehen von der großen Zahl anderer Zankäpfel im Osmanenreich, entbrennen müßte, ist ebenso einleuchtend als der Vortheil der französischen Stellung in der syrischen Frage. Wir verargen es Preußen sowenig, wenn es in dieser Angelegenheit zum Imperator hält, daß wir es vielmehr Oesterreich höchlich verargen müßten, wenn es auch hier wieder der englischen Politik die Schleppe tragen wollte. Denn England hat unter dem Deckmantel der Souverainetät und Integrität der Pforte kein anderes Motiv als seine verzehrende Selbstsucht; alle Gründe der Vernunft und des Christenthums, der Humanität und Civilisation stehen lediglich auf der entgegengesetzten Seite.

Seit dem April des vorigen Jahres, wo Fürst Gortschakoff den diplomatischen Vertretern in der Czarenstadt zum erstenmale wieder ankündigte, daß sein erhabener Herr dem Gang der Dinge in der Türkei nicht länger ruhig zuschauen könne, ist Rußland in der That von Neuem in die Fußtapfen Mentschikoff's getreten, nur mit dem Unterschied, daß es damals den napoleonischen Imperator Schritt für Schritt gegen sich, jetzt dagegen von Station zu Station zum freundlichen Begleiter hatte. Bereits soll Rußland bis zu der Forderung einer ständigen Commission der europäischen Mächte, welche in Constantinopel niederzusetzen wäre und die Interessen aller Unterthanen des Sultans zu wahren hätte, vorgeschritten seyn, und auch diesen Antrag soll Frankreich eifrig unterstützen.

Wollte man daraus schließen, daß das Czarenreich die innere Herstellung seiner Kräfte, welche es sich vor vier Jahren zur Aufgabe gemacht hat („Rußland sammelt sich"), bereits als eine vollendete Thatsache ansehe, und nun mit erneuerter Macht seine alten Eroberungspläne aufnehmen wolle — so dürfte man sich wahrscheinlich irren. Rußland ist vielmehr ohnmächtiger als je, und die drei großen Calamitäten der Leibeigenen-Emancipation, der Polen-Frage und der bankerotten Finanzen sind nur die Symptome einer allgemeinen Krankheit dieses riesigen Staatenleibes, welche jede energische Aktion nach Außen zu einem Ding der Unmöglichkeit macht. Wohl aber will man gesund scheinen, vor dem eigenen Volk den heiligen Nimbus der großen Mutter Moskowa nicht erbleichen lassen und im Ausland von sich reden machen; darum setzt sich die russische Diplomatie mit lärmendem Pomp gegen die Türkei in Bewegung. Schon aus dem Vorschlag eines europäischen Ueberwachungs-Comité's zu Constantinopel, über welchen der todte Czar Nikolaus im Grabe sich umkehren möchte, mag man auf die weite Distanz zwischen den Finessen eines französelnden Reichskanzlers und dem entschlossenen Ernst der traditionellen Politik Rußlands schließen. Freilich ist auch die

panslavistische Ausschließlichkeit, welche sich von dem ächten Programm nun einmal nicht trennen läßt, schon durch die bedenklichen Zustände unter den Polen in einer Weise vergällt, deren Tragweite sich gar nicht berechnen läßt.

Das sind aber die Bundesgenossen, welche in den Wünschen und Bedürfnissen des Imperators liegen — sehr begehrlich und importun jedoch nicht mächtig genug, um durch ihre Ansprüche hinterher unbequem werden zu können. Gerade weil Rußland von jener Stufe reeller Macht, die es unter dem alten Czaren noch eingenommen, tief herabgesunken ist, glauben wir an ein geheimes Einverständniß mit Napoleon III., ohne daß freilich die beiderseitigen Projekte sich vollständig decken müßten. Eine Erhebung der Rajahs zwischen dem Balkan und der Donau bis gegen das adriatische Meer hin ließe man sich in Petersburg, um sofort in der glänzenden Rolle des Befreiers und Retters aufzutreten, gerne gefallen. Aber man ist der Meinung, daß die Moldau-Walachei bereits „gerettet" sei, und eine Verpflanzung des Völkerfrühlings von da nach Ungarn und Polen durchaus vom Uebel wäre. Am Schlusse der Entwicklung wird es sich wohl zeigen, daß Rußland ebenso wie auf der andern Seite England, beide in ihrem verhängnißvollen Gegensatz zu Oesterreich, nur ihrem eigenen Unglück in die Hände gearbeitet haben. Man setzt in Petersburg Polen auf's Spiel, wenn man im napoleonischen Bunde von der türkischen Verlassenschaft gewinnen will.

Trotzdem werden wir aber allzeit anerkennen, daß Rußland in seinem Auftreten gegen das haarsträubende Regiment der Pforte vollständig im Rechte ist; und wenn die von ihm gestellten und von Frankreich regelmäßig secundirten Anträge wahre Verhöhnungen des Princips sind, welches dem Pariser Frieden von 1856 zu Grunde gelegt ist, so liegt die Schuld an dem flagranten Widerspruch dieses unseligen Vertrags mit allen Thatsachen des wirklichen Lebens. Schon der erste Antrag Gortschakoffs verlangte geradezu die Bildung einer Com-

dung ihres Vernichtungswerkes bis nach dem Abzuge der Franzosen verschieben mußte*).

Ob derselbe jetzt oder erst nach zwei Monaten erfolgte, die Gewißheit würde sich gleich bleiben, daß dann die Scenen von 1860 schrecklicher als je wiederkehren würden, und man thäte sehr unrecht, wollte man diese Ueberzeugung aller Christen Anatoliens im Munde Napoleons III. für eine bloße Ausrede ansehen. Darum kümmert sich aber England nicht nur nicht, sondern drängt um so mehr auf den Abzug des europäischen Mandatars aus Syrien, weil es sich darum handelt, dem Libanon eine neue Verfassung zu oktroyiren, welche den Zwecken Englands und der Türken, sonst aber Niemand dienen würde. Bisher sind nämlich die beiden Völker des Gebirgs auf Grund der von allen europäischen Mächten garantirten Convention von 1840, welche dem Libanon eine vollkommene Autonomie verlieh, unter zwei abgesonderten Kaimakamaten gestanden, und der Sultan war für sie bloß Suzerain. Die Pforten-Regierung hat dieses Verhältniß stets sehr unwillig ertragen, und es besteht der stärkste Verdacht, daß sie jetzt

*) Nicht nur Franzosen, sondern auch deutsche Protestanten äußern sich mit Entrüstung über das perfide Spiel der Türken unter Fuad Pascha. Der mit so viel Würde und scheinbar mit so unerbittlicher Strenge eingeleitete Proceß gegen die Drusen sei nichts als eine freche Komödie. Trotz des übereinstimmenden Zeugnisses der Frauen und Mütter, vor deren Augen ihre Männer und Söhne hingeschlachtet worden, seien alle Gefangenen schuldlos befunden und in Freiheit gesetzt worden. Nichts, gar nichts sei zur Sühne der Gerechtigkeit geschehen, und mit allen vorgeschlagenen Reformen sei es der türkischen Regierung kein Ernst. Sie wolle den Libanon vielmehr völlig desorganisiren und zu Grunde richten, und nachdem sie die Christen durch die Drusen decimirt und für Jahrzehnte ruinirt, nun auch die bisher unbesiegten Drusen auf wohlfeilem Wege sich unterwerfen. So wird der Berliner Kreuzzeitung vom 24. Febr. aus Beirut geschrieben.

darnach trachte die Schwächung der Maroniten und die Hülfsbedürftigkeit der verbrecherischen Drusen zur Errichtung eines Paschaliks im Libanon auszubeuten, somit dessen alte Freiheiten zu vernichten und die unmittelbare Herrschaft des Türkenthums im Gebirge einzuführen. England ist diesem Plane so leidenschaftlich zugethan, daß es ihn sogar mit der Modifikation empfehlen will: die europäischen Großmächte sollten das Recht gutachtlicher Bestätigung des jedesmaligen Gouverneur-Pascha vom Libanon haben. Mit der Souverainetät des Sultans würde sich eine solche Einrichtung freilich schlecht vertragen, um so besser aber mit der englischen Politik, welche dann mittelst ihrer türkischen Creaturen Syrien ausschließlich beherrschen würde.

Zum Glück schläft der Imperator wie die Katze mit offenen Augen. Nachdem er und er allein zum Schutz der grausam unterdrückten Christen den heißen Boden Asiens betreten, kann er und wird er die Existenzrechte seiner Schützlinge nicht an die Popularität Englands bei Türken und Drusen verrathen. Daß endlich der offene Kampf zwischen beiden Großmächten schon aus der syrischen Reibung, ganz abgesehen von der großen Zahl anderer Zankäpfel im Osmanenreich, entbrennen müßte, ist ebenso einleuchtend als der Vortheil der französischen Stellung in der syrischen Frage. Wir verargen es Preußen sowenig, wenn es in dieser Angelegenheit zum Imperator hält, daß wir es vielmehr Oesterreich höchlich verargen müßten, wenn es auch hier wieder der englischen Politik die Schleppe tragen wollte. Denn England hat unter dem Deckmantel der Souverainetät und Integrität der Pforte kein anderes Motiv als seine verzehrende Selbstsucht; alle Gründe der Vernunft und des Christenthums, der Humanität und Civilisation stehen lediglich auf der entgegengesetzten Seite.

---

sie wahrscheinlich auch schon zu Grunde gegangen seien. Die Kläger behaupten: es komme überhaupt alle Tage vor, daß christliche Familienhäupter plötzlich verschwänden, man wisse nicht wie, oder erschlagen am Wege gefunden würden. Wer sich der Willkür im geringsten widersetze, werde als Revolutionär behandelt, wie der Pascha von Prißzen vierzehn Dörfer in der Nahie Posch niedergebrannt habe, weil sie gegen eine ungesetzliche Auflage reklamirten. Sie erzählen endlich die auch von andern Seiten und Orten bekannte Thatsache, daß der Pascha von Widdin die christlichen Bauern gezwungen habe, den aus der Krim eingewanderten Tartaren nicht nur die Hälfte ihrer Häuser abzutreten, sondern sie auch noch unentgeldlich zu verproviantiren. Alles dieß geschah während und nach der Inspektionsreise des Großveziers. Der Klageruf schließt mit der Bitte, die christlichen Mächte möchten doch von dem den syrischen Christen bezeugten Mitleid auch den armen Bulgaren einen Theil zuwenden; „denn es geht bei uns nicht anders zu als in Syrien, dort öffentlich, hier aber heimlich"!

Ueberhaupt zeigt es sich von Tag zu Tag mehr, daß England allen Grund hatte, die unermeßliche Wirkung der syrischen Expedition und ihren Rückschlag auch auf die Verhältnisse Rumeliens auf's äußerste zu fürchten. Sie ist in naturgemäßer Doppelrichtung bereits im größten Maßstabe hervorgetreten, indem einerseits die Christen in der europäischen Türkei zuversichtliche Hoffnung gefaßt haben, daß man nun auch ihnen helfen werde und müsse, andererseits die Moslim überall bis zum höchsten Grade der Erbitterung gereizt und zu einem letzten Verzweiflungskampfe entschlossen sind. Und bei einem solchen Stand der Dinge wagt die Pforte abermals von „Reformen" zu sprechen, von denselben Reformen, die sie schon im Jahre 1856 zugesagt hat, aber nicht einzuführen vermochte, und die sie jetzt wieder aufwärmt, wo jede dieser Reformen um dreihundert Procent unmöglicher geworden ist!

Wer die verschlagenen Diplomaten der Türkei nicht kennt, muß in der That meinen, sie seien wahnsinnig geworden und wollten sich mit brennendem Tschibuk auf die geöffnete Pulver-Tonne setzen, wenn man sie jetzt davon sprechen hört, daß Reformen wie die Abschaffung der Zehnten, die Zulassung der Christen in der Armee und selbst zu den hohen Stellen unverzüglich eingeführt werden sollten. Neu ist indeß an dem allbekannten Trugspiel nur der Umstand, daß jetzt nicht so fast die Pforte als vielmehr England von Seiten Frankreichs und Rußlands gedrängt ist, das Unmögliche wahr zu machen.

Was die Zehnten betrifft, so möchte sich eine Reform derselben allerdings um so mehr empfehlen, als Bosnien und die Herzegowina in diesem Augenblick die schwerste Sorge Englands und der Türkei bilden. Die in russischem und französischem Solde stehenden Montenegriner, sowie die italienischen „Befreier" Illyriens haben es gleichmäßig auf die Verzweiflung der bosnischen Christen abgesehen, und durch den schmählichen Divansspruch vom 9. Okt. 1859 ist nicht der Gerechtigkeit gegen die Unterdrückten, sondern nur den Gelüsten der raubgierigen Begs Genüge geschehen. „Abschaffung der Zehnten" wäre somit freilich das Zauberwort, welches bei der Rajah der slavischen Pfortenländer Wunder thun würde. Aber diese Zehnten sind theils Staatsbezug, die eigentliche Desetina, welche an die Staatspächter vergeben ist und in Bosnien z. B. erst im J. 1849 durch Tahir Pascha mit Gewalt eingeführt wurde; theils sind sie nach dem Belieben der moslemischen Grundherren (Begs oder Spahis) gemessene Ertrags-Portionen von dem Besitz der Rajah, welche bis auf ein Drittel oder die Hälfte des ganzen Erndte-Quantums, selbst Gemüse und Blumen nicht ausgenommen, steigen. Die ersteren Zehnten bilden die Grundlage der türkischen Finanz-Wirthschaft, und mit ihrem Wegfallen müßte die hohe Pforte betteln gehen. Die zweite Art der Zehnten hingegen würde allerdings ein ungemein geeignetes Feld zur Reform darbieten,

um so mehr als ihnen in der Regel jeder Rechtstitel fehlt und sie nur auf gewaltsam angeeigneten Pachtrechten über rechtlich freie Güter der Rajah beruhen. Aber zur Abschaffung dieser Zehnten fehlt der Pforte einfach die Macht, sie müßte denn nur mit den Christen gegen den eingebornen aber seit dreihundert Jahren zum Islam übergegangenen Adel von Bosnien, der Herzegowina und Albanien, dessen Anhänglichkeit an die Osmanli's ohnehin keineswegs groß ist *), selber gemeinsame Sache machen. Mit andern Worten: sie würde sich mit eigenen Händen die seidene Schnur um den Hals legen.

Die Zulassung der Christen zur Armee und zu den Officiersstellen ist im Sinne der Pforte als eine Vertheilung derselben unter die muselmanische Soldateska unausführbar, im Sinne der Rajah aber, welche eigene Regimenter unter nationalen Officieren bilden wollen und selbstverständlich das allgemeine Recht, Waffen zu tragen, verlangen — wäre sie der Untergang des Halbmonds. Die bulgarische Klagschrift spricht es deutlich genug aus, warum der Türke sich jeden Druck erlauben dürfe: „weil wir keine Waffen haben und haben können". Der Halbmond herrscht über eine entwaffnete Rajah, oder er herrscht gar nicht. Ein paar katholische Gebirgs-Völklein wie die Mirditen in Albanien und die Maroniten hatten sich ihre Waffenehre mit Blut und Gut gewahrt; für die Masse der Rajah aber galt Omars heiliges Gesetz: „kein Christ und kein Jude darf ein gesatteltes Pferd besteigen, einen Säbel oder andere Waffen tragen weder zu Hause, noch außer dem Hause", und wo etwa eine Ausnahme stattfand, da hatte der Christ vor dem begegnenden Muselman die Waffe eilig mit dem Kleide zu verdecken. Selbst

*) Es war für den Großvezier ein sehr gütiges Geschick, daß er an der Ausdehnung seiner Inquisition über Bosnien verhindert wurde. Nach allen Präcedentien wäre er bei den Begs übel angekommen.

Rußland hat nur die Zulassung der Christen zu den Civilämtern, nie aber ihre Beiziehung zum Kriegsdienst zu beantragen gewagt. Denn das ausschließliche Waffenrecht der Moslim war die nothwendige Folge des Princips der Eroberung, und in dem Moment, wo sie das Privilegium verlieren, geht der Kampf um Land und Leute von neuem an, zwischen zwei Millionen Moslim und viermal soviel Christen.

Freilich hat ein Gesetz vom 10. Mai 1855 die Wohlthat der Conscription an die Rajah verliehen und der Hathumayum hat dasselbe feierlich bestätigt, zugleich die Kopfsteuer (Charadsch), welche nur ein Ersatz der Militärpflicht gewesen sei, ausdrücklich aufgehoben. Die Diplomatie von 1856 mit Lord Redcliffe an der Spitze platzte nahezu vor Stolz über solche Erfolge. Die Pforte versammelte indeß in aller Stille die Bischöfe der feigen und servilen Griechen-Nation, und ließ durch ihren Patriarchen die Bitte stellen: der Sultan möchte die Christen des Reichs von der Conscription befreien und lieber eine Geldsteuer dafür nehmen. Augenblicklich wurde auch diese Reform in's Werk gesetzt. Vergebens erhoben andere Rajah-Stämme, insbesondere die Katholiken in Albanien und Syrien, energischen Widerspruch, indem sie persönlichen Kriegs-Dienst zu leisten verlangten. Es blieb dabei, daß die Gemeinden ihre Rekruten abkaufen mußten, und zwar nach einem Maßstab, welcher die aufgehobene Kopfsteuer um das Doppelte überstieg, und sie jetzt bereits viermal übersteigen soll. Vor Kurzem hat Fuad Pascha auch von den armseligen Maroniten am Libanon die hohe Conscriptionssteuer eingefordert. So ist diese berühmte „Reform" zu einer sehr einträglichen Finanz-Spekulation geworden; und wenn sie heute nach dem ursprünglichen Verständniß der europäischen Diplomatie, nämlich als persönlicher Militärdienst der Rajah, ausgeführt werden sollte, so wäre damit nicht nur der innere Racenkrieg für die nächste Zukunft installirt, sondern der türkischen Fi-

nanz eine Wunde geschlagen, an der sie fast augenblicklich verbluten müßte.

Wenn Frankreich und Rußland die türkische Regierung zu solchen Reformen drängen, so kann die Absicht, welche sie dabei im Schilde führen, nicht zweifelhaft seyn, wenn aber die englische Diplomatie ihnen das Wort redet, so kennt entweder ihre Verlegenheit keine Grenzen mehr, oder die Tollheit ihrer türkischen Politik übersteigt noch die Tollheit ihres Benehmens in Italien.

Die türkischen Finanzen sind überhaupt der deutlichste Beweis, daß eine Reform des osmanischen Reiches im Sinne der europäischen Civilisation unmöglich ist, während es doch die Kosten dieser Civilisation bezahlen soll. Der Halbmond bildet in Europa gar keinen eigentlichen Staat, sondern ein großes Feldlager, welches nach dem politischen Gesetz des Koran die Millionen unterworfener Völkerschaften beherrscht. Und einem solchen Gemeinwesen muthet man ein System von Staatsfinanzen und Staatsschulden zu, wie es nur der moderne civilisirte und centralisirte Staat ertragen kann, der im Abendlande aus einer mehrhundertjährigen Entwicklung entstanden ist, während das Türkenthum seit dem Moment der Eroberung bei derselben politischen Verfassung unverrückt stehen geblieben ist! Wohl spricht man von den unerschöpflichen Hülfsquellen der Türkei, aber alle Vorschläge zur Eröffnung derselben drehen sich im Kreise um einen Punkt, wo die Selbstzerstörung des Reichs unausweichlich in Frage steht.

Bis jetzt ist die Finanzlage der Pforte noch nicht vor das europäische Forum gezogen worden, aber es wird über kurz oder lang und zwar, wenn nicht Alles täuscht, in Folge des Bankerotts geschehen, welchen der Pariser Bankier Mirès mit

dem türkischen Anlehen von 400 Millionen Franken gemacht hat. Betrachtet man diesen Hergang genauer, so vermag man sich sogar nur schwer zu überreden, daß die feine Politik des Imperators nicht von vornherein auf den Bankbruch und seine natürlichen Folgen für die Türkei spekulirt habe. Denn der Pariser Großjude bedurfte der ausdrücklichen Genehmigung der französischen Regierung, um das Anlehen für die Pforte zu übernehmen. Nun wußte Jedermann, daß die Türkei, welche vor zwei Generationen noch gar keine Staatsschulden hatte, jetzt bereits so weit herabgekommen ist, daß sie von ihren gewöhnlichen Mitteln schon im zweiten Jahr kaum mehr die Zinsen der Staatsschuld hätte bezahlen können; der Sultan hatte auch bereits an verschiedenen andern Thüren, namentlich in England angeklopft, überall vergebens; und dennoch erhielt Herr Mirès ohne Anstand die Erlaubniß des Imperators, das große türkische Anlehen auflegen zu dürfen. Man glaubte darin sogar einen Beweis der Zuneigung Frankreichs und seines ernsten Willens erblicken zu dürfen, den Bestand und die Ruhe der Türkei zu sichern, denn die Regierung könnte sonst unmöglich die Franzosen veranlassen, ihr Geld sammt den Zinsen an einen so unsichern Gläubiger hinauszuwerfen. Unzweifelhaft wird auch Napoleon III. die Interessen seiner Unterthanen unter allen Umständen wahren; eben deßhalb genehmigte er die Operation, aber nicht im Vertrauen auf die Zahlungsfähigkeit der Türkei, sondern um ihre Zahlungsunfähigkeit desto schneller herbeizuführen, und um für diesen Fall französische Forderungen an die türkische Liquidationsmasse zu schaffen. Mißlang der Pforte ihr letzter Versuch mit Mirès, so mußte ihre finanzielle Lage nothwendig trostlos werden. Nun soll aber der kühne Bankier seitdem so systematisch chikanirt worden seyn, daß er zuletzt unterliegen mußte. Die Inhaber seiner türkischen Papiere indeß sind darum keineswegs entmuthigt, da sie wissen, daß ihr Staatschef es für seine Pflicht ansehen

muß, die von den Franzosen vorgeschossenen Gelder in Constantinopel einzutreiben.

Mit ihren gewöhnlichen Mitteln hätte die Pforte bei immer neuen Anlehen sich noch ein paar Jahre vielleicht durchwinden können; jetzt tritt aber die Entscheidung plötzlich vor die Thüre, und wenn es für sie noch außerordentliche Hülfsquellen gibt, so wird die türkische Regierung nicht zögern dürfen, dieselben zu eröffnen. Sie sind wirklich vorhanden und zwar in sehr reichem Maße, das läßt sich nicht läugnen; jeder aus der christlichen Civilisation entstandene Staat würde im Besitz eines so ergiebigen Rückhalts das Hochgefühl eines Crösus mit sich herumtragen; für den Koranstaat aber sind und bleiben sie todte Schätze. Er kann die einen nicht in Umlauf setzen, ohne sich selbst aufzugeben, er kann die andern nicht in Anspruch nehmen, ohne einen Religionskrieg der Kinder des Propheten gegen sich heraufzubeschwören. Wie aber nun, wenn die französisch-russische Intrigue den Verlegenheiten der Pforte dadurch die Krone aufsetzte, daß sie eine Reform bezüglich der öden Staatsgüter und des Wakuf gebieterisch verlangte?

Nicht selten begegnet man auch sonst dem wohlfeilen Rath, das Sultanat dürfte ja nur seine Domainen, unbenütztes Colonialland von gewaltiger Ausdehnung, *) insbesondere aber Bergbau-Land von muthmaßlich fabelhaftem Reichthum, veräußern, um den gedrückten Finanzen aufzuhelfen. Allerdings; und doch ist nichts geeigneter als gerade dieser Vorschlag, um einen Einblick in die ganze Zukunftslosigkeit des türkischen Regiments zu gewähren. Wer soll die Domainen kaufen? Natürlich fremde Kapitalisten oder Gesellschaften. Warum haben aber solche Käufe nicht schon längst stattgefunden, ja warum besteht heute noch das türkische Gesetz, welches jedem

*) Mit Einrechnung des öd liegenden Moscheenguts nimmt man an, daß drei Fünftheile nutzbaren Bodens in der Türkei völlig unbebaut liegen.

Nicht-Moslem die Erwerbung von Grundbesitz verbietet? Antwort: aus dem sehr einfachen Grunde, weil jeder Fremde sich nur unter Vorbehalt der „Capitulationen" ankaufen würde, d. h. jener mit den christlichen Mächten bestehenden Verträge, wornach die Angehörigen ihrer Staaten auf türkischem Gebiet sich niederlassen können, dennoch aber der Civil-, Polizei- und Criminal-Jurisdiktion der Landesregierung gänzlich entzogen sind und ausschließlich unter der Competenz der Gesandten und Consuln ihrer Nation stehen. Es versteht sich, daß die Pforte, wenn sie Herr im eigenen Reiche bleiben will, unter solchen Bedingungen den Erwerb von Grundbesitz nicht zulassen kann und darf. Das Capitulationen-Volk würde folgerichtig bald dahin gelangen, daß es auch europäische Heere zu seinem Schutze in der Türkei aufstellte.

Aber warum haben denn jene Mächte, welche im Jahre 1856 den zeitgemäßen Fortschritt der Pforte traktatmäßig verbürgten, ihre Capitulationen nicht als veraltete Pergamente freiwillig aufgegeben? Rußland hat anstatt dessen seine Praxis, durch einfache Schutzbriefe türkische Unterthanen der Jurisdiktion der Pforte zu entziehen und seiner Nation einzuverleiben, auf Tausende und Tausende ausgedehnt. Die diplomatischen Vertreter des hellenischen Königreichs haben die perfide Manipulation so sehr in's Aschgraue getrieben, daß vor Kurzem sogar der Divan die Geduld verlor und den neuen Schützlingen der Großmacht von Athen erklärte: sie müßten entweder das türkische Gebiet verlassen oder den einheimischen Gesetzen unterthan bleiben. Aber selbst England — warum hat denn nicht wenigstens England die mit jeder geordneten Regierung unverträglichen Ausnahmsrechte seiner Capitulationen an die Pforte zurückgegeben? Das ist es eben, wo die große Lüge von dem Fortschritt der Türkei sich selber schlägt. Es haben schon englische und andere Speculanten sich hervorgethan, welche ihre Capitalien im Bereich des Halbmonds anlegen möchten, aber was verlangen sie für den Verzicht auf die Ca-

pitulationsrechte? Sie verlangen „Gleichheit Aller vor dem Gesetz“ mit europäischen Justiz- und Verwaltungsnormen, mit andern Worten die Selbstaufhebung der politischen Gesetzgebung des Koran und des Eroberungs-Staats, den die großen Sultane auf ihn gegründet haben. Wäre das möglich, so bedürfte die Türkei nicht erst der fremden Geldmacht.

Die vor einigen Jahren viel besprochene Reform des Wakuf würde zwar nicht direkt gegen das Recht des Koran verstoßen, um so mehr aber gegen die mächtige Kaste der Ulemas, welcher nicht nur die Moscheendiener sondern auch alle Zweige der moslemischen Justizbeamtung angehören; und wie wenig diese gottes- und rechtsgelehrte Doppel-Hierarchie mit sich spielen läßt, hat die dunkle Geschichte der großen Verschwörung vor zwei Jahren deutlich genug bewiesen. Der Wakuf oder das Moscheengut ist bis zu drei Vierteln alles Grund und Bodens im osmanischen Reiche angewachsen, er steht unter der ausschließlichen Verwaltung der Ulemas, ist von der Grundsteuer durchaus befreit und trägt zu den Staatslasten überhaupt gar nichts bei. Diese Besitzmasse der Wächter des koranischen Gesetzes ist theils durch Schenkungen des Sultanats, theils dadurch entstanden, daß Privaten es vortheilhaft fanden ihren Grundbesitz den Moscheen zu Lehen aufzutragen. Man hat nun vorgeschlagen, die Pforte solle die vom Staatsgut herrührenden Donationen wieder an sich ziehen, den andern Theil des Moscheenguts aber der allgemeinen Steuerpflicht unterwerfen. Andere meinen: wenn die Regierung den Wakuf in seiner Integrität beließe, ihn aber als freies Eigenthum besteuerte, so könnte sie dem muselmanischen Cult ein Budget von 50 Millionen auswerfen, und dennoch einen jährlichen Gewinn von 60 Millionen für die Staatskasse realisiren. Sicherlich sind das reizende Aussichten nicht nur für eine etwaige Deckung französischer Vorschüsse auf das Mirès'sche Anlehen, sondern der Zinsen aller europäischen Staatsgläubiger der Türkei überhaupt. Noch sicherer aber wäre der erste An-

griff auf den Wakuf der Anfang vom Ende des Ganzen; denn er würde dem längst und weit verbreiteten Verdacht das letzte Siegel aufdrücken, daß der Padischah mit seiner Regierungspartei vom Gesetz des Propheten zu dessen abendländischen Feinden abgefallen sei.

Soviel wird mit jedem Tage klarer, daß die Türkei schließlich die Unkosten für alle Veränderungen wird bezahlen müssen, welche unserm Welttheil bevorstehen. Der Imperator wird mit türkischer Landmünze das Rheinland erkaufen, er wird mit türkischen Aequivalenten vielleicht sogar die Restauration des Königreichs Polen ersteigern wollen. Wir haben gezeigt, wie viele Anknüpfungs-Punkte vorhanden sind, wenn er den Proceß je nach Bedürfniß beschleunigen will; und in der That ist Europa keine Stunde mehr vor der Nachricht sicher, daß ein französischer Mentschikoff nach Constantinopel abgegangen sei.

In Frankreich dürfte eine Politik im großen Styl der Gesammtlösung aller abendländisch-orientalischen Fragen der zweifellosesten Popularität sicher seyn. Vor Kurzem noch sind wir auf einen strengkatholischen und conservativen Schriftsteller in Paris*) gestoßen, der ernstlich dafür hält, daß ein Angriff auf die Rheinlande den französischen Staatschef zum Tamerlan der Revolution machen würde, der aber ebenso unverholen die Meinung ausspricht: „Die natürliche Vergrößerung Frankreichs nach Außen wird an dem Tage ihren normalen und historischen Verlauf nehmen, wo die Auflösung des ottomanischen Reiches allen Regierungen neue Combinationen zur Pflicht machen wird". Wer das sich erfüllende Verhängniß der Türkei nicht im Auge behält, versteht in Wahrheit das neue Europa nicht!

(Schluß folgt.)

*) Herr Carné im Ami de la Religion.

XXV.

Zeitläufe.

Die Symptome der nächsten Zukunft in Frankreich.

Den 12. März 1861.

Vier große Parlamente tagen zur Zeit, wenn man anders die in Turin zusammengewürfelte Masse der confiscirtesten Gesichter Italiens als ein Parlament zählen will; die vier Souveraine haben gesprochen, und doch ist man über die von heute auf morgen drohenden Geschicke Europas noch immer auf Wahrscheinlichkeits-Berechnung angewiesen. Denn der Imperator hat längst jedes Recht des ehrlichen Mannes verloren, die Vermuthung der Wahrheit für irgend eines seiner Worte, sei es blau oder roth, in Anspruch zu nehmen; und überdieß hat der zweitgrößte Potentat der Gegenwart, Herr Joseph Garibaldi, sich noch gar nicht geoffenbart. Davon hängt aber mehr ab als man gemeinhin glaubt. Die republikanische Partei oder, wie der neueste Kunstausdruck lautet, die kosmopolitische Revolution kann stündlich aus der verdächtigen Stille ihrer Machinationen in die laue Märzluft heraustreten, und der monarchischen Revolution von Paris

und Turin einen fördernden Rippenstoß von ungleich größerer Tragweite versetzen als im vorigen Jahre durch den Flibustierzug nach Marsala.

Als Napoleon III. am 4. Februar als sein eigener Advokat vom Throne herab sprach, da flüsterte ein Deputirter den Nebenstehenden zu: „Bisher beherrschte er die Lage, jetzt beherrscht die Lage ihn". In Wahrheit beherrscht er nicht einmal mehr seine eigenen Creaturen, wie die Senatsrede des Prinzen Napoleon Jerome vom 1. März und des korsischen Polizeispions Pietri beweisen. Was sie wollen ist freilich klar: das neue Kaiserthum mit dem neuen Italien vereint und zur höchsten Weltmacht erhoben, soll ein Königreich Polen, ein Königreich Ungarn bilden und Preußen mit einer Unifikation der deutschen Lande födern, und zu allem Dem soll die Marianne helfen mit ihren Verzweigungen durch die ganze Welt. Ob aber auch Er solchen Succurs beliebt, ob er ihn jetzt, oder bald, oder gar nicht will, das weiß die Welt weniger als je, und wahrscheinlich weiß er es selber nicht.

Aber eine andere Thatsache von der höchsten Wichtigkeit ist endlich ausgemacht, die Frage nämlich wie der Mann vom 2. December mit seiner Politik zu der achtbaren Bevölkerung des eigenen Landes steht. Unsere unverwandt festgehaltene und oft ausgesprochene Hoffnung ist an den Franzosen Gottlob nicht zu Schanden geworden. Schon seit den November-Dekreten und namentlich in der Thronrede vom 4. Februar ließ sein Erscheinen vor dem Publikum das sonst gewohnte Gefühl der Sicherheit sehr vermissen; anstatt mit der Unfehlbarkeit eines anerkannten Retters der Ordnung trat er wie ein Angeklagter oder Verdächtiger auf, der sich schlecht vertheidigt und von einer verworfenen Sippe noch schlechter vertheidigt wird. Schon in der neuesten Broschüre über „Frankreich, Rom und Italien" fällt dieses bedenkliche Quiproquo sehr auf; der Imperator läßt seine italienische Politik durch elende De-

nunciationen förmlich entschuldigen, und seitdem ist es raschen Schrittes dahin gekommen, daß er, der die öffentliche Kritik bisher gemacht hat, nun von ihr gemacht wird. Vom Erhabenen ist der Schritt zum Lächerlichen nirgends kleiner als in Frankreich, und wir fürchten, der Mann wird sich in Kurzem zu einer furchtbaren Wendung gezwungen sehen, um den verlorenen Nimbus kluger Energie durch den Glutschein der Entsetzlichkeit zu suppliren. Wir wollen nicht versäumen, dem Leser unsere Gründe für diese Anschauung der Dinge vorzulegen

Die Abstimmung über die Adresse des Senats hat vielleicht Niemand mehr überrascht als die katholische Partei in Frankreich selber. Sie hoffte nicht, daß in der Adresse — denn darum drehte sich die ganze Frage — die „weltliche Herrschaft“ des Papstes genannt oder anders als verurtheilend erwähnt würde; nur von einer verschwindend kleinen Minorität im Senat erwartete sie ein von vornherein verlorenes Amendement, welches sich mit der officiellen Phrase von der „Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt“ nicht begnügen und die Erhaltung der weltlichen Gewalt als nothwendiges Substrat derselben verlangen würde. Wider alles Erwarten ist es sehr viel anders gekommen. Die fatalen Worte „weltliche Herrschaft“ stehen wirklich in der Adresse und ihr Sinn kann unmöglich mißverstanden werden, so glatt sie auch vom Präsidenten Troplong mit dem schlüpfrigen Schleim seiner Schmeichelpolitik überzogen worden sind. Noch dazu blieb das schärfere Amendement nur mit 61 gegen 79 Stimmen und zwar bloß deßhalb in der Minderheit, weil der Staatsraths-Präsident Baroche den feinen Kniff gebrauchte zu erklären: der zu verbessernde Paragraph der Adresse besage ja schon selbst ganz das nämliche und werde auch von der Regierung nicht anders als zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes verstanden. Die Adresse, deren Sinn Prinz Napoleon und Pietri

somit vergebens zu verdrehen suchten, wurde mit allen gegen drei Stimmen angenommen, und zwei gleichgewichtige Größen der napoleonischen Dynastie und Geheimpolitik, Prinz Lucian Murat und Herr Laity, stimmten sogar für den Zusatz.

So ist die erste parlamentarische That seit dem Staatsstreich gegen den Urheber ausgefallen und zwar aus der Mitte des französischen Senats. Ein politischer Körper, von dem die sogenannten alten Parteien systematisch ausgeschlossen sind, dessen Mitglieder der 2. December aus der Partei der Bonapartisten und den Notabeln frei ernannte, welche sich seinem System am unbedingtesten anschlossen, und die er alle mit einer jährlichen Besoldung von 30,000 Frs. bedacht hat — die Entrüstung aller achtungswerthen und einflußreichen Elemente des Landes muß wahrlich tief seyn, bis ein solcher Körper sich gegen den eigenen Schöpfer erhebt. Und wenn die Senatoren, die eigentlich nur hohe Beamte mit parlamentarischem Namen sind und denen keine Wähler heute oder morgen Rechenschaft abfordern können, kühnlich Opposition machen, wie kann dann die legislative oder Wahlkammer hinter ihnen zurückbleiben? Wohl hat die Regierung dafür gesorgt, daß die gutgeschmierte Maschine des allgemeinen Stimmrechts nur die Ergebensten in die Kammer liefere, aber die Disciplin hat sich aufgelöst, seitdem der Regierung selbst die Grundsätze abhanden gekommen, und ein Moment wie der heutige, wo das Opponiren wieder Mode und Bonton durch ganz Frankreich zu werden droht, ist auch für den ergebensten Franzosen unwiderstehlich.

Dazu kommt, daß in der Legislative fünf verbissene Republikaner oder Socialdemokraten sitzen, welche die „Freiheit" nicht bloß als französischen Ausfuhrartikel behandeln, wie Prinz Plon-Plon. Sie verlangen gleich ihm die Preisgebung des Papstes und den Rückzug der Franzosen aus Rom, folgerichtig verlangen sie aber noch mehr den Abzug des Cäsarismus

aus Frankreich, namentlich die Aufhebung der Sicherheitsgesetze, die Befreiung der Presse, die ehrliche Rückkehr zum parlamentarischen System, dem der Imperator erst noch in der Thronrede vom 4. Februar eine beißende Strafpredigt gehalten. So hat der unvorsichtige Einfall, die Akte der Regierung einer freien Prüfung des Landes aussetzen zu wollen, das ganze System in eine fatale Alternative gebracht. Im Triumph glaubte man aus der Komödie hervorgehen und auf die Zustimmung der Volksvertreter pochend, Europa um so mehr imponiren zu können; nun aber haben die guten Franzosen den Spaß für Ernst genommen, und ihren allzu schlauen Imperator zwischen die Scylla seiner auswärtigen und die Charybdis seiner innern Politik gedrängt.

Jedenfalls hat die trügerische Schaukel, auf der es sich die Tuilerien bisher bequem gemacht, das Gleichgewicht verloren, und zwar nicht so fast unter den Stößen der „Reaktion," wie der Imperator jetzt die Gegner seines italienischen Hazardspiels nennt, als unter den plumpen Füßen des Palais Royal. Es war an sich schon eine Calamität, daß in einem solchen Moment der rothe Prinz seinen Vetter vertheidigen konnte und durfte. Denn dieser Mensch ist populär bei allen Umsturzagenten Europa's, die wie in einem Taubenschlage bei ihm aus- und einfliegen, aber er ist durch die gottlose Frivolität seiner Gesinnung und seine bestialischen Sitten nicht nur der Abscheu aller Ehrenhaften in Frankreich, sondern insbesondere wegen seiner erwiesenen Feigheit allenthalben und am meisten in der Armee verachtet.*) Jedermann weiß, daß er in der Krim am Kanonenfieber erkrankt und heimgegangen ist, daß er in Italien ein Commando führte wo es Mädchen zu küssen, aber kein Pulver zu riechen galt, und daß die ganze

*) Dieß besagt auch sein Spitzname „Plon-Plon", was einen hasenherzigen Polterer bedeutet.

Flotte vor ihm ausspuckte, als er zum Großadmiral gemacht werden sollte. Als Mitglied der rothen Partei in der republikanischen Kammer („auf dem Berg") unterzeichnete er im Moment des Staatsstreichs ein Proklam, welches den die Ordnung rettenden Vetter für vogelfrei erklärte; seitdem hat sich das Sprüchwort „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich," an den zwei napoleonischen Sprößlingen erfüllt; noch im Sommer 1859 soll der jüngere aus Zorn über die Unterbrechung des italienischen Krieges die Geheimnisse von Villafranka an Engländer verrathen haben. Notorisch wünschte man in Frankreich dem Imperator hauptsächlich aus Furcht vor den verruchten Anschlägen desselben Unholds ein langes Leben, der seiner Politik nun die begeistertste Lobrede gehalten hat.

Freilich wird der Imperator je nach Umständen in beliebter Manier die Rede des Vetters halb oder ganz verläugnen, obwohl Jedermann fühlt, daß Plon-Plon die letzten Ziele des gesammten Napoleonismus thatsächlich völlig richtig bezeichnet hat. Man mußte verstummen vor dem Unmaß frecher Heuchelei, wenn der Eine am 4. Februar erklärte: „Frankreich hat nicht gezögert, jede Verletzung von Gerechtigkeit und Völkerrecht zu verdammen, und es ist sein Beruf, seinen Beistand überall zu leihen, wo er zu Gunsten einer gerechten Sache angerufen wird." Wenn aber der Andere jetzt kurz und gut sprach: „So mußte die Regierung des Kaisers handeln in dem Bestreben die Karte von Europa zu reformiren" — so hat daran zuvor schon Niemand gezweifelt als die Blindheit deutscher Kritikaster und englischer Fanatiker. Was der rothe Prinz sagte, hat uns gar nicht verwundert; aber wundern muß man sich, daß er reden und eben jetzt mit der Farbe herausrücken durfte, in einer Weise die seiner ganz würdig ist, sonst aber nicht in den Senat oder in den Salon, sondern vor die Damen der Halle und in die Vorstadtkneipen gehört. Napoleon III. hat bis jetzt durch die feierlichsten Versicherungen des Gegentheils, durch Lügen und Heucheln die besten Geschäfte

gemacht, warum läßt er sich nun auf einmal von der revolutionären Energie des Vetters und des Herrn Pietri den Markt verderben? Es gibt nur Eine räsonnable Antwort, welche aus seinem Conflikt mit dem politischen Geiste Frankreichs hervorgeht und zu deren Erläuterung wir weiter ausholen müssen.

Zwischen den beiden Vettern bleibt immer der Unterschied, daß der eine bereits auf einem demokratischen Throne sitzt, der andere erst auf einen solchen Thron hinaufsteigen möchte. Während Plon-Plon unzweifelhaft auf die Möglichkeit spekulirt, durch das allgemeine Stimmrecht selber noch Franzosenkaiser zu werden, erachtet Louis Bonaparte die kaisermachende Mission des allgemeinen Stimmrechts innerhalb der französischen Grenzen für abgethan, er will den Thron in altmonarchischer Weise auf seinen Sohn vererben, er will „eine Dynastie gründen." Er also sucht eine Vermittlung des neuen Volksrechts mit dem alten göttlichen Rechte; Napoleon Jerome hingegen betont in vollster Schroffheit den unvereinbaren Gegensatz „des neuen Völkerrechts, des Volksrechts gegenüber einem andern göttlichen Rechte."

Dieser sehr reelle Unterschied zwischen Hab' ich und Hätt' ich kann auf das politische Handeln nicht ohne Einfluß bleiben. Der Eine wird den Elementen der kosmopolitischen und idealistischen Revolution rücksichtslos schmeicheln; der Andere muß die erhaltenden Kräfte im Lande mindestens gleichmäßig berücksichtigen. Louis Bonaparte's Pfade sind daher viel intrikater und doppelzüngiger als die des jungen Vetters, namentlich hinsichtlich Italiens und der englischen Allianz. Wer die Rede Plon-Plons aufmerksam liest, wird finden, daß aus ihr viel weniger der französische Prinz und Senator als der Turiner Schwiegersohn und italienische Carbonari-Meister herausspricht; solange hingegen der Imperator den Kopf nicht ganz verliert und an den rothen Vetter abdanken will, wird er sich hüten, dem französischen Nationalgefühl ähnliche Beleidigungen zuzufügen. Er kann die italienische Revolution zu französischen

Zwecken ausbeuten so gut wie die englische Allianz, aber er darf die Einheits-Chimäre der italienischen Sekten nicht als Selbstzweck behandeln noch gegen England auf französische Unkosten gefällig seyn. Sonst liefe er Gefahr, daß bei den Franzosen der schreckliche Verdacht aufstiege, als seien sie nicht so fast von einer einheimischen Dynastie beherrscht als vielmehr von einer italienischen Bande ausgebeutet.*)

Wir haben diesem Gesichtspunkt seit Jahr und Tag das größte Gewicht beigelegt, und wirklich ziehen sich bereits einem rothen Einschlag gleich zwei solche Vorwürfe durch alle Reden der Opposition. Die Politik des Imperators in Italien wird nicht so sehr auf Grund des Vertragsrechts, auch nicht bloß mit katholischen Argumenten über die Bedingungen eines freien und unabhängigen Papstthums, sondern sie wird als eine schreiende Verletzung specifisch-französischer Principien und Interessen bekämpft. Er habe, wird Napoleon III. vorgeworfen, die traditionelle Politik Frankreichs verrathen und geopfert, einerseits durch seine Schwäche gegenüber der unitarischen Partei in Italien, andererseits durch seine Nachgiebigkeit gegenüber der italienischen Politik Englands. Als er das sogenannte gelbe Buch mit einer Sammlung diplomatischer Aktenstücke bei den legislativen Körpern zur Vorlage brachte, ging ein greller Aufschrei durch die unabhängigen Organe des Landes: „wir meinten zu schieben, während wir die Geschobenen sind, geschoben von England, dessen tückische Selbstsucht wir in Italien fördern; von Concession zu Concession gedrängt, treiben wir auf der ganzen Halbinsel englische Politik auf französische Kosten; während wir uns mit allen Mächten verfeinden, waschen wir die schmutzige Wäsche der Engländer, sie haben den Vortheil, wir aber zum Schaden den Spott.“ Auch

*) Zufällig tragen die Advokaten des Cavourismus im französischen Senat fast lauter italienische Namen: Bonaparte, Pietri, Casabianca.

im Senat ging der Grundton aller oppositionellen Reden darauf hinaus, daß sich Frankreich mißbrauchen lasse, um in Italien die englischen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Schon der erste Redner im Senat (Laroche-Jaquelin) wies herb und schneidend auf „die Zahmheit und Schwäche England gegenüber," und der Justizpräsident Barthe war nicht weniger überzeugt, daß die Unifikation Italiens nicht ein französisches, sondern ein englisches Interesse sei.

In der That ist es ein höchst auffallendes Schauspiel, zu sehen, wie der Imperator bei jedem neuen Frevel Sardiniens von der Annexion der Herzogthümer bis zur Blokade von Gaeta immer wieder warnend, drohend, protestirend auftrat, und dann doch vor dem Widerspruch Englands jedesmal gleich nachgab. Ob dieß nun die heuchlerische Grimasse einer überkünstelten Lügenpolitik war oder wirkliche Schwäche und Rathlosigkeit, die ehrenhaften Kreise der Franzosen nahmen es jedenfalls sehr übel auf und fühlten sich in ihrem Nationalstolz tief verletzt. — Als Garibaldi in Sicilien gelandet war, erklärte das französische Kabinet am 12. Juli der englischen Regierung die dringende Nothwendigkeit, durch eine energische Vermittlung zwischen Neapel und Sicilien den Gewaltthaten der Einheitspartei zuvorzukommen; aber England lehnte ab und Frankreich gab sich zufrieden. Am 24. Juli ließ der Imperator zu London ein ernstliches Einschreiten der vereinigten Flotten gegen die Bewegungen Garibaldi's fordern, denn es sei gegen das Interesse und die Würde beider Mächte, so schreiende Frevel an der europäischen Ordnung zu dulden; aber England lehnte ab und Frankreich gab sich zufrieden. Als es sich um die Ueberrumpelung des Kirchenstaats handelte, schrieb der Imperator eine drohende Abmahnung nach Turin, er werde ein so verbrecherisches Attentat nicht dulden; Thouvenel erklärte am 12. September dem Lord Cowley: von den aus allen Ländern zusammengerafften Horden Garibaldi's gar nicht zu reden, auch Sardinien begehe das Verbrechen einer wahrhaften In-

tervention, das nicht geduldet werden dürfe, wenn es mit Gewalt einen andern italienischen Staat besetze. Cowley aber erwiderte: nein, auch die Occupation gehöre zu dem Recht der Italiener, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen, und Frankreich gab sich zufrieden. Am 18 Oktober versicherte ein Rundschreiben Thouvenels: nur unter der Voraussetzung, daß bei dem Vordringen Garibaldi's in Umbrien und den Marken ein Aufstand ausgebrochen wäre, und nur unter Vorbehalt der souveränen Autorität des Papstes habe der Kaiser einen Einmarsch der Sarden, um die Ordnung aufrecht zu halten, nicht mißbilligt. Aber unter offener Verhöhnung aller dieser Clauseln überfiel Cialdini den Kirchenstaat, England klatschte rasenden Beifall, und Frankreich gab sich zufrieden.

So ist die diplomatische Geschichte Italiens seit der Abtretung von Savoyen und Nizza wirklich nur eine Kette entweder von Zweizüngigkeit und Verrath an der traditionellen Politik Frankreichs, oder von schmählichen Niederlagen derselben. England und sein frecher Schützling in Turin sprechen in jedem Falle den Pariser Weisungen Hohn, und Napoleon III. läßt sich Alles ruhig gefallen. Stellt man aber seine Minister zur Rede, so zucken er und sie die Achseln: „von wegen des Princips der Nichtintervention können wir nicht anders.“ Duzendmal haben er und sie ihr feierlichstes Wort für die Erhaltung der weltlichen Rechte des Papstes verpfändet, und nun soll eine von ihnen selbst geschriebene Phrase sie über das gegebene Ehrenwort vollkommen hinaussetzen. „Mein Gewissen erstarrt über diesen blutigen Schimpf, und ich weiß nicht mehr, was man von der Redlichkeit und dem menschlichen Worte zu denken hat:“ dieser Ausruf des tapfern Bischofs von Orleans war bei den im Punkte der Ehre sehr feinfühligen Franzosen nicht in den Wind gesprochen. Was sollen sie sich vollends zu dem ewigen Refrain von der Nichtintervention denken? Er, der Mann des Ruhmes, daß er das legitime Uebergewicht Frankreichs in Europa wieder hergestellt habe, entschuldigt sich nun

fortwährend: „ich kann nicht.“ Woher nur der dritte Napoleon eine solche Sprache nehmen mag? Im französischen Wörterbuch steht sie, wie der erste Napoleon sehr wohl wußte, nicht!

„England und nicht Frankreich ist es um ein einiges Italien zu thun:“ hat Hr. Bright, der radikale Chorführer Englands, in einer seiner jüngsten Reden gesagt; er hofft, daß das französische Staatsoberhaupt der Unifikation Italiens endlich nichts mehr in den Weg legen werde, aber er hofft nicht mehr von ihm. Allerdings darf man nur ja die Thatsache nie aus den Augen verlieren, daß die italienische Frage vom Imperator als eine französische Machtfrage aufgenommen worden ist. Weil Italien bisher österreichisch gewesen und fortan französisch werden solle, ließen sich die Franzosen, und ihre Bischöfe nicht am wenigsten, den Zug über die Alpen sehr wohl gefallen; dieß und nichts Anderes war auch der eigentliche Sinn der Phrase von der „Unabhängigkeit Italiens.“ England aber versteht die Phrase anders. Eine französische Obmacht in Italien wäre der Londoner Politik so unerträglich, daß sie sich im Anfang von 1859 sogar lieber für die Fortdauer des österreichischen Einflusses aussprach, dann aber im Einklang mit den geheimen Sekten Mazzini's das Experiment einer „italienischen Einheit“ aufwarf; denn sie nimmt an, daß ein einziger über die ganze Halbinsel ausgedehnter Staat sich der französischen Impulse leichter erwehren werde, als eine Conföderation, deren Protektor mit derselben Nothwendigkeit in Paris sitzen würde, wie der Protektor des deutschen Bundes dereinst in Petersburg saß. England war es somit, das mit Hülfe Garibaldi's und Mazzini's dem Schlagwort von der Unabhängigkeit Italiens die Idee der italienischen Unifikation unterschob, und der Imperator zu Paris ließ sich die Unterschiebung der Italia una einfach — gefallen. Ueber eine solche Haltung ist das Urtheil aller Franzosen einig, die durch keine Eide auf den Rachedolch der Carbonari ge-

bunden sind, und sie hat jene „Coalition zwischen den Söhnen Voltaire's und den Söhnen der Kreuzfahrer" in's Leben gerufen, worüber die officielle Presse außer sich ist.

Man hat von verschiedenen Seiten vernommen, daß die jüngste Broschüre Laguerronniere's ihren Zweck, die öffentliche Meinung zu corrigiren, nicht nur vollständig verfehlt, sondern sogar sehr böses Blut gemacht habe. Kein Wunder; denn sie ist eine ganz und gar unfranzösische Conception und schon deßhalb ein grober Mißgriff. Der Imperator macht da die von England listig eingeschwärzte Politik der italienischen Unifikation zu seiner eigenen, und schiebt die von ihm selbst begangenen Fehler unter den bittersten Gallergüssen auf den Papst, der sich mit den Oesterreichern, den Legitimisten und Orleanisten verschworen habe. „Italien ist befreit aber es ist noch nicht constituirt, und das Hinderniß das seiner Organisation entgegensteht, ist Rom": so kann ein italienischer Logenheld und ein englischer Minister sprechen, nicht aber ein ächter Franzose. Denn die traditionelle Politik Frankreichs will gerade, daß ein Hinderniß des italienischen Unitarismus vorhanden sei und bleibe, und dieser Widerspruch und Gegensatz zur englischen Politik wurzelt tiefer in der natürlichen Lage der Länder, als daß die dynastische Theorie eines napoleonischen Halbfranzosen ihn mir nichts dir nichts ausreißen könnte. Frankreich kann die Angelegenheiten der Halbinsel an seiner Südgrenze schon wegen ihrem Einfluß auf das Mittelmeer niemals als Selbstzweck sondern immer nur als Mittel zu französischen Zwecken behandeln. England hingegen ist bei dem Umstand, daß Italien nicht an seinen Grenzen liegt noch sozusagen sein geographischer Ausläufer ist, sowie schon aus Gründen des protestantischen und merkantilen Fanatismus allerdings im Stande, einer italienischen Unifikation als Selbstzweck das Wort zu reden. Von dieser englischen Anschauung geht nun aber die Pariser Broschüre aus, ohne zu bemerken, daß dieselbe in französischem Munde jedesmal als revolutionärer Idealismus

oder baarer Verrath der Sache Frankreichs an das falsche und treulose Italienerthum erscheint.

Man hat den Fehler in den Tuilerien zu spät bemerkt, und dem Bedürfniß, den Mißgriff wieder gut zu machen, verdankt die Rede des rothen Prinzen ihr Daseyn. Wir wenigstens wissen uns sein Auftreten nicht anders als dadurch zu erklären, daß die Franzosen von einem Napoleoniden selbst erfahren sollten, wie man die italienische Revolution keineswegs um ihrer selbst willen, sondern der französischen Glorie wegen und zum Behuf ihres Triumphes in einer nahen Weltrevolution gewähren lasse oder fördere. Dieser Aufgabe ist Plon-Plon mit dem ihm eigenthümlichen Cynismus gerecht geworden, kein Anderer hätte wohl so ohne Umschweif wie er auseinanderzulegen vermocht, daß der Umsturz der europäischen Staatenordnung der wahre Zweck der napoleonischen Politik, die italienische Unifikation aber nur das unerläßliche Mittel dazu sei. „Die Einheit Italiens ist vor Allem im Interesse Frankreichs, weil es das einzige vernünftige Mittel ist, ohne einen Krieg, durch eine allgemeine Propaganda zu unserm Nutzen die Verträge von 1815 zu modificiren; . . . um die Karte Europa's von 1815 im Interesse Frankreichs zu reformiren, gab es kein anderes Mittel als die Befreiung Italiens, und ich glaube bewiesen zu haben, daß die Einheit Italiens die nothwendige Folge seiner Emancipation ist.“ Der Prinz wiederholt noch einmal: „So mußte die Regierung des Kaisers handeln in dem Bestreben die Karte von Europa zu reformiren;“ und Pietri erinnert geradezu an die 300,000 Mann, welche Italien besitze, um sie in dem bevorstehenden Kampfe den Franzosen an die Seite zu stellen. Dem fügte der Prinz endlich noch bei: Frankreichs traditionelle Politik sei, sich zum Centrum der Marinen zweiten Rangs zu machen, „die italienische Marine wird die maritime Position Frankreichs verstärken.“

Nun haben wir freilich nie bezweifelt, daß der Imperator keineswegs, wie man vielfach glaubte, weitere Eroberungen

in Italien anstrebe, sondern daß er einfach darauf rechne, die Helden Viktor Emmanuels als Kanonenfutter zu gebrauchen, um im gegebenen Moment sich damit Oesterreich vom Halse zu halten und am Rheine Luft zu machen. Aber Ein Punkt kommt hier gar sehr in Betracht. Plon-Plon sagt freilich: „Italien ist der natürlichste Bundesgenosse Frankreichs, Italien begreift das und wird es immer begreifen.“ Klügere und kältere Politiker werden sich aber der Unlösbarkeit dieser Ehe viel weniger versichert erachten; sie werden insbesondere nicht vergessen, daß die Wahl der Schönen zwischen dem französischen Haustyrannen und dem englischen Cicisbeo demnächst mehr als bedenklich seyn könnte. Der italienische Succurs ist den Franzosen solange sicher, als die Italia una Frankreichs bedarf, mit andern Worten solange sie selber noch nicht fertig und constituirt ist. Es ist sogar sehr die Frage, ob nicht der Imperator ein materielles Unterpfand der Treue in den Händen wird behalten müssen; keine Frage aber ist es, daß der hoffärtige Bau des italienischen Königthums Gefahr läuft, bei der ersten besten Collision im Dienste Frankreichs zu Staub und Asche zu zerfallen. Dank der tapfern Haltung von Gaeta und der Bauern in den Abruzzen ist der Räuberkönig von Turin erst sehr spät dahin gekommen, das „fast vollständig befreite und einige Italien“ anzureden, und sein erstes Wort war eine strenge Warnung: „es sei klug zu rechter Zeit zu warten, und Niemand habe das Recht die Existenz und die Geschicke einer Nation auf's Spiel zu setzen.“ Nun aber pressirt es nicht nur dem Garibaldi mit dem Angriff auf Venetien. Auch der Imperator kann jeden Augenblick in das Allarmhorn stoßen, wenn auch nicht die Hälfte der 300,000 Mann verwendbar ist, kein Liar in der Kasse ruht wie heute schon, und England fußfällig vorstellt, daß die erste an Oesterreich verlorene Schlacht die „italienische Freiheit“ umwerfen würde von Bologna bis Palermo. Wie dann?

Prinz Napoleon hat sehr gut bewiesen, daß die „Be-

ehren zu begraben, während dasselbe Königthum in der Freiheit so ruhmlos abgedankt hat, daß selbst noch aus Gaeta dankbare Huldigungen an den Imperator des neuen Volksrechts ergingen, weil er doch noch der beste sei unter — den andern. Nur Einem Fürsten wirft der Rechtslose in seinen Organen selber vor, daß er in priesterlichem Eigensinn seinen Rathschlägen und Anträgen nicht Fingersbreit entgegengekommen sei; und danken wir der Vorsehung, daß es so und nicht anders gekommen ist, denn damit ist die größte Gefahr der Kirche überstanden!

Prinz Napoleon „hofft," daß durch die Politik seines Vetters „die geistliche Macht des Papstes noch werde gerettet werden können." Ganz unnütze Sorge! seitdem er und sein Vetter gegen das Oberhaupt der Kirche geifern und schäumen, steht Alles so gut wie möglich; nur dann wären wir übel daran, wenn sie den Papst lobten. Die Broschüre sagt es ja mit dürren Worten, was der Plan des Mannes vom 2. December gewesen sei. „Auf der einen Seite die moralische Kraft, welche alten Traditionen entspringt, auf der andern Seite die unwiderstehliche Gewalt, die in dem einstimmigen Willen einer großen Nation liegt: auf dieser doppelten Grundlage sollte sich das Gebäude der wiedergebornen politischen Ordnung erheben" — nämlich das römische Kaiserthum der Napoleoniden. Sed afflavit Deus!

XXVI.

Zeitbetrachtungen über Montalembert's „Mönche des Abendlandes".

Aus Paris.

Indem wir die zwei ersten Theile eines sehr bedeutenden Werkes *) nach dem Sinn und Geiste desselben unsern Lesern vorführen wollen, haben wir es weder mit der berühmten Person des Verfassers und mit Montalemberts politischer Stellung in seinem Vaterlande, noch mit der eigenthümlichen Traurigkeit zu thun, womit er sein Buch in die Welt schickt, sondern ausschließlich mit dem reichen Inhalt der Schrift. Wir übergehen daher Anfang und Schluß der Einleitung, um uns sofort zum Kern der Abhandlung zu wenden und Capitel für

*) Les Moines d'Occident depuis St. Benoit jusqu'à St Bernard par le Comte de Montalembert, l'un des Quarante. Paris, J. Lecoffre 1860. — Das Werk ist in einer prächtigen und vom Verfasser autorisirten Ausgabe gleichzeitig auch deutsch bei Manz in Regensburg erschienen: „Die Mönche des Abendlandes" 2c., veranstaltet von P. Karl Brandes in Einsiedeln, der mit seiner unermüdlichen Thätigkeit in Frankreich nicht weniger als in Deutschland zu Hause ist. A. d. R.

Capitel mit unserm Commentar zu begleiten bis auf das vorletzte, wo der edle Graf unter dem Titel des „ächten und unächten Mittelalters" die leidige Spaltung abhandelt, welche in den letzten Jahren unter den katholischen Publicisten Frankreichs hervorgetreten ist.

I. Ueber den Hauptcharakter der mönchischen Institute.

Die Polemik des Grafen geht jener gemeinen Ansicht der puren historischen Nützlichkeit zu Leibe, welche die Größen des Mönchthums geschichtlich nicht verkennen will, aber in ihm nur Institute barbarischer Zeiten gewahrt, die zu zweien Dingen halfen: dem Ackerbau und der Viehzucht unter Hirten und Bauern, der Industrie und der Technik unter Handwerkern und Gewerben, sodann der Schule und Pädagogik durch Copien der Werke einer alten klassischen Literatur, späterhin durch die Kultur der platonischen und peripatetischen Philosophie, wie sie sich, aus den lateinischen Kirchenvätern und besonders aus dem heiligen Augustinus hervortretend, im Gewande des Scholasticismus ausdrückte und gestaltete. Diese historische Nützlichkeit hatte ein Ende mit der graduellen Emancipation einer Laienwelt von Leuten aus dem Volk, von Bürgern, von Schulmännern und Gelehrten. Also zur Bildung eines noch rohen Volkes in den materiellen Dingen dieser Welt einerseits, zur Bearbeitung eines noch unwissenschaftlichen Volkes in den geistigen Dingen andererseits, dazu sollte das Mönchthum in den Zeiten des Unterganges der Staaten einer alten und des Aufgangs der Staaten einer neuen Welt dienen. Richtig ist hier das historische Faktum erkannt, ganz und gar falsch aber das Princip gegriffen und dessen absolute Consequenz, daß was während barbarischer Jahrhunderte zum Heil der Menschheit gedient hatte, sobald der Zweck erreicht war, den Völkern nur zum Unheil dienen konnte, weil nach der Emancipation der Massen und der Geister die Mönche

nichts mehr in der Welt zu schaffen hatten; daß ihre Arbeit und Thätigkeit eine Endschaft erreicht und nichts anders fortan als Müssiggang der Zweck ihres Daseyns seyn könnte.

Gegen dieses platte Princip purer Nützlichkeit, welches so unhistorisch ist als möglich, hebt nun Montalembert das ächte Princip des Mönchthums hervor: die geistige Kraft einer gesteigerten Läuterung des Menschen, der sich zum edeln Metall verfeinern und seine Schlaken ausscheiden will, die Kraft einer römischen virtus im höchsten christlichen Sinn, nicht aber im Sinne des stoischen Stolzes, wie unter den edleren Römern in den letzten Zeiten der römischen Republik, da die geistige Kraft des Christenthums auf der Anerkennung eines sündigen Menschen beruht, welcher der Läuterung bedarf, und nicht eines selbstgenügsamen Menschen, der sich in seinem Hochmuth steigert. Diese christliche Demuth ist keine Erniedrigung, wie die falschen Stoiker der Neuzeit behaupten, sondern die Anerkennung der Gottähnlichkeit des Menschen, einer durch innere Reinigung des beschmutzten Bildes wiederherzustellenden Aehnlichkeit. Sie ist also ihrem tiefsten Sinne nach eine Erhebung gesunkener und nicht eine Erniedrigung würdevoller Menschheit, der Untergang des Hochmuths, nicht aber ein Aufgeben der höchsten Würde und des ächten Adels aller Menschennatur. Montalembert spricht sich mit Recht gegen das widerliche Geschlecht verkehrter Frömmler aus, der falschen Demüthigen, oder Jener, die in Demuth untergehen, weil sie keine Männer sind; er spricht sich aber mit nicht weniger Energie gegen alle Vergötterer ihres eigenen Selbst und ihrer Ichheit aus, wie sie hie und da emporgestiegen sind aus den Aftergeburten prätensionsvoller stoischer Schulen der Neuzeit.

Weiter zeigt Montalembert die innere Verwandtschaft aller christlichen Ascese mit den höchsten Anforderungen des ächten christlichen Patriotismus, und die Falschheit jener Ansicht, welche behauptet, daß der Mönch, ein Patriot im Got-

tesstaat, nothwendig aufhören müsse, ein Patriot im Menschenstaate zu seyn? Gingen nicht im spanischen Mittelalter die größten Patrioten und Richter des Reiches Aragonien aus Mönchsklöstern hervor? War der heilige Bernhard nicht ein großer Patriot und ein großer Mönch? War Gregorius der Große, jener Papst, welcher die Neuzeit Europas im Bunde mit den germanischen Völkern des Occidentes schuf, er, der strenge Mönch auf seinem Krankenlager, nicht der gewaltige Patriot, der fast einzige der Stadt Rom im Kampfe gegen die Lombarden? Nein, zwischen dem wahren Patrioten und dem strengen Mönch ist keine Kluft; sie sind Geistesverwandte, obwohl der Mönch nicht auf den Staat angewiesen ist. Ja, in der Geschichte ist es öfter geschehen, daß dorten, wo Kirchen-Fürsten und der weltliche Klerus verzagt die Hände in den Schooß fallen ließen, der aus seinem Kloster hervortretende Mönch von Neuem die Vaterlandsliebe, die Begeisterung für die Heimath in den Gemüthern anfachte.

Daß die laxen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts die Größe aller Ascetik und besonders der christlichen mit Stumpf und Stiel verkannt haben, läßt sich aus ihrer Art von Weltweisheit begreifen; daß die Männer der puren Nützlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts auch nicht die moralische und intellektuelle Möglichkeit in sich besitzen, um sie zu verstehen, ist noch viel begreiflicher; daß aber strenge Denker wie Kant, der auf das Gottesbewußtseyn im Unmittelbaren, das ist im Gewissen, im Selbst des Menschen so stark dringt und der auch die Natur des Patriotismus verstand, sie nicht geahnt haben, das ist ein trauriges Zeichen christlicher Verkommenheit in seiner Zeit. So hätte auch Fichte ganz insbesondere diese Größe bewundern müssen, hätte er sie gekannt. Zur Zeit des Convents ist in französischen Heeren und vor dem Schreckenstribunale mehr als ein energischer Charakter gefallen, mehr als ein stark gesinnter Republikaner und Patriot, dessen Unglück es war, von der Größe der christlichen Ascese nie er-

was vernommen zu haben, obwohl er in sich den Zunder zum Entbrennen dieser göttlichen Flamme, seiner selbst unbewußt, besaß. Der bekannte Lanjuinais, ursprünglich ein wahrhaft christliches Gemüth, war leider zu sehr in den Engbrüstigkeiten eines traditionellen Jansenismus befangen, um die Kraft der Ascese zu würdigen, wie es sich gebührte, obwohl nicht zu läugnen ist, daß er sie verstand. Aber allem Jansenismus erscheint das Mönchthum, gerade wie den Puritanern und strengen Calvinisten, als eine Art von Selbstheiligkeit, indem sie es in dem ganz falschen Lichte des ganzen oder halben Pelagianismus betrachten, für sich aber die große Ascese durch Peinlichkeit ersetzen, indem es ihnen nie gelingen will, zur höchsten Heiterkeit und Klarheit des Geistes sich hinaufzuschwingen. Mit schönem Takte weiß Montalembert unter den Gegnern der Ascese jene zu scheiden, welche sie eigentlich hätten verehren müssen, wenn sie sie gekannt, von denen, welche wie die Nützlichkeitsmänner geistig zu unmündig waren, sie zu verstehen, und von denen, welche wie Voltaire zu frivol und oberflächlich waren, obwohl derselbe Voltaire, Montalembert bemerkt es mit Recht, dem Mönchthum gar wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte, da wo er es gewollt.

Die Asceten sind Krieger und müssen als eine römische oder spartanische Legion, wie eine Schaar der Fabier, wie ein Haufe des Leonidas betrachtet werden, die aber einen andern Sieg noch erkämpfen, als über den äußerlichen Feind. Sie bekämpfen sich selbst in allen unreinen Trieben und gährenden Leidenschaften, sie schöpfen von der Leidenschaft das Trübe ab und läutern sie zu standhafter Duldung und zu duldender That. Geduld und Ausdauer in Geduld ist ihre Größe. Als zur Zeit der Revolutionsgräuel die Sanften erlagen, das Schaffot das Blut der Lämmer verschlang, zogen sich einzelne kraftvolle Seelen in sich selbst zurück wie in eine hohe Einsamkeit, und so wie der Abbé de Rancé unter Ludwig XIV. durch seine Strenge im schroffen Widerspruch stand

gegen die Laxität der Sitten jener Großen seiner Zeit, deren Leben er durchgemacht und in Herz und Nieren erprobt hatte, so thaten sich einige neuen Trappisten unter den verschwindenden Größen des achtzehnten Jahrhunderts und den Resten eines bourbonischen Hofstaats auf, gering an Zahl aber um so strebsamer. (Napoleon merkte auf sie, war aber ihnen abhold, denn sie waren unbeugsam, und das Unbeugsame schien ihm von Haus aus republikanisch.) Sie waren der lebendige Widerspruch gegen alle Verkehrtheiten adelicher Emigranten, und dachten auf ihre Weise wie ein heiliger Benedikt unter den römischen Großen seiner Zeit. In der Schweiz faßten sie Wurzel, in Frankreich aber, wo sie entstanden waren, rodete Napoleon ihre Niederlassungen aus. Seitdem hat man sie in Afrika, in der Bretagne, in Landen und Wüsten Frankreichs, wo sie sich angesiedelt, kennen und stillschweigend verehren lernen. Viel Lärmen machen sie nicht.

Dieses Soldatenthum des Mönchthums hat nicht nur in erschlafften Zeiten eingewirkt, im gesunkenen römischen und französischen Reiche gesunkene Große, durch Luxus und Weltlichkeit dem Untergange verfallen, aus dem Schooße des Grabes ihrer Eitelkeiten kräftig emporgehoben, sondern auch den Barbaren, rauhen, oft zügellosen, aber nicht bloß gewaltsamen, sondern auch gewaltigen Naturen einzig wirksam imponirt, und sie bewogen, dem wilden Leben zu entsagen, in sich selber das Sittengefühl zu befestigen und in sich selber das Opfer zu vollziehen. So ward der Mensch ein Opfer, aber ein zeugendes Opfer, ein Opfer stets neu geboren aus dem stets höher befruchteten Opferschooß. In lebenswarmen Zügen schildert der Verfasser das heilige Werk der Gesittung, deren Mittelpunkt das Mönchthum war vom heiligen Benediktus und Gregorius dem Großen bis zu Columban und bis hinauf an die Schwelle der karolingischen Zeit; nicht als wenn der Mönch ein nothwendiges Institut in der Kirche wäre, aber er war der moralische Stützpunkt, auf daß die platte Gewohnheit

des Lebens und der Schlendrian der Dinge nicht herrschend würde sowohl unter dem weltlichen Klerus selbst als unter den Laien.

II. Ueber die innere Natur klösterlichen Berufes.

Hier nun geht Montalembert frisch zu Werke. Mit großer Energie bekämpft er den Wahn jener gutmüthigen Leute, welche das Klosterwesen den Kindern dieser Welt als ein zweckreiches Institut für alle Lebensmüden, für alle in Kummer ergrauten, für die Welken im Herzen anempfehlen wollen, die in der Einsamkeit mit einem göttlichen und letzten Thau ihre Geknicktheit erfrischen sollen. Also Invaliden im Hospital des Klosters! Nein, das Kloster ist kein Asyl, es ist eine Schule und zwar eine Schule des Lebens. Der junge Krieger reift da zum Helden, der alte Krieger zeitigt sich da zum ewigen Jüngling einer ewigen Welt; auch für die Mitte des Lebens und eine köstliche Erfahrung ist da kräftig gesorgt; einzelne kindliche Seelen mögen da wie mit Engellippen sich göttlichen Honig saugen, aber die pure Kindlichkeit, die naive Frommheit ist nicht der absolute Zweck des Klosters. Ein bewußtes Paradies oder ein höheres Unschuldsalter der Reinigung aus dem Kampfe, nicht ein unbewußtes Idyll paradiesischer Träume, wie sich moderne Romantiker oft einbilden, soll im Kloster durchgelebt werden. Jugend, Männlichkeit, Alter, Naivetät, Reife, Erfahrung, Alles hat im Kloster seinen Platz; wo ächte Kindlichkeit blüht, soll man sich verneigen, nur nicht nach einer Mode romantisch moderner Afterpoesie Kindlichkeit des Gemüthes mit Kindischheit und Kinderei verwechseln. Ein gemachtes Kind gleicht nur allzuleicht einem Tropf, wenn es keine falsche Waare ist.

Das Kloster ist ein Privatinstitut individueller Ausbildung, aber auch ein Nationalinstitut, denn das ächte Kloster hat seine Wurzeln im Schooße eines in der Vaterlandsliebe

erstarkten Landes. Auch der isolirte Mensch, der in der Vereinzelung zum Höchsten strebt, hat deßhalb keineswegs mit der vaterländischen Menschheit gebrochen. Es möge der Mönch ein funktionirender Priester und Beichtvater seyn, oder er möge kein Priester seyn und keine Beichte hören, in der Vereinzelung selber gehört er einer Gesammtheit an. Es fühlt das Geschlecht, was für ein Opfer in den Mauern des Klosters gebracht wird und lebt mit in diesem Opfer, weil es weiß, daß es seinen Antheil hat am Heroismus des Frommen, an der Thätigkeit eines Gebetes, welches der Seele des Liebenden entströmt. Das Leben im Kloster ist also nicht bloß ein individuelles, sondern zugleich auch ein gemeinsames Seelenleben, nicht bloß ein Band der klösterlich Verknüpften, sondern auch ein zugleich zartes und festes Band mit der sie eng umgebenden Laien-Welt, und zwar nicht allein mit den Armen und Hülfsbedürftigen, welche mit dem Kloster in einen Bund der Caritas getreten sind, sondern auch mit den Begüterten, mit den hochstrebenden Arbeitern, mit mächtigen Grundbesitzern, mit den Magistraten, weil die Gemeinschaft der Geister in diesem Punkte eine Gemeinschaft der Beter ist, und Alles sich wechselseitig hebt und stärkt in der Kräftigung dieses Gebetes.

Ja, ein Asyl war oft das Kloster, hie und da für einen Lebensmüden; das ist aber die von Chateaubriands Poesie vorzüglich betonte Ausnahme — Chateaubriand, welcher in allen Dingen Poesie und Politik, nirgends aber Philosophie und den höchsten Ernst, den tiefsten Verstand des Lebens gewahrte, worauf Montalembert richtig hinweist. Ein Asyl war es ganz besonders für die Unterdrückten, für die Herabgekommenen, der unschuldig Verfolgten, für Alle, welche der kaiserlich römischen Fiscalität in früheren, der Wildheit germanischer Eroberer in folgenden Zeiten sich zu entziehen genöthigt waren, und Heldenherzen fanden, um sie in Schutz zu nehmen. Und so war es auch oft in den Folgezeiten ein Asyl gegen den Feudaldruck einer weltlichen, gegen den Geistesdruck einer

bischöflichen, gegen den Staatsdruck einer fürstlichen Gewalt, wie überhaupt gegen jede Art von Druck, was indeß durchaus nicht sagen will, als könne ein entartetes Kloster nicht seinerseits einen schweren Druck auf Mensch und Gewissen ausüben; davon aber nachher.

Mit Recht besteht Montalembert also auf der doppelten Freiheit des Klosters. Eine Schule ächt republikanischer Freiheit im christlichen Sinne ist es für die Selbstüberwinder, welche die Leidenschaften reinigen und sich allen heuchlerischen Giftwurm aus der Seele reißen; ein Asyl für alle Verfolgten, welche sich über ihre Verfolger durch den Triumph über sich selber erheben; ein solches Asyl ist es im Drang unglücklicher Zeiten. Diese Freiheit und dieser höchste Schutz ist dann aber auch die Verwirklichung einer Idee der höheren und höchsten Gerechtigkeit, eine Annäherung an die Idee der göttlichen Gerechtigkeit selber, welche nichts zu schaffen hat mit dem nackten oft pharisäischen Namen der Gerechtigkeit.

Was im Kloster vorherrscht und sich ideell in ihm realisirt, ist das Muster einer strengen Republik, und zwar einer gehobenen Demokratie, wo das Princip vollkommener Gleichheit der Freiheit und dem Gehorsam dient, also in keine Knechtschaft ausmündet, wie überall sonst die pur nivellirende und den gesellschaftlichen Boden schroff einebnende Demokratie. Im Gehorsam werden hier Freiheit und Gleichheit vermittelt, und der Obere, dem man gehorcht, ist selbst nur ein Gewählter, und seine Macht wird überall durch den Rath der Aeltesten nicht nur, sondern auch durch die Berufung aller Brüder mehr oder minder auf das allgemeine Beste reducirt. Freilich gibt es kein Heilmittel wider menschliche Fehlbarkeit, und wollte man das Absolute erreichen, so müßte man auf alles menschliche Wesen Verzicht leisten. Unter diesem Princip klösterlicher Gleichheit gibt es übrigens nichts Geringes; denn alles Händewerk ist Symbol; der größte Geist soll sich an dem geringsten Dienst erwärmen, der denkende Mensch als ein Hand-

langer sich bequemen, was ganz und gar nicht heißen will, er solle seinen Geist aufopfern oder vernichten. Das soll und kann nicht gefordert werden, denn es wäre Tyrannei; aber heißen soll es, daß nichts Geringes sonst existirt, als der niedrige Sinn.

III. Von den Diensten, welche die Mönche der Christenheit geleistet haben.

Montalembert unterscheidet sehr gut zwischen gestern und heut. Es gibt ein ewig Wahres, es gibt ein zeitlich Wahres, beides liegt im selben Knäuel; es handelt sich aber darum, das Ewige vom Zeitlichen in jenen Tagen zu scheiden, wo das Zeitliche ein Verschollenes ist, wo es das Ewige fesselt oder erstickt. Das ist der plumpe Fehler aller jener Männer, die sich an dem Aeußerlichen einer Ueberlieferung anklammern, die nicht in das Innere zu dringen verstehen, die weder religiöse noch politische Scheidekünstler sind, die sich irgend einer Art von altem Régime blindlings ergeben. Nicht so Montalembert.

Einerseits handelt es sich für ihn also um das großartige Leben vergangener Mönchsorden, um die Gliederung einer lebendigen Historie, um den öfteren Verfall und die zugleich nothwendige und kräftige Wandlung des beseelenden Princips, welches das Uebel in der Wurzel erfaßt, tief einzuschneiden und männiglich zu heilen versteht, wie oft im Mittelalter. Andrerseits aber handelt es sich ganz und gar nicht um die Schemen des Vergangenen. Es ist nichts damit gethan, eine alte Form von Neuem zu beleben; worauf es ankommt, das ist sich in der Gegenwart zu orientiren, auf diese Gegenwart einzuwirken, um in ihr einen Keim der Zukunft zu entwickeln; nicht den veralteten Rock des heiligen Benediktus, des heiligen Dominikus u. s. w. anzuziehen, sondern in einem neuen der Zeit entsprechenden Gewande einen nicht identischen (das wäre unmögliche Copie), aber verwandten Genius in die Geschichte einzubürgern, und zwar auf eine Weise wie sie ächten, tiefen und großen Bedürfnissen entspricht.

Neben der Seelengemeinschaft, welche durch das Band des Gebetes geknüpft wird, und die dadurch die höchste rein-christliche Caritas ausübt und die allerreinste Menschenliebe, ist das Mönchthum noch ganz besonders auf die Ausübung einer andern Caritas angewiesen, auf die reinste Liebe zu allen Armen, zu allen Hülfsbedürftigen, zu allen Elenden, auf alle mögliche Art und Weise eines wahrhaft christlichen Almosens. Hierüber ist sich zu verständigen.

Das Almosen ist nicht, wie man geglaubt hat, ein absolut christliches. Der heilige Bettler, der Bhikschu lebt vom Almosen bei den Brahmanen des Waldes, und die Buddhas haben die Bettelei zu einem wahrhaften Institute organisirt. Es ist gewiß alt und hängt im Orient, auch wohl im Occident, mit der Erscheinung degradirter Volksklassen und degradirter Priester dieser Klassen zusammen. Der Sohn des Gottes der Unterwelt, des Hermes ist bei den Griechen und in Kleinasien ein legitimirter oder ein heiliger Bettler, ich meine den Autolykus, den Proiktäs, den Bettler der aber auch ein Gauner ist, wie das zigeunerisch-heilige und profane Gesindel des alten Orients, wovon öfter bei Griechen und Römern die Rede ist. Das Wort „bhikschu" für religiöse und heilige Bettelei reicht in die vedische Urzeit hinauf. Die Ausdrücke der altrömischen Sprache, was die Procaces betrifft, freche und gaunerische Bettler und Bettlerinen, verlumptes heiliges und profanes Volk gehören auch sehr alten Zeiten an, über die sich erst die Lateiner- und die Griechenwelt erhoben hat wie auf einem ihr vorangegangenen Fundamente. Das verwandte Prex, das heilige Gebet, die Bitte, die sich auch zur profanen Bitte, zum Almosen, zur Bettelei herabstimmen kann, ist wie das griechische Proiktäs, das lateinische procax dem bhisksch der Idee nach urverwandt, indem im Gebet und in der Bitte die Idee der Gabe mit eingeschlossen ist*). Heiliges und

*) Benfey, Griechisches Wurzellexicon, I, 15, 16.

zigeunerisches Betteln also ist so alt, im Orient wie im benachbarten Occidente, als Reste uralter Bevölkerungen, die entwurzelt worden sind aus ihrem Besitzthum, deren Priesterschaften im Orient wie im Occident herumzogen, und deren Zahl sich im Laufe der Jahrhunderte durch andere herabgekommene Volksklassen unter den Eroberern selbst vermehrte. Um die Zeit des entstehenden Christenthumes gab es große Volkshaufen solcher Menschen, auf die die egyptischen, palästinischen und griechischen Mönche ihren moralischen Einfluß übten, um sie den verworfensten Arten des heidnischen Aberglaubens zu entziehen. Um die Einwirkung des Christenthums auf solche Haufen und das christliche Almosen in seinem ethischen und historischen Sinne begreifen zu lernen, muß man es den Akten und Fakten eines aftermahometanischen Mönchthums der Derwische und Fakire vergleichen, das zum größten Theil aus heidnischem Zigeunergesindel und dessen Priesterresten hervorgegangen ist und sich dem Islam incorporirt hat als einem Institut des allgemein socialen Almosens. Hier ist nicht das tiefe Mitgefühl der eigentliche Ursprung des islamitischen Almoseninstitutes, sondern die Idee daß der Islam ein heiliges Volk constituire, ein Volk bestimmt zu heiligem Kampfe. Das Universum ist ihm das was den Juden das gelobte Land war. Das Volk des Islam als Volk Gottes hat in Gottes Namen, nicht in seinem eigenen den Besitz der Erde. Es hat ein göttliches Anrecht auf das allgemeine Almosen; Christen, Juden, Heiden, insofern man sie leben läßt, sollen dem Islam dienen, für ihn den Acker bauen; das Almosen ist der Tribut der Ungläubigen. Nicht auf ein ächtes Menschengefühl ist dieses Almosen also gegründet, wie es das Mönchsthum betrachtet aus dem Standpunkte eines uralten, immer sich erneuernden menschlichen Elends.

Freilich ist den Mönchsinstituten des Mittelalters so wie denen der katholischen Lande in der Neuzeit der Vorwurf gemacht worden, den Müssiggang zu nähren, und daß ein ge-

wisser Müssiggang nicht durch ihr Almosen genährt werden könne, stellt Montalembert nicht in Abrede. Wenn nämlich das Mönchthum selber zur Routine herabgesunken ist, so daß auch das Almosen zur Routine wird, weder der ächt göttliche noch der ächt menschliche Verstand im Almosen mehr vorherrschen. So nicht der heilige Benediktus, so auch nicht der heiligen Columbanus, überhaupt keiner der großen Stifter und Restauratoren der Mönchsorden zu irgend einer Zeit. Allerdings ist die Ueberhäufung mit einer auf die Mildthätigkeit Anderer angewiesenen Volkszahl ein großes Unglück im Staate. Eben deßwegen aber sind solche Almoseninstitute wie die der Mönchsorden heilige Ableiter des Ungemachs, nicht um es auf ewig zu nähren, sondern um es durch Pflege zu vermindern und ihm durch Gottesliebe abzuhelfen. Neben den rein und absolut Unvermögenden, die der pure Polizeistaat entweder des Landes verweist oder in Armen- und Raspelhäusern einsteckt, die natürliche und die göttliche Freiheit in ihnen auf das Härteste antastend, gibt es zeitlich Unvermögende, solche Leute die durch das bloße Almosen verfaulen, zu reinen Müssiggängern wurden, denen das Kloster durch Arbeit aufzuhelfen bestimmt ist, die es in ihren Familien colonisirt, und die in alten Zeiten ein Stamm tüchtiger Bauern, Hirten und energischer Handwerker geworden sind. Die neuern Zeiten, wo Landbau und Handwerk ihre eignen Wege gehen, haben diese Volksklassen nicht weniger zu berücksichtigen, besonders in Folge der großen Entwicklungen moderner Industrie. Wie es im römischen Reiche Latifundia gab, in deren Abhängigkeit ganze Sklavenheerden, sowie Massen verlumpter Colonien vegetirten, so entwickeln sich in Folge der riesenhaften Ausweitung moderner Industrie jetzt ungeheure Capitalherrschaften, die Gewalt einer übergreifenden Geldoligarchie, in deren Abhängigkeit die durch den Gewinn sich stets mehrende, dem Landbau viele Kräfte entziehende Arbeitermasse verfällt. Während die aus dem contrat social hervorgegangene französische Revolution,

die im System des Robespierre sich gipfelte, im System des Baboeuf in die arbeitenden Klassen, Handwerker und Bauern den gesammten Staat hinabziehen wollte, um ihn zu einem nivellirten Bauern- und Handwerkstaat umzuformen, während die aus Condorcet hervorgegangenen fourrieristischen und saint-simonistischen Sekten mit ihren Schößlingen, unter Owen in England und sonst, sich bestrebten den Arbeitsstaat, vermöge einer höheren Industrie und weitläuftiger Handelsverhältnisse, durch die Herrschaft positiver Wissenschaften zum Ausdruck staatlich materieller Kräfte empor zu schrauben, um dann den Nationalreichthum der finanziellen Oligarchie wieder zu ziehen und ihn socialistisch zu organisiren — fragt es sich jetzt, worauf die christliche Ascese, dem Princip ihrer thätigen Menschenliebe nach, im genaueren Anschlusse an den Nothbedarf arbeitender Volksklassen angewiesen ist. Das ist eine Capitalfrage für die Stellung des Mönchthums in der Zukunft, und Montalembert hat sie begriffen.

Das menschlich Absolute ist in allen Dingen der sociale oder politische Tod mit der Prätension der Infallibilität eines socialen und politischen Lebens. Es verkennt rein und durchaus den natürlichen sowie den göttlichen Menschen. Es geht von einem Ideal absoluter Gleichheit der Natur und des Naturrechtes aus, welches eine pure Fiktion ist. In der todten Natur gleichen sich die todten Massen, in der lebendigen Natur gleicht sich Nichts. Die göttliche Natur im Menschen fordert Gerechtigkeit: Gleichheit vor Gott, aber keine nivellirende, denn Gott gibt jedem lebenden Geschöpfe nach seinem Maße; von dem Menschen fordert sie die Gleichheit vor dem Gesetz und Milderung des Gesetzes durch die Billigkeit; eine billige Gerechtigkeit ist die einzige, welche der göttlichen ähnelt. Also ist aller Radicalismus ein Unding, und der Radicalismus positiver Wissenschaften eine Verneinung des religiösen, freien, moralischen, historischen Menschen, wie man ihn zum Staatsprincip erhebt.

Hier ist nun das christliche Mönchthum eine höhere Vermittlung zwischen der Absolutheit aller Ideale, die von einem socialen Thema der Gleichheit und der Gerechtigkeit und von einem politischen Thema der Arbeit und der Nahrungszweige ausgehen. Es realisirt ein radikales Ideal aller dieser Arten in kleinen Kreisen, dringt es aber nicht der Menschheit auf als ein Machtgebot der Staatsgewalt. Es vergreift sich weder an der Natur noch an der Geschichte, aber es befriedigt bis auf einen gewissen Grad die Herrschaft der Idee für die auf das Ideale gerichteten Gemüther. Es ist Idealität und Realität, Absolutes und Relatives zu gleichen Graden; es will das Reale nicht falsch in ein abstrakt Ideales verkehren; ideell für sich ist es reell für die Andern. Das Reelle aber, die ganze hülfsbedürftige Existenz, nicht nur in ihrer Noth, sondern auch in ihren Progressionen entwickelnd, indem es sich an die Handwerksklassen wendet (denn diese und nicht mehr der Landmann stehen heute in Frage) — kann es dazu dienen, diese zu den ihnen nothwendigen Organisationen heranzubilden, welche nicht mehr die verfallenen Innungen und Zünfte des Mittelalters seyn können, da diese, sich überlebend, mit vielem Unkraute, mit vielem Zwange und verkehrten Beschränkungen überwuchert waren, trotz ihrer ehemaligen nie zu vergessenden Größe und Trefflichkeit. Hier nun ist vorauszusehen, daß die Noth der Zeiten und die gewaltige Fortbildung aller Industrieverhältnisse ascetischen Brüderschaften in der Zukunft einen neuen Schwung und Anstoß geben wird, mit christlich schöpferischer Tiefe in diese Verhältnisse einzudringen, und sich auf innige Weise den Handwerksklassen anzuschließen. Das Werk ist schwer, aber nur das schwere Werk ist ein taugliches Werk, und was auf anderm Gebiete die Caritas zu üben vermag, das offenbaren in kräftiger Weise die französischen Soeurs de la Charité, die barmherzigen Brüderschaften aller Art in Hospitälern, zu welchen ihnen das Princip des revolutionären Radicalismus einerseits, das Princip materialistischer Wissenschaft-

lichkeit andrerseits keinerlei Zutritt gönnen wollte, bis sie durchdrangen trotz aller Widersprüche, denn die Liebe Gottes im Nächsten ist von einer weit intensivern Natur als alle abstrakte Philanthropie, die unvermögend ist den Armen, den Hülflosen, den Aussätzigen innig zu umfassen wie die reine Gottesliebe.

Mit der ihm eigenthümlichen Herzenswärme durchdringt Montalembert nun alle diese Punkte, mehr anregend als ausführend, wie das in dem Wesen seiner Aufgabe liegt. So hebt er dann gleichfalls jene andere Seite des Mönchthums hervor, welche einerseits der Schule, andrerseits der Republik der Wissenschaften zugewandt ist, und wo ebenfalls zwischen Vergangenem und Zukünftigem scharf zu trennen ist.

Die Klosterschulen sind aus den im Cäsarenreiche völlig zerfallenen grammatischen und Rhetorenschulen des klassischen Alterthums hervorgegangen, und gaben eine anfängliche grammatische und Rhetorenbildung nach christlichem Zuschnitt und im christlichen Gewande. Das eigentliche Schulwesen im ächt klassischen Sinne datirt erst von dem Wideraufleben des klassischen Alterthums im fünfzehnten Jahrhundert. Die Jesuiten waren die ersten Humanisten unter den Mönchen, so wie sie die ersten waren welche Astronomie, Physik, Naturwissenschaft der Neuzeit in ihre Schulstudien aufnahmen. Ohne uns in die Polemik für oder wieder ihre Art des Unterrichts einzulassen, bleibt ihnen das Verdienst, lange vor den Protestanten, die sie in ihren Unterrichtsanstalten mehr oder weniger überflügelt haben, die Neuzeit zuerst in ihrer vollen Bedeutung begriffen zu haben, sowohl was das Studium des klassischen Alterthums als das der Naturwissenschaften betrifft. Die Laienwelt in ihrer Schul- und wissenschaftlichen Bildung ist den klösterlichen Instituten des Mittelalters und aller Scholastik zu gewaltig entwachsen, als daß denkbar wäre, es könne je wieder ein Verhältniß des Rückgangs der Laienwelt in die Kirchenwelt nach dem Muster früherer Jahrhunderte eintreten.

In der Geschichte wird nie etwas rückgängig, aber auch nichts Ewiges, nichts Ideales, nichts Reelles geht eigentlich unter. Laienwelt und Kirchenwelt, und inmitten dieser Welten das Mönchthum stehen sich in ihren innern Bezügen je nach dem Gange der Entwicklungen verschiedenartig gegenüber. Nur die eigentliche Pädagogik macht hier eine Ausnahme. Familie und Schule erziehen den Menschen, aber welchen Menschen und unter welchen Verbindungen? In den großen und ernsten Zeiten des orientalischen und occidentalischen Heidenthums war die Familie selber ein religiöses Institut; so auch unter den Juden. Als die heidnische Familie und, nur auf andere Weise, die jüdische Familie sich mehr und mehr verweltlichte, traten Schulen hervor, wie Prophetenschulen unter den Juden, Schulen der Nachfolger alter Manten, orakelnder Sprecher unter den Griechen, deßgleichen alter Vaten unter den Lateinern. Später bildeten sich die höheren und höchsten Schulen im Geiste des Pythagoräismus, wo die Pädagogik mit der Religion, Wissenschaft, Politik gleichen Schritt hielt. Auch der Orient, so wie der getische und druidische Occident hatten Verwandtes. Als solche Institute in Griechenland und dessen Colonien gewaltsam vernichtet wurden, weil sie der wachsenden Oligarchie und Demokratie mißfielen, ungefähr wie die Jesuiten-Schulen der neueren Zeiten, da entwickelten sich aus den untergehenden Schulen griechischer Philosophen, die an Disciplin mehr oder weniger hielten, die puren Schulen der Grammatiker und der Rhetoren im alexandrinischen und im römischen Reiche. Pädagogik wurde ein Geschäft, öfters griechischen Sklaven und Freigelassenen anvertraut, eine Art Pendant zum Pensionswesen der französischen Neuzeit, wie es im Revolutionszeitalter seinen Höhepunkt erreicht hat.

Locke und Rousseau sind der Ausgangspunkt aller modernen Pädagogik des 18. Jahrhunderts, in voller Reaktion nicht nur gegen die Scholastik sondern auch gegen das klassische Alterthum, um ihm Weltkunde und Naturwissenschaften zu

substituiren, aber nur für eine philanthropisch-allgemeine und nicht für eine specielle Bildung. Das Christenthum wurde in einen kahlen und abstrakten Deismus verwandelt; dieser ging in eine Art von logischem Rationalismus über, letzterer wich dem Nützlichkeitssysteme und zuletzt kam die pure Boutique auf. Pädagogik wurde eine Industrie; da begann die Reaktion. Napoleon, der nach der Herrschaft der Geister strebte und vielfach erklärte, daß dieß die wahre Herrschaft sei, schuf die Universität, eine große Staatsmaschine welche den öffentlichen Unterricht allen Corporationen des alten Regime entriß, insoweit Universitäten und Schulen sich wieder hätten bilden können, entweder auf einem Fuße wie in Deutschland oder wie in England. Aber dieses System war auf eine geistige Sperre gegründet, welche das französische Reich geistig im Weltall isolirte, gegen Deutschland und England zugleich absperrte; es mußte sich nothwendig ändern, sowie diese Sperre ein Ende nahm, die Historie des Orients und des Occidents, des Alterthums und des Mittelalters, der Wiederherstellung der Alterthumskunde im sechszehnten Jahrhundert und des Aufbaus einer neuen mit Bacon und Descartes beginnenden Philosophie, die Geschichte des alten Regime und der Revolution durch eminente Geister aller europäischen Lande zugleich in ein neues Stadium eintrat, so daß die ganze kaiserliche Universitätstheorie dadurch in vollkommenen Widerspruch mit dem Zeitgeiste gerieth. Da ähnliche Verhältnisse wie die aus der Revolution hervorgegangenen und durch das erste Kaiserthum constituirten nicht mehr mit dem Genius menschlicher Zukunft vereinbar sind, so hat sich alsbald das Recht der Kirche, das Recht der Ascese, das Recht des freien Wissens und aller Wissenschaft auf's Energischste beurkundet. Thronen mögen stürzen, altes Regime mag verfallen, nimmermehr obsiegt der Radicalismus aller Art über den menschlichen Geist. Die ächte Freiheit der Wissenschaft, die ächte Freiheit der Kirche, die ächte Freiheit der Ascese gehen aus allen radicalen, aus allen revolutionären, aus allen despotischen Processen hervor

wie jener Asbest, von dem die Alten sagen, daß er im Feuer gebleicht oder gewaschen werde. Anders ist es mit der ächt politischen, mit der socialen Freiheit und Autonomie, welche nur im einzigen England sich zu begründen verstanden hat, obgleich England aus derselben Grundverfassung des Mittelalters hervorgegangen ist wie das übrige romanische und germanische Europa. Montalembert blickt nur auf dieß Eine Faktum, und es will uns bedünken, als schaue er ihm nicht mit der wahrhaft historischen Entschlossenheit in's Auge. Das andere Faktum, das bei weitem höhere, wird ihm dadurch verkümmert. Genau betrachtet aber gehört es ganz und durchaus zu einer Vorschule der politischen Autonomie und Selbstständigkeit. Doch, wir beginnen von unserm Gegenstande abzuirren!

Die Pädagogik einerseits und andrerseits die Cultur aller Naturwissenschaften und aller historischen Wissenschaften sind ewige Themate für die Thätigkeit jener Mönchsorden, welche in der Gegenwart sich zu orientiren und auf die Zukunft sich vorzubereiten verstehen werden. Aber sie müssen vor allen Dingen in wahrhafte Geistesfreiheit und in wahrhafte Gewissensfreiheit sich zu schicken verstehen. Die durchaus unverständige Polemik der katholischen Geistlichkeit gegen das Zeitalter und den Zeitgeist muß ein Ende nehmen, nicht um dem Zeitalter und dem Zeitgeiste zu huldigen oder ihm zu schmeicheln, sondern um zur Einsicht zu gelangen dessen was ist, dessen was seyn soll, dessen was nicht seyn darf. Es ist die allerfalscheste Ansicht von der Welt, daß auf der einen Seite stets nur die Wahrheit, auf der andern Seite stets nur die Lüge ist. Im Weltlauf, im Menschenstreit sind Wahrheit und Lüge zum öftern gemischt. Es gibt Leute die dem Gefühle nach, es gibt Leute die dem Geiste nach im Wahren sind, und die trotz dessen in furchtbaren Verblendungen liegen, sowohl über sich selbst, als über andere. Andere sind geistesnüchtern, um nicht zu sagen geistlos, und umpanzern sich mit einer dichten Mauer von Anathemen, Formeln einer Altzeit, die schon deßhalb ohne Sinn sind in der Neuzeit, weil sie keine

Macht in derselben üben. Ueberhaupt ist jede geistliche Declamation vom Uebel; es ist ein Stück Rhetorik, gerade wie es eine Belletristen-, eine Advokaten-, und eine Rhetorik der Politiker gibt, Luftballons die unter dem Stiche der Nadel platzen.

Die Geschichte hat es ausgesprochen, daß religiöse Inquisitionen in letzter Instanz noch unvermögender sind als politische Inquisitionen; Verbote an den Geist gerichtet wie alle Indices der Welt helfen zu nichts. Es sind geistige Polizeiordnungen, aber keine geistigen Disciplinen. Die ächte Disciplin ist eine fortwährende Ascese, ein fortwährendes Beispiel, keine permanente Censur. Daß Eltern ihre Kinder, daß Lehrer ihre Schüler unter Zucht und Aufsicht stellen, die doppelte Pädagogik versteht sich von selbst, und hier ist es ganz insbesondere, wo die Mönchsorden zu neuen Systemen der Erfahrung auf geschichtlich orientirtem Wege gelangen sollten, um für die Zeitbedürfnisse eine entsprechende Pädagogik aufzubauen. Denn im System der Jesuiten sind, was die höhere Schulordnung betrifft, die ächt historischen und philologischen Studien sehr zurück geblieben, die mathematischen und physischen Studien haben besser Schritt gehalten mit dem Fortgange der Wissenschaften, aber die ganze Stellung der Jesuiten zu der europäischen Gegenwart in Hinsicht der Staatsordnung und der Zeitbedürfnisse ist eine durchaus falsche, wie der Geist der in Rom erscheinenden Civiltà Cattolica nur zu oft offenbart. Großartig war die Politik der Jesuiten in ihren Anfängen bis zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten, wo sie sich untreu wurden und sich als Hofpartei im Dienste des Königs ausbildeten. Dieß fällt ihnen zur Last, nicht die Religionskriege, bei welchen der protestantische Klerus überall eben sowohl bestrebt war die katholische Kirche zu vernichten, als die Jesuiten bestrebt seyn konnten dem Protestantismus den Garaus zu machen. Solche Zeiten sind vorbei, die religiöse Erschöpfung war bei Katholiken und Protestanten ihre Folge. Einerseits wurde das alte Regime im Sinne Ludwigs XIV. ausgeboren, alle große Politik der

Kirche aus dem europäischen Staatensystem schnöde hinausgewiesen, die ächte Idee der Christenheit, der christlichen Republik ging unter, der Protestantismus verfiel dem Staat und ward zur Staatsreligion, ein abhängiges Institut. Andrerseits kam der Deismus zur Herrschaft der Geister und Gemüther bis zur Epoche der Revolution. Die Jesuiten können in ihren orientalischen Missionen noch eine große Rolle spielen, in Europa wird ihr Stand schwerer seyn; weniger in Frankreich und in Deutschland, wo sie sich in die Zeit fügen, in England, wo sie den Nationalgeist respektiren, als in den andern romanischen Landen, wo sie in Unfruchtbarkeit versunken sind durch eine vollendete politische Impotenz. Wie in allen menschlichen Dingen ist bei den Jesuiten, dem noch heute geistig lebendigsten aller Mönchsorden, Großes und Kleines, Verständiges und Unverständiges im Lauf ihrer Geschichte zu unterscheiden. Ihre Missionen gehören in wissenschaftlicher Hinsicht der Weltgeschichte an, sie handelten nach einem großen Plan und eröffneten Asien, Afrika, Amerika, die Malaienwelt der heutigen europäischen Sprachwissenschaft, welche auf dem Postament ihrer Füße steht. Um so mehr sind sie aufgefordert diese Wissenschaft sich lebendig einzuverleiben, und sich nicht auf das Schlummerkissen ihrer Traditionen hinzulegen. Wollen sich ältere Orden, wie die der Benediktiner, der Dominikaner verjüngen, sei's! In ihren Principien liegt nichts, was nicht den Zeitverhältnissen entspräche, wenn sie sich umzugestalten verstehen. Wie könnte zum Beispiel der Benediktiner-Orden nicht noch heute den historischen Wissenschaften dienen! Montalembert weist hier ganz besonders hin auf den Pater Mabillon und die bedeutenden Mitglieder des Ordens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert; aber die Neuzeit verlangt noch Andres als das pure Werk der Sammlung und Sichtung. Sie will einen großartigen Aufbau der Kirchengeschichte in allen ihren Elementen, wie überhaupt aller Geschichte im Bund mit Philologie, Kritik, Philosophie, Jurisprudenz, höherer Staatswissenschaft oder Politik.

XXVII.

Ueber das dem Magier Simon unter der Regierung des Kaisers Claudius zu Rom errichtete Denkmal.

In der ersten Schrift zur Vertheidigung des Christenthums, welche Justin der Märtyrer an Kaiser Antonin den Frommen, den Senat und das Volk zu Rom richtete, spricht er wiederholt (c. 26 und c. 56) von einem Denkmale, welches dem Magier Simon unter der Regierung des Kaisers Claudius in dieser Stadt errichtet worden sei.

Er berichtet an der ersten Stelle über die Männer, die sich selbst für Götter ausgaben und von den Römern deßhalb nicht verfolgt, sondern im Gegentheile geehrt worden seien. So sei unter der Regierung des Kaisers Claudius ein gewisser Simon aus dem samaritanischen Flecken Githon gebürtig, der durch die einflußreiche Unterstützung der Dämonen magische Künste in Rom geübt habe, von den Römern für einen Gott gehalten, und gleich einem Gotte von ihnen mit einer Bildsäule geehrt worden. Diese Statue sei zwischen den beiden Brücken des Tiberflusses mit der lateinischen Inschrift: Simoni Deo Sancto errichtet worden. An der zweiten Stelle

gibt Justin als Grund dieser Ehrenbezeugung an, daß Simon den Senat und das Volk zur Bewunderung hingerissen habe.

Irenäus (adv. haereses lib. I. c. 20) bemerkt ergänzend, die Errichtung dieser Bildsäule sei vom Kaiser Claudius selbst angeordnet worden.

Eusebius hat in seine Kirchengeschichte (II, 12) den Bericht Justins, jedoch in einer etwas lückenhaften Weise, aufgenommen, was schon Thirlbi in seiner Ausgabe der Apologien Justins gerügt hat.

Der Inhalt dieses Justinischen Berichtes blieb unbeanstandet, bis eine auf der Tiberinsel vorgenommene Ausgrabung Zweifel an seiner Richtigkeit erweckte, die unter der Regierung des Papstes Gregor XIII. stattgefunden hatte.

Man fand dort nämlich eine in ähnlicher Weise lautende Inschrift, welche einem Halbgotte (semo) gesetzt worden war, und sogleich, wie Cardinal Baronius im ersten Bande seiner Annalen zum Jahre 44 berichtet, bei gelehrten Männern Zweifel erregte, ob der Bericht Justin's und anderer Kirchenväter über die dem Simon auf demselben Platze errichtete Statue richtig abgefaßt sei, und sich auf Wahrheit gründe.

Jene Zweifel, deren Baronius schon im Jahre 1588 erwähnt, sind später von vielen Gelehrten wiederholt worden, und haben zu der gewöhnlichen Annahme geführt, daß Justin die Statue des Halbgottes gesehen, aber in unrichtiger Erklärung ihrer Inschrift auf den Magier Simon angewendet habe.

In neuerer Zeit ist aber auch diese Annahme fraglich geworden, denn ein um die lateinischen Inschriften verdienter Gelehrter hat die Aechtheit des unter Gregor XIII. aufgefundenen Denkmales nur auf das Zeugniß eines bekannten Archäologen angenommen, jedoch mit der Bemerkung begleitet, daß er es sonst für sehr verdächtig halten würde.

Die Frage über die Aechtheit dieses Denkmales ist es daher, die zuerst erörtert werden muß, ehe über den Zusam-

menhang desselben mit dem Berichte Justin's gesprochen werden kann, denn ein unächtes Denkmal konnte zur Zeit Justin's nicht auf der Tiberinsel stehen.

Der Auffindung dieses Denkmales erwähnt wohl zuerst Fulvius Ursinus in seinem zu Rom 1577 veröffentlichten Werke über die römischen Familien, die von der Erbauung der Stadt bis zur Zeit des Kaiser Augustus auf Münzen genannt sind. Er berichtet indessen (pag. 290) nur mit wenigen Worten, man habe neulich (nuper) auf der Tiberinsel eine alte Inschrift gefunden, welche von einem decurio der Bidentalen dem Halbgotte Sancus Fidius gesetzt worden sei.

Genauer beschreibt die Beschaffenheit des Denkmales Cardinal Baronius in seinen Annalen der Kirchengeschichte am angeführten Orte. Er bemerkt, der Stein habe zwar eine Grundlage, auf welcher eine Statue befindlich seyn konnte, sie sei aber so schmal, daß sie ein einer menschlichen Statue ähnliches Bild nicht habe tragen können.

Von Beiden wird die Zeit der Auffindung nicht näher angegeben; eine bestimmte Angabe derselben aber findet sich bei dem spanischen Gelehrten Don Pedro Chacon, der 1581 zu Rom gestorben ist, mehr bekannt unter dem Namen Ciacconius. Er gibt das Jahr 1574 an, ist wahrscheinlich auch der Erste, der die Meinung ausgesprochen hat, daß Justin als ein in der lateinischen Sprache nicht hinlänglich bewanderter Ausländer diese Statue mit der des Magiers verwechselt haben dürfte, indem er sagt: ceterum videant docti viri', an Justinus martyr, utpote externus et linguae latinae non admodum peritus, ex ea inscriptione deceptus, in apologia secunda ita scribat etc.

In späterer Zeit hat Gudius während seines Aufenthaltes zu Rom im Jahre 1662 den Stein selbst gesehen und seine Inschrift gelesen, wie eine Bemerkung bei Gruter zeigt.

Nur auf sein Zeugniß hin hat Orelli die Inschrift als eine ächte anerkannt.

Für diese Aechtheit sprechen aber nicht nur die Zeugnisse der angeführten Männer, sondern sie geht auch aus dem ganz unverfänglichen Inhalte der Inschrift hervor, der von allen den genannten Berichterstattern in gleicher Weise angegeben wird.

Mussianus, der im fünften Jahre Decurio der priesterlichen Curie der Bidentalen war, ein Mann, dessen weitere Lebensverhältnisse uns gänzlich unbekannt sind, hat sie auf seine Kosten dem Halbgotte Sancus errichten lassen.

Sie lautet deßhalb überall:

SEMONI
SANCO
DEO FIDIO
SACRVM
SEX. POMPEIVS SP. F.
COL. MVSSIANVS
QVINQUENNALIS
DECVR
BIDENTALIS
DONVM DEDIT.

Scaliger allein liest statt SP. F. die Buchstaben SEX. F., so daß sich statt der Auslegung Spurii filius die Deutung Sexti filius ergeben würde.

Das Collegium der Bidentalen bestand nach Forcellini aus Priestern des Herkules, vielleicht auch der Halbgötter. Hiemit übereinstimmend ist die Ansicht, gemäß welcher der Semone Sancus nach Varro von Einigen für Herkules erklärt wird, während Andere ihn für den Jupiter halten.

Der Cult desselben stammte von den Sabinern; in dem ihm geweihten Gebäude auf dem Quirinal war der Rocken der Tanaquil, der Gemahlin des Tarquinius niedergelegt, denn er wurde auch als Ehegott betrachtet; auch Bündnißurkunden waren in demselben befindlich. Denkmäler zu seinen Ehren wurden auch außerhalb Rom in Reate und Marino gefunden.

In Rom wurde auf dem Quirinal ein zweites ausge-

graben, welches von dem ganzen Collegium der Bidentaler zur Ehre des Sancus errichtet wurde, weil sie die für der Gottesdienst gemachten Ausgaben wieder erhalten hatten.

Diese Inschrift lautet:

SANCTO SANCO
SEMONI DEO FIDIO
SACRVM. DECVRIA
SACERDOTVM
BIDENTALIVM
RECIPERATIS
VECTIGALIBVS

Fulvius Ursinus hat sie in seinen Anmerkungen zu Julius Cäsar zuerst bekannt gemacht, seinen Bericht hat aber Orelli für höchst verdächtig erklärt, während er das von ihm zuerst erwähnte auf der Tiberinsel ausgegrabene Denkmal auf das Zeugniß des Gudius hin annimmt.

Er sagt nämlich (inscript. lat. T. I. p. 337): priorem se Romae vidisse testatur Gudius, alias suspectam habuissem, posterior nititur sola Ursini fide suspectissima.

Wollte man einerseits auch zugeben, daß Ursinus bei allen Inschriften ungenau berichtet habe, was indessen keineswegs als wahrscheinlich erscheint, so läßt sich doch andererseits dem gelehrten Kenner der lateinischen Inschriften die Behauptung nicht als richtig zugestehen, daß Fulvius Ursinus allein es sei, auf dessen Zeugniß die Aechtheit des betreffenden Denkmales beruhe. Sie wird auch vom Cardinal Baronius jedoch mit verschiedener Leseart erwähnt, der den Ort ihrer Auffindung genau bezeichnet, indem er (T. I. p. 319) sagt: Legimus et inscriptionem lapidis nuper reperti in Quirinali, in hortis Clericorum Regularium apud Ecclesiam sancti Silvestri, his litteris exaratam, qua Sangum dici, et distinctum esse Sangum a Sancto, quo nomine etiam Herculem dictum volunt, facile potest intelligi: SANGO SANCTO SEMONI etc.

Diese Verschiedenheit der Leseart berechtigt uns indessen

zu keinem Zweifel an der Aechtheit der Inschrift, denn Sancus wird bekanntlich auch als Sangus und Sancius angeführt, weßhalb wir stets nur einen und denselben Gott, nicht, wie Baronius gethan hat, zwei verschiedene Gottheiten annehmen können.

Die Aechtheit beider von den Bidentalen errichteter Denkmäler beruht daher auf Zeugnissen von Männern, die des Alterthums kundig waren und genau berichtet haben. Der Inhalt beider ist gleichfalls von ganz unbedenklicher Beschaffenheit, denn er enthält nichts als eine Ehrenbezeugung, welche die Bidentalen dem Sancus erwiesen.

Die erste dieser Inschriften war nach Adler's Beschreibung von Rom (S. 213) in der Kirche des heil. Bartholomäus auf der Tiberinsel, jetzt isola di S. Bartolomeo genannt, befindlich; nach einer neueren Beschreibung der Stadt, die von mehreren Gelehrten verfaßt wurde, ist sie gegenwärtig im vatikanischen Museum aufgestellt.

Adler hat diesem Denkmale die Bemerkung beigefügt, seine Inschrift zeige deutlich, daß die sonst gelehrten Kirchenväter, welche behaupten, man habe dem Simon dem Zauberer auf der Tiberinsel eine Statue errichtet und ihn als Gott verehrt, sich geirrt haben. Referent möchte auf derselben Grundlage, nämlich bezüglich des Inhaltes und der Beschaffenheit dieses Denkmales den entgegengesetzten Schluß ziehen, und die Behauptung aufstellen, daß dieses Denkmal den Kirchenvätern keine Veranlassung zu einem solchen Irrthum geben konnte, weil es aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht auf der Tiber-Insel aufgestellt war.

Die Annahme, daß Justin die dem Halbgotte Sancus gesetzte Inschrift in irriger Weise auf den Magier Simon gedeutet habe, kann nämlich nur auf der Voraussetzung beruhen, daß diese auch am Orte ihrer Auffindung errichtet gewesen sei.

Der Ort der Auffindung kann zwar an und für sich eine

solche Vermuthung begründen, er kann aber nicht zum Beweise einer solchen Voraussetzung dienen, am wenigsten in der Stadt Rom, wo bekanntlich eine spätere Verwendung älterer Denkmäler zu den mannigfaltigsten Zwecken stattgefunden hat.

Hier, wo es sich um religiöse Verehrung handelt, kann die Frage, ob für eine solche auch andere Zeugnisse des Alterthumes an dem angegebenen Orte sprechen, nicht umgangen werden, denn es ist sehr fraglich, ob diese mit den aufgefundenen Denkmälern im Einklange stehen.

In verschiedenen Theilen Roms und der Umgebung hat man, wie in der schon angeführten Beschreibung Roms von Platner, Bunsen, Gerhard und Röstell (Bd. II, Abth. I, S. 22) gesagt ist, Denkmäler der fratres arvales gefunden, die zu dem Schlusse berechtigen könnten, als habe jene Priesterschaft hier eines ihrer Heiligthümer und Archive gehabt, oder vielleicht ihre Processionen zur Erflehung des Segens für die Früchte des Feldes gehalten.

Der gelehrte und scharfsinnige Marini hat dagegen in seinem vortrefflichen Werke über jene Priester erwiesen, daß diese an verschiedenen Orten in Rom und dessen Umgebung gefundenen Denkmäler sämmtlich aus dem fünf Miglien von der Stadt entfernten Haine dieser Priesterschaft entnommen wurden.

Das Heiligthum des Sancus stand nun nach den einstimmigen Zeugnissen der Alten auf dem Quirinal; man hat auch, wie schon Ambrosch in seinen römischen Studien bemerkt hat, in keinem andern Theile der Stadt Opferstätten des Semonen gefunden.

Die neuere Annahme, welche den Cult des Semonen auf die Tiberinsel setzt, gründet sich nur auf die Voraussetzung, daß die Inschrift auch da gestanden habe, wo sie gefunden wurde. Diese Voraussetzung ist durch kein Zeugniß der Alten begründet, nach ihnen standen auf der Tiberinsel nur die Tempel des Aesculap, des Faunus und des Jupiter; ein

Sacellum des Sancus wird von ihnen auf der Tiberinsel, nicht erwähnt, wohl aber auf dem Quirinal.

Dort wurde auch das zweite Denkmal gefunden, welches die Bidentalen dem Semonen Sancus setzten. Die Vermuthung spricht dafür, daß beide gleichzeitig gesetzt wurden, denn sie ergänzen sich bezüglich ihres Inhaltes.

Die Curie der Bidentalen setzt dem Halbgotte ein Denkmal, weil sie die Ausgaben für den Gottesdienst wieder eingebracht hat, ihr fünfjähriger Decurio Mussianus läßt dieses Denkmal auf seine Kosten setzen, weßhalb seiner besondere Erwähnung geschieht.

Diese Annahme kann allerdings nicht bewiesen werden, sie bietet sich aber einerseits in einem solchen Grade von Wahrscheinlichkeit dar, als es andererseits unwahrscheinlich ist, daß Justin den Cult des Semonen Sancus nicht gekannt habe.

Dieser Cult, es mag Sancus als Herkules oder als Jupiter gedeutet werden, war ein noch unter der Herrschaft der Könige eingeführter, er konnte in Rom nicht unbekannt seyn; sollte ihn auch Justin nicht gekannt haben, so mußten doch die Mitglieder der christlichen Gemeinde in Rom von ihm Kenntniß haben.

Die Beschaffenheit der Apologie Justin's, die für den Kaiser, den Senat und das römische Volk bestimmt war, macht es nun sehr unwahrscheinlich, daß diese Schutzschrift für die Christen nicht den Mitgliedern der Gemeinde in Rom vor ihrer Ueberreichung mitgetheilt worden sei, und Diese eine in ihr wiederholt enthaltene unrichtige Behauptung gänzlich übersehen hätten.

Dem Berichte Justin's, nach welchem dem Magier eine wirkliche Bildsäule (ἀνδϱιὰς) errichtet worden war, widerspricht endlich auch die Beschaffenheit des auf der Tiber-Insel ausgegrabenen Steines, von welchem Baronius sagt: prae se fert lapis ipse basim, super quam statua locata

aber zugleich auch nur desto lauteren Protest und desto
Energie in den katholischen Kreisen hervorgerufen.
mußte auch die letzte Hülle fallen, die Napoleons III.
dem heiligen Stuhle gegenüber wenigstens vor der Menge
umschleiert hielt.

Nachdem durch die Dekrete vom 24. November
dem Senate und dem gesetzgebenden Körper eine freiere
wegung und seinen Verhandlungen eine größere Pu
eingeräumt worden war, sah man allgemein mit In
ihren Adreßdebatten entgegen, bei denen die römische
nach dem Wunsche des Landes wie nach dem Inhalt der Th
rede nicht umgangen werden konnte und so wenig man
bei der bekannten Art der Bildung dieser Körperschaften
eine völlig unabhängige und wahrhaft conservative Majorität
rechnen durfte, so konnte man doch manches freie, männliche
und entschiedene Wort aus ihrer Mitte erwarten, ja selbst
moralische Erfolge sich von einer Discussion versprechen, in der
die napoleonische Politik offener als bisher an das Tageslicht
zu treten genöthigt schien. Die Hoffnung ist denn auch völ-
lig in Erfüllung gegangen. Wohl geben die Adreßentwürfe
beider Kammern (wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen
darf) den katholischen Sympathien für den heiligen Vater nur
einen matten, theilweise zweideutigen und mit einem wenn
auch leise ausgesprochenen Tadel gegen denselben untermischten
Ausdruck, indem der Entwurf des Senates bei seiner in der
Hauptsache der päpstlichen Sache günstigeren Fassung die viel
gebrauchte Phrase von der „Intrigue, die sich das Gewand
dieser heiligen Sache erborgt" adoptirt, der des corps legislatif
deutlich den „Widerstand gegen die weisen Rathschläge Frank-
reichs" als Gegenstand verdienter Rüge bezeichnet; aber auch in
dieser Form waren die Aeußerungen der Kammern noch immer
eine dem verhöhnten Recht dargebrachte Huldigung und der
Gang der Discussion selbst wie die Reden vieler hervorragen-

Mitglieder konnten nur das Interesse für die mit so vielen [li]stlichen und hinterlistigen Mitteln angefochtene Sache [...]hen.

Wie trefflich der Napoleonismus die öffentliche Meinung bearbeiten versteht, davon hat er bereits unzählige Proben, [un]d namentlich auch in dieser Angelegenheit, geliefert. Aber [mi]t dem Zusammentritt der Senatoren und Deputirten war [die]se Thätigkeit verdoppelt worden, nicht nur regnete es neue [an]onyme Broschüren, die in den verschiedensten Wendungen [un]d den Geistern den Puls fühlen, bald positiv die französi[sc]he Politik in Italien vertheidigen sollten; sondern es wur[de]n auch — zum erstenmale in dem wiederaufgerichteten Kai[ser]reich — den beiden Körperschaften diplomatische Aktenstücke [vo]rgelegt, völlig darauf berechnet, ihr Urtheil zu Gunsten der [Re]gierung und ihre Beistimmung zu dem, was diese gethan [un]d was sie unterlassen, in allen Punkten zu gewinnen.

Ehe wir auf die Debatten der beiden Körperschaften [nä]her eingehen, müssen wir hier in Kürze diese zur Vorbe[re]itung derselben und zur Bearbeitung der Gemüther bestimm[te]n Publicationen besprechen.

Das vielfach ermüdete Publikum hatte seit dem Erschei[ne]n des Pamphlets „Papst und Congreß" den zahlosen neuen [B]roschüren, und selbst der über den Verkauf Venetiens, nicht [me]hr die frühere Aufmerksamkeit geschenkt. Aus der Fluth der[sel]ben tauchten aber in den letzten Monaten besonders drei [he]rvor, die eine größere Bedeutung zu haben schienen und ob[gle]ich verschieden in ihrer Tendenz doch gleichmäßig auf die [kai]serliche Demokratie, den französischen Klerus und den rö[mi]schen Stuhl berechnet waren. Ein Fühler für die öffent[lic]he Meinung und eine Drohung für den Papst war vor [al]lem die Flugschrift „Papst und Kaiser", die nach den ver[un]glückten Speculationen auf Rehabilitation des Gallicanismus [da]s Projekt einer französischen Nationalkirche auf neuer Basis

esset, sed exigua; nec enim cum valde angusta sit, capax fuisse videtur alicujus simulacri, humanae statuae similis.

Aus diesen Gründen erscheint der vermeintliche Irrthum, den Justin eingeführt und andere Kirchenväter getheilt haben sollen, als ein im hohen Grade unwahrscheinlicher.

F. K.

XXVIII.

Die römische Frage in den französischen Kammern.

I.

Seit zwei Jahren hält bereits das Schicksal des heiligen Vaters die katholische Welt in Spannung und Aufregung. Mehr als alle übrigen Katholiken waren die in Frankreich von den Ereignissen betroffen; sahen sie doch immer deutlicher und bestimmter die Complicität ihrer Regierung mit dem Räuberkönig in Turin an den Tag kommen, Frankreichs Siege zu einer ihrer tiefsten Ueberzeugung nach unfranzösischen Politik mißbraucht, seine Ehre und Würde den schmählichsten und feigsten Attentaten einer durch Verrath triumphirenden Revolution Preis gegeben, seinen Namen vor der Mit- und Nachwelt unauslöschlich gebrandmarkt. Man muß den tiefen Schmerz und die gerechte Entrüstung in den zahlreichen, an Inhalt und Umfang so verschiedenen Schriften, die für das Recht des heiligen Stuhles eingetreten sind, dem heimtückischen

und empörenden Verfahren des Imperialismus und seiner bezahlten Pamphletisten gegenüber wohl beachten, wenn man nicht in den Irrthum fallen will, das officielle Frankreich für das wirkliche zu nehmen und die alte Ritterlichkeit der Nation für völlig ertödtet zu erklären.

Die Sympathien für Pius IX. haben fortwährend in Frankreich intensiv und extensiv gewonnen; die Trauergottesdienste für die im Dienste des Papstes gefallenen, die populären Ovationen für die heimkehrenden Irländer und Franzosen, die Opferfreudigkeit in den Spenden für den heiligen Stuhl, die von der officiösen Presse so bitter denuncirte Verbindung zwischen Akademie und Klerus, die Reden von Guizot und Lacordaire, selbst die über die Reise der Kaiserin Eugenie verbreiteten Gerüchte lieferten hiefür die reichlichsten Belege, während die strengen Maßregeln der Regierung, die Anwendung der Preßgesetze auf die bischöflichen Erlasse, die Unterdrückung so vieler eifrig katholischen Blätter in den Provinzen, die verdoppelten Angriffe der inspirirten Presse nicht bloß gegen die weltliche, sondern auch die geistliche Gewalt des Papstthums die Besorgnisse der herrschenden Partei nur allzusehr dokumentirten. Alle die künstlichen Manöver, durch eine Sündfluth von Broschüren und durch die verwirrendsten Nachrichten die Geister auf die erstrebte Lösung des Problems zu präpariren, den Gallicanismus zu resuscitiren, eine französische Staatskirche ohne Papst zu improvisiren, alle revolutionären Elemente zur Einschüchterung der Katholiken zu verwerthen, das heuchlerische Spiel vor den Massen zu verdecken und zu beschönigen — sie alle haben ihren Zweck nicht erreicht und wohl die trüben Ahnungen bestärkt, Gaeta's Fall werde auch den völligen Sturz der päpstlichen Herrschaft herbeiführen*),

*) So sagte ganz klar der Siècle vom 15. Dec. v. Js.

aber zugleich auch nur desto lauteren Protest und desto größere Energie in den katholischen Kreisen hervorgerufen. Bald mußte auch die letzte Hülle fallen, die Napoleons III. Politik dem heiligen Stuhle gegenüber wenigstens vor der Menge noch umschleiert hielt.

Nachdem durch die Dekrete vom 24. November v. J. dem Senate und dem gesetzgebenden Körper eine freiere Bewegung und seinen Verhandlungen eine größere Publicität eingeräumt worden war, sah man allgemein mit Interesse ihren Adreßdebatten entgegen, bei denen die römische Frage nach dem Wunsche des Landes wie nach dem Inhalt der Thronrede nicht umgangen werden konnte und so wenig man auch bei der bekannten Art der Bildung dieser Körperschaften auf eine völlig unabhängige und wahrhaft conservative Majorität rechnen durfte, so konnte man doch manches freie, männliche und entschiedene Wort aus ihrer Mitte erwarten, ja selbst moralische Erfolge sich von einer Discussion versprechen, in der die napoleonische Politik offener als bisher an das Tageslicht zu treten genöthigt schien. Die Hoffnung ist denn auch völlig in Erfüllung gegangen. Wohl geben die Adreßentwürfe beider Kammern (wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf) den katholischen Sympathien für den heiligen Vater nur einen matten, theilweise zweideutigen und mit einem wenn auch leise ausgesprochenen Tadel gegen denselben untermischten Ausdruck, indem der Entwurf des Senates bei seiner in der Hauptsache der päpstlichen Sache günstigeren Fassung die vielgebrauchte Phrase von der „Intrigue, die sich das Gewand dieser heiligen Sache erborgt“ adoptirt, der des corps legislatif deutlich den „Widerstand gegen die weisen Rathschläge Frankreichs“ als Gegenstand verdienter Rüge bezeichnet; aber auch in dieser Form waren die Aeußerungen der Kammern noch immer eine dem verhöhnten Recht dargebrachte Huldigung und der Gang der Discussion selbst wie die Reden vieler hervorragen-

den Mitglieder konnten nur das Interesse für die mit so vielen künstlichen und hinterlistigen Mitteln angefochtene Sache erhöhen.

Wie trefflich der Napoleonismus die öffentliche Meinung zu bearbeiten versteht, davon hat er bereits unzählige Proben, und namentlich auch in dieser Angelegenheit, geliefert. Aber vor dem Zusammentritt der Senatoren und Deputirten war diese Thätigkeit verdoppelt worden, nicht nur regnete es neue officiöse Broschüren, die in den verschiedensten Wendungen bald den Geistern den Puls fühlen, bald positiv die französische Politik in Italien vertheidigen sollten; sondern es wurden auch — zum erstenmale in dem wiederaufgerichteten Kaiserreich — den beiden Körperschaften diplomatische Aktenstücke vorgelegt, völlig darauf berechnet, ihr Urtheil zu Gunsten der Regierung und ihre Beistimmung zu dem, was diese gethan und was sie unterlassen, in allen Punkten zu gewinnen.

Ehe wir auf die Debatten der beiden Körperschaften selber eingehen, müssen wir hier in Kürze diese zur Vorbereitung derselben und zur Bearbeitung der Gemüther bestimmten Publicationen besprechen.

Das vielfach ermüdete Publikum hatte seit dem Erscheinen des Pamphlets „Papst und Congreß" den zahlosen neuen Broschüren, und selbst der über den Verkauf Venetiens, nicht mehr die frühere Aufmerksamkeit geschenkt. Aus der Fluth derselben tauchten aber in den letzten Monaten besonders drei hervor, die eine größere Bedeutung zu haben schienen und obschon verschieden in ihrer Tendenz doch gleichmäßig auf die kaiserliche Demokratie, den französischen Klerus und den römischen Stuhl berechnet waren. Ein Fühler für die öffentliche Meinung und eine Drohung für den Papst war vor Allem die Flugschrift „Papst und Kaiser", die nach den verunglückten Speculationen auf Rehabilitation des Gallicanismus das Projekt einer französischen Nationalkirche auf neuer Basis

reconstruirte, in der die imperalistische Demokratie mit dem vollen Byzantinismus verschmolzen war*). Der Imperator als Chef der Nationalreligion, der Erzbischof von Paris als Groß-Patriarch mit zwölf Cardinälen, der Papst als zur Einfachheit der Urkirche zurückgeführter, der Vormundschaft über Frankreich entsetzter, durch eine Repräsentation mit bloß berathender Stimme auf dem französischen Nationalconcil vertretener Primas im Pensionsstande, Wahl der Bischöfe und Priester durch allgemeine Abstimmung, Civilconstitution des Klerus in einer Quintessenz der gallikanischen und revolutionären Theorien — das waren die Grundlagen der neuen kirchlichen Verfassung des katholischen Frankreichs. Das wohl nur zu sehr an den Tag legende Projekt, was man thun würde, wenn man könnte, hatte weder in Frankreich, wo man es verhöhnte, den gewünschten Effekt noch in Rom, wo man die gleiche Festigkeit in den streitigen Fragen bewies, während die Allokution vom 17. December 1860 diese Grundsätze widerlegte und verurtheilte. Zu laut hatte der französische, wie der gesammte katholische Episcopat für die weltliche Souverainetät des römischen Stuhles gesprochen, als daß von ihm ein Eingehen auf schismatische Tendenzen zu erwarten stand. Den Groll darüber prägte bald eine neue, unter Mitwirkung eines suspendirten Geistlichen verfaßte Flugschrift aus, die nicht minder aus den Tuilerien ihren mittelbaren Ursprung hatte**). Es war der in Rom erscheinenden Sammlung der zu Gunsten der Rechte des heiligen Vaters in allen Theilen der Erde und namentlich von den Bischöfen veröffentlichten Schreiben, Adressen und Abhandlungen***) in Frankreich der Einlaß verweigert;

*) Pape et Empereur par Cayla, vom Siécle seit 20. Nov. 1860 hochgepriesen und verarbeitet.

**) Rome et les Evêques de France. Paris, Dentu. 1861.

***) La Sovranità temporale dei Romani Pontefici propugnata nella sua integrità. Roma 1860.

das Preßbureau in Paris bewahrte sie sorgfältig und der Verfasser der Schrift: „Rom und die Bischöfe Frankreichs“ nahm davon Anlaß, die Anschauungen der imperialistischen Publicisten gegenüber den dort gedruckten, hier verstümmelt angeführten Aeußerungen der Bischöfe von Orleans, Perpignan, Nimes, Rhodez und Ajaccio in einer Weise zu vertreten, als wären diese fünf Prälaten die einzigen, die so „extravagante politische und religiöse Meinungen“, wie die von der Nothwendigkeit des Kirchenstaates für den Papst, ernstlich vertheidigen und als seien die entgegengesetzten Ansichten die vorherrschenden, die der größere Theil der Bischöfe und besonders der niedere Klerus nur aus Furcht, bei der römischen Curie in Ungnade zu fallen, nicht offen zu bekennen wage. Ganz dieselbe Taktik, die nachher Prinz Napoleon annahm, der da sagte, für eine Intervention in Italien habe man nichts als die Gebete einiger verirrten Bischöfe und eine bejammernswerthe Partei im Innern. Der Verfasser klagt die Päpste seit dem Mittelalter der Einmischung in weltliche Dinge, die Bischöfe und Priester der Connivenz und Mitwirkung in dieser Usurpation, damit die ganze Kirche eines tiefen Falles an; er findet einen heillosen Widerspruch zwischen den Päpsten der ersten sieben Jahrhunderte, die nie darangedacht, eine weltliche Souverainetät sich anzueignen, und denen der späteren Zeiten, die mit aller Energie diese Souverainetät behaupteten, wobei er nicht einsieht, daß jene, indem sie nicht nach dem verlangten, was einem Anderen gehörte und ihre Nachfolger, indem sie das nicht aufgeben zu dürfen glaubten, was einmal rechtmäßiger, ihrer Verwaltung anvertrauter Besitz der Kirche geworden war und was kein Anderer ohne Raub ihnen entreißen konnte, das suum cuique gleichmäßig heilig hielten, daß nur die Umstände verschieden, das Princip aber das gleiche war, mochten die Päpste als Unterthanen des Kaisers in Byzanz den Gehorsam gegen ihn predigen oder einmal Landesherrn geworden, von ihren Unterthanen Gehor-

sam verlangen. Der kaiserliche Anonymus kann es nicht verschmerzen, daß die Päpste, souverain geworden, nicht mehr in Allem den Kaisern unterwürfig waren, und nimmt daran ein schweres Aergerniß, daß der „Nachfolger Karls des Großen" nicht mehr die alte Autorität bei dem Papste hat und Pius IX. die uneigennützigen Rathschläge Napoleons III. so wenig befolgt, als Pius VII. die Napoleons I., obschon der Erwählte Frankreichs ihn nur von dem demüthigenden Joche Oesterreichs befreien und ihn zum moralischen Haupte Italiens machen wollte. Die Broschüre bekämpft den Cäsaropapismus und setzt sich darin mit der vorgenannten in Widerspruch. Gleichwohl meinten Viele, sie hänge innig mit dieser zusammen. Behalte Nr. 2 Recht, so sei Nr. 1 im Begriffe Wahrheit zu werden; sei der Papst in Rom Sardiniens Unterthan, so sei der Papst-Kaiser in Frankreich rasch gefunden.

Indessen veranlaßte die Verachtung und der geringe Effekt, den diese Publicationen erlangten, den „Moniteur" (21. Januar 1860) zu einer strengen Note über die Verfertiger derartiger Broschüren und auf einem ganz andern, weit mehr praktischen Wege, auf dem von den Gegnern so sehr ausgebeuteten Felde der Thatsachen und der diplomatischen Verhandlungen, sollte die am meisten verkannte Legalität und Offenheit der italienischen Politik Napoleons III. zur Anerkennung gebracht werden. Die Broschüre von La Guerronnière*), die in engster Beziehung zu den 38, den Kammern mitgetheilten Dokumenten steht und sie vielfach illustrirt und erläutert, trat an das Licht — eine Fundgrube von Belehrungen für die Anhänger des Bonapartismus, ein Arsenal von Waffen für ihren Kampf mit der „extremen Partei" der Freunde des Papstes, das von den Getreuen in der That

*) La France, Rome et l'Italie. Par M. De la Guerronnière. Paris 1861.

gewissenhaft benützt wurde. Wohl lassen die vorgelegten Aktenstücke wie die Broschüre manche erhebliche Lücke; wohl wird man über die Unterhandlungen mit dem Hofe von Turin nicht genügend aufgeklärt, die freilich seit dem berühmten diplomatischen Bruche in strengster Zurückgezogenheit und Verborgenheit geschehen mußten, aber der Gewinn ist sicher erreicht: man hat die Halsstarrigkeit des Papstes vor dem Senate und dem gesetzgebenden Körper, vor Frankreich, vor Europa, das freilich längst dieselbe kannte, auf das schlagendste dokumentirt.

Herr de la Guerronnière beschäftigt sich mit den Ursachen des Zerwürfnisses zwischen dem Vatikan und den Tuilerien oder dem Papstthum und Italien, die natürlich nicht in der an Hingebung, Geduld und Selbstverläugnung, an Treue und Ehrfurcht so reichen Politik des Beherrschers der Franzosen, auch nicht in der hochherzigen nationalen Bewegung der Italiener, deren Führer der Papst (an der Seite Napoleons III.) hätte seyn können und sollen, zu suchen sind, sondern einzig in der Verblendung des römischen Hofes, der sich selber durch Ungefügigkeit gegen Frankreichs Rath und Undankbarkeit gegen dessen um die Kirche hochverdienten Beherrscher seine dermalen so schwierige Lage bereitet hat. Es waren insbesondere Leute aus den alten Parteien Frankreichs, die der neuen Ordnung der Dinge abhold und ihre Niederlagen zu rächen bestrebt schon seit dem 10. December 1848 hinterlistigerweise die französische Regierung verläumdeten und mit ihren Intriguen in die Kirche eindrangen, den Klerus bethörten und selbst das edle Herz Pius IX. irrezuleiten wußten. Namentlich aber benützten sie den von Napoleon III. der italienischen Nation hochherzig geleisteten Beistand, um ihn und die Lauterkeit seiner Bestrebungen, das Papstthum mit Italien zu versöhnen, bei dem Papste zu verdächtigen, was ihnen nur zu sehr gelang. Dieser schloß sich auf das engste an Oesterreich an und entfremdete sich durch Verweigerung der von Frank-

reich angerathenen Concessionen die Gemüther der Italiener immer mehr. Napoleon III. hatte eine doppelte Mission: seinen persönlichen Gefühlen nach mußte er den heiligen Vater, dem Ursprung und den Bedingungen seiner Herrschaft nach die italienische Unabhängigkeit beschirmen; auf beides war sein Blick mit gleicher Fürsorge gerichtet. Der Herr Staatsrath geht auf die Geschichte der letzten zehn Jahre zurück und erinnert an die römische Expedition von 1849, die Napoleon „auf Kosten seiner Popularität" ausgeführt haben soll, während nichts so gewiß ist, als daß eben diese Expedition ihm am meisten die Sympathien des Klerus, und damit auch, wie diesem von seinen Gegnern noch heute vorgeworfen wird, die günstige Abstimmung des Volkes gewonnen hat. Er denuncirt den mehr als zehnjährigen Druck der „Führer der katholischen Partei" auf den Klerus und den römischen Hof und deren verbrecherische Conspirationen, wobei nur das befremdend erscheint, daß ein so scharfsichtiges Regime erst so spät eine solche Entdeckung gemacht und die Gefahr nicht früher seinen treuen Freunden signalisirt hat. Der „aufrichtige, aber unabhängige Katholik" stellt die fanatischen Papstfreunde als ein kleines Häuflein dar, während doch anderwärts die Zahl der Bethörten als sehr beträchtlich und der Herzog von Grammont über die zahlreichen französischen Deputationen in Rom sehr bestürzt erscheint; er preiset die französische Geistlichkeit und incriminirt sie auf das schwerste, sogar in den wohlthätigen Vereinen und den Geldsammlungen wittert er Hochverrath. In seinem apologetischen Eifer, der ihn zu den schwersten Beschuldigungen gegen Oesterreichs furchtbare Tyrannei in Italien fortreißt, rechtfertigt er Piemonts Invasion in die Marken als eine weise Vorsichtsmaßregel gegen die revolutionären Leidenschaften in Neapel und als einen fast gebotenen Angriff gegen die in Rom residirende Reaktion, so daß man gar nicht mehr begreift, warum denn eigentlich Napoleon III. dieses Vorgehen so höchlich „mißbilligt" hat, und das an einer Macht,

die in sich „alle lebendigen Kräfte der Nation" vereinigte und deren Beruf Italiens Befreiung geworden war. Mit meisterhafter Gewandtheit weiß der sachkundige Staatsrath alle Thatsachen um den hartnäckigen Papst, den großmüthigen Beherrscher Frankreichs, die rühmlich erstehende italienische Nation zu gruppiren und gelangt zuletzt zu der nicht ausgesprochenen, aber klar angedeuteten Conclusion: der undankbare Pius wird seinem Schicksal überlassen.

Nicht minder gut sind die mitgetheilten, von La Guerronnière großentheils benützten Acktenstücke ausgewählt, die mit einer Depesche des Herzogs vom Grammont vom 28. Januar 1860 beginnen. Es schien nicht ersprießlich, auf das Schreiben Napoleons aus Desenzano vom 14. Juli 1859, das den ersten Abtretungsvorschlag enthielt, und das was sich daran knüpfte, zurückzukommen; es war vielleicht auch nicht räthlich, auf die damals vom August bis zum Oktober geführten Verhandlungen über zweckmäßige Reformen zurückzugehen, bei denen Graf Walewski laut der Depesche des Nuntius Sacconi vom 13. Oktober 1859 sich völlig befriedigt mit dem vom heiligen Vater Zugestandenen erklärte, wie er auch in seinem Circular vom 5. November andeutete; das hätte nicht zu Thouvenels Depeschen vom 8. und 12. Februar 1860 gepaßt, die gegen die Verweigerung „jeder Concession und jeder Reform" sich so sehr ereifern, weil der Papst es nicht mit seiner Würde vereinbar hielt, vor der Zurückgabe der losgerissenen Provinzen die im Princip zugestandenen Aenderungen zu veröffentlichen, welche die Umsturzpartei dem Druck von Außen zuschreiben und mit ihrem souverainen Trotz zurückweisen konnte zu noch größerer Entwürdigung der päpstlichen Souverainetät. Ebensowenig hat man die Antwort veröffentlichen zu sollen geglaubt, die den ersten Reclamationen des Cardinal-Staatssekretärs bezüglich der Broschüre „Papst und Congreß" zu Theil wurde. Die römische Regierung war es, die ein bestimmteres Heraustreten der napoleonischen Po-

litik provocirte, zunächst in der vom Moniteur so sehr bedauerten Antwort des heiligen Vaters auf den devoten Neujahrsgruß des Grafen Goyon. Jetzt erst brachte das officielle Blatt von Paris am 11. Januar 1860 das Schreiben an den heiligen Vater vom 31. Dezember, das nicht unglaubwürdigen Angaben zufolge zurück datirt worden war. Das päpstliche Urtheil über jene Broschüre mußte auch von diesem Schreiben gelten, das sich in der Hauptsache zu ihren Grundsätzen bekannte. Das am 8. Januar erlassene Antwortschreiben ward seinem wesentlichen Inhalt nach in der Encyclica vom 19. Januar 1860 allen Gläubigen mitgetheilt, wozu die Berechtigung doch wahrlich in der dem Briefe Napoleons gegebenen Publicität und in der ganzen Stellung des Papstes der katholischen Welt gegenüber mehr als hinreichend gegeben war, wie die klassische Note des Cardinals Antonelli vom 29. Februar v. J. überzeugend nachweist. Gleichwohl war „Frankreich" darüber sehr beleidigt und nahm es im besondern übel, daß die Encyclica „im Geheimen" gedruckt und ohne Vorwissen seines Gesandten nach Marseille und Paris geschickt ward, wo ihre Veröffentlichung das Todesurtheil des „Univers" wurde; es war, als sei die päpstliche Regierung nicht berechtigt, etwas ohne „Frankreichs" Autorisation zu publiciren und als müsse der päpstliche Erlaß, dessen Mittheilung allerdings versprochen war, schon vor der Absendung an die Bischöfe dem Repräsentanten der großen Nation eingehändigt werden. Das ist der Gegenstand der Beschwerde des Herzogs von Grammont in der oben angeführten Depesche vom 28. Januar 1860.

Die Noten des Herrn von Thouvenel vom 8. und 12. Februar suchten die Encyclica zu bekämpfen, indem sie die Responsabilität für die Ereignisse in der Romagna dem Papste und den Oesterreichern aufbürdeten und es für den schwersten Mißgriff erklärten, daß eine ganz weltliche Sache auf das religiöse Gebiet übertragen worden sei. Es sollte der Papst aus den „mystischen Regionen" herabsteigen, und das fast

accompli sanktioniren, in welchem Falle Frankreichs loyales Bemühen vielleicht das wieder gut zu machen im Stande wäre, was Roms Starrsinn verdorben. „Der römische Hof begriff die Lage nicht“, sagt Herr de la Guerronnière, „oder wollte sich ihr nicht unterziehen“. Daß es noch ein Drittes gab, daß der Papst sich ihr nicht unterziehen konnte, nicht konnte, weil er seinen Eiden, den Gerechtsamen und Interessen der Kirche, sowie den Principien des europäischen Rechtes nicht zuwider handeln durfte, das wollte weder der schriftgewandte Staatsrath noch sein Auftraggeber begreifen. Sie beschuldigen den Papst der Hartnäckigkeit, weil er ihre Rathschläge nicht beachtet, während sie das Mißachten solcher Rathschläge von Seite Piemonts ruhig hinnehmen, obschon hier die Mißachtung der Rathschläge zugleich die Mißachtung von Ehre, Pflicht und Völkerrecht involvirte. Treffend, namentlich in Bezug auf die folgenden Ereignisse, hat der beredte Bischof von Orleans dem kaiserlichen Staatsrath erwidert: „Ist Cardinal Antonelli halsstarrig, so ist es Graf Cavour nicht minder. Es gibt zwei Halsstarrige in Italien, nicht bloß einen. Wissen Sie aber, was den von Ihnen hervorgehobenen Starrsinn Roms besonders auffallend macht? Der Contrast zu der Nachgiebigkeit Frankreichs. Die schwache Macht gibt nicht nach, die starke Macht gibt immer nach. Wollen Sie wissen, wem? Piemont das nie nachgibt, England das nie nachgibt, der Revolution die nie nachgibt.“

Wer seine Ansicht zur Ueberzeugung aller Vernünftigen erheben will, bringt nicht bloß seine Gründe für dieselbe vor, sondern widerlegt auch die von den Vertretern entgegengesetzter Meinungen geltend gemachten Argumente. Von Letzterem findet sich keine Spur, weder in den Depeschen der französischen Diplomatie, noch in den Broschüren von La Guerronnière und Consorten. Die Note des Cardinals Antonelli vom 29. Febr. v. Js. harrt noch heute der Widerlegung. Rom blieb sich consequent, indem es nicht auf die neuen Principien ein-

[illegible]

[illegible]

---

* [illegible]

Piemonts und des so verletzenden Schreibens, das Viktor Emmanuel am 6. Februar an den heiligen Vater gerichtet, das freilich mit keiner Sylbe in den Depeschen der französischen Diplomaten erwähnt wird, war es eine starke Zumuthung, der Papst solle den Verfolger seiner Brüder, der Bischöfe, und der Kirche zu seinem Vikarius ernennen, stärker als wenn man, wie Bischof Dupanloup bemerkte, das Vikariat des Prinzen von Joinville über Algerien bei Napoleon III. in Vorschlag bringen würde. Die Zurückweisung dieses Vorschlages von Seite Roms war eine „Beleidigung Frankreichs". Dagegen war es keine Beleidigung Frankreichs, daß Sardinien durch seinen Prokonsul Farini sogleich am 11. und 12. März die Abstimmungsmaschine in Bewegung setzte und bei der Votation nur die Wahl zwischen „Union mit Piemont" und einem „getrennten Reiche" zuließ, seitdem auch durchaus sich so gerirte, als sei niemals von einem Vorbehalt päpstlicher Rechte in was immer für einer Form die Rede gewesen. Das alliirte England hatte ja diese Abstimmung gewünscht, und die suffrage-universel-Regierung in den Tuilerien konnte am wenigsten deren Anwendung entgegentreten*).

Erst nachdem ein Versuch Cavours, sich mit dem Papste auf Grund der Anerkennung des Raubes zu verständigen (20. März), in Rom entschieden zurückgewiesen war (2. April), brachte das Tuilerienkabinet (8. April) eine „neue Lösung" in Vorschlag, bei der aber schon der Verlust der Legationen für den Papst als selbstverständlich vorausgesetzt wurde. Die Lösung enthielt drei Punkte: 1) Promulgation der bereits von Sr. Heiligkeit genehmigten Reformen; 2) Zahlung von Sub-

---

*) Die meisten der bis jetzt angeführten Aktenstücke haben eine eingehendere Erörterung gefunden in der Schrift: Der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Freiburg bei Herder 1860. Abschnitt XV. S. 315 ff.

sidien durch alle katholischen Mächte; 3) Organisation eines zur Aufrechthaltung der Ordnung dienenden Armeekorps mit Ausschluß von Oesterreichern und Franzosen. Das durch die katholischen Mächte geübte Protektorat sollte, wie Hr. de la Guerronnière versichert, als eine glänzende Huldigung gegen den gemeinsamen Vater der Christenheit betrachtet werden. Was nun diese Vorschläge betrifft, so beharrte, wie der Herzog von Grammont am 14. April berichtet, der heilige Vater bei den gemachten Zugeständnissen, aber ebenso auch darauf, daß die Bestimmung des Zeitpunktes der Publikation nur von ihm ausgehen könne; man wußte auch in Rom, wie jede sofortige Concession als Sieg der französischen Diplomatie ausgebeutet worden wäre. Was die Subsidien angeht, die schon die Broschüre „Papst und Congreß" vorgeschlagen, so war am 7. April der französische Gesandte in Wien beauftragt worden, einen deßfallsigen Antrag zu stellen, wovon am 8. der Gesandte in Rom verständigt ward, ehe man die Einwilligung des Papstes dafür erlangt. Der heilige Vater ließ nun erklären, daß er das System einer in das Hauptbuch der katholischen Staaten eingetragenen Rente in keinem Falle, und höchstens nur eine Combination annehmen könne, welche die Form einer Compensation der ehemaligen kanonischen Abgaben hätte, die aus Einkünften vakanter Beneficien geleistet würden. Lieber aber wollte der Papst die Bedürfnisse der Kirche und des Restes der weltlichen Regierung aus dem Almosen der Gläubigen bestreiten, als Stipendiat der Höfe werden, von denen er nur zu wohl wußte, was zu erwarten stand und welche Folge der Annahme des angebotenen „frommen Tributs" gegeben werden würde. Wenn ihm jetzt schon Undank vorgeworfen wird, welcher schwarze Undank wäre ihm vorgeworfen worden, hätte er noch von Napoleon III. und durch seine Vermittlung Subsidien bezogen! Rom wußte ebenso, welchen Werth eine unter Frankreichs Leitung gegebene Garantie für den Besitz des Restes der päpstlichen Staa-

ı haben würde, zumal nach der Mißachtung der 1815 für
s Ganze gegebenen Bürgschaften, nach dem Bruch des Frie-
ıs von Villafranca und Zürich, und bei dem Stande der
ıtigen Weltlage. Zudem wäre in der Annahme die Aner-
ınung eines Unterschiedes zwischen den geraubten Provinzen
d den noch übrigen Theilen des Staates, eine mindestens
llschweigende Verzichtleistung auf erstere gelegen gewesen. In
etreff der in Aussicht gestellten Verhandlungen der katholi-
en Mächte über die römische Angelegenheit brachte Cardinal
ıtonelli nach dem Berichte Grammonts vom 14. April 1860
s Dilemma vor: Entweder erkennen diese Mächte den Raub
r Romagna an, oder sie mißbilligen ihn. Im ersten Falle
nn der heilige Stuhl nicht mit ihnen conferiren, im zweiten
nn er nicht zugeben, daß alle katholischen Staaten, die eine
imponirende Macht in der Welt bilden, dahin gebracht
en, im Stillen zu leiden und ihre Unzufriedenheit aus Furcht
r Sardiniens Mißfallen zu verbergen; sie sollen ihren Wil-
ısentschluß kundgeben, und der Räuber wird dem Opfer sei-
r Usurpation das Geraubte erstatten*).

Vor Allem wichtig war die Frage über eine ausreichende
mee. Die Drohung mit dem Abzug der französischen Trup-
n war schon öfter laut geworden; der Papst hatte sie mit
ıhe und Kälte entgegengenommen. Die Stadt Rom zu
ützen schienen die päpstlichen Truppen ausreichend, wenn
ıe katholische Macht zweiten Ranges die Besetzung Umbriens
d der Marken übernahm. Spaniens Intervention war be-
ts 1859 vereitelt; Neapel ward sowohl durch die Gährung

*) Zu bemerken ist übrigens, daß Cardinal Antonelli mehrere der ihm in den Mund gelegten Aeußerungen nicht anerkennt. Wir werden unten noch mehrere Beispiele von französischen Diplomatenkünsten anzuführen haben, die das großartige Lügengewebe immer großartiger erscheinen lassen.

auf Sicilien, als durch diplomatische Künste gehindert und hatte seine Weigerung am 24. März 1860 mit der Unzulänglichkeit der eigenen Streitkräfte motivirt; zudem mußte es eine ihm gelegte Falle besorgen. Sardinien erklärte wohl gegen Frankreich, es werde sich einer Occupation der südlichen Provinzen des Papstes nicht widersetzen, wofern damit kein Aggressivplan verbunden sei; anderwärts aber hatte es geäußert, es werde ein Einrücken bourbonischer Truppen als Kriegsfall betrachten. Wollte nun der Papst seiner Pflicht als Landesherr wie seiner Obliegenheit, das Erbgut der Kirche nach Kräften zu vertheidigen, unter diesen Umständen und zumal bei der fortwährend drohenden Invasion der Freischärler genügen: so mußte er darauf sinnen, seine geringen Truppen nach Thunlichkeit zu verstärken und durch einen tüchtigen Chef für den Kampf zu befähigen. Das führte zu der von dem Kämmerer Grafen Merode eingeleiteten Ernennung des berühmten Lamoricière zum Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen, nachdem Napoleon III. (Dokum. 13 und 14) erklärt, daß er nichts dagegen einwende. Daß man ungern dieses geschehen ließ, war wohl zu erklären; daß man aber nach längst ertheilter Zustimmung und nach dem Unterliegen des kühnen Feldherrn ihm und der päpstlichen Regierung aus dieser Ernennung und deren Annahme ein Verbrechen machte, als hätten es beide auf eine politische Demonstration gegen den Beherrscher Frankreichs abgesehen, und hiebei wie bei der Anwerbung von Freiwilligen „mit Hinterlist", wie Prinz Napoleon sagt, gehandelt, das war mehr als erwartet werden durfte. Frankreich hatte seit Jahren auf Organisation einer tüchtigen päpstlichen Armee gedrungen; jetzt ward dieselbe als Beleidigung angesehen und der fromme Staatsrath setzt bei, es hätte sich der Papst in gottergebener Resignation ganz passiv verhalten sollen. Daß die Ersetzung der Franzosen durch Mächte zweiten Ranges nicht zu Stande kommen werde, wußte man nirgends besser als in Paris, und der päpstliche Stuhl mußte aus nahe

liegenden Gründen die Freiheit, sich selbst eine Armee zu schaffen, einer geliehenen Militärmacht der verschiedensten Staaten und von den heterogensten Bestandtheilen vorziehen. An demselben Charsamstag (7. April) 1860, an dem der französische Minister des Aeußern jenen Vorschlag formulirte, verkündigte das officielle Journal von Rom die längst erwartete Ernennung des Hrn. von Lamoricière, die, wie der Herzog von Grammont in einer Depesche vom gleichen Tage sich rühmte, von ihm bis dahin hintertrieben worden war. Schon am 8. April erschien des afrikanischen Helden berühmter Tagsbefehl, der namentlich durch die Vergleichung der modernen Revolution mit dem erobernden Islam im Lager der kaiserlich disciplinirten Demokratie den höchsten Zorn erregte. Die Reisen so vieler französischen Katholiken nach Rom, der Anschluß vieler jungen Männer, zumal aus der Bretagne, an den kriegsgeübten Feldherrn, „den Frankreich bei seinen glorreichen Kämpfen in Italien und in der Krim nicht unter seinen Adlern erblickt hatte" *), der Hoffnungsstrahl, der rasch die conservativen Kreise auch in Italien durchzuckte und seit den Ostertagen in vielen Kundgebungen hervorleuchtete, brachte den Herzog von Grammont in Allarm, der in seinem Schreiben vom 10. April bittere Klagen über die Ostentation ausspricht, mit der französische Deputationen in Rom nicht bloß kirchliche Sympathien, sondern eine dynastische Opposition gegen den Erwählten so vieler Millionen Franzosen an den Tag legten, sowie über die Ermuthigung, die „einige einflußreiche päpstliche Kämmerer" (die Broschüre nennt ausdrücklich Hrn. von Merode) diesen Manifestationen angedeihen ließen. La Guerronnière sagt: „es sollte eine neue Vendée, eine Parodie von Coblenz organisirt werden, ein Kreuzzug gegen das mo-

---

*) Der Verbannte sollte demnach ohne Umstände in die napoleonische Armee eintreten.

seine Rechte". Zwar ließ der Herzog von Grammont dem Cardinal Antonelli die Gerechtigkeit widerfahren, daß er die Agitation in keiner Weise befördert und viele Legitimisten wären, wie Bischof Dupanloup erwähnt, nicht allzufrüh von ihrem Empfang in Rom erbaut: allein der Groll war lebhaft erregt, und man fand es bequem, den Widerstand des Papstes gegen die napoleonischen Prätentionen auf Rechnung der Legitimisten allein zu setzen. Die Feinde Frankreichs, hieß es, haben Pius IX. in ihrer Gewalt, wie einst die Feinde Frankreichs — damals ketzerische Engländer und schismatische Russen — Pius VII. gegen Napoleon I. aufgestachelt haben*).

Zum Schein ward im April bis zum 19. Mai über die Räumung von Rom und Civitavecchia unterhandelt. Wie Herr von Thouvenel am 14. April schreibt, hielt Napoleon seine Truppen für entbehrlich, da die des Papstes über 17000 Mann zählten und täglich neuen Zuwachs erhielten. Damals waren also 17000 Mann hinreichend, während im September 20000 Franzosen für Rom allein nicht hinreichend waren. Der päpstliche Obergeneral bedurfte aber Zeit, um seine aus den verschiedensten Ländern herbeiströmende Mannschaft, zum großen Theile Rekruten, einzuüben und zu discipliniren, ein plötzlicher Abzug der Franzosen ward daher als unthunlich erkannt. Am 15. Mai hatten päpstliche Carabinieri unter Pimodan die Schaaren Zambianchi's zurückgeschlagen; Garibaldi's Einfall in Sicilien erhöhte die Gefahr, die von Süden immer näher sich heranzuwälzen schien. Die Worte Thouvenels in der Depesche an Grammont vom 18. August: „So lange der heilige Vater in Rom ist, werden Frankreichs

---

*) Später streute man Depeschen aus, Lamoricière's Portefeuille mit höchst compromittirenden, eine legitimistische Verschwörung beweisenden Papieren sei in Fanti's Hände gefallen. Das Ganze war eine in Paris ersonnene Tendenzlüge.

Truppen der Autorität des heiligen Stuhles **daselbst** Achtung verschaffen", waren wenig geeignet zu beruhigen.

Aeußerst dürftig sind die den französischen Kammern vorgelegten Akten über das, was dem Raubeinfall in die Marken und Umbrien unmittelbar voraus ging und folgte, einer Invasion, die nur noch ein theilweise noch schmählicheres Analogon in der Expedition zur Unterstützung Garibaldi's gegen Franz II. fand. Hatte doch selbst Lord Russel am 29. Mai an Sir John Hudson geschrieben: „Solange die Truppen des Papstes nicht in die Aemilia oder Toskana einfallen, ist Sardinien verpflichtet, eine defensive Haltung zu bewahren." Am 13. August hatte Farini als Minister des Innern in Turin erklärt, die Regierung werde keine Vorbereitungen zu Gewaltthaten gegen benachbarte Staaten dulden, und das Zusammenziehen von Truppen bei den jetzigen päpstlichen Grenzen hatte man mit der Absicht motivirt, bewaffnete Einfälle in das römische Territorium zu hindern. Die beispiellose Forderung Cavours vom 7. September, das Einrücken von Cialdini und Fanti noch vor dem Eintreffen der Antwort des Cardinal-Staatssekretärs, die Erdrückung der päpstlichen Armee durch Uebermacht, das schmachvolle Benehmen Cialdini's bei Ancona sind allbekannt. Nach La Guerronnière hätte der päpstliche Obergeneral sich (nach dem Beispiel „Frankreichs") mit einem Protest begnügen, sich gegen Rom zurückziehen und den Piemontesen ohne Schwertstreich das Land überlassen sollen, statt seine tapferen Franzosen auf die Schlachtbank zu liefern.*) Ueber die „legitimistischen Banden" drückt sich der Staatsrath etwas respektvoller aus, als sonst die kaiserliche

*) Gegen die nichtswürdige Herabsetzung der übrigen päpstlichen Soldaten, darunter auch der deutschen, wurden bereits die ernstesten Reclamationen erhoben, wie erst kürzlich durch den Obersten von Vogelsang in der „Allgemeinen Zeitung".

Presse gethan, die den Thaten der Piemontesen einen Applaus spendete, der viele Gemüther in Frankreich auf das tiefste verletzen mußte, so daß selbst die „Revue des deux mondes" diesen Gefühlen Ausdruck geliehen hat.

Frankreich kündigte damals (Moniteur 14. September 1860) die Abberufung des Baron Talleyrand von Turin mit großem Eklat an und „mißbilligte entschieden" Piemonts Vergehen; daß es vorher etwas mehr Minimum für seinen Schützling in Aussicht gestellt, wurde rundweg geläugnet, von päpstlicher Seite aber versichert. Wohl hat der Moniteur vom 15. Oktober erklärt, es habe der päpstliche Obergeneral vom Herzog von Grammont während der Invasion in den Marken keine telegraphische Depesche erhalten; aber das war auch nicht behauptet worden, sondern, wie das Giornale di Roma vom 24. Oktober Nr. 214 darlegt, erhielt Lamoricière am 10. September, dem Tage an dem Piemonts Kriegserklärung bekannt ward, vom Vicekriegsminister in Rom ein Telegramm des Inhalts, Napoleon habe an den König von Sardinien geschrieben, wenn dieser die Staaten des Papstes angreife, so werde er sich ihm mit Gewalt (colla forza) widersetzen, und am 16. September ward ihm die Depesche Grammonts d. d. 10. Sept. an den französischen Consul in Ancona *) zugesandt, die er, am 18. in Ancona angekommen, nachdem er sich bei dem Consul, Hrn. von Courcy, ihrer Aechtheit versichert, zur Ermunterung der Seinigen (er selbst glaubte nicht

---

*) Sie lautet: „Der Kaiser schrieb von Marseille dem König von Sardinien, daß, wenn die piemontesischen Truppen in das päpstliche Gebiet eindringen, er genöthigt seyn wird, sich zu widersetzen. Schon sind Befehle zur Einschiffung von Truppen in Toulon gegeben, und diese Verstärkungen werden ohne Aufschub ankommen. Die Regierung des Kaisers wird den strafbaren Angriff der sardinischen Regierung nicht dulden. Als Viceconsul haben Sie sich hiernach zu regeln". Gez. Grammont.

an napoleonischen Beistand) veröffentlichte, während der Consul sie an Cialdini sandte, der einfach den Empfang bescheinigte. Es ist von den verschiedensten Seiten bezeugt, daß der sardinische General dabei laut über Frankreichs angedrohten Widerstand lachte, da er über die Intentionen Napoleons III. weit besser unterrichtet sei, den er zu Nizza und Chambéry gesprochen. Wenn ferner der Moniteur die Sache so darstellen wollte, als seien um jene Zeit noch nicht neue Streitkräfte in den Kirchenstaat beordert und die vorhandenen zur Abwehr des Einfalls unzureichend gewesen, so wurde entgegnet, einerseits daß schon seit dem 6. Sept. das zweiundsechszigste Linienregiment in Cività-vecchia ausgeschifft ward, am 17. General Goyon erwartet wurde und alle Welt, auch Hr. von Courcy, hoffte, es werde ein französisches Kriegsschiff den Angriff auf Ancona von der Seeseite hindern, dessen Blocade officiell von Frankreich nicht anerkannt war, zumal vom 10. bis 28. Sept. dazu hinreichende Zeit sich fand; andererseits, daß kein großes französisches Heer nöthig gewesen sei, um diesen Einfall zu hindern, weil die moralische Kraft des geringsten Detachements sich ausreichend erwiesen haben würde.

Gegen den angeführten Artikel des römischen Journals erhob der Herzog von Grammont Beschwerde, sowohl weil man das diplomatische Geheimniß verletzt (wozu waren aber dann jene Depeschen geschrieben?), als weil man die Ausdrücke gefälscht. Den Widerruf der Angaben konnte er nicht erlangen, und seine Berichtigung nahm das officielle Blatt am 31. Oktober nicht ohne Gegenbemerkung auf. Indem der Gesandte nur den einzigen Ausdruck „par la force" in der am 10. Sept. von Merode an Lamoricière gesandten Depesche abläugnete, ließ er alles Uebrige aufrecht stehen. Mit Recht berief sich dagegen das Organ der päpstlichen Regierung auf den gesunden Sinn, der jener Aeußerung eine weit reellere Bedeutung (una più reale importanza) zugetheilt. Denn

ging, und diese Consequenz nannte man in Paris Starrsinn *). Der Papst sollte Viktor Emmanuels Recht auf die Romagna kraft des allgemeinen Stimmrechts anerkennen, vier seiner besten Provinzen abtreten und das Uebrige in einer Weise reformiren, die neuen Annexionen die Bahn gebrochen haben würde.

In einer andern Form ward das vom römischen Stuhle zurückgewiesene Projekt, den Legationen eine getrennte weltliche Regierung zu gewähren, in Thouvenels Depeschen vom 24. und 26. Febr. 1860 wieder aufgenommen: es sollte Viktor Emmanuel das päpstliche Vikariat über diese Provinzen erhalten. Das wurde auch sehr nachdrücklich in Turin empfohlen, und die Note Touvenels vom 22. Febr. an Baron Talleyrand sagt sogar, falls Sardinien sich weigere diesem Auskunftsmittel seine Zustimmung zu geben, so werde es für seinen Entschluß verantwortlich seyn und nicht mehr in den durch seine Weigerung hervorgerufenen Eventualitäten auf Frankreich zählen können. Ob diese Mittheilung die einzige war, die damals dem Turiner Hofe gemacht wurde, ist noch zu bezweifeln, wenigstens enthält die längst veröffentlichte Antwort Cavours vom 2. März keineswegs, wie oft von französischer Seite behauptet ward, eine völlige Zustimmung, sondern bekämpft die Idee des Vikariates, und läßt sich nur eine nominelle päpstliche Oberhoheit und eine Zahlung von Subsidien gefallen, betont aber vor Allem, daß eine neue Abstimmung eingeleitet werden soll. In Rom fand natürlich das Projekt, wie der Herzog von Grammont am 3. März berichtet, noch weniger Zustimmung, da man die Macht der vollendeten Thatsachen nicht anerkennen und nicht ein Princip aufopfern wollte. Im Angesichte des bisherigen Verfahrens von Seite

---

*) Darin liegt nach La Guerronnière die politische Ketzerei Antonelli's, daß er erklärte: der heilige Vater willigt in keine Transaktion.

Piemonts und des so verletzenden Schreibens, das Viktor Emmanuel am 6. Februar an den heiligen Vater gerichtet, das freilich mit keiner Sylbe in den Depeschen der französischen Diplomaten erwähnt wird, war es eine starke Zumuthung, der Papst solle den Verfolger seiner Brüder, der Bischöfe, und der Kirche zu seinem Vikarius ernennen, stärker als wenn man, wie Bischof Dupanloup bemerkte, das Vikariat des Prinzen von Joinville über Algerien bei Napoleon III. in Vorschlag bringen würde. Die Zurückweisung dieses Vorschlages von Seite Roms war eine „Beleidigung Frankreichs". Dagegen war es keine Beleidigung Frankreichs, daß Sardinien durch seinen Prokonsul Farini sogleich am 11. und 12. März die Abstimmungsmaschine in Bewegung setzte und bei der Votation nur die Wahl zwischen „Union mit Piemont" und einem „getrennten Reiche" zuließ, seitdem auch durchaus sich so gerirte, als sei niemals von einem Vorbehalt päpstlicher Rechte in was immer für einer Form die Rede gewesen. Das alliirte England hatte ja diese Abstimmung gewünscht, und die suffrage-universel-Regierung in den Tuilerien konnte am wenigsten deren Anwendung entgegentreten *).

Erst nachdem ein Versuch Cavours, sich mit dem Papste auf Grund der Anerkennung des Raubes zu verständigen (20. März), in Rom entschieden zurückgewiesen war (2. April), brachte das Tuilerienkabinet (8. April) eine „neue Lösung" in Vorschlag, bei der aber schon der Verlust der Legationen für den Papst als selbstverständlich vorausgesetzt wurde. Die Lösung enthielt drei Punkte: 1) Promulgation der bereits von Sr. Heiligkeit genehmigten Reformen; 2) Zahlung von Sub-

---

*) Die meisten der bis jetzt angeführten Aktenstücke haben eine eingehendere Erörterung gefunden in der Schrift: Der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Freiburg bei Herder 1860. Abschnitt XV. S. 315 ff.

Ermuthigung der freien Discussion ward der Bischof von Poitiers, der das Beispiel des Pilatus anzuführen gewagt, vor den Staatsrath geladen (Moniteur 28. Febr.); was dieß aber bei dem Episkopate geholfen, mögen die Worte bezeugen, die der Erzbischof von Tours bald darauf in einer Adresse an den heiligen Vater gebraucht:

„Sie sind jetzt, heiligster Vater, den Engeln und den Menschen ein Schauspiel wie Jesus am Kreuz. Seine Feinde beschimpften ihn mit grausamen Worten, entblößten seinen Leib und tränkten ihn mit Galle. Sie höhnten ihn, indem sie ihn von Gott und den Menschen verlassen glaubten, sie legten ihm die Schuld seiner Leiden bei, weil er sich König und Sohn Gottes genannt. Und Sie, heiliger Vater, sehen, weil Sie der Statthalter des Sohnes Gottes sind, die Gottlosigkeit Ihr Unglück verhöhnen und die Usurpation mit Beifall begleiten, die Sie Ihres Königthumes beraubt!“

XXIX.

Am Vorabend der orientalischen Katastrophe.

Die kirchlich-politische Bewegung unter den Bulgaren, ihre Wirklichkeit und Bedeutung. — Schlußwort über die Verhältnisse des Moments.

Der Hathumayum, wie das vom Sultan in Folge des Pariser Friedens am 18. Februar 1856 erlassene Organisations-Dekret für sein ganzes Reich genannt wird, war eine Veranstaltung Englands. Ihre Absicht ging dahin, das historisch erwachsene Reich des Sultanats zu vernichten und an dessen Stelle einen nach europäischem Muster umgebildeten Staat zu setzen. Dazu waren aber drei Bedingungen erforderlich: daß nämlich erstens die Trennung der Racen aufhöre, daß somit zweitens die sonderheitliche Organisation, wodurch jede christliche Kirche des Orients als ein nicht nur religiös, sondern auch politisch in sich abgeschlossener und selbstständiger Körper erscheint, zerschlagen und in einen allgemeinen Bildungs-Brei aufgelöst, daß endlich drittens auch das Türkenthum selbst in diesen Brei eingerührt und den politischen Vorrechten der muselmanischen Bevölkerung ein Ende gemacht werde.

Wer den Hat recht verstehen und überhaupt von türkischen Dingen reden will, muß sich vor Allem hüten, die Tür-

kei als einen Staat nach abendländischen Begriffen anzuschauen. Sie ist vielmehr ein Conglomerat von kirchlich nationalen Autonomien unter sultanischer Gesammtherrschaft. Die Osmanli's und mit ihnen alle Muhamedaner des Reichs sind nicht nur das herrschende Volk, sondern sie besitzen eigentlich allein politische Rechte; sie haben sich aber niemals damit befaßt, die christlichen oder Rajah-Stämme, welche sie sich unterworfen hatten, selber zu regieren und zu administriren durch eine Beamtenschaft von türkischen Regierungsräthen, Landrichtern und Rentbeamten. Sondern sie haben den Rajah-Stämmen eine vollständige Selbstregierung gelassen und die gedachten politischen Würden mit ihren Rechten und Pflichten kurzweg auf die Patriarchen und Bischöfe jeder einzelnen Glaubensgemeinschaft übertragen. Wie der Kalif selbst Kaiser und Papst der Osmanli's in Einer Person war, so bekleidete er den schismatischen Patriarchen zu Constantinopel ohne Anstand auch mit der weltlichen Administration über alle Schismatiker seiner Obedienz unter der tributären Rajah. Der Patriarch und seine Bischöfe haben demnach nicht nur alle Steuern zu veranschlagen, einzuheben und abzuliefern, sondern auch die ganze innere Legislation und das Gerichtswesen liegt in ihrer Hand. In den letzten dreißig Jahren sind auch die Lateiner, sowie die Protestanten im Reich in ganz gleicher Weise organisirt worden, nur mit dem Unterschiede, daß bei den Katholiken nicht die Bischöfe mit den weltlichen Regierungsrechten bekleidet wurden, sondern ein eigens dazu aufgestellter Laie (Vekil) mit einem Rath von vier durch die „Nation" gewählten Beisitzern.

Nun sind einsichtsvolle Beobachter von vornherein der Meinung gewesen, daß man das historische Gebilde dieser Sonder-Organismen, anstatt sie zu zerstören, vielmehr als die erwünschte Basis eines haltbaren Neubaus mit tausend Dank annehmen sollte. Sie hätten Raum mehr als genug zu lebenskräftigen „Reformen" geboten; denn einerseits war das Verhältniß der türkischen Centralregierung zu den autonomen Kör-

perschaften der Rajah gesetzlich zu ordnen und gegen Willkür und Vexation sicher zu stellen, andererseits war das christliche Volk auch gegen die Bedrückungen seiner autokratisch waltenden Unterregenten zu verwahren. Es ist ein im ganzen Sprengel des schismatischen Patriarchats anerkannter Satz, daß die arme Rajah häufig viel weniger von der Tyrannei der Pascha's als von dem blutsaugerischen Regiment ihrer Bischöfe zu leiden habe. Ganz richtig hatte daher Rußland in dem Memoire, welches Fürst Gortschakoff bei der Wiener Conferenz von 1855 den österreichischen Vertretern überreichte, die Lage aufgefaßt; es forderte vor Allem zwei Reformen: die Repartition der Rajah-Steuern durch die Gemeinden selbst, sodann Lostrennung der administrativen Befugnisse von den kirchlichen und ihre Uebertragung an rein weltliche Organe. Auf diesem Wege wäre, wenn nicht die Erhaltung, so doch wenigstens die Fristung des Türkenreiches möglich gewesen. Allein England in seinem blinden und tauben Fanatismus nahm schon an der Unterscheidung der Confessionen Anstoß; eine Verschmelzung aller Racen der Türkei zu einer einzigen Nation, in welcher die ausschließliche Souverainetät des Sultans über alle Klassen der Unterthanen gleichmäßig herrschen könnte — war von jeher das englische Ideal, und einen solchen Zustand anzubahnen, war der Grundgedanke des Hathumayum.

Gelang dieser Plan, so war die Würde des menschlichen Charakters in der Türkei, mißlang er, so war das türkische Reich selbst verloren. Und Gottlob, er i st mißlungen. Zwar ist das Türkenthum tiefer als je in barbarische Brutalität versunken und der Rajah hängen die moralischen Entwürdigungen einer vierhundertjährigen Sklaverei an; aber dazu sind doch beide noch viel zu gut, um in den schmutzigen Urschleim einer Manchesterer Maschinen-Schmiere verwandelt zu werden. Der sultanische Reformbrief vom 18. Februar 1856 hat daher das gerade Gegentheil der englischen Absichten bewirkt; die Racen sind nicht ausgeglichen, sondern aufgeregt worden, anstatt der

Vereinerleiung ist die schroffste Sonderung eingetreten, nicht nur zwischen Christen und Moslim, sondern auch unter den christlichen Nationalitäten selbst, und die Türken gedenken so wenig ihre politischen Vorrechte aufzugeben, daß sie vielmehr entschlossen sind, bei denselben zu siegen oder zu sterben.

Syrien hat den furchtbar blutigen Beweis geliefert, daß der Islam nicht so leichthin von seiner Herrscherrolle abdanken wird, und daß die französischen Missionäre gut berichtet waren, wenn sie schon seit neun Jahren vor den heimlichen Rüstungen warnten, womit sich die ganze muhamedanische Welt auf eine entscheidende Stunde vorbereite. Vor zwei Jahren sollen auch nach Südrußland türkische Mullahs gekommen seyn, um unter den dortigen Muhamedanern die Losung auszutheilen, und Thatsache ist es, daß seitdem die Tartaren zu Tausenden und Tausenden ihre alten Sitze unter russischem Scepter verlassen haben und nach den europäischen oder kleinasiatischen Provinzen des Sultans ziehen. Sie geben nicht etwa einen Druck von Seite der russischen Regieruug oder schwere Steuerlast als die Ursache ihrer Auswanderung an, sondern bloß die Furcht vor dem Christenthum, das man ihnen, wie die muselmanischen Propheten sagten, bis 1861 aufzwingen werde, und die Prophezeiung, daß es jetzt Zeit sei, sich in die Reihen der Osmanli's zu stellen, da 1861 unfehlbar der Kampf gegen die Christen um Seyn oder Nichtseyn des Islam losbrechen werde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die thörichte Politik Englands — freilich sehr gegen seinen Willen — Oel in dieses Feuer gegossen hat. Es war ihr nicht einmal genug, durch die allgemeine Tendenz der Gleichmacherei, welche aus jedem Satz des Hathumayum hervorleuchtet, den Argwohn der Moslim zu entzünden, sondern Lord Redcliffe bestand mit aller Gewalt darauf, daß der Hat auch noch allgemeine Religionsfreiheit verkündige. Durch die verschmitzten Worte des Erlasses: „Niemand kann zum Religionswechsel gezwungen werden,"

ist dieß wirklich geschehen; sie besagen nämlich, daß das Gesetz des Koran, wornach jeder Abfall vom Islam mit dem Tode zu bestrafen ist, abgeschafft sei und einem solchen Apostaten kein Haar gekrümmt werden dürfe. Die politische Wirkung einer derartigen Reform war leicht vorauszusehen, und nicht weniger die Thatsache, daß sie dem wahrhaft christlichen Interesse nicht den geringsten Dienst leisten würde. Denn ein achtungswerther Türke wird entweder unter allen Umständen oder gar nicht Christ, und mit den verdorbenen Subjekten, welche auf die Verkündung der Straflosigkeit warteten, um sich von dieser oder jener Sekte kaufen zu lassen, wird das Christenthum nur geschändet.

So ist es denn auch in der Türkei wirklich ergangen. Die amerikanische Mission, welche sich wie ein Polyp über den Orient geschlungen hat, unterhält nicht weniger als 63 fremde Missionäre, 67 Missionsfrauen, 74 eingeborne Prediger, 178 Gehülfen und Lehrer — bei 1500 Communikanten im Reiche des Sultans. Aber sie arbeitet fast ausschließlich an noch größerer Verwirrung der verschiedenen christlichen Kirchen, und noch drei Jahre nach dem Erlaß des Hat spricht sie nur von Einem bekehrten Türken, ohne den Namen zu nennen. Auch der Bericht vom Jahre vorher nennt nur Einen Türken, welcher angeblich protestantisch geworden seyn soll, mit Namen, und fügt zugleich sehr naiv bei: „Außerhalb Constantinopel ist bis jetzt, so weit bekannt, noch kein Türk Christ geworden, und möglicher Weise wird das in vielen Jahren noch nicht vorkommen" *). Zwar sucht man den Mißerfolg damit zu entschuldigen, daß die türkische Regierung den Abfall vom Islam zwar nicht mehr mit dem Tode, wohl aber mit Verbannung aus Constantinopel oder gar aus dem Lande bestrafe; indeß preist der Missionär Schauffler einem der

*) Darmst. K.-Z. vom 25. Sept. 1858.

grellsten Fälle *) gegenüber ausdrücklich die unglaublichen Fortschritte der türkischen Toleranz. Zieht man nun von den spärlichen Erfolgen, welche wirklich berichtet werden, noch das englische Sprüchwort ab: „er lügt wie ein Missionsbericht“, und erinnert man sich an die moslemische Sekte der Bektaschi's oder türkischen Freimaurer **), so wird man zugestehen müssen, daß England ohne alle Noth und christlichen Nutzen seinen Missions-Spekulanten die Existenz der Türkei aufgeopfert hat.

Nicht nur bei den Türken ist aber der Religionswechsel einzelner Personen sehr schwierig und in der Regel sogar

*) Darmst. K.-Z. vom 20. Aug. 1859: „Ein muhamedanischer, sehr ausgezeichneter Iman predigte neulich in einer der heiligsten Moscheen Constantinopels vor einem sehr geistreichen, gebildeten und sehr zahlreichen Auditorium. Man bemerkte vorzüglich darunter wegen des ausgezeichneten Rufes dieses Redners mehrere Studenten der Theologie. Nach der Predigt und den üblichen Gebeten nimmt er den Koran, zerkrümpelt ihn in seinen Händen und ruft, indem er ihn auf den Kanzelpult hinwirft, aus: dieses Buch ist eine Lüge, sein ganzer Inhalt ist nichts als Lüge! Hierauf steigt er von der Kanzel herab und verläßt die Moschee. Einige Tage später empfing er die christliche Taufe“. Wer das glaubt, kann weiter lesen, wie der Iman sich in dem Verhör vor den türkischen Behörden ebenso tapfer benommen habe und sodann völlig frei ausgegangen sei.

**) Protestun (Protestant), Voltèr (Voltairianer) und Framassun (Freimaurer) sind in der Türkei identische Dinge. Die türkischen Freimaurer, welche ihren Großmeister in Belgrad haben und auch mit deutschen Logen in Verbindung stehen, sind, wie es scheint, gleichbedeutend mit der Sekte der Bektaschi's. Das Glaubensbekenntniß der letzteren lautet: der Bauch ist mein Gott und der Geldbeutel meine Seele. Die Türken dieser Art tragen den anglo-amerikanischen Besuchern stets die wärmsten Sympathien entgegen; „wir sind alle Brüder, wir sind alle Freimaurer“ — sagen sie. S. die protestantischen Aussagen darüber Histor.-polit. Blätter Bd. 34, S. 1065, 1085 und Bd. 42, S. 78.

verdächtig, sondern ebenso auch bei den christlichen Kirchen des Orients; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil überall in der Türkei die Kirche und die Nationalität nicht zwei unter sich verschiedene und von einander unabhängige Momente, sondern durch die entsetzlichen Geschicke der Völker so miteinander verschmolzen und in Eins gefallen sind, daß man die eine nicht aufgeben kann, ohne zugleich die andere zu verlieren. Als unter den Armeniern vor dreißig Jahren große Spaltungen eintraten und ein Theil mit der katholischen Kirche sich vereinigte, während ein anderer protestantisch wurde: da rief der Patriarch des armenischen Schisma den bewaffneten Arm des Sultans gegen die Dissidenten an, nicht wie gegen kirchliche Neuerer, sondern weil sie sich gegen die autonome armenische Nation erhoben hätten, somit politische Rebellen auch gegen die Autorität des Sultans selber seien. Aus demselben Grunde nennt sich ein Grieche, der zur abendländisch katholischen Kirche übertritt, nicht mehr „Grieche", sondern „Katholik", und ein von den anglo-amerikanischen Seelenfischern eingefangener Maronit würde von Niemanden mehr als Maronit betrachtet werden.

Bei der vielfach besprochenen und doch immer noch sehr dunkeln Bewegung unter den Bulgaren zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche muß vor Allem dieses Verhältniß im Auge behalten werden. Der griechische Patriarch reclamirt die bulgarischen Dissidenten als Rebellen gegen die von den Sultanen seinem Stuhl verliehenen politischen Rechte, denn seitdem die Bulgaren der griechischen Kirche völlig einverleibt wurden (1767), zählten sie staatsrechtlich auch zur griechischen Nationalität, obwohl sie ein slavischer Volksstamm sind, der mit dem Phanariotenthum nicht das Geringste gemein hat. Hinwieder reclamiren die Bulgaren sammt und sonders ihre eigene slavische Nationalität, und wenn auch nur ein kleiner Bruchtheil von ihnen — etwa viertausend Seelen, wie es scheint, von den hauptsächlich in Con-

stantinopel wohnenden Volksgenossen — sich zur katholischen Kirche zurückgewendet hat, so verlangt doch das ganze Volk seine Lostrennung vom Patriarchat zu Constantinopel und eine eigene nationale Hierarchie. Dieses Begehren hat Rußland zuvor mehr oder minder offen vertreten; jetzt aber, wo sich plötzlich die Gefahr erhebt, daß eine specifisch-bulgarische Kirche sich mehr zu Rom als zur heiligen Synode in St. Petersburg hinneigen könnte, jetzt ist die czarische Diplomatie in der Herzensangst entschlossen, sogar eher noch die Unterjochungs-Pläne des phanariotischen Patriarchats zu unterstützen. Man kann sagen, daß die ganze Geheimpolitik der hellenischen und levantinischen Griechen, welche die Wiedererweckung des byzantinischen Kaiserthums zum Ziele hat, jetzt von der Frage abhängt, ob die Jurisdiktion ihrer schismatischen Hierarchie über die Bulgaren erhalten wird oder nicht. Rußland befindet sich demnach in schwerer Klemme, denn trotz aller jura ab antiquo ist es dem hellenischen Byzantinismus innerlich spinnefeind. Andererseits beobachtet Frankreich die lauernde Politik einer vorsichtigen aber wachsamen Zurückhaltung. Sonach ist die bulgarische Angelegenheit ein wahres Paradigma für die Conjugation des kranken Mannes und seiner muthmaßlichen Erben.

Die Bulgaren sind ein sehr ansehnlicher Volksstamm, 3 Millionen in ihrer alten Heimath stark; im ganzen Umfange Rumeliens schätzt man ihre Anzahl auf fünfthalb Millionen. Die Lage ihres Landes zwischen der Donau und dem Balkan bis an's schwarze Meer ist strategisch und politisch höchst wichtig; wer Bulgarien beherrscht, beherrscht die ganze illyrische Halbinsel. Das Volk zeichnet sich durch seine Charakterzüge vor allen benachbarten Rajahstämmen aus; es ist nicht wild und kriegerisch, sondern eher schmiegsam und friedfertig, aber fleißig, mäßig und ehrlich. Allen Reisenden fällt der Abstand auf zwischen dem begabten aber verschlagenen Griechen und der treuherzigen Offenheit des Bulgaren. Dieser letztere, sagt

der Franzose Blanqui, sei der Deutsche, jener der Italiener in der Türkei. Es begreift sich, daß die traditionelle Politik Rußlands Bulgarien ganz besonders im Auge behalten mußte, und so war es auch. Nirgends waren seine Agenten geschäftiger als hier, und die jüngsten Ereignisse haben eben deßhalb so sehr überrascht, weil Niemand der bulgarischen Nation einen antirussischen Gedanken zugetraut hätte. Aber das Sprüchwort sagt: „allzu scharf macht schartig", und die russische Politik hat sich hier wieder einmal an ihren eigenen Waffen geschnitten.

In der That hat man von St. Petersburg aus die Bulgaren hauptsächlich dazu benützt, um die byzantinischen Kaiserträume der Hellenen und levantinischen Griechen zu durchkreuzen. Letztere bilden eine schwache und unkriegerische Minorität von kaum zwei Millionen verworfener Diplomaten, feiger Handwerker und trügerischer Krämer, die noch dazu ohne Zusammenhang über das ganze Reich zerstreut sind. Aber ihre Ansprüche, dereinst wieder als kaiserliches Volk an die Spitze des Orients zu treten, haben sich in ihrem Patriarchat erhalten, indem dasselbe nicht nur die Griechen, sondern namentlich auch die weit zahlreicheren Slaven in Rumelien unter seiner kirchlich-politischen Botmäßigkeit behielt. Das Hauptcorps dieser orthodoxen Slaven bilden die Bulgaren, nicht nur in dem nach ihnen benannten Lande, sondern auch in Bosnien, der Herzegowina und den angrenzenden Provinzen. Entfallen sie durch Herstellung einer national-bulgarischen Hierarchie dem griechischen Patriarchat, so ist es nicht nur um dessen civile Gewalt und politische Suprematie völlig geschehen, sondern auch die kirchliche Autorität der Griechen auf ein Minimum reducirt.

Man hat gesagt: diese Kirche habe ihres Gleichen nur am deutschen Bund, wenn man sich denselben noch dazu ohne Bundestag denke; denn sie sei eine bloße Conföderation von zehn unter sich unabhängigen Kirchen ohne jedes Centralor-

gan. Von Jahr zu Jahr hat sich seit einem Menschenalter die Obedienz des Patriarchats von Constantinopel mehr und mehr zerbröckelt. Die Rumänen in der Walachei und Moldau haben sich nicht nur dem politischen Einfluß der Phanarioten gänzlich entzogen, sondern sie haben neuestens dem Patriarchen auch seine Bezüge von den rumänischen Klöstern gesperrt und verweigert, obgleich sie andererseits auch die russische Kirche als schismatisch und häretisch hassen und verachten *). Die Serben neigen mehr zu Petersburg als zu Constantinopel, die Montenegriner sind förmlich zur russischen Synode abgefallen, und es fehlt nur mehr die Trennung der Bulgaren, um die Auflösung des „öcumenischen Patriarchats" vollständig zu machen.

Nun aber war der Pariser Vertrag von 1856 kaum abgeschlossen, so erhob sich unter der bulgarischen Nation ein Sturm gegen den griechischen Klerus ihrer Diöcesen, welcher es allerdings unzweifelhaft machte, daß der Haß der Bulgaren gegen die Griechen noch viel stärker sei als gegen die Türken. Ihre merkwürdige Petition, die damals so wenig verstanden wurde, forderte vom Sultan geradezu die völlige Lostrennung vom kirchlich-politischen Gemeinwesen der Griechen: sie wollten einen gebornen Bulgaren zum Patriarchen und einen andern zum Civilgouverneur wählen, letzterer sollte „unter direkter Aufsicht der Pforte ohne andere Einmischung" die Provinzen regieren, die Beamten präsentiren und eine nationale Truppe commandiren, zugleich boten sie auch dem Sultan bulgarische und von Bulgaren befehligte Regimenter an. Man wußte sich dieses Auftreten der sonst so ruhigen Rajah zwischen dem Balkan und der Donau nicht recht zu erklären, bis das russische Memoire von 1855 bekannt wurde, welches unter Anderm die ausdrückliche Bedingung stellt: „daß

*) S. die Predigt des Archimandriten Snagoano in Paris, Histor.-polit. Blätter Bd. 34, S. 1000.

den Wünschen der Nationalitäten Gehör geschenkt werde in Bezug auf die Sprache beim Gottesdienste und die Wahl des Klerus". Jetzt war es freilich klar, daß es czarischer Wind sei, was die bulgarischen Segel schwellte. Die Tendenz ihrer Petition ging auch in der That nicht auf Schmälerung der Machtvollkommenheit des Sultans, gegen den sich die Bulgaren immer sehr loyal benommen haben; hingegen wurde sie vom Patriarchen in seinem Hirtenbriefe an den Erzbischof von Trnowa mit allem Recht als „schismatisch und aufrührerisch" zugleich verdammt.

Die Pforte stellte sich auf seine Seite und verbot jede öffentliche Kritik über den griechischen Klerus. Die Bulgaren aber hörten nicht auf, ihre phanariotischen Erzbischöfe und Bischöfe anzuklagen: sie seien Blutsauger, die ihre Diöcesen vom Patriarchat erkauften und sie als Spahilik's behandelten, aus welchen man möglichst viel Geld herausschlagen müsse; nur für Geld übten sie ihre amtlichen Pflichten, um Geld aber sei ihnen Alles feil: die Sakramente und die Ehescheidungen *), die Gerechtigkeit und die Dispensen; sie seien roh und dumm, auch lüderlich und lasterhaft; sie seien der Sprache des bulgarischen Volkes völlig unkundig und wendeten jedes Mittel auf, um dieselbe aus Kirche und Schule zu verbannen. Nun sind alle diese Vorwürfe leider nur zu wahr, namentlich ist der simonistische Scandal, wornach der Patriarch seine Würde von der Pforte kauft und der geistliche Schacher sofort bis auf den letzten Dorfpopen hinabsteigt, im ganzen Orient sprüchwörtlich, und die Pforte selbst hat den Unfug eingestanden, indem sie die Reform fester Besoldungen für den Klerus

*) „Um zu wissen" — sagt die Deklaration der 2000 Bulgaren vom 23. Okt. v. Js. — „was die griechischen Bischöfe sind, denen man uns preisgibt, genügt es daran zu erinnern, daß mehrere derselben in diesem Augenblicke wegen der Verbrechen wie Nothzucht und Kindermord vor Gericht stehen".

zusagte, freilich aber nicht hielt. Inzwischen kam es in Bulgarien bis zu Thätlichkeiten zwischen den slavischen Popen mit ihrem Volk und den griechischen Hierarchen; so namentlich in Grabowa und Adrianopel; auch die bosnischen Orthodoxen erhoben sich gegen den Metropoliten Prokopie von Sarajewo, den sie der entsetzlichsten Laster und Verbrechen beschuldigten. Hier schon wurde die Drohung laut: man werde endlich in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren müssen. Indeß antwortete das Patriarchat mit Anathem und Bann; obwohl auch Rußland zu Concessionen drängte, blieb doch die Ernennung eines bulgarischen Bischofs in Constantinopel das Aeußerste, was zu erreichen war, und die Einführung einer nationalen Hierarchie in Bulgarien bei der Pforte zu beantragen, verweigerte der Stuhl zu Constantinopel auch jetzt noch, wo die ganze Nation zu Rom überzugehen drohte. Nach dem Obengesagten wird aber diese Hartnäckigkeit Niemanden verwundern; denn wer vom Patriarchat den Verzicht auf die Slavenvölker fordert, fordert von den eingebildeten Erben des alten byzantinischen Kaiserthums ihre Selbstabdankung.

Bulgarien ist ein ursprünglich katholisches Land, im J. 870 wurde es aber in das photinianische Schisma verflochten, und im J. 1767 verlor es am Ende einer Kette trauriger Wechselfälle sein nationales Patriarchat zu Trnowa. Seitdem hat die griechische Kirche nichts unversucht gelassen, um das verhaßte Slaventhum in Bulgarien auszurotten und das Volk völlig zu gräcisiren oder zu hellenisiren. Vor Allem entzog der Patriarch Samuel den Bulgaren ihren nationalen Ritus, den Rom stets heilig gehalten hatte, und oktroyirte ihnen das neugriechische Ritual. Selbst das Fest ihrer Apostel Cyrillus und Methodius wurde verboten und abgeschafft. Wie die Kirchensprache, so war auch aller Unterricht neugriechisch, die Schule sollte die bulgarische Sprache begraben. Alle kirchlichen Würdenträger waren Griechen und kamen von Constantinopel, auf den eingebornen niedern Klerus sahen sie verächtlich herab,

und anstatt ihn zu heben, ließ man den Popen von dem Bauern absichtlich nur durch etwas Lesen und Schreiben sich unterscheiden. Noch vor ein paar Jahren wurden strenge Strafen auf den Besitz von Büchern oder Zeitungen in bulgarischer oder serbischer Sprache gesetzt, und der Metropolit zu Trnowa ließ die Werke aus der Druckerei des schismatischen Patriarchen Rajacic in österreichisch Serbien öffentlich verbrennen. Ein Schullehrer, welcher gegen diesen Vandalismus protestirte, wurde in's Gefängniß geworfen. Mit besonders grausamem Eifer verfolgte das Phanariotenthum die Dokumente der bulgarischen Geschichte; man nennt einen Peter Slaveko, der über dreißig kostbare Handschriften dem Feuer überliefert, und einen Erzbischof Hilarion von Kreta, der den Rest zerstört habe*). So schien das Werk bis zur Zeit vor dreißig Jahren wirklich zu gelingen und kein bulgarisches Volksthum mehr zu existiren.

Da brach plötzlich eine ganz entgegengesetzte Strömung über Bulgarien herein, nämlich die panslavistische Propaganda Rußlands. Sie erweckte nun Alles wieder zum Leben, was die Griechen mühsam begraben hatten, und ihr allein hat das Patriarchat seine verzweifelte Stellung zu den Bulgaren zu danken. Ein russischer Arzt aus Moskau, Yuri Wenelin, der Verfasser des 1830 erschienenen Buches: „Die alten und neuen Bulgaren", eröffnete die Reihenfolge der russischen Agenten. Auf Kosten Rußlands wurde eine große Zahl junger Bulgaren zu Kiew, Moskau und St. Petersburg erzogen, bulgarische Kirchen und Klöster bekamen unentgeldlich die in Rußland gedruckten liturgischen Bücher, sowie die nöthigen Kirchenbilder zugeschickt, und was dergleichen Hebel des czarischen Einflusses mehr waren, wie sie von der panslavistischen Politik in den österreichischen und den Pfortenländern aufgeboten zu werden pflegten. 1840 gründeten die Russen auch

*) Le Correspondant 25. Nov. 1860 p. 404 ss.; vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 38, S. 844 ff.

ein eigenes Tagsblatt für Bulgarien, dem sie später noch ein Monats-Journal beifügten. Am Ende aller dieser Bestrebungen sahen sie, daß ihnen die Aufweckung des Nationalgefühls nur allzu gut gerathen war, indem ihr eigenes Werk ihren Händen entwischte und ihnen über den Kopf wuchs. Schon im J. 1856 war alle ihre Mühe, Geld und Versprechungen nicht im Stande, die Gründung einer vom Einfluß Rußlands unabhängigen Zeitung zu Sistowo zu hintertreiben; nicht nur daß das Blatt erschien, sondern bald darauf ging auch ihr eigenes Organ an Abonnentenmangel ein. Und was hier im Kleinen geschah, mußte Rußland mit der Agitation gegen die griechische Hierarchie im Großen erfahren: ein bulgarisches National-Patriarchat in vollkommener Abhängigkeit von St. Petersburg meinte man, und jetzt droht am Ende gar eine Wiedervereinigung der bulgarischen Nation mit Rom daraus zu werden.

Wundern darf man sich über derlei rasche Wechsel bei den türkischen Rajah-Stämmen nicht. Sie alle besitzen nämlich — ihre einzige Wohlthat in unbeschreiblichem Elend — ein sicheres Versteck für die volksthümliche Eigenheit in der unverkümmerten Autonomie ihres Gemeindewesens. Die slavische Gemeinde ist wie ein Schneckenhaus, in das sie bei üblem Wetter sich zurückziehen und aus dem sie beim Sonnenschein wieder hervorgehen. Jenes hatten die Griechen in Bulgarien gemacht, diesen die Russen. Dort war die bulgarische Sprache aus Kirche und Schule verdrängt, jetzt ist in wenigen Jahren das Neugriechische aus den Schulen vertrieben, das bulgarische Alphabet festgestellt, Sprachlehren gedruckt, die Bibel in's Bulgarische übersetzt, die nationale Kirchensprache wenigstens zum Theil zurückerobert.

Die Griechen sind wüthend über diese Machinationen des Russenthums, und es wird sogar behauptet, daß die rechten Byzantiner zwar mit tiefem Schmerz auf die neue Zerreißung ihrer Kirche und den unabwendbaren Abfall von mehr als vier Millionen Seelen von deren geistlich-politischer Jurisdik-

lon hinblickten, daß sie aber doch die Bulgaren noch viel lie-
ier den geistlichen Primat Roms als den politischen Primat
von St. Petersburg umfassen sehen würden. Denn sie täusch-
en sich darüber nicht, daß keine andere Macht mehr als Ruß-
and der Consolidirung eines neuen Griechenreichs mit der
Hauptstadt Byzanz (einer Erweiterung der „griechischen Miß-
:egierung" wie Czar Nikolaus sagte) feindlich entgegentreten
vürde*). In der That muß man die schon seit 1854 zwi-
chen dem hellenischen wie außerhellenischen Griechenthum und
ien Russen eingetretene und täglich gesteigerte Verstimmung
ehr wohl in jede orientalische Rechnung bringen. Das Pa-
riarchat mag es um so mehr lieber auf das Aeußerste an-
'ommen lassen, ehe es bei der Pforte auf Verleihung einer
iationalen Hierarchie an die Bulgaren anträgt.

So steht aber jetzt die Frage. Nicht die ganze bulgarische
Nation, wie man namentlich aus den sanguinischen Berichten
ranzösischer Zeitungen schließen könnte, ist zur katholischen Union
ibergetreten, sondern nur einige tausend Bulgaren in Con-
tantinopel haben den entscheidenden Schritt gethan, die andern
irohen erst mit demselben, wenn man ihre national-kirchlichen
Wünsche nicht erfülle. Selbst die französischen Correspondenten
ieklagen sich, daß die Bulgaren von Natur aus timid seien
ind sich immer wieder leicht einschüchtern ließen. Aber auch
ibgesehen davon, ist der Eintritt einer ganzen Nation in eine
ieue Kirchengemeinschaft (wie wir oben genugsam nachgewiesen)
n der Türkei ein sehr schweres Werk, da es sich nicht um
:inen bloßen Kirchenwechsel, sondern um Bruch und Wieder-
jeburt der ganzen politischen Existenz handelt. Man kann
agen, daß eine solche Veränderung ohne die Hebammendienste
:iner fremden Großmacht bei den eigenthümlichen Verhältnissen
ier Türkei geradezu unmöglich sei. Nun aber thut Oester-

*) Brüsseler Universel vom 1. Dec. 1860.

reich, obgleich es fast an der Grenze liegt, in solchen Angelegenheiten niemals etwas, auch erwartet im ganzen Orient keine Seele einen gesunden oder energischen Gedanken von der Wiener Diplomatie. Somit bliebe allein Frankreich übrig. Nun aber sind alle französisch-katholischen Organe voll von Klagen über die kalte Gleichgültigkeit, womit die Pariser Diplomatie auf die bulgarische Frage schaue. Sie hoffen zwar, der Eifer werde noch kommen wie vor dreißig Jahren, als über die sich unirenden Armenier eine blutige Verfolgung losbrechen sollte; aber sie getrauen sich nicht zu gestehen, daß der Napoleonide zur Zeit um keinen Preis sein heimliches Spiel mit Rußland sich verderben will. Daher müssen die Bulgaren verlassen bleiben.

Man sieht hier sehr klar, wie es mit der Vertretung der katholischen Sache in den großen Weltangelegenheiten steht. Hätten die Bulgaren protestantisch werden wollen, wie man in London hoffte und von einem Bruchtheil der Nation bestimmt erwartete, wie würde England stolzirend der Welt imponirt, seinen ganzen Einfluß offen eingesetzt und seine unermeßlichen Geldschleußen wagenweit geöffnet haben! Wirklich hatte sich in der letzten Zeit ein ganzer Heuschreckenschwarm englischer und amerikanischer Biblisten auf die Bulgaren geworfen, und in Rußland rechnete man wenigstens auf die Genugthuung, eine Mehrzahl von Bulgaren zum Protestantismus übertreten und somit die Nation unheilbar verwirrt zu sehen. Bis jetzt ist aber nichts dergleichen hervorgetreten. Die protestantischen und die russischen Agenten klagen einmüthig, daß sie von den französischen „Jesuiten" überflügelt worden seien. Diese selbst aber wissen nichts von ihrem Verdienst. Sie schreiben es vielmehr völlig unbefangen den in der Luft liegenden „französischen Ideen" und insbesondere den — polnischen Kosaken des Sultans zu, welche seit dem Krimkrieg in der Bulgarei garnisonirten und die eigentlichen Veranlasser

er katholischen Bewegung im Volke geworden seien*). Man
wird aber sicherer gehen, wenn man annimmt, daß bei der
ewaltigen Erregtheit der Nation überhaupt die Tradition von
er alten Zugehörigkeit zur katholischen Kirche lebhafter wieder
rwacht sei und schnell gezündet habe, als sie von ein paar
ulgarischen Literaten in Constantinopel von Neuem gerecht-
ertigt wurde.

Derlei Traditionen führen nirgends mehr als im Orient
in stillverborgenes, aber um so kräftigeres Leben. Schon vor
wanzig Jahren wurde ein bulgarischer Bischof plötzlich abge-
etzt und bis zu seinem Tode auf dem Berg Athos eingesperrt,
weil er sich an die alte Verbindung seiner Kirche mit dem
eiligen Stuhl erinnerte. Als der apostolische Vikar Brunoni
or ein paar Semestern nach Salonichi kam, erschien vor ihm
ine Deputation der Bulgaren, um ihre Sehnsucht nach der
Rückkehr in den Schooß der allgemeinen Kirche auszuspre-
hen. Kurz darauf las man, daß bei den Gebeten in den
ulgarischen Kirchen des griechischen Patriarchen nicht mehr
rwähnt und nur für den Sultan gebetet werde. Den Bruch
ührte aber die Neuwahl des Patriarchen Joannikos herbei,
ei welcher es trotz des erst vor Kurzem nach langwierigem
Streit vereinbarten Wahlgesetzes, das namentlich auch die
Theilnahme der Laien regelte, zu abscheulichen Scandalen
und selbst zu förmlichen Prügeleien kam. Als hierauf der
bulgarische Bischof in Constantinopel zur Aufwartung bei dem
Neuerwählten berufen wurde, erklärten ihm die Vertreter der
Nation: wenn er hingehe, dürfe er sich in ihrer Kirche nicht
mehr sehen lassen. Damit war der Bischof nicht nur einver-
standen, sondern er unterschrieb selbst mit 2000 Bulgaren und

*) So P. *Lescoeur* im Correspondant l. c. p. 412, und im Ami de la Religion 8. Nov. 1860.

ihren Priestern die berühmte Deklaration vom 23. Okt. 1860. In starken Worten sagen sich hier die „Abgeordneten der bulgarischen Nation" von dem „antichristlichen Patriarchat zu Constantinopel" los, und indem sie ihre Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche erklären, bitten sie den Papst, „Se. Majestät den Kaiser der Franzosen als ältesten Sohn der Kirche ersuchen zu wollen, sich dafür bei Sr. Majestät dem Sultan zu verwenden, daß unsere Hierarchie von ihm als eine unabhängige anerkannt werde, und daß er uns gegen alle etwaigen Ränke von Seite der Griechen wie von jeder andern Seite in Schutz nehme"; zugleich bitten sie um den Schutz Frankreichs, wie er den andern katholischen Nationen im türkischen Reich gewährt werde.

Man hat aber nicht gehört, daß Frankreich nur einen Finger gerührt hätte, von andern katholischen Mächten zu schweigen; hingegen ließ Rußland alle Minen springen, um die Bulgaren zu begütigen und die Pforte gegen die Dissidenten aufzuhetzen. Hierin ging die czarische Gesandschaft mit den Griechen Hand in Hand. Es wurden Verhaftungen unter den Bulgaren vorgenommen und ihr Kirchenbau in Galata durch Mordversuche und Brandstiftung gestört. Im Schrecken kamen die Armen auf den Einfall, sich dem übelberüchtigten Fürsten Bogorides, einem Bulgaren von Geburt, aber Phanarioten von Erziehung, weiland Kaimakam der Moldau, anzubieten: wenn er ihnen entweder ein nationales Patriarchat verschaffen oder selbst zur Union mit Rom übergehen wolle. Bogorides wäre wohl gerne bulgarischer Kaimakam, die Bedingung fand er aber zu schwierig. Indeß kam die Bewegung wieder in Gang; am 30. Dec. fand die feierliche Ablegung des Unions-Aktes vor Anton Hassun, dem Erzbischof der unirten Armenier, statt und im Jänner 1861 zählte man von den 35,000 Bulgaren in Constantinopel 4000 Unirte, mit der Bemerkung, daß diese Zahl bald auf das Doppelte steigen werde und die katholische Kirche alle Aussicht habe, mehr als

drei Viertheile der ganzen Nation zu gewinnen. Ein päpstliches Breve vom 21. Jan. bestätigt die zur Einheit Zurückgekehrten bei ihren Riten, Weihen und Würden; als die Führer ihres Klerus werden in den Verhandlungen die Archimandriten Macaria und Joseph genannt, nicht aber der bulgarische Bischof, welcher somit zurückgeblieben ist. Ueber den Zustand in Bulgarien selbst hat unseres Wissens nichts Näheres mehr verlautet.

Diese kirchlichen Wehen Bulgariens sind auch dann höchst interessant und von großer Tragweite, wenn nur ein kleinerer Bruchtheil des Volkes sich als katholische Nation der Bulgaren constituirt. Bei den gewaltigen Erschütterungen, welche nicht nur dem griechischen, sondern auch dem russischen Schisma bevorstehen, kann Niemand sagen, wie weit ein solcher Sauerteig noch um sich greifen wird. Sollte aber wirklich das Gros der Nation zur Union übergehen, so wäre das ein Ereigniß von wahrhaft welthistorischer Bedeutung, der merkwürdigste Fingerzeig und ein unverhofft glücklicher Beitrag zur Lösung der orientalischen Frage. Denn unwidersprechlicher könnte der Beweis nicht mehr geliefert werden, daß jene zwischen der Czarengrenze und Constantinopel eingeschobenen Völkerschaften keineswegs die Mancipien Rußlands werden wollen oder werden müssen, sondern auf eigenen Füßen zu stehen fähig und gesonnen sind, wenn man ihnen anders nur die natürliche Freiheit der Bewegung vermittelt.

Unter diesem Gesichtspunkte geben sich namentlich die katholischen Franzosen — indem sie bei ihrem sanguinischen Temperament freilich reden, als wenn schon ganz Bulgarien katholisch wäre — ihrer Regierung eindringlich zu verstehen *).

---

*) Vgl. insbesondere die Artikel des jüngern Lenormant, Sohn des berühmten Orientalisten dieses Namens, im Ami de la Religion 29. Dec. 1860 u. 10. Jan. 1861.

Ein mit Rom vereinigtes Bulgarien wäre die definitive Vernichtung der traditionellen Politik Rußlands in der Türkei, der Tod des Panslavismus wie des Panhellenismus. Im strengsten Gegensatz zu der panslavistischen Propaganda Rußlands, welche Europa seit einem Menschenalter im begründetsten Schrecken erhalten hat, wäre es der Angelpunkt und Krystallisationskern eines wohlberechtigten Slavismus oder vielmehr Südslavismus, mit welchem nur das Czarthum nicht rechnen könnte, sonst aber alle Mächte, auch Oesterreich nicht ausgenommen, sich bestens zu vertragen vermöchten. Wäre Bulgarien im J. 1853 katholisch gewesen, oder hätten sich nur dieselben Symptome geistiger Freiheit und Selbstständigkeit wie heute bei diesem Volke gezeigt, so hätte sich Czar Nikolaus jene schismatisch-panslavistischen Spekulationen, welche er dem Lord Seymour in so naiver Weise offenbarte, aus dem Sinne schlagen müssen, der traurige Krimkrieg wäre unterblieben, und statt des unglücklichen Hathumayum hätte eine Organisation vorgenommen werden müssen, welche die orientalische Frage in die rechte Bahn ihrer Lösung gebracht haben würde. So viel liegt an der geistigen Arbeit der Bulgaren!

Schon vor zwanzig Jahren hat die altrussische Partei durch das Organ Pogodin's darauf gedrungen, Rußland müsse im engsten Bunde mit Frankreich eine Reform der Karte Europas von der Türkei aus durchsetzen, und um die Slaven des Südens zu gewinnen, die deutschen Mächte aber in die desperateste Lage zu bringen, dürfe es sogar nicht anstehen, das Königreich Polen wiederherzustellen. Czar Nikolaus selbst war bereits den Versuchungen einer solchen Politik unterlegen, als er im Jahre 1828 mit Karl X. von Frankreich unterhandelte, und für die freie Hand

Rußlands in der Türkei den Franzosen das linke Rheinufer und Belgien anbot.

Die Warschauer Conferenz vom vorigen Jahre hat derlei Combinationen sicher nicht unmöglich gemacht. Aber Rußland ist trotzdem im Orient heutzutage nicht mehr halb so gefährlich wie vor sechs Jahren, aus dem einfachen Grunde, weil sich, wie wir gezeigt haben, die polnischen Stellungen auch südlich von der Donau über alles Erwarten festzusetzen und zu mehren vermochten. Wir schließen daraus, daß die Furcht vor Rußland zur Zeit kein Grund mehr seyn kann, die Lösung der orientalischen Frage zu verwehren.

Nur das egoistische Interesse der Engländer stemmt sich unter allen Umständen entgegen. Das alte Recht in der Christenheit haben sie nicht nur preisgegeben, sie haben es mit blutigem Hohn unter die Füße getreten; aber das alte Unrecht des Großtürken soll man ihnen um jeden Preis vertheidigen helfen! „Der Orient", sagte jüngst die Times, „hat stets einen entsittlichenden Einfluß auf unsere Politik geübt". Ein ebenso wahres als naives Geständniß, und es ist nur zu hoffen, daß das englische Gift endlich seine ansteckende Kraft verloren hat. Das europäische Gleichgewicht war nur der schaale Vorwand für die schmutzige Selbstsucht Englands, und es ist ein Verdienst des Napoleonismus, daß er diesem Trugspiel ein Ende gemacht hat; all der nichtswürdige Conservatismus, dessen selbstmörderische Feigheiten unsere Zeit mit ansehen muß, hat seine Herzwurzeln im Harem des Sultans gehabt.

Um den Papst ist uns nicht bange, aber bange wäre uns um die Macht, welche in dem beginnenden Säkular-Kampf, zu dem der Schächer in Turin bloß die Ouvertüre gespielt hat, auf Englands Seite zu treten vermöchte. Bereits wird aus den italienischen Stechpalmen die Strafruthe gebunden für jene verruchte Krämerpolitik, die nicht etwa in der Lügenkunst eines ephemeren Imperators begründet ist, sondern in dem moralischen Verderben der Nation selber. England ist — prüfe man nur sein ganzes politisches Gebahren! — wesentlich anti-social geworden;

keine andere Macht außer Garibaldi und Mazzini kann einen redlichen Bund mit ihm eingehen, denn es ist keine Gemeinsamkeit mit England mehr möglich als die der absoluten Gesetz- und Rechtslosigkeit.

Das arme Deutschland sieht sich auf solche Stützen angewiesen, weil es sich selber definitiv verloren hat. Alles was die nächste Zeit über die Welt bringen wird, Gutes und Böses, wird an den Deutschen hinausgehen; in Paris gibt man sich ordentlich Mühe, ihnen mit Holzschlegeln einzubläuen, daß sie die Kosten der italienischen Frage bezahlen, daß sie die Compensationen der orientalischen Lösung aus ihrer eigenen Haut herausschneiden werden. Was thut aber das gepriesene Zukunftsvolk der Deutschen? Sie schwätzen und disputiren, als säße die ganze Menschheit im tiefsten Frieden, und wo es kein Concordat zu ruiniren, keine barmherzige Schwester zu hetzen gibt, da balgen sich die modernen Abderiten um den kurhessischen Eselsschatten. Eine Freiheit, die man nur so und nicht anders zu benützen versteht, ist reif für die napoleonische Zucht!

Den 26. März 1861.



XXX.

Die römische Frage in den französischen Kammern.

II.

Die Thronrede vom 4. Febr. sprach es aus, daß Frankreich sein Recht da aufrecht halte, wo es unbestreitbar, seine Ehre da vertheidige, wo sie angegriffen, seine Unterstützung da gewähre, wo sie zu Gunsten einer gerechten Sache angerufen sei. Nun hatte sowohl der Präsident der Republik von 1848 als der Imperator von 1852 die Aufrechthaltung der Integrität des Kirchenstaates bis 1860 zu wiederholtenmalen für eine durchaus gerechte und heilige Sache erklärt, seine Unterstützung war mehrmals angerufen, ja durch einen ungerechtfertigten Angriff im September vor. Jrs. auf den von ihm Beschützten war Frankreichs Ehre und Protektorat in hohem Grade compromittirt und eben diese Eigenschaft als Schutzmacht gab ihm ein unbestreitbares Recht, den frechen Ueberfall zurückzuschlagen oder seine Folgen wieder gut zu machen. Also — Doch welche Consequenz zieht die Thronrede? Gilt der Obersatz etwa nicht für Rom? Ist das etwa die Folgerung aus demselben, daß die in Syrien und China mit be-

waffneter Intervention vertheidigten katholischen Interessen zu Rom in der Vermehrung der für die Sicherheit des heiligen Vaters bestimmten Garnison ihren Schutz finden, die jedes Unrecht an ihrem Schützling ungestraft verüben läßt, deren Einfluß derselbe bleibt, mag sie zehntausend oder dreißigtausend Mann zählen, deren eigentlicher Zweck so Vielen als ein Räthsel erscheint?

So fragten sich die französischen Katholiken und in der Sitzung des Senates vom 28. Februar erhob sich zuerst der sonst als erkaufter Bonapartist betrachtete Marquis de la Rochejaquelein, um die italienische Politik des Tuilerienkabinets einer ernsten Kritik zu unterziehen, wozu er schon früher in einer Broschüre *), obschon noch ziemlich schüchtern, den ersten Anlauf genommen. Den lebhaftesten Widerspruch erregte seine Berufung auf den früheren französischen Gesandten in Rom Rayneval, der die Ansichten seiner Regierung bezüglich der dort einzuführenden Reformen nicht in Allem getheilt und seinen eigenen Inspirationen folgend den Widerstand des päpstlichen Hofes öfter gebilligt habe. Wohl bestritten Thouvenel, Walewski und der Prinz Napoleon diese Thatsache, die der Redner auch der ministeriellen Autorität, sowie dem Ordnungsrufe des Präsidenten Troplong gegenüber aufrecht hielt; aber die längst veröffentlichte Depesche jenes verstorbenen Diplomaten vom 14. Mai 1856, deren Aechtheit trotz aller officiellen Abläugnung feststeht, gibt der Behauptung eine bedeutende Stütze und man begreift nur zu gut, wie unbequem der napoleonischen Politik die von einem loyalen und gewissenhaften Staatsmann auf das sardinische März-Memorandum ertheilte indirekte Antwort werden mußte, die eines ihrer vorzüglichsten Argumente und Agitationsmittel ihr zu entreißen schien. Auf diese Depesche berief sich auch der Redner in der

*) La politique nationale et le droit des gens. Paris 1860.

folgenden Sitzung, in der er sich gegen den officiellen Kammerbericht zu reclamiren genöthigt sah, in dem man seinen Worten den Sinn eines Angriffs auf den verstorbenen Gesandten zu geben bemüht gewesen war, wie denn überhaupt die Protokolle mit vieler Willkür redigirt wurden.

Baron Heeckeren, sonst im Geruche eines eifrigen Bonapartisten, äußerte sich über die politische Seite der römischen Frage und den Charakter der italienischen Revolution. In Betreff der ersteren bemerkte er unter Hinweis auf Pius VII in Fontainebleau, daß der Verlust der zeitlichen Herrschaft auch eine Schwächung der geistlichen Gewalt des Papstes involvire, die unmöglich im Interesse Frankreichs liege, weßhalb auch alle französischen Staatsmänner, Casimir Perrier, Broglie, Guizot, Thiers, O. Barrot für die Erhaltung der päpstlichen Souverainetät sich ausgesprochen. Die italienische Revolution und das aggressive Vorgehen Piemonts bezeichnet er als verurtheilt von Napoleon III. und gebrandmarkt durch die eigenen allbekannten Thaten und drückt den Wunsch aus, der Senat solle in bestimmten Ausdrücken seine Hoffnungen für die Zukunft und seinen Tadel für das in Italien Geschehene kundgeben.

Da erhebt sich der ehemalige Polizeipräfekt Pietri, eines der willigsten Werkzeuge des Napoleonismus, nicht um die Vorredner zu widerlegen, sondern um die kaiserliche Politik zu verherrlichen, den König Franz und den heiligen Vater zu insultiren, diese ganz mit den Motiven von La Guerronnière wegen Undank und Starrsinn in den Anklagestand zu versetzen, ohne etwas Neues hinzuzufügen, als den Ingrimm über die den von Napoleon ernannten Bischöfen verweigerte kanonische Institution, worin er eine neue Art von Interdikt erkennen zu müssen glaubt, sowie über herbe und beleidigende Ausdrücke, die zu Rom gefallen seien. Seine Rede resumirt sich in dem Satze: Il faut marcher avec l'Empereur. Er kam zu dem Schlusse, die zeitliche Gewalt des Papstes sei un-

rettbar verloren, man müsse sich darauf beschränken, seine geistliche zu retten, gleich als ob die Bannerträger des Napoleonismus oder die französischen Bajonette den kirchlichen Primat aufrecht zu erhalten die Fähigkeit und die Bestimmung in sich trügen. Bei den weiteren Worten Pietri's: „Die weltliche Macht des Papstes ist nur eine politische Institution, das Prästigium seiner geistlichen Macht hängt nicht von dem Besitze eines Stückchens Land ab; seit 1848 sind es nur noch Parteimänner, die der zeitlichen Gewalt des Papstthumes einige Bedeutung beilegen können" — entstand in der Versammlung großer Lärm *) und Baron Lacrosse fragte: „Behaupten Sie etwa, daß die Entthronung des Papstes 1848 ausgesprochen ward?" Pietri erklärte, er habe eine Thatsache constatirt, nicht eine Entthronung ausgesprochen. Ganz wie la Guerronnière erklärt, man dürfe die Sicherheit des heiligen Stuhles nicht auf die Knechtung Italiens gründen, äußerte Pietri, man müsse sich hüten, die Wohlthaten des bei Magenta und Solferino vergossenen Blutes zu verlieren, indem man Italien auf den Weg der Reaktion treibe; die Reaktion erhebe ihr Haupt, ihre Sprache sei faktiös und der schlimmsten Tage würdig; und wie jener den Zweck des italienischen Krieges, obschon ihn zunächst Oesterreichs „ungerechter Angriff" provocirt, in der Beseitigung der „gewaltsamen Ungerechtigkeiten" von 1815 fand, so erklärte dieser, Frankreich dürfe seinen natürlichen Alliirten Italien nicht opfern, das 300,000 Mann zu der französischen Armee stoßen lassen könne beim Eintritt des Kampfes, der zu drohen scheine.

In demselben Ideenkreise, den er aber mit mehr cynischer Offenheit als stoischer Ruhe noch viel weiter verfolgte, bewegte sich der Prinz Napoleon, der am 1. März das Wort ergriff, um gegen die zwei katholischen Redner den italienischen Krieg,

---

*) Légères rumeurs, sagte aber der Moniteur.

Victor Emmanuel und das napeolonische Völkerrecht in einer von der kaiserlichen Hoheit kaum erwarteten, die Jakobinermütze und das Garibaldihemd glorificirenden Weise zu vertreten. In immer heftiger werdender und selbst bis zu Persönlichkeiten vorgehender Rede beklagte er sich über den Mangel an Mäßigung in der Discussion, der ihn in Erstaunen gesetzt habe, und indem er die Rede des Marquis von Larochejaquelein als das Machwerk eines „heiligen legitimistisch-clerikalen Concils" bezeichnete, das nur die von den legitimistischen Journalen und den Hirtenbriefen einiger Bischöfe vorgebrachten Gründe reproducire, reproducirte er selbst in Betreff der römischen Frage nur die in der Flugschrift „Frankreich, Rom und Italien" aufgeführten Argumente. Zwischen den beiden von ihm als „von gleichem Hasse eingegeben" bekämpften Reden, fand er einen grellen Widerspruch, weil die eine in Ansehung des Hauptgedankens für, die andere wegen ungenügender Fassung desselben Gedankens gegen die Adresse auftrat. Diese Angriffe dienten nach der Anschauung Sr. Hoheit den Angegriffenen zur Ehre und die Antwort sollte der liberalen Meinung in Europa, dem italienischen Patriotismus, den zweimalhunderttausend Soldaten, die mit dem Kaiser an der Spitze in Italien gekämpft, überlassen bleiben. Unter heftigen Ausfällen auf die Bourbonen und ihre Anhänger, sowie auf Oesterreich, das den (bekanntlich von des Prinzen Schwiegervater so gewissenhaft erfüllten) Vertrag von Villafranca nicht gehalten*), auf die Verträge von 1815, die den Fuß auf Frankreichs Nacken gesetzt und von denen allein (!) das Recht der Bourbonen auf Neapel, der Oesterreicher auf Toscana und die Souverainetät des Papstes hergeleitet zu werden scheint,

*) Die Anklage in Betreff der ungarischen Legionäre wird durch die kürzlich von der „Donauzeitung" veröffentlichten drei Depeschen in der Hauptsache widerlegt.

wirft der Prinz allen legitimen Regierungen den Fehdehandschuh hin, verhöhnt deren Theilnahmslosigkeit und Schwäche gegenüber der Belagerung von Gaeta *) und kündigt an, daß das neue Völkerrecht, das Napoleon III. inaugurirt, seinen Siegeslauf durch die Welt nehmen und, wie er emphatisch wiederholt, die Karte von Europa reformiren wird.

Nach diesen unzweideutigen Erklärungen konnte das Folgende kein Staunen mehr erregen, lehrreich war es aber im höchsten Grade. Der Prinz distinguirt zwischen Mitleid (pitié) und Sympathie; ersteres habe der Kaiser, namentlich in dem mit Applaus begleiteten Passus der Thronrede über Franz II. dem entthronten Fürsten geweiht, letztere gehöre der glorreichen italienischen Sache. Se. k. Hoheit behauptet, daß der italienische Krieg von 1859 in Frankreich überaus populär gewesen, daß die italienische Einheit für Frankreich, welches das Centrum aller secundären Marinen werden müsse, ebenso vortheilhaft als die Allianz mit England, die Conföderation dagegen ein unglücklicher, nicht mit wahrem Ernst ergriffener Gedanke, die Einverleibung von Nizza und Savoyen eine der größten Thaten des Jahrhunderts sei. Wahrlich ein reicher Stoff zu Betrachtungen für den Senat. War die Unification Italiens mit der königlichen Residenz in Rom, wie der Prinz andeutet, schon von Anfang an beschlossen, was waren dann die feierlichen Versprechungen, wie sie 1859 vom Präsidenten des Staatsraths den Deputirten, vom Cultusminister den Bischöfen, von Napoleon III. selbst in seinen Erklärungen und abermals am 12. April 1860 durch Herrn Baroche zu Gunsten der Aufrechthaltung der päpstlichen Souverainetät gegeben worden waren? Hatten dann diejenigen so schweres Unrecht, „die der Erinnerung an die durch das Schwert Frankreichs

*) Bezüglich der in Gaeta befindlichen Gesandten ist dem Prinzen grobe Unwahrheit nachgewiesen.

vollzogene Errettung des Papstthums die schmerzlichen Erinnerungen an Savona und Fontainebleau beimischten", wie Herr de la Guerronnière ihnen vorwirft? Und wenn die Conföderation ein unglücklicher, nicht ernst gemeinter Gedanke war, der Niemanden befriedigte: hatte der römische Stuhl, weil er gar nicht oder doch nur mit Bedingungen und Vorbehalten darauf eingehen wollte, so schwer gefehlt, wie die Aeußerungen der französischen Staatsmänner behaupteten?

Um noch mehr die legitimen Souveraine zu verhöhnen und den Papst als verlassen von aller Welt darzustellen, beruft sich Prinz Napoleon, zunächst um seinen Schwiegervater zu vertheidigen, auch darauf, daß König Franz II. ganz wie jener über die Legationen, so über die Marken und Umbrien ein päpstliches Vikariat für sich beansprucht und zur Bedingung seines Beistandes gemacht habe; aber er hat nicht beigefügt, unter welchem Ministerium und unter welchen dominirenden Einflüssen dieses geschah, noch berücksichtigt, daß das von denselben Staatsmännern ausging, die in Turin um eine Allianz betteln ließen, die so schnöde zurückgewiesen ward. Aber nicht bloß Neapel, nein, alle katholischen Mächte sprachen sich bereits 1860 gegen den hartnäckigen Papst aus; der Prinz kann es an der Hand Laguerronnière's aus Aktenstücken beweisen. Von Oesterreich freilich wußte dieser nichts Anderes anzuführen, als die Worte des Herrn von Thouvenel an Marquis Moustier vom 23. April vorigen Jahres: „Ich hege das Vertrauen daß es uns leicht wäre, uns mit dem Wiener Hofe zu verständigen", während Rechbergs Depesche an den Fürsten Metternich vom 17. Februar doch eine nicht unerhebliche Verschiedenheit des beiderseitigen Standpunkts constatirt. Desto wichtiger sind aber die Aeußerungen der Minister von Lissabon und Madrid, von denen Hr. Casal Ribeiro sich dahin aussprach, da der Papst die Zugeständnisse von sich weise, müsse man die Dinge eben ihren Gang gehen lassen, Hr. Col-

lantes aber die Hartnäckigkeit des Papstes, der die Lehren von 1848 vergessen, anerkannt und die französischen Vorschläge als das einzige Mittel bezeichnet habe, den Rest der päpstlichen Souverainetät zu retten. Das Alles berichteten französische Diplomaten*). Zwar hat der spanische Minister des Aeußeren, von Hrn. Castro interpellirt, auf das Bestimmteste erklärt, daß er die in der Depesche des Hrn. Barrot vom 2. April 1860 ihm in den Mund gelegten beleidigenden Worte gegen den heiligen Vater nie gebraucht, und noch später, am 7. März 1861, als er die Rede der kaiserlichen Hoheit gelesen, hat Collantes die weltliche Souverainetät des Papstes energisch gegen den prinzlichen Lösungsvorschlag vertheidigt; aber Prinz Napoleon erklärte auf die Bemerkung des Hrn. de Larochejaquelein kategorisch: das Wort eines kaiserlich-französischen Gesandten lasse kein Dementi zu, und flocht so einen neuen Lorbeerkranz um das Haupt der napoleonischen Diplomatie, der die Lorbeern des Herzogs von Grammont noch nicht genügen.

Nachdem der rothe Prinz die alten Kämpfe Heinrichs IV., Ludwigs XIV. und Napoleons I. mit den Päpsten hervorgesucht und die Päpste angeklagt, daß sie stets nur Zeitliches gesucht, nie etwas Geistliches verlangt, Pius VII. bei der Kaiserkrönung nur die Rückgabe der Romagna gefordert, während er bald darauf selber anführt, daß er auch die Bestätigung der Erklärung Ludwigs XIV. von 1693, mit der dieser sein Edikt über die gallicanischen Freiheiten zurücknahm, begehrt habe — kommt er endlich zur Lösung der römischen Frage, die ihm in der geographischen Lage Roms selber gegeben scheint. Rom ist durch die Tiber in zwei Theile ge-

*) „Dieß war die Sprache der Diplomatie der katholischen Nationen. Wien, Neapel, Madrid und Lissabon traten der Idee Frankreichs bei. An diesen Höfen, die man nicht der Abhängigkeit vom französischen Einflusse beschuldigen wird, beurtheilte man die Lage ganz wie wir". La Guerronière Cap. 10.

theilt, das sind zwei geschiedene Städte. Die katholische Stadt auf dem rechten Ufer mit dem Vatikan bleibt Residenz des Papstes, der eine specielle Jurisdiktion, eine Garnison und ein durch alle Mächte garantirtes Budget erhält; hier ist das in der Broschüre „Papst und Congreß" gepriesene Heiligthum, die stille der Beschaulichkeit gewidmete „Oase der Christenheit". Vielleicht bricht man, um dieses Rom noch beschaulicher zu machen, alle Brücken ab, die es mit dem jenseitigen Rom verbinden. Auf dem linken Tiberufer dagegen befindet sich die italienische Stadt, die Residenz des neuen Königs von Italien, die Stadt der Erinnerungen aus der Kaiserzeit, die Roma profana, durch den altberühmten Strom von der sacra geschieden. Man wird, fügt der Prinz bei, das für Chimären halten, aber viele Dinge, die man Chimären nannte, sind seit drei Jahren Wirklichkeit geworden!

Das wäre also die von uns längst angedeutete *) Lösung, daß der Thron des Räubers neben dem des Beraubten aufgerichtet, der Tempel der Revolutionsgottheit neben den heiligsten Stätten des christlichen Europa erbaut, der Papst in einen Winkel seines früheren Reiches eingeengt der doppelten Sclaverei fremder Subsidien und fremder Besatzungen überantwortet, der ihm gelassene Fleck der steten Versuchung anheimgegeben werde, wieder ein Ganzes mit dem losgerissenen größeren Theile zu bilden. Und warum sollte man dem Papst später unter demselben Rechtstitel, ja mit noch stärkerem wegen der materiellen Interessen der gespaltenen Stadt,

---

*) Der Kirchenstaat seit der französischen Revolution S. 356. Auch die Opinion nationale vom 19. Oktober 1860 hat diese Idee präformirt. — Uebrigens hat auch in Deutschland, noch vor dem Prinzen Plonplon, Herr Dr. Karl Hase in Jena in seiner Schrift: „Der Papst und Italien", diese Lösung großmüthigst empfohlen.
A. d. R.

nicht auch noch die katholische Stadt entreißen, in der doch auch Italiener und nicht bloß Katholiken leben müssen? Hat nicht auch der Vatikan seine Erinnerungen aus der Kaiserzeit, und wären es auch nur die blutigen an Nero? Hat nicht die Stadt am linken Tiberufer die meisten Katakomben, die meisten katholischen Anstalten? Und wenn die katholische Welt ein Recht auf St. Peter hat, hat sie keines auf den Lateran, die alte Pfarrkirche des Papstes, auf St. Paul und die anderen Basiliken, die Titularkirchen der Cardinäle, die den verschiedenen Nationen gehörigen kirchlichen Institute, das Weltseminar der Propaganda, die von Päpsten gegründete Universität, den von Päpsten erbauten Quirinal, auf die unzähligen großartigen Schöpfungen, die diese „italienische Stadt" enthält? Was Rom in dieser Form werden würde, das hat der Bischof von Orleans längst so schön als wahr gesagt: Rom wäre nicht mehr Rom, nicht mehr die „imposante, in ihrer Art einzige Stadt der Welt, die da groß war ohne irdische Macht, glänzend ohne Luxus, voll wahren Lebens mitten in einer unaussprechlichen Ruhe". Hineingezogen in den Strudel der italienischen Demagogie und der kosmopolitischen Revolution zugleich, Sitz eines kriegerischen, eroberungslustigen Königs, der die Grenzlinie der Tiber in seiner Nähe nicht respektiren könnte, Sitz eines lärmenden und doch maßlos servilen, weil aus der Corruption hervorgegangenen Parlaments, hätte es seine charakteristischen Merkmale verloren, wäre nicht mehr die zweite Heimath so vieler Künstler und Gelehrten, nicht mehr das stille Asyl so vieler gestürzten Größen, nicht mehr das freudig ersehnte Ziel so vieler frommer Pilger. Für das Papstthum und seine weltumfassende Thätigkeit ist die leoninische Stadt zu klein, für Victor Emmanuel und seine Genossen ist die andere Stadt der großen Monumente viel zu groß. Und wer das Aeußere in der Haltung und das Innere im Charakter der beiden Souveraine kennt, der muß mit dem geistreichen Franzosen sagen: In der Nähe der imponirenden

Majestät eines Pius' IX. wäre der Re galantuomo troß seines barbarischen Aussehens der Zwerg neben dem Riesen, oder wie der Italiener sich ausdrücken würde, der Affe neben dem Engel. Mindestens könnte der erwählte König was er schon in Florenz und Neapel vernehmen mußte, noch stärker hören: „Wie häßlich und garstig (quanto brutto) bist du *)"! Das nahe Zusammenseyn zweier solchen Souveraine würde nicht bloß dem Einen bald unerträglich seyn.

Unbeschreiblich war die Sensation dieser für Viele überraschenden Lösung Daß die Rede mit Autorisation von Seite Napoleons III. gehalten ward, darüber besteht kein Zweifel. Auch ohne die vielfach berichteten Dankesäußerungen des kaiserlichen Vetters und ohne die bekannt gewordenen Aeußerungen Persigny's, namentlich bei dem Vicepräsidenten des gesetzgebenden Körpers, wäre man berechtigt gewesen, die prinzliche Rede für den adäquaten Ausdruck der napoleonischen Politik zu nehmen und die Haltung der „antwortenden" Minister in den folgenden Sitzungen gab dafür neue Belege. England, das den Imperator, wie die Depeschen des Lord Russel vom 13. und 24. Dec. v. Js. zeigen, so energisch zur Entfernung der französischen Flotten von Gaeta und zur Beseitigung jeder Unterstützung für Franz II. zu bestimmen suchte, drang noch mehr auf die Entfernung der Franzosen von Rom. Aber Napoleon III. behielt hier wie überall seine Hinterthüren offen, und man schloß mit Recht, daß er in jedem Falle gewinne. Entweder läßt er seine Truppen von Rom abziehen, dann hat Piemont gewonnenes Spiel; der Papst, der es

*) Das Comitato romano, das jetzt für drei Paoli Taglöhner zu Annexionsdemonstrationen wirbt und die lächerlichsten Berichte in die Welt sendet, würde wohl kaum solche Kundgebungen zu versüßen im Stande seyn.

versäumt hat, sich mit seinem Verfolger und Räuber zu verständigen, ist in die Alternative gesetzt, mit dem französischen Heere abzuziehen oder sich noch mehr entwürdigt zu sehen, wenn vor seinen Augen die sardinische Säkularisationswuth triumphirt. Oder der Imperator mochte sich durch die Macht des Nationalwillens der Franzosen an der Räumung hindern lassen, und dann behielt er in Italien eine immer erwünschte, feste Position.

Der Eindruck solcher Erwägungen ist auch aus den nachfolgenden Debatten ersichtlich. In der Sitzung vom 2. März protestirte Cardinal Mathieu, zunächst an Pietri's Philippika anknüpfend, in ebenso gediegener als ruhiger Rede gegen die Unterstellung, als seien die lebhaften Manifestationen zu Gunsten der päpstlichen Souverainetät nichts als die Agitation einer kleinen politischen Partei *), und nebst einigen Bemerkungen über die dem Papste zum Vorwurf gemachte Verzögerung der Präconisation neuernannter Bischöfe bekämpfte er das Projekt der Vernichtung der weltlichen Macht der Päpste zu Gunsten einer angeblichen Erhaltung der geistlichen. Er zeigte,

---

*) Sehr gut hat Bischof Dupanloup diesen Vorwurf zurückgewiesen. Er zeigte, daß es keine katholische Partei in der Politik gebe, Katholiken in allen Parteien seien und diese sich für den Moment vereinigen, so oft ihr Glaube in Gefahr ist. Montalembert und Falloux gehören nicht derselben Partei an und beide, obschon ohne allen Einfluß auf den römischen Stuhl und den französischen Klerus, haben die Ehre, vom Hrn. Staatsrathe ganz besonders in das Auge gefaßt zu werden. In Sachen der päpstlichen Unabhängigkeit besteht die „katholische Partei“ aus allen Cardinälen, allen Bischöfen, allen Priestern, allen katholischen Laien, allen unabhängigen Männern von Werth, welche das hohe Interesse dieser Frage zu würdigen befähigt sind. Das ist die „Coalition zwischen den Söhnen der Kreuzfahrer und den Söhnen des Voltaire“. Das Haupt dieser ungeheuern Partei war gerade Napoleon III. selber, als er den Ausspruch von der Nothwendigkeit der weltlichen Gewalt des Papstes feierlich proclamirte.

wie viel Rom bei diesem Projekte verliere; wie die Unabhängigkeit des Kirchenoberhauptes im höchsten Grade gefährdet, die kirchliche Centralregierung, verschiedener Organe und Behörden benöthigt, täglich und stündlich allen Arten von Verlegenheiten und Conflikten preisgegeben, ihre gesicherte Stellung mindestens bei jedem Papstwechsel von neuen Abstimmungen der Kammern in Paris, Madrid, Lissabon und in Italien abhängig gemacht, der heilige Vater leicht einer Behandlung ausgesetzt sei, wie sie anderen mißliebigen Gläubigern widerfahre. Was die beleidigenden Aeußerungen betreffe, die in Rom über Frankreich laut geworden seyn sollen, so gestehe der Herzog von Grammont selbst ein, daß Cardinal Antonelli trotz aller Verschiedenheit der Ansichten ihm stets mit der größten Artigkeit und Delikatesse begegne; handle es sich um Aeußerungen im Geheimen und in Vorzimmern, so müsse man weise genug seyn, um nicht vor den Thüren zu lauschen, und genug hochherzig, um Ueberbringer erlauschter Nachrichten von sich zu weisen. Indem der Cardinal, bei den letzteren Worten mit Applaus unterbrochen, zu der Rede des Prinzen Napoleon übergeht, würdigt er die italienischen Ereignisse*) nach den Principien des bisher allgemein und auch

*) Guizot sagte in seiner akademischen Rede bei der Aufnahme des P. Lacordaire: „Das Schauspiel, dem wir eben zuschauen, ist nicht neu; schon vor mehr als einem halben Jahrhundert sahen wir Italien den Stürmen, Einfällen und ähnlichem Umsturz preisgegeben, wie sie sich heute zeigen; aber damals erschienen sie wenigstens in ihrem wahren Charakter und unter ihrer wahren Gestalt. Ein Mann, der sich eines großen populären Rufs erfreut und den die Liberalen ihren Schriftsteller nennen, hat sie als Geist der Usurpation, der Eroberung gekennzeichnet; er schrieb unter diesem Titel ein Buch, sie zu brandmarken. Verdienen dieselben Thaten nicht mehr den gleichen Namen? Haben sie ihr Wesen geändert, weil es nicht mehr Frankreich ist, das sie offen ausübt auf eigene Rechnung und sich die Früchte davon aneignet“?

von den Italienern bis zur Gegenwart herab anerkannten, von Grotius, Pufendorf, Wolff und Vattel vorgetragenen Völkerrechts, und beleuchtet namentlich die Theorie von der Nicht-Intervention, die Frankreich und England proclamirten, ohne in der Praxis ihr treu zu bleiben. Im Kriege, erklärt der Cardinal, habe Frankreich für Alles gesorgt und ganz offen gehandelt, in der Diplomatie sehe man nichts als Räthsel, Verlegenheit und Unklarheit, wie es sich nicht für Frankreich zieme, zu der man aber gestern (in der Rede des Prinzen) den Schlüssel erhalten. „Wir hatten bis jetzt geglaubt, daß man die Aufhebung der Verträge nicht auf gewaltthätigen oder hinterlistigen Wegen suchen müsse; wir hatten geglaubt, daß der Wille, Italien beizustehen, nicht dessen Unification durch Absorption aller Fürstenthümer in Eines zum Zwecke habe; wir hatten geglaubt, daß die zeitliche Gewalt des Papstes, verbürgt durch so viele Verheißungen, ein aufrichtig gewolltes Ziel war; wir hatten geglaubt, daß Rom die Hauptstadt der christlichen Welt bleiben werde. Heute sind alle diese Täuschungen geschwunden! Man hat stets die Einheit Italiens und Rom als Mittelpunkt dieses neuen Reiches gewollt — somit ist es unnütz zu sagen, daß man den Papst als höchst strafbar, starrsinnig und undankbar darzustellen sucht, damit das Werk sich schneller vollende. Diese Geständnisse haben wenigstens das Verdienst der Offenherzigkeit, welches die Declarationen des für das neue Reich bestimmten Königs nicht gehabt haben".

Der Prinz Napoleon trat, und zwar mit großem Geräusch, erst ein, als der Cardinal seine Rede beendigt und Minister Billault sich anschickte, dessen Frage zu beantworten, ob die Rede des Prinzen den Gedanken der Regierung ausdrücke. Der Minister erklärte, nachdem er die kaiserlichen Entschließungen über die Discussionen im Senate glorificirt, nur die dazu bestellten Organe könnten im Namen der Regierung reden, und von ihnen allein habe man Aufschlüsse über die

Absichten derselben zu erwarten. Dem Prinzen trat er zunächst nur in dem Punkte entgegen, daß er den Frieden von Villafranca nicht als todtgebornes Werk betrachtet wissen wollte, sondern als etwas ernstlich Gewolltes, dessen Ausführung durch Revolution und Reaktion verhindert worden sei, da der Papst so gut wie England den beabsichtigten Congreß zu nichte gemacht hätten *). Im Einklange mit dem Prinzen und den Hofliteraten erinnert er daran, daß auch die alten Franzosen gute Katholiken, und doch mit dem Papste bisweilen in Zerwürfniß waren und Napoleon III zwei disparate Interessen wahren mußte, die er nicht anders wahren konnte, als wie er gethan. Er wiederholt die alten Anklagen, Oesterreich sei an der Losreißung der Romagna Schuld, und Napoleons III. Fürsorge sei durch dasselbe, die entthronten Fürsten und die Hartnäckigkeit des Papstes vereitelt worden; er bedauert, daß man auf den besonnenen Plan der so gut gemeinten und so schlecht interpretirten Broschüre, „Papst und Congreß", nicht einging, und bewundert die Seelengröße Napoleons, der sich nicht abschrecken ließ, den Papst ferner zu beschützen, für den er so viel Liebe hegte und dem er sogar die Gnade erwies, ihn zum Pathen für seinen Sohn zu wählen. Nach einer durch allzugroße Exaltation seines Eifers, der fast die ganze Broschüre von La Guerronnière in das Gefecht brachte, verursachten Pause zählte er die verschiedenen Fälle seit 1830 auf, in denen Frankreich nach dem goldenen Princip der Nichtintervention (oder dem Utilitätsprincip) verfahren, und schloß mit einer abermaligen Beräucherung der kaiserlichen Politik, für die er die Approbation des Vollbrachten und unbe-

---

*) Nach dem Circular Cavours vom 27. Januar 1860 und einer Depesche von Lord Cowley an Lord Russel in den englischen Blaubüchern von 1860 war es eigentlich die Broschüre „Le Pape et le Congrès", die den Congreß vereitelt hat.

dingtes Vertrauen in das noch zu Vollbringende beanspruchte. Auf die Frage, ob es möglich sei, daß die französischen Truppen Rom verließen, hat er die Auskunft verweigert.

Nach der Rede des Grafen Suleau, der Vertrauen in den Kaiser empfahl, aber das Theilungsprojekt des Prinzen bekämpfte, wurde von dem prinzlichen Anhang stürmisch Schluß der Discussion verlangt, und mit Mühe erlangte in Folge einer günstigen Abstimmung Cardinal Donnet das Wort. Er sprach in würdiger Fassung seine Betrübniß aus über die von dem Prinzen proclamirten Grundsätze, in denen Alles auf das schwerste angegriffen werde, was ihm stets heilig und ehrwürdig gewesen sei: die Heiligkeit der religiösen Macht, die Majestät alter Dynastien, die Unverletzlichkeit der Tugend und des Unglücks, die auch Napoleon I. geehrt habe. Der Prinz habe Alles, was dem römischen Stuhle Haß und Verachtung zuziehen zu können schien, aus den Regesten der Geschichte hervorgesucht, ohne alle Rücksicht auf die Tugenden, die so vielfach an den Päpsten sich gezeigt, auf die Dienste, die sie der Menschheit, ihrer Civilisation, den Wissenschaften und Künsten geleistet, auf die Liberalität, mit der sie oft den Proscribirten der Politik und der Revolution ein Asyl eröffnet. Als Frankreich 1852 im Schrecken vor der Anarchie das Kaiserreich zurückgerufen, sei es in der Hoffnung auf eine Zukunft des Friedens geschehen; im Orient habe Napoleon III. die Aufrechthaltung der Verträge, in Rom den religiösen Glauben des Volkes beschützt, jetzt stelle gleichwohl die Revolution den Weltfrieden wieder in Frage. Piemont habe das neue in seinen Folgen für die Gesellschaft unheilvolle Völkerrecht nicht nach spontanen Aeußerungen des Nationalbewußtseyns, sondern durch eine Invasion mit bewaffneter Macht zur Geltung zu bringen gesucht; der revolutionären Demagogie habe man eine Armee, ein Budget, eine officielle Existenz gegeben, um ihren Despotismus zu befestigen, und allen Dynastien sei der Krieg angekündigt mittelst des Princips der Nationalität.

Während Viele nach dem Schluß der Debatte riefen, erklärte der Staatsrathspräsident Baroche, der sich auf die Auslassungen des Hrn. Billault berief, die Regierung werde das von fünf Mitgliedern eingereichte, für die weltliche Herrschaft des Papstes in unzweideutigen Ausdrücken eintretende Amendement zurückweisen. So kam es zum Schluß der allgemeinen Discussion. In der Sitzung vom 4. März sprach sich Marquis de Boissy bei der speciellen Berathung des ersten Paragraphen des Adreßentwurfs gegen die servilen Schmeichler, die zahlreichen Fouché's aus, die den Thron mit Chloroform umringten, und protestirte dagegen, daß man die Katholiken als Feinde der Dynastie bezeichne; sie seien vielmehr weit dynastischer als jene, die den Sturz des Papstthums verlangen. Mehrfach wurde die vage und wenig decidirte Ausdrucksweise des Adreßentwurfes gerügt.

Am 6. März gelangte das Amandement zur Abstimmung. Nachdem der Senatspräsident eine Berichtigung des Admirals Romain Desfossés hatte annehmen müssen und Hubert Delisle zu Gunsten der päpstlichen Unabhängigkeit gesprochen, verlangte Graf Casabianca ein Vertrauensvotum für die Regierung. Frankreich sei bloß verpflichtet, Pius IX. in Rom und Civitàvecchia gegen die Revolution zu schützen, dürfe aber nicht das Princip der Nichtintervention verletzen, noch eine allgemeine Abstimmung hindern. Der Papst müsse die Folgen seiner Widerspenstigkeit tragen, doch stehe ihm in Rom Frankreich schützend zur Seite. Schließlich erklärte er, für das Amendement stimmen, heiße die Regierung bekämpfen. Dagegen erhoben sich mit dem Prinzen Murat mehrere Senatoren, und Graf Bourqueney und Barthe sprachen zu Gunsten des Amendement. Letzterer erklärte die Einheit Italiens für eine englische Idee und geißelte Piemonts Attentate, das seit zwölf Jahren an die Erwerbung der Legation gedacht und doch dieses Streben abgeläugnet, ja als „infam" bezeichnet, das Alles durch Trug und Hinterlist gewann, Frankreichs Rathschläge

verachtet und die von England befolgt. Auch der Herzog von Padua gab Hrn. Pietri eine scharfe Entgegnung. In seiner Rede vor der Abstimmung wollte Hr. Baroche keine bestimmte Zusage für die Zukunft geben und betheuerte, die Regierung werde der Politik nicht untreu werden, mit der sie bisher den heiligen Vater geschützt; auch sie halte die weltliche Gewalt des Papstes für eine wesentliche Bedingung der religiösen Unabhängigkeit, auch sie verstehe den fraglichen Paragraphen im Sinne dieser Idee, und nicht nach der Auffassung des Hrn. Pietri. So konnte man nur durch eine fast in identischen Ausdrücken abgefaßte Erklärung das Amendement beseitigen, während ein von den Plonplonisten projektirter Zusatz hoffnungslos zu Boden fiel. Von 140 Abstimmenden waren bei einer absoluten Majorität von 71 Stimmen 79 Senatoren, unter ihnen die meisten im persönlichen Dienste des Hofes, gegen das von der katholischen Partei formulirte Amendement, die respektable Minorität von 61 Senatoren, worunter der Prinz Murat, der Herzog von Padua, Admiral Romain Desfossés, der frühere Commandant in Rom General Gémeau, General Roguet, Marschall Reynault de St. Jean d'Angely, Leverrier, Suleau für dasselbe. So viel Mühe die Beseitigung gekostet, so günstig ihm die letzte Erklärung der Regierung war: es wurde, wie vorauszusehen war, die Abstimmung vom Constitutionnel wie vom Siècle als ein glänzender Sieg ihrer Sache begrüßt.

Aeußerst stürmisch war die Sitzung vom 7. März in ihrem Anfang. Cardinal Morlot von Paris vereinigte sich mit seinen Collegen und sprach seine ernsten Besorgnisse aus. Cardinal Gousset von Rheims widerlegte die Anklage, daß Pius IX. sich undankbar gezeigt; das Wort „unmöglich" sei unfranzösisch, wie Napoleon I. gesagt; die Pacifikation Italiens, von der der Friede abhängig, sei nur nach den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit zu vollbringen. General Castelbajac bat den Senat, die den Interessen des katholischen und monarchischen

Frankreichs zuwiderlaufenden, zur Republik und zum Anglikanismus führenden Grundsätze entschieden zurückzuweisen und die katholische Einheit der für Frankreich nichts weniger als ungefährlichen italienisch-piemontesischen Einheit vorzuziehen. Marschall Canrobert verlangte Vertrauen zu Napoleon III. als dem besten Wächter der Ehre Frankreichs und der katholischen Interessen, und darum auch Annahme der Adresse. Nachdem Cardinal Mathieu noch mehrere Vorwürfe gegen den heiligen Vater widerlegt, sprach Cardinal Bonald das Vertrauen aus, daß Napoleon III. die Ansichten seines Vetters nicht theile und sein gegebenes Wort einlöse, fern von den gänzlich ungeziemenden und unpraktischen Vorschlägen des Prinzen. Man erweise Napoleon III. keinen Dienst, wenn man die Ausübung des allgemeinen Stimmrechts in Italien mit dem in Frankreich beobachteten Verfahren in eine Linie stelle; in Frankreich gab es keinen legitimen Herrscher, wie in Rom und Gaeta, den man durch Abstimmungen seiner Rechte beraubte. Bei der Schlußabstimmung über die ganze Adresse waren 120 Senatoren für dieselbe, 3 dagegen; 17 stimmten nicht ab, unter ihnen der Prinz Napoleon, darüber beleidigt, daß man ihm nicht nochmals das Wort gegönnt. Am 8. März empfing Napoleon III. die Deputation des Senates mit der Adresse, und rühmte sich der Billigung seiner bisherigen und des Vertrauens in seine zukünftige Politik, die stets fest, „loyal und ohne Hintergedanken" seyn werde. Seinem Vetter hat er mit keiner Sylbe widersprochen.

Das war das Ende der merkwürdigen Debatte im französischen Senate, die zu den weitgehendsten Betrachtungen reichen Stoff geliefert, die Erbärmlichkeit der großen Politik, die Gelüste des Cäsarismus, den Einfluß der von ihm ausgehenden Corruption und die allem Recht, aller Gesittung, aller religiösen Freiheit drohende Verfolgung constatirt hat. Für diesesmal wollen wir mit den Worten eines bekannten geistreichen französischen Publicisten schließen, der sonst nicht zu

den Pessimisten gehörte und manches vorschnelle und enthusiastische Urtheil durch reichliche Sühne wieder gut machte.

„Die Welt ist reif für einen unvergleichlichen Despotismus, schlimmer vielleicht als der antike war. Man sieht auf allen Seiten die Länder sich auflösen, die Grenzen fallen, den Boden nivelliren, um den Wagen eines Triumphators durchziehen zu lassen. Welches Hinderniß werden die Könige in den Weg legen? — Es gibt keine Könige mehr, und die noch diesen Namen tragen, arbeiten nur daran, einander auszuliefern. Die Kirche hatte Könige eingesetzt, um die Wahrheit zu bekennen und zu vertheidigen und die Armen zu beschützen. In dieser Pflicht lag ihr Recht. Die Revolution, die sie ihre Pflicht abschwören ließ, hat ihnen das Gefühl ihres Rechtes geraubt. Wo ist heutzutage der König, der sich vollkommen seines königlichen Rechts bewußt und versichert ist, der das Recht Anderer ehrt und aufrecht hält auf die Gefahr hin, sich selbst zu gefährden? Diesen König sehe ich nur in Rom und sonst nirgends. — Das Papstthum wird diese Zeit überleben. Verborgen inmitten der Welt, zurückgefallen in die Zeiten und die Thaten Nero's wird es die Zeit und die That des heiligen Petrus wieder von vorne anfangen. Wenn die Mächtigen und Glücklichen der Erde nicht mehr das Böse vom Guten, den Irrthum von der Wahrheit unterscheiden oder darin Gefallen finden werden, das Gute bös und den Irrthum Wahrheit zu nennen, im Angesichte der organisirten brutalen, Alles bezwingenden Gewalt, wird das Papstthum noch auf seinem Platze seyn, den Unwissenden und Armen ohne Zahl das Evangelium verkünden, die Besiegten trösten und die Wahrheit aufrechthalten bis zum Henkerbeil und den Insulten der Sieger. Es wird lehren, daß Freiheit ohne Autorität ebenso unmöglich ist wie Autorität ohne Freiheit, und beides in der Ordnung entsteht, die jede Sache und jedes Individuum an seinen Platz und Gott an die Spitze von Allem stellt. Es wird in der Welt seine Stelle wieder einnehmen, vergrößert und verstärkt durch päpstliche Marthyrer*)!

---

*) Le Pape et la diplomatie. Par L. *Veuillot*. Paris 1861.

III.

Dieselben großen Parteien wie im Senate standen auch im gesetzgebenden Körper einander gegenüber und unter noch größerer Theilnahme des Publikums, das die beengten Zuhörerräume überfüllte, kämpfte die katholische Opposition gegen das große Lügengewebe der napoleonischen Politik. Die nunmehrige Opposition, die zum großen Theile noch 1859 auf Seite der Regierung stand*), war numerisch keineswegs schwächer, aber auch in ihrer Polemik weit energischer und rücksichtsloser als im Senate, dessen Mitglieder, die Cardinäle nicht ausgenommen**), keinesfalls allen Erwartungen entsprochen

*) „In Frankreich", sagte am 11. März ein ausgezeichneter katholischer Redner, „sind die Rollen vertauscht: die Kirche, die Männer der Ordnung, die conservativen Lehren sind jetzt die Opposition, gegen die man strenge Maßregeln ergreift. Ich will nicht nachforschen, welche Hülfstruppen an Menschen und Doktrinen die Regierung dafür eingetauscht; aber ich weiß, daß die Logik der Principien unerbittlich ist und der Vermittlungen spottet, in denen eine kurzsichtige Weisheit der Menschen und der Regierungen allzuoft eine ohnmächtige Stütze sucht"

**) Für das Amendement von de Romain-Desfossés und Gemeau hatten alle fünf Cardinäle gestimmt; bei der Schlußabstimmung war Cardinal Mathieu allein gegen die Adresse, während die vier anderen sich des Abstimmens enthielten. Letzteres ward von mehreren Seiten so motivirt, die Cardinäle hätten nicht gegen die Adresse votiren wollen, weil sie im Wesentlichen und auch nach der ministeriellen Auffassung der päpstlichen Souverainetät günstig sei, aber auch nicht dafür, um sich nicht dem darin gegen den heiligen Vater ausgesprochenen Tadel anzuschließen. Andere Quellen, wie eine Pariser Correspondenz im Universel von Brüssel 13. März, besagen, am Tage der Abstimmung, nachdem alle fünf Cardinäle gegen die Adresse zu stimmen beschlossen, sei Cardinal Morlot von einer sehr hohen Person durch ein angebliches äußerst zutrauens-

hatten. Schlag auf Schlag erfolgten hier die unbarmherzigsten Stöße in das Mark der Regierungspolitik; eine Rede war schärfer als die andere und der Gewalt dieser Logik gegenüber war die ministerielle Rhetorik in keiner geringen Verlegenheit. Selbst der verstümmelte Compte-rendu der officiellen Redaction konnte die Kraft des Ausdrucks und die ätzende Schärfe der oppositionellen Kritik nicht verwischen. Je mehr die Bollwerke, hinter denen sich die Vertreter der imperialistischen Politik verschanzt, von den muthigen Gegnern erstürmt wurden, desto mehr sahen sich jene genöthigt, die bereits weggeworfenen revolutionären und antikatholischen Brandraketen wieder hervorzusuchen, wobei der Papsthaß der inspirirten Presse getreulich sekundirte, und zuletzt mußten sie von ihrem zürnenden Kriegsherrn sich statt der abgestumpften neue, wenn auch nicht rein geistige Waffen, für den Kampf gegen die unbotmäßigen Geister erbitten. Ihr endlicher Triumph aber war von der Art, daß er die lange Reihe der stärksten moralischen Niederlagen nicht aufzuwiegen vermochte und selbst aus dem stolzen Siegesgesang das Wimmern über eine selbstgebundene Zuchtruthe noch vernehmlich hervordrang.

In der Sitzung vom 11. März betheuerte Graf Flavigny, angesichts einer mehr liberalen und versöhnlicheren Politik im Innern, wie sie Napoleon III. kürzlich angeschlagen, hätte er sich glücklich gefühlt, dem Ausdruck ehrfurchtsvoller Anerkennung ohne Vorbehalt sich anschließen zu können; nun aber fühle er das Bedürfniß einer freimüthigen Erörterung mit den Regierungsorganen in Folge eines im Senate vorgetra-

---

volles Schreiben des heiligen Vaters an Napoleon III. dupirt worden und habe drei seiner Collegen dadurch überzeugt, gegen die Adresse stimmen heiße förmlich mit dem Monarchen brechen und eine vom Papste selbst offen gelassene Thüre schließen. Auch ein neuer Brief Napoleons an Pius diente zur Fortsetzung des Doppelspiels.

genen revolutionären Manifestes, das eine seit Louis Blanc nicht mehr gehörte Sprache führe, das Frankreich und Europa in Aufregung versetze, das die bündigste Verläugnung der zehn Jahre lang proklamirten Politik Frankreichs sei und über den mit dessen Unterschrift versehenen Vertrag von Villafranca dreist den Stab breche. Im Senate sei dieses Revolutionsprogramm nicht von der Regierung bekämpft und außerhalb desselben sogar zum Gegenstande leidenschaftlicher Lobsprüche gemacht worden; der Minister, dem am meisten die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung obliege, habe es noch dazu mit dem Telegraphen und in unzähligen Abdrücken über ganz Frankreich verbreitet, ohne die gefährlichen Folgen eines solchen Schrittes zu bedenken. Die Lage der Dinge in Italien skizzirte der Redner also: Piemont hat Frankreich, dem es Alles verdankt, betrogen und verachtet, es in eine ganz falsche Lage gebracht. Im Juli 1859 verkündigte der Beherrscher einer katholischen, „mehr als man glaubt katholischen" Nation Aufrechthaltung der päpstlichen Souverainetät und Theilung Italiens in verschiedene, aber conföderirte Staaten. Aber das wollte die Revolution nicht; Piemont wollte, wie Prinz Napoleon sagte, sich nicht mit der Hälfte begnügen, weil es Alles haben zu können glaubte. Frankreich gab ihm nach und gibt ihm eine neue Ermuthigung durch das von so hervorragender Seite aufgestellte Revolutionsmanifest, das dem protestantischen England in der Hauptstadt der katholischen Welt einen Triumph bereiten und einen allgemeinen Umsturz vorbereiten will. Dasselbe stellt den Königen von Gottes Gnaden die von Volks Gnaden gegenüber, als ob nicht auch die letzteren schon in der ersten Generation ihre Erblichkeit proklamirten; es redet nur von unterdrückten Völkern, während Frankreich auch für unterdrückte Monarchen Sympathien hat, die sich muthvoll zu vertheidigen wissen; seine Politik mit ihren Agitationen in Italien, Ungarn, Polen und Deutschland stürzt Frankreich in den Krieg und die Welt in alles Unheil. Ein sardinischer Minister

sagte: Frankreich flößt Furcht ein, selbst wenn es lächelt; mit mehr Recht läßt sich sagen: Die Revolution flößt Furcht ein, wenn sie auch nur an die Thüre pocht. Daher, schloß Flavigny, ist es dringend geboten, daß die Regierung sich bestimmt über ihre Politik äußert und sich offen ausspricht, ob jenes Programm eingestanden oder geduldet oder desavouirt wird; nie würde ihr Schweigen einen bedauerlicheren Sinn haben als hier.

Die Frage konnte nicht deutlicher an die Ministerbank gerichtet werden. Aber diese, obschon von den Herren Baroche, Billault, Magne und noch fünf Regierungscommissären besetzt, beobachtete das tiefste Schweigen. Hatte doch Napoleon III. in dem Schreiben an seinen Vetter dessen Politik eine „ausnehmend französische und der napoleonischen Dynastie würdige" genannt, obschon dem Auslande gegenüber Herr Thouvenel Versicherungen ganz anderer Art zu machen für gut fand. Am 13. März verweigerte Herr Baroche offen die Beantwortung jener Frage, weil es unparlamentarisch sei, auf eine in der anderen Kammer gehaltene Rede einzugehen, blieb aber dem gewandten Deputirten Keller die Antwort schuldig, als dieser bemerkte: es handle sich nicht sowohl um die im Senat gehaltene Rede, als über eine in 40,000 Gemeinden verbreitete officielle Depesche*), welche allenthalben die Meinung errege, jene Rede gebe das neue Programm der Regierung.

---

*) Die Depesche Persigny's lautet: „Eine wundervolle Rede wurde eben im Senate von Sr. kaiserlichen Hoheit dem Prinzen Napoleon gehalten, welche die ganze Sitzung ausfüllte und eine immense Sensation hervorrief". Außerdem wurde die Rede im Moniteur des Communes, der in allen Gemeinden angeschlagen wird, vollständig abgedruckt, während die Veröffentlichung der geistvollen Rede Kellers ohne Censurabstriche untersagt ward. Natürlich konnte das Alles den Herzog von Grammont nicht hindern, in Rom die Rede des Prinzen zu desavouiren.

Der Sprecher der Adreßcommission, Baron David, sprach lahm und matt über alles Mögliche nach zwei Seiten. Er wagte es nicht, den König Viktor Emmanuel zu vertheidigen und wollte lieber das Urtheil der Nachwelt überlassen; desto mehr servilen Muth bewies er in den heftigen Ausfällen auf Pius IX. und Franz II. Frankreich durfte seines Erachtens keine Gewalt anwenden, um sich der von Piemont inaugurirten Regeneration Italiens zu widersetzen, das wäre Wiederherstellung des österreichischen Uebergewichts gewesen; den König von Sardinien zur Unthätigkeit verdammen hieß die Halbinsel der Anarchie überliefern, und Frankreichs Nichtintervention hinderte eine allgemeine Conflagration. Die Fehler und Mißbräuche der Priesterregierung sind nach ihm die Ursache der Losreißung Umbriens und der Marken, wobei nur unerklärt bleibt, warum die Marken nicht schon im Juni 1859 sich losrissen, sondern erst im September 1860 von Cialdini sich losreißen ließen. Gleichwohl will David Rom und das engere Patrimonium dem Papste lassen, weil sonst die katholische Welt zu tieferschüttert und Frankreich an Achtung zu viel einbüßen würde. Im Widerspruche mit dem rothen Prinzen hält er (man zählt den Baron zu den Muratisten) die italienische Einheit für nicht ernst gemeint und nicht lebensfähig, eine mächtige italienische Flotte für Frankreich, das durch Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarin und der russischen bei Sebastopol sehr gefehlt, nachtheilig, den englischen Einfluß für zu sehr in Italien dominirend. Er tadelt die päpstliche Regierung, die notorische Feinde Frankreichs in ihr Heer gereiht und im Concordate (!) Oesterreich vor Frankreich bevorzugt, und will endlich dem Papste folgende Bedingungen gesetzt wissen: 1) Entfernung aller Feinde Napoleons III. aus seiner Nähe, 2) Beschränkung der Intriguen der französischen Bischöfe, 3) Aussöhnung mit Italien und Einführung bürgerlicher Verwaltung in Rom. Leider fanden die drei Punkte von keiner Seite genügende Unterstützung.

Nachdem Königswarter, der jüdische Banquier, seinen Garibaldikultus an den Tag gelegt und Gouin die Finanzwirthschaft des Imperialismus kritisirt, erhob sich der Deputirte Kolb-Bernard aus dem französischen Flandern, der mit dem Elsässer Keller die glänzendste Beredsamkeit in dieser Debatte entfaltet hat, um ausgehend von dem berühmten Wort: „Das Kaiserreich ist der Friede" den italienischen Krieg, das Princip der Nichtintervention — diesen Freipaß für alle Revolutionen — und die Stellung Frankreichs zu Italien zu charakterisiren. Er und Keller brachten die entscheidendsten Beweise für das schändliche Intriguenspiel der Tuilerien und die Entwürdigung Frankreichs durch dieselben vor. Entweder, sagten sie, sind wir seit Villafranca von Piemont und England überlistet worden, oder Englands Diener und Cavours Mitschuldiger gewesen. Pius IX., rief Kolb-Bernard aus, hat nur ein festes Terrain: das der Principien und Pflichten. Auf diesem blieb er stehen mit Festigkeit und Würde, die Nachwelt wird ihn deßhalb ehren und segnen. Was aber war die Rolle Frankreichs? Mit Schmerz muß man es constatiren: Frankreichs italienische Politik quälte sich vergebens ab zwischen zwei entgegengesetzten Strömungen, zwischen denen sie mehr oder weniger freiwillig ihren Platz genommen; wie von Ohnmacht geschlagen, bewegte sie sich beständig auf zwei contradiktorischen Wegen; dem der Declarationen und dem der Thatsachen. Sie kam auf nichts Anderes hinaus, als mehr und mehr die Lage des Papstthums zu compromittiren und denjenigen Genugthuung zu verschaffen, die in seinem Sturz den Fortschritt der Zukunft suchen. Klar und deutlich sprach Keller aus: „Frankreich ist verantwortlich für Alles, was Piemont thut, das wenigstens sagen kann, es sei zu schwach, dem revolutionären Andrang zu widerstehen. Wir konnten Sardinien, das uns Alles zu danken hat, aufhalten mit einem Wort, dieses Wort haben wir nicht gesprochen. Man sagt uns, Piemont könne uns den Krieg er-

klären, seine Armee könne sich mit den Zuaven von Palestro und Solferino messen, mit jenen Zuaven, die sogar von Paris aus noch Piemont gegen Oesterreich schützen. Nein, an solchen Undank, an solche Thorheit kann ich nicht glauben. Man konnte Piemont aufhalten, aber man mußte es wollen!"

Beide Redner, der vom 11. und der vom 13. März, gehen auf die Ereignisse seit 1859 zurück, beide ergänzen einander in der Beleuchtung der verschiedenen Phasen der italienischen Frage. Vorerst constatiren die Thatsachen, daß das vor dem Kriege gemachte Versprechen, der Kampf werde kein revolutionärer seyn und die weltlichen Herrscherrechte des heiligen Vaters geachtet werden, nicht gehalten ward. Denn Garibaldi und Mazzini nahmen am Kriege Theil und wurden als Bundesgenossen betrachtet, was wohl Herr Baroche sehr natürlich fand, die Regierung aber, wie Keller treffend bemerkte, damals für so compromittirend hielt, daß sie damit vorzüglich den Frieden von Villafranca motivirte. Was die Rechte des Papstes betrifft, so erklärte Garibaldi, der Papst und die Priester seien der Krebsschaden Italiens und er werde rücksichtslos vorschreiten; Niemand hat ihn ernstlich gehindert, ja zu eben dieser Zeit geht Frankreich — eine bedauerliche Coincidenz! — von seinem Plan von Villafranca ab und befürwortet die Lostrennung der Romagna als eine Nothwendigkeit, während man bis dahin nur Reformen für dieselbe beantragt. Dem Papste konnte man hier nicht den leisesten Vorwurf machen; er genehmigte Reformen nicht bloß für jene, sondern für alle Provinzen: er wies auch die Idee der Conföderation nicht, wie man behauptete, rundweg von sich und wenn La Guerronnière der Annahme dieses Vorschlags ein „zu spät" entgegenhält, so fügt er, wie Cardinal Antonelli sagt, Napoleon III. die schwerste Beleidigung zu, als habe dieser als Gegenstand eines feierlichen Vertrags und als Mittel der Versöhnung etwas vorgeschlagen, was nicht mehr passend und nicht mehr möglich war. Kolb-Bernard erinnert an den 1859

angekündigten Congreß, der nach Lord Russels*) mit Unrecht angefochtener Ansicht durch die Broschüre „Papst und Congreß“ vereitelt ward, die bereits eine über die Romagna hinausgehende Spoliation andeutete. „Von da an,“ fährt er fort, „läßt Frankreich, trotz seiner Erklärungen und Verwahrungen, trotz der formellen Stipulationen und Vorbehalte, die Viktor Emmanuel zugleich mit beiden Kaisern unterschrieben, die Einverleibung der Herzogthümer und der Legationen ruhig vor sich gehen. Die Conspiration bahnte der Usurpation den Weg, diese etablirte sich durch die Diktatur, diese bildete nach ihrem Ebenbild ein Parlament, dieses unterdrückte die Freiheit der unterjochten oder getäuschten Bevölkerungen und ergab die ironische Repräsentation des allgemeinen Stimmrechts, von dem eines Tages in eben diesem Saale einer unserer Collegen die Besorgniß äußerte, man möchte daraus eine allgemeine Mystifikation machen, und das man nach dem von uns Wahrgenommenen definiren könnte als das Recht eines Volkes, dem Gesetze einer verwegenen Minderheit zu unterstehen.“

Noch näher geht Keller auf die cynischen Heucheleien und Gewaltthaten von 1860 ein. Am 1. März 1860 desavouirte eine sehr applaudirte Thronrede Piemont und forderte Aufrechthaltung der weltlichen Papstgewalt, während eben damals Herr v. Cavour die von Frankreich vorgeschlagene Autonomie Toscana's und das Vikariat in der Romagna formell zurückwies. Kaum waren in demselben Monat die Annexionen vollzogen, so registrirte Frankreich die neuen Dementi's, die es erfahren, unbedenklich ein. Man hätte selbst ohne Gewalt Italien vor dieser Vergewaltigung schützen können, wären die Abstimmungen unter französischem statt unter piemontesischem Schutz erfolgt. Unter der Aegide des Princips der Nichtintervention, das eigentlich ein Grund ist nicht zu interveniren, wo

*) Depesche vom 24. Dec. 1860.

man nicht Lust hat, aber ohne die Intervention zu hindern, wo man sie wünscht, organisirte Piemont offen die sicilische Expedition und Frankreich beugte sich vor den Thaten des Flibustiers, der ein großer Mann geworden war*). Zu gleicher Zeit war die päpstliche Armee reorganisirt durch einen General, dessen militärischen Ruhm und Patriotismus nach den von ihm abgelegten Proben Niemand zu bezweifeln das Recht hat**). Die päpstliche Armee sicherte die Ruhe im Innern gegen die Einfälle der bewaffneten Banden von Zambianchi und Masi; Frankreich ließ seine Streitkräfte nur in Rom, um diese Hauptstadt vor Garibaldi's Angriff zu schützen. Piemont sah so seine Pläne vereitelt; es hatte keinen Augenblick zu ver-

---

*) Die zugleich von Sardinien begünstigte und verläugnete, dann offen acceptirte Piraterie Garibaldis und das Verfahren der französischen Politik hat Kolb-Bernard aus das schärfste gegeißelt: „Zweifelsohne ist die französische Regierung diesem Scandal, dieser Verachtung des Völkerrechts gegenüber nicht gleichgültig geblieben, und sicher hat sie bei Piemont und England Schritte gethan, diesem Gebahren Einhalt zu gebieten. Aber was man mit Schmerz constatiren muß, das ist das negative Resultat der Bemühungen unserer Diplomatie, das ist, daß man sie genöthigt sieht, sich successiv vor dem Willen Cavours und Russels zu beugen, die beide unsere Rathschläge und Vorstellungen zurückwiesen. Im Angesichte der Triumphe Garibaldis auf Sicilien und der drohenden Gefahren schlägt das Kabinet von Paris Lord Russel die Vereinigung der englischen und französischen Seestreitkräfte vor, um den Piraten an der Ueberschreitung der Meerenge von Messina zu hindern. Das englische Kabinet, das bereits, wie man sagt, seine Einwilligung gegeben, zog sie nach vierundzwanzig Stunden zurück und zog auch Frankreich mit auf seine Seite. Man hat die englische Allianz bis zur Hinopferung der Interessen Frankreichs gepflegt; Englands Politik siegte stets in Italien, während die Frankreichs immer unterlag."

**) Der Redner flicht hier eine Kritik des Grammont'schen Berichts über den Besuch der Bretonen in Rom ein, welchen er als „unwürdig in einer Sammlung ernster Dokumente zu stehen" bezeichnet.

lieren, es fiel also in das päpstliche Gebiet und in Neapel ein. Frankreich konnte nicht umhin zu protestiren. Aber auf den Protest unseres Consuls von Ancona antwortet Cialdini: „Ihre Depesche kommt von Paris, aber ich komme von Chambéry." Wer täuschte sich hier? Was alle meine Ideen verwirrt, sagt Kolb-Bernard, das ist Frankreichs Haltung bei der Invasion der Marken. Frankreich protestirt, erklärt das Attentat nicht dulden zu können, kündigt Goyon's Rückkehr und Verstärkung seiner Truppen an, und dennoch läßt es den Raub vollführen, überläßt das kleine Heer des Papstes seinem Muthe und seiner Ohnmacht, und nach dessen Niederlage hat es keine andere Sorge, als sich über die seinen Depeschen gegebene Auslegung zu beklagen und ist entrüstet, weil man glauben konnte, falls eine große Nation einer Gewaltthat sich zu widersetzen genöthigt sehe, werde sie sich mit der Gewalt der Waffen widersetzen! „Und in derselben Zeit, in der man die römische Kanzlei so schwer beschuldigt, läßt man ohne Protest die unwürdige Täuschung hingehen, die von Seite Cialdini's mit der Unterredung zu Chambéry getrieben ward und nach dem Zeugnisse der Dokumente ward dafür keine Genugthuung gefordert, daß der Schein erregt ward, als habe Frankreich den neuen Raub begünstigt und das bei Castelfidardo vergossene französische Blut den Piemontesen überliefert. War das französische Politik? Der Abberufung des Gesandten von Turin folgte die des Gesandten bei Franz II.; jener ward abgerufen, weil der König von Sardinien das Unrecht beging, Umbrien und die Marken anzugreifen, dieser weil der König von Neapel das Unrecht hatte sich zu vertheidigen." Wozu, fragt Keller, diente jene Maßregel? Man hat dem Abbruch unserer diplomatischen Beziehungen in Turin ebenso viel Rechnung getragen, als unseren früheren Rathschlägen. Hr. v. Cavour, der so oft wiederholt, ihn nöthigen Garibaldi zu bekämpfen heiße ihn zum Fenster hinauswerfen lassen, hatte plötzlich wahrgenommen, daß Garibaldi Gefahr bringe, indem er als Sieger

Süd-Italien durchziehend Venetien angreifen wolle, und versicherte jetzt, Piemont werde ihm in den Abruzzen eine Schlacht liefern und die Marken pacificiren. General Goyon und Lamoricière waren natürlich nicht stark genug, um Garibaldi aufzuhalten. Das war eine offenbare Verhöhnung. Wenige Tage später hielten Garibaldi und Viktor Emmanuel ihren Einzug in Neapel, in einem und demselben Wagen. General Cialdini verfolgte seinen Weg und theilte sich mit Goyon in die Occupation der päpstlichen Staaten. Und letzterer selber sagte dem Redner: so oft es seine Instruktionen erlaubten, sende er einen Fourrier zu den Piemontesen, die dann sogleich zurückgingen, gehe aber der römische Hof in seinen Forderungen zu weit, so verschanze er sich hinter das Princip der Nichtintervention.

Wie läßt sich nun eine solche Politik erklären? Ist es Rathlosigkeit gegenüber dem raschen Gang der Ereignisse, die Frankreich hier eingestehen muß? Ist es die Allianz mit England, die so schwere Opfer auferlegt? Beides deuteten manche Redner an; Keller suchte in beißender Weise die Erklärung in dem seiner Zeit vom Moniteur veröffentlichten Testament Orsini's, in der Furcht vor der Revolution, mit der man sich bereits zu tief eingelassen. Mit festem Mannesmuth rief er den Vertretern der imperialistischen Politik zu: „Ihr habt darauf verzichtet, die Revolution zu bekämpfen; ihr habt es für leichter gehalten, sie zu beschwichtigen durch Concessionen, die ihr den Katholiken zudiktirt; ihr habt von ihr, die nie verzeiht, Pardon erlangen wollen.“ Und doch war man wieder zu feige, sich offen auf deren Seite zu stellen. „Frankreich“, sagt derselbe Redner, „war 1793 offen revolutionär, offen eine erobernde Macht unter dem ersten Kaiserreich, 1848 und 1849 offen conservativ. Aber ihr, die ihr die Unklugheit habt, dieselbe Arena wieder zu öffnen, ohne deren Ausdehnung zu messen, was seid ihr und was wollt ihr seyn? Revolutionäre, Conservative oder einfache Zuschauer des Kampfes? Bis jetzt

wart ihr weder das Eine noch das Andere; denn ihr zoget euch vor Garibaldi zurück in eben der Zeit, wo ihr mit ihm in der größten Feindschaft waret, ihr sandtet zugleich für Piemont wirksame Hülfe und für den König von Neapel Charpie; auf denselben Blättern ließet ihr die Unverletzlichkeit des heiligen Vaters und dessen Thronentsetzung verkünden. In Turin wie in Rom hat man euch geantwortet: Keine Transaktionen! Ihr hattet die Wahl zwischen Viktor Emmanuel, der an dem Abgrund wandelt, wo Mazzini, sobald er nicht mehr mit seiner Aufführung zufrieden ist, ihn hineinstürzen wird, und zwischen Pius IX., der seiner Pflicht gemäß Piemonts Attentaten widerstand; und anstatt zu wählen, bliebet ihr in Rom und ließet Viktor Emmanuel von Etappe zu Etappe nach Rom kommen. Sehet ihr nicht, daß ihr bei dem Streben nach einer monströsen und unmöglichen Transaktion zugebt, daß in Rom die Lage von Tag zu Tag schwieriger wird? Es ist Zeit, euch an diesem gefährlichen Abhang aufzuhalten, wohin die Feinde Frankreichs und der Dynastie euch treiben, die Politik von Villafranca wieder herzustellen, die Revolution scharf in das Auge zu fassen und ihr zu sagen: Du wirst nicht weiter gehen!" Nicht minder energisch forderte Kolb-Bernard eine Umkehr zu wahrhaft französischer und conservativer Politik:

„Für wen und gegen wen dient die französische Armee in Rom? Soll sie Pius IX. vertheidigen oder das Papstthum? Pius IX. will nicht vertheidigt seyn auf Kosten des Papstthums. Wenn der Papst, zwischen seine Pflicht und eine letzte Transaktion gestellt, diese als unmöglich zurückweist, wird man ihn ebenso in Stich lassen wie Franz II. in Gaeta, und zwar unter Bedingungen, die noch weit compromittirender für Frankreichs Ehre sind? Wird man abermals jene Politik der Resignation anwenden, welche Sympathien für die Personen zur Schau stellt, aber für das Recht keine hegt, die sich darauf beschränkt, das Leben zu retten, aber die Principien untergehen läßt? Und wird die römische

Frage, auf eine bloße Frage der persönlichen Sicherheit des Papstes reducirt, uns an einem bestimmten Tage geneigt finden, diese Sicherheit der so katholischen Ergebenheit Piemonts anzuvertrauen und ihm Rom auszuliefern — Rom das keine menschliche Macht hindern kann, Sitz der Nachfolger Petri zu bleiben. Rom das nicht Piemont zugehören kann, weil es der katholischen Welt gehört, deren Leben, deren Herz es ist? Kurz, ist diese Occupationsarmee, deren wahre Mission verhüllt bleibt, die durch ihre Stärke mehr einen strategischen Charakter an sich trägt, als den der Protektion der päpstlichen Gewalt, welche eine energische Kundgebung Frankreichs und die Anwesenheit einiger seiner Soldaten zu wahren hinreichen würden, ist diese Armee eine Macht gegen die Revolution oder eine Macht, die vielleicht am nächsten Tage vor ihr sich beugen wird? Was thut man in der That? Während man kein Wort des Tadels für die Attentate Piemonts hat, richtet man gegen den Papst, und zwar gegen ihn allein, die schwerste Anklage. Im Angesichte der bereits vollbrachten und der für den Fall der Beseitigung der vom revolutionären Geiste bereiteten Hindernisse zugesicherten Reformen*) behandelt man den

---

*) Die Note des Cardinals Antonelli an Msgr. Meglia, Geschäftsträger in Paris, vom 26. Febr. d. Js. führt den Nachweis, daß alle in Gaeta 1849 stipulirten Reformen ausgeführt wurden bis auf zwei, deren Aufschub durch die Haltung Sardiniens und die revolutionären Drohungen veranlaßt ward. Die lückenhaft und unvollständig den französischen Kammern vorgelegten Depeschen haben alles hieher Gehörige übergangen, und Keller fand es mit Recht befremdlich, daß man gar keine der Antworten des römischen Stuhles in die officielle Sammlung aufgenommen hat, obschon man deren nicht wenige in Händen hatte, was auch eine in Rom publicirte Widerlegung der Broschüre von la Guerronnière (Civiltà cattolica 16. März 1861) hervorhebt. Treffend bemerkt der genannte Deputirte: „Man spricht von Reformen. Aber wer weiß nicht, daß der Schwäche abgerungene Reformen der Revolution die Thüre öffnen? Wie wurde Pius IX. für die vor den schlimmen Tagen eingeführten Reformen belohnt? Waren sie in späterer Zeit möglich, im Angesichte unversöhnlicher Feinde, welche die Einheit

heiligen und muthigen Papst als den großen Schuldigen. Die Größe der Beleidigung und der Ungerechtigkeit hat etwas, was Erstaunen und Schrecken erregt. Sie ist eine Offenbarung des auf der Bahn der Concessionen zurückgelegten Wegs, auf dem nur noch ein einziger Schritt zu machen ist, damit die Revolution ihre höchste Befriedigung finde. Ist das das letzte Opfer, welches man zu bringen sich vorbereitet? Ein päpstliches Rom und die Einheit Italiens sind zwei unvereinbare Dinge. Wollt ihr den Papst frei in Rom haben, so müsset ihr der italienischen Einheit entsagen. Habt ihr dazu die Macht und vor Allem den Willen? Ich denke nicht. Also werdet ihr Rom ausliefern, dem Papst eine letzte Combination anbieten, deren Geheimniß neulich eine berüchtigte Rede enthüllte, und wenn er das große Gefängniß auf dem rechten Tiberufer ausschlägt, so habt ihr eine Entschuldigung in Bereitschaft: die Halsstarrigkeit, die Mißgriffe, den Undank des dreimal als Papst, als Souverain, als Martyrer geheiligten Greises. Möchte Gott zur Ehre und zum Glück Frankreichs diese meine traurige Voraussicht beschämen! Wird das der Preis seyn, um den Frieden zu erkaufen? Aber dieser Friede wird wie ein Gewissensbiß, wie ein Fluch auf dem katholischen Frankreich lasten. Das Vertrauen, zu dem man das Land einladet, wird so nicht zurückkehren; denn für die Völker wie für die Individuen kann es nicht außerhalb des Rechts, der Gerechtigkeit und der Wahrheit bestehen. Dieser traurige Friede wäre in einer nahen Zukunft mehr als der Krieg mit dem Auslande, den er doch nicht beschwören könnte, das wäre der sociale Krieg, der stets da droht, wo die moralische Macht des Katholicismus geschwächt ist. — Es

---

Italiens proclamirten? Haben die Concessionen den König von Neapel gerettet? Hatte dieser nicht Frankreichs Rathschläge angenommen? Hätte Franz II. fortgefahren, sie zu befolgen, so hätte er statt im Februar 1861 schon im Oktober 1860 Gaeta verlassen und nicht jene muthige Vertheidigung führen können, die ihm die Erhaltung seines Thrones sichert. Und welche Reformen können heute Rom retten? Ist es nicht die bitterste Verhöhnung, noch fortzufahren sie zu fordern“?

gibt, sagt man, kein öffentliches Recht in Europa mehr und man hat Recht. Aber eitle ökonomische Theorien und bloße geographische Aenderungen in den Grenzen der Staaten können es nicht reconstruiren. Was die öffentliche Ordnung Europas längst vor den Verträgen von 1815, deren Vertheidiger ich nicht bin, begründet hat, das ist das christliche Recht, und auf dieser Basis ward die europäische Gesellschaft errichtet, befestigt, entwickelt. Die Basis hat man heftig erschüttert und täglich erfährt sie neue Angriffe. Sie zu sichern und zu kräftigen, muß man vor Allem streben, sonst ist Alles eitel und unfruchtbar. Das allein ist große Politik, nicht aber mit der Unordnung Ordnung schaffen wollen*). Es ist die Zeit gekommen, zwischen den Principien die den Tod, und denen die das Leben geben, zu wählen!"

Der Beifallssturm, mit dem die Reden von Kolb-Bernard und Keller begrüßt wurden, sowie die ganz in gleichem Geiste gehaltenen Vorträge des Grafen Segur-Lamoignon und des Hrn. Plichon in der Sitzung vom 12. März bewiesen hinlänglich, daß die zwei gefeierten Redner nicht allein standen. Graf Segur-Lamoignon beleuchtete den Vorwurf, daß der Papst sich nicht mit Italien aussöhnen wolle, d. h. sich nicht dem sardinischen Unitarismus, den Principien der Revolution, der offenbaren Spoliation unterwerfe. Er kann es nicht für möglich halten, daß Napoleons I. Neffe das zerstöre, was nach dessen Wort die Jahrhunderte mit gutem Grund gebaut und der Revolution wie England einen neuen Triumph bereite, demselben England, das ihm überall, zumal in der orientalischen Frage, so feindselig entgegentritt.

Der Deputirte Plichon bezeichnete die tiefe Erregung Frankreichs wegen der Dinge in Rom als eine notorische

*) Diese Worte nahm Hr. Baroche als eine beleidigende Anspielung. Ein großer Theil der Kammer aber applaudirte, wie auch bei der anderen Stelle: „Es gibt etwas Schlimmeres als die Regierungen, die man umstürzt; das sind die Regierungen, die sich selber morden".

Thatsache und verurtheilte die abenteuerlich-revolutionäre und kriegerische Politik der imperialistischen Demokratie wie das schmachvolle Benehmen des „Repräsentanten eines der ältesten Häuser Europa's, der durch Bruch des Völkerrechts seine Vergrößerung bewerkstelligt hat." Gegenüber einem Ordnungsruf des Präsidenten wahrte er sich sein Recht zu Lob und Tadel nach seiner Ueberzeugung, verherrlichte die Standhaftigkeit des in Gaeta zum Mann gereiften Königs Franz und erklärte die Nichterfüllung der Stipulationen von Villafranca durch die im „gelben Buche" hinlänglich erwiesene kurzsichtige Nachgiebigkeit und Schwäche Frankreichs bei dem offenkundigen Entgegenwirken von Seite Englands und Piemonts, das zum Hohne des „nicht intervenirenden" Frankreich in der flagrantesten Weise ungestraft, wie es will, intervenirt.

Schon dieser Anfang der Debatten hatte bei den Regierungsorganen den höchsten Zorn erregt. Die treuen Diener Morny, Persigny, Billault hatten ihrem Gebieter versichert, die Kammer werde von ihnen zu Verstand gebracht und gut gezähmt werden; an Einschüchterungsmitteln hatte es nicht gefehlt; und doch war die Opposition so dreist, so ungefügig, so undisciplinirt, daß die neu eingeräumten Freiheiten als eine unkluge Maßregel und die Kammerauflösung als eine Nothwendigkeit erschien.

Die Entgegnungen vom Ministertische aus reduciren sich auf Klagen über die Heftigkeit der Debatten, auf die Läugnung der allgemeinen Unzufriedenheit im Lande, die aber von sehr vielen Deputirten und namentlich noch von den Demokraten, Jules Favre (in der Rede vom 14ten März) constatirt ward, auf Reproduktion der alten, zum größten Theil aus La Guerronnière bekannten Gründe, sowie auf enthusiastische Bewunderung des Kaiserthums und der englischen Allianz, welche Frankreichs Unabhängigkeit nicht im mindesten beeinträchtigt, wie der gegen Englands Willen geführte italienische Krieg und die ohne dessen Consens verwirklichte Ein-

verleibung von Nizza und Savoyen erweise. Gerade die schlagendsten Argumente der Gegner blieben unwiderlegt, und Hr. Billault überließ sogar der Zukunft die Vervollständigung der bis dahin für ganz entscheidend erachteten ministeriellen Beweisführung. Er verwies auf die Zusammenkunft in Warschau, wo drei Monarchen die Politik Napoleons III. als eine „weise, friedfertige, Vertrauen erweckende" anerkannt, so daß Europa bei der Kunde von diesen Debatten in Paris erstaunen werde, wie man in der Nähe das so schlecht würdige, was in der Ferne so gut gewürdigt worden sei. Er hob hervor, Napoleon könne die Revolution nicht fürchten, die er bezähmt und überwunden, er sei auch nicht wie die anderen katholischen Mächte in Italien bloßer Zuschauer gewesen, sondern habe nur die frühere Rolle Oesterreichs nicht übernehmen und seine Principien „zur Befriedigung einiger Leidenschaften" nicht verläugnen können. Indem Billault einen wesentlichen Unterschied zwischen legitimen und volksthümlichen Regierungen nahe an die Rede des rothen Prinzen anstreifend statuirt und hinter die weitere Distinktion von ultramontan oder ultrarömisch und katholisch sich flüchtet, tadelt er die Adhärenten Oesterreichs und die blinden Freunde des Papstes, gibt aber ebenso wenig eine nähere Auskunft, als sein an glatten Worten nicht ärmerer College Baroche. Die allgemeine Debatte ward unter dem mächtigen Eindruck der glanzvollen Rede Kellers, die nicht entkräftet werden konnte, beschlossen.

Bei der speciellen Discussion hatte der Demokrat Jules Favre noch am 14. März die innere Politik des Kaiserreichs auf das schärfste kritisirt, aber bald nachher schien ein huldvoller Empfang in den Tuilerien seinen Standpunkt modificirt zu haben. Nach einem Streite über die vom Moniteur gemachte Unterscheidung zwischen vorgelesenen und frei vorgetragenen Reden, sowie über die Weglassung eines republikanischen Glaubensbekenntnisses von E. Ollivier aus dem Sitzungsprotokoll nahm am 15. Morin de la Drome die Re-

gierungspolitik und insbesondere die Allianz mit Piemont und England in Schutz, und pries die „Krönung des Gebäudes durch die Freiheit“ als schon vollbracht, während Hr. von Belmontet eine poetische Lobrede auf das zweite Kaiserreich und eine Strafpredigt gegen den „ultramontanen Socialismus“ improvisirte. Rasch eilte man über die einzelnen Paragraphen hinweg der wichtigsten Discussion zu, so daß am 16ten schon die ersten zehn, bis zum 20sten die folgenden vierzehn Paragraphen des Adreßentwurfs adoptirt waren.

Am 21. März sprach sich der kaiserliche Journalist Granier de Cassagnac als Mitglied der Adreßcommission gegen die zwei Extreme aus, wovon das eine alle Rechte des heiligen Vaters für unantastbar erkläre, das andere auch sein Recht auf Rom mißachte und die französischen Truppen von da zurückgezogen wissen wolle. Die Politik der Regierung stehe zwischen den beiden extremen Richtungen, sei katholisch und liberal zugleich, wolle ein Papstthum ohne Mißbräuche und eine italienische Freiheit ohne Utopien. Diese Politik des Imperators solle die Kammer einstimmig unterstützen, da die Postulate der Liberalen dem Papstthum, die der Katholiken der Freiheit Italiens geradezu entgegen seien. Die Commission habe nicht geglaubt, daß die Recuperation der verlorenen Territorien für die Unabhängigkeit des Papstes unumgänglich nöthig sei, aber auf der anderen Seite erkenne sie an, daß der Vorschlag, bloß die leoninische Stadt dem heiligen Vater zu lassen, nicht genüge. Denn Rom gehöre dem römischen Bischof, der erste Bischof der katholischen Kirche könne nicht Bischof in partibus seyn, ein Laienregiment in einer Stadt mit 367 Kirchen und so vielen religiösen Erinnerungen sei nicht an seinem Platze, zudem habe Italien genug Städte, die zur Residenz seines Beherrschers geeignet seien *). Rom und sein Gebiet

*) Erst kürzlich hat der berühmte Azeglio Florenz als Hauptstadt des neuen italienischen Reiches in Vorschlag gebracht. Cavour hin-

sei das Minimum, das die päpstliche Unabhängigkeit erheische, dieses für den ganzen Katholicismus gehütete Depot gebe Frankreich nicht aus den Händen, zumal da die weltliche Souverainetät des Papstes auch eine ächt napoleonische Idee sei. Aber die Trennung beider Gewalten sei vor Allem nöthig, um das Papstthum aus seiner Ohnmacht emporzuheben, und es mit den Bedingungen der modernen Gesellschaft zu versöhnen. Er beantragt Subsidien des ganzen Katholicismus, nicht mittelst Almosen, sondern durch pflichtmäßig geordnete Beiträge, für den Papst, und bekämpft die Idee der italienischen Einheit mit dem Centralsitz in Rom, die von Mazzini ausgegangen und dem König Viktor Emmanuel nur aufgedrungen sei. Vor Allem müsse die Aussöhnung Roms mit der italienischen Freiheit angestrebt und des beiden Theilen befreundeten Frankreichs Autorität nicht geschwächt, sondern gestärkt werden. Er schließt mit einer Apostrophe an den Papst: „Hören Sie, heiliger Vater, die Stimme Frankreichs! Sie wird Ihnen mehr geben als Karl der Große; dieser gab Ihren Vorgängern einige Domänen, Frankreich wird Ihnen, indem es Ihnen die Stütze der modernen Institutionen verleiht, weit mehr geben: die Herrschaft über die ganze Welt. Um das Schifflein des heiligen Petrus inmitten der Klippen zu leiten, entfalten Sie als Segel den Bienenmantel und lassen Sie das Schwert Frankreichs in der Hand Napoleons III.“

In dem cäsaropapistischen Programm, das Granier de Cassagnac aus „bester Quelle“ erhalten haben wollte, sollte das „Wesentliche“ der päpstlichen Souverainetät gewahrt seyn, und zudem wurde auf noch fortgehende Unterhandlungen hingedeutet. Die ostensible Politik der Tuilerien fand man darin genügend vertreten, obschon auch der Arkanpolitik ihr Recht

---

gegen erklärt entschieden: keine Möglichkeit Italiens außer mit Rom als Hauptstadt — und er sagt: „Frankreich ist völlig mit uns einig“.

verbleiben sollte. Vicepräsident Schneider glaubte sich übrigens verpflichtet, zu constatiren, daß nicht alle Gedanken dieser Rede der Commission angehören, sondern Vieles dem Vorredner persönlich eigen sei.

In der Sitzung vom 22. März dankte Vicomte A. Lemercier*) dem Hrn. Granier de Cassagnac für die Vertheidigung der weltlichen Herrschaft des Papstes; er bestritt, daß die Losreißung der Romagna als Folge einer schlechten Regierung und nicht als Ergebniß der Kriegsereignisse zu betrachten sei, und widerlegte mehrere ähnliche Behauptungen Favre's. Frankreich, bemerkt der Redner, intervenirte 1859 beim Einfall Oesterreichs in Piemont, warum nicht 1860 beim Einfall Piemonts in die Staaten des Papstes? Woher diese Verschiedenheit des Benehmens? In Rom glaubte man an diese Intervention, in Frankreich hoffte man sie; Piemont wäre vor Frankreichs ernstlich ausgesprochenem Willen zurückgewichen. Lemercier erinnert endlich an Pius' VII. Worte über den gestürzten Napoleon I.: „Er ist unglücklich, ich habe sein Unrecht vergessen, die Kirche vergißt die von ihm geleisteten Dienste nicht". Auch er bekämpft die italienische Einheit als für Frankreich und Viktor Emmanuel selber nachtheilig und als jakobinisch, erklärt sich für die englische Allianz, aber ohne stetes Nachgeben an den Alliirten, billigt die Intervention in Rom, bei der aber Frankreich nichts halb thun solle. Auch er fordert bestimmte Auskunft, ob die französische Garnison Rom verlassen, ob dem Papste Rom oder bloß die leoninische Stadt verbleiben solle.

Auch jetzt ward von den Ministern keine bestimmte Erklärung gegeben. Baroche resumirte die verschiedenen Lösungsversuche der römischen Frage und spricht sich im Einklange

---

*) Derselbe, der bereits am 30. April 1859 energisch für die vollen Rechte des päpstlichen Stuhles aufgetreten war.

mit La Guerronnière und Granier de Cassagnac dahin aus, Frankreich könne weder den Papst der italienischen Einheit, noch diese jenem zum Opfer bringen. Die Minister erklären, die in Villafranca combinirte Lösung sei gut gewesen, aber durch die Ereignisse vereitelt worden, vielleicht könne die Zukunft sie realisiren. Der zweite Vorschlag auf Abtrennung der Romagna und Ertheilung einer Garantie für die übrigen Provinzen sei weniger gut, der dritte bezüglich des sardinischen Vikariats sogar schlecht gewesen. Man traf dann provisorische Maßregeln zur Sicherheit der päpstlichen Staaten; aber Neapels Beistand ward verweigert, die unter Lamoricière gesammelte Armee erwies sich als ungenügend; trotz drohender Verwicklungen beließ Napoleon III. seine Truppen in Rom *). Er erkannte, hierin im Einklang mit den anderen Mächten, daß für den Augenblick nichts weiter zu thun sei, und rieth dem heiligen Vater in Rom zu bleiben und zu warten, bis ein Congreß die Lösung der römischen Frage in die Hand nehmen könne. Die Schwierigkeiten der Lage, die Rührigkeit der antifranzösischen Partei in Rom, die specielle Politik Englands, das keine Opfer gebracht, aber die Früchte der Bemühungen Frankreichs für sich auszubeuten gesucht, die Rücksichten auf Oesterreich, Rußland und Preußen, das Alles mußte in ernstliche Erwägung gezogen, das Mißtrauen bekämpft, die Harmonie zwischen zwei verschiedenen Pflichten in das Auge gefaßt werden, so daß die Franzosen ihren doppelten Charakter als Söhne der Kreuzfahrer wie als Söhne des Jahres 1789 treu bewahren.

---

*) Frankreich, heißt es, vertheidigt in Rom keine specifisch-französischen und politischen Interessen, sondern allen Staaten gemeinsame katholische, deßhalb ist diese Occupation keine Intervention. Es wäre aber Intervention gewesen, wäre es Frankreich in den Sinn gekommen, die päpstliche Autorität in anderen päpstlichen Städten, wie Ancona und Macerata zu vertheidigen.

Demgemäß bekämpfte die Regierung auch alle eingebrachten Amendements. Schon waren zwei solche, das eine zu Gunsten des Königs von Neapel gegen die fremden Revolutionäre, das andere zu Gunsten der Politik von Villafranca und gegen den italienischen Unitarismus verworfen. Jules Favre, Darimont, Picard, Hénon und Olivier hatten das Amendement proponirt: „Die Stunde ist gekommen, auf Rom das weise Princip der Nichtintervention anzuwenden und durch unmittelbare Zurückziehung der französischen Truppen Italien die Herrschaft über seine Geschicke zu lassen“. Favre hatte am 21. März es in einer glänzenden Rede vertheidigt, in der er auszuführen suchte, der status quo in Italien sei nicht länger haltbar und eine Lösung im Interesse Frankreichs, Italiens und des heiligen Stuhles gefordert. Der demokratische Advokat, nun schon ziemlich für die Tuilerien gewonnen, beglückwünschte Napoleon III., der die Fehler von 1849 wieder gut gemacht, durch welche die römische Expedition ihren eigentlichen Zweck — nicht Restauration der päpstlichen Souverainetät, sondern Deckung Piemonts und Intervention gegen die wachsende Macht Oesterreichs in Italien — so sehr verfehlt habe. So sehr Pius IX. Sympathie verdient habe, trotzdem daß er der Illusion gehuldigt, als könnten Freiheit und Papstthum zusammenbestehen, so habe doch schon längst seine weltliche Herrschaft ein Ende. Die Februarrevolution habe der Politik des reformatorischen Papstes eine unvorgesehene Richtung aufgedrängt, derselbe habe zwar die Fahnen der Revolution geweiht, aber dem Kriege gegen Oesterreich sich nicht angeschlossen und dann nach Gaeta „sich zurückgezogen“. Es sei zu bedauern, daß damals die Bewegung nicht gesiegt, welche die Trennung der beiden Gewalten zur Thatsache gemacht haben würde. Der durch fremde Bajonette gegen den Volkswillen *) zurückgeführte Papst habe die Herzen seiner Unter-

*) Daß die Restauration gegen den Willen des Volkes geschah, be-

thanen nicht wieder finden können. Der italienischen Bewegung, die der große Cavour mit soviel Ausdauer geleitet, müsse man mit völligem Absehen von dem unglücklichen Conföderationsprojekt beistehen und wie Piemont mit Recht die Aufstellung des von Lamoricière befehligten Heeres nicht geduldet, so habe es ein Recht, auch die Befreiung Roms wie Venedigs zu verlangen. Das „wortbrüchige“ Oesterreich und das starrsinnige Papstthum dürfen der Einigung eines großen Volkes ferner kein Hinderniß seyn. Der feurige Demokrat, den die Rede des rothen Prinzen nach seinem eigenen Ausspruch um zwölf Jahre verjüngt haben soll, mußte doch sein Amendement mit 246 gegen die fünf Stimmen der Antragsteller fallen sehen; auch Protestanten, Juden, Voltairianer hatten dagegen gestimmt.

Kein besseres Loos sollte dem Amendement der katholischen Partei *), das O'Quin, de la Sizeranne und Guyard Delalain vertraten, zu Theil werden. Graf Morny und die Regierungsorgane hatten in materieller und formeller Beziehung Alles aufgeboten, die Sache für die Regierungspolitik möglichst günstig zu arrangiren und ein Vertrauensvotum erbeten; sie hatten erklärt, eine schärfere Accentuirung der „päpstlichen Unabhängigkeit“ würde die Meinung verbreiten, die Kammer theile das Mißtrauen und die Vorwürfe der streng katholi-

---

wies Hr. Favre aus den Verhandlungen der mazzinistischen Costituente.

*) „Treu der nationalen Politik, die 1849 dem heiligen Vater seine Staaten zurückgab, haben Sie, Sire, Ihre Truppen in Rom verstärkt, als die Unabhängigkeit, die Sicherheit des Papstes in Gefahr war. Der gesetzgebende Körper dankt Ihnen im Namen Frankreichs. Wir hegen das Vertrauen, daß der Kaiser, Haupt der ersten katholischen Nation der Welt, die zeitliche Souverainetät des heiligen Stuhls, die nothwendige Garantie seiner geistlichen Unabhängigkeit und ein Unterpfand des europäischen Friedens erhalten wird“.

schen Partei. Hr. Ancel und Graf Latour, die im Sinne der letzteren reden wollten, wurden nicht mehr gehört und O'Quin zog seinen Antrag nun zurück, ehe eine Abstimmung stattfand. Dagegen wurde der Antrag, die einen Tadel gegen den Papst enthaltenden Worte „Widerstand gegen weise Rathschläge" zu streichen, von 90 Abgeordneten gestützt und die obsiegende Majorität der Gegner zählte 161 Stimmen. Die ganze Adresse wurde mit 213 gegen 13 sämmtlich der katholischen Opposition angehörigen Stimmen adoptirt; die Demokraten hatten sich vor dieser Schlußabstimmung zurückgezogen *).

So hielt auch jetzt die Regierung sich und die Kammer in der Mitte der zwei „entgegengesetzten Strömungen" und die Antwort Napoleons III. bei der Entgegennahme der Adresse blieb auf dem gleichen Niveau. Positiv ist keine neue Zusage gemacht worden, und je nach Umständen kann der Imperator rasch dem Andringen seines Freundes Cavour nachgeben, der die auf Rom bezügliche Interpellation erst nach dem Schluß der Adreßdebatten in der französischen Kammer zu beantworten und Piemonts Recht auf Rom auszusprechen für gut befunden hat **), oder noch mit der Auslieferung dieses Kleinods zögern, bis er die hinlängliche Compensation durch die von dem großgezogenen Alliirten zu erwartenden Vortheile sich gesichert und sich völlig mit der Umsturzpartei verbündet, zu welchem erneuerten Connubium allerdings jetzt mehr als je die Lockungen und Velleitäten hervorgetreten sind.

---

*) Der Siegesjubel im „Constitutionnel" vom 25. März war zugleich ein Klaglied über den „schroff widerstrebenden Parteigeist", vor dem seither noch viele andere Bonapartisten ihr Entsetzen kundgegeben haben.

**) Im Turiner Parlament kündigte Cavour am 11. Okt. 1860 an: In sechs Monaten werden wir in Rom seyn — also im April 1861. Und am Ende März schließt die französische Garnison neue Lieferungskontrakte für sechs Monate.

Wie die Dinge vorerst sich auch gestalten mögen, das katholische Frankreich ist heute mehr als je eine imposante Macht. Es hat den Unterschied seiner nationalen, traditionellen und katholischen Politik von der neuen Idee, die es „nicht zum bewaffneten Soldaten der christlichen Civilisation, sondern zum Corporal im Dienste aller Utopien“ macht, richtig erfaßt; es hat die unwürdige Rolle einer Beschützerin der Macht, die „mehr Bomben geworfen als Stimmen erhalten“, mehr Gräuel verübt hat, als je einer der despotischen Souveraine Italiens in zehn Jahren, längst satt und will nicht zur Schleppträgerin des englischen Egoismus und der rohesten Demagogie erniedrigt seyn. Die Stimmen, die im Palais Luxemburg wie im Palais Bourbon laut wurden, fanden ihren Widerhall im ganzen Lande und die Sympathien für den Papst, in dem man wahrhaft den Statthalter desjenigen sieht, der nicht hatte wohin er sein Haupt legen konnte, zumal nachdem die Presse darzuthun gesucht, daß er nirgends außer Italien eine ruhige Stätte finden könne — gewinnen an Macht und Intensität. Die Katholiken Frankreichs können von sich sagen, was vom heiligen Vater sein erster Minister sagt: „Was auch kommen mag, der Papst wird den Trost haben, seinen Gewissenspflichten treu gewesen zu seyn, und in Zeiten so tiefer Verkommenheit und grenzenloser Perfidie mit unerschütterlicher Festigkeit vor der ganzen Welt die ewigen Principien des Rechts und der Gerechtigkeit verkündet und aufrecht erhalten zu haben. Der moralische Triumph ist gesichert, und er gilt mehr als jeder materielle Sieg“.

XXXI.

Zeitbetrachtungen über Montalembert's „Mönche des Abendlandes".

IV. Das Glück im Kloster.

Dieses Capitel ist ein Ausdruck der Zartheit des edlen Verfassers. Er zeigt, wie das Princip ascetischer Virtus und Männlichkeit durch Strenge der Disciplin die Seele hinauf zu höchster Milde, Ruhe, Gerechtigkeit führt; wie grundfalsch die Ansicht oberflächlicher Weltleute ist, die im Kloster ein Institut der höchsten Langenweile gewahren. Erfahrung lehrt, daß der kurzweilige Lebemensch, der geistig und physisch Arbeitslose, ein sehr langweiliges Leben führt, daß dem religiös, ethisch und wissenschaftlich oder auch technisch arbeitenden Geiste, solange er ein Geist ist, die Zeit rasch verstreicht, in der Stille und disciplinirten Einsamkeit rascher wie sonst. Alles was nach Zerstreuung läuft, langweilt sich und tödtet die Zeit; die Arbeit der Seele aber, die Arbeit des Geistes, die durch die Seele sowie durch den Geist regulirte Arbeit des Leibes kauft die Zeit, handelt mit der Zeit, feilscht um die Zeit. Der Ascet kauft sie sich aus dem Schooße Gottes, aus dem Urgrunde aller Dinge, aus der Ewigkeit; das was er für sich

erkauft, strömt er im geistigen Almosen, ohne zu feilschen, über alle aus die mit ihm im geistigen Verbande stehen. Diese Benutzung der Zeit trägt ihre Früchte, hat ihr geistiges, ethisches, leibliches Einkommen. Es ist ein wucherndes Capital, es wölbt um sich den Horizont einer friedlichen Ordnung, es ist eine unerschütterliche Trutzmauer gegen alle Stürme dieser Welt. Ja, wer dieser Ruhe genossen, verliert sie nie, und die aufgehobenen Klöster gaben uns davon, wie Montalembert bemerkt, mehr als ein überraschendes Beispiel.

Die Freiheit der Kinder Gottes ist das ächte Leben im ächten Kloster. Bei der geistigen Arbeit und stufenweisen Erhebung, beim Schwung und bei der Harmonie der Gefühle und der Gedanken wird man an große Vorgänge gemahnt, sowohl unter Juden wie unter Heiden; an die Prophetenschule eines Elias und eines Elisa, an die Schule der Pythagoräer, an manche ehrwürdige Brahmanenschule altindischer Zeiten. Das Schweigen der Lippen ist nicht das Verstummen der Gedanken, und die Entsiegelung der Lippen ist die Entsiegelung der Herzen. Meditation und Anschauung sind die Urmütter aller Philosophie; jedes Kloster ist seinem Kerne nach eine Schule ewiger Philosophie, wo Praxis und Theorie sich aneinander fügen. Jede große Philosophie ist in der Einsamkeit und nicht im Weltgetümmel geboren. Darum ist alle pure Weltphilosophie so seicht wie die des Aristippos, des Epicuros, des Gassendi, des Locke. Darum ist so viel Ernst in der Philosophie des Spinoza trotz ihrer großen Gefahren, und in der Philosophie Kants trotz ihrer argen Mängel, weil sie, auf ihre Weise Kinder der Einsamkeit, in sich zurückgezogener Gedankenruhe lebten. Die christliche Philosophie ist der gerade Gegensatz der Spinozistischen, der Kantischen Philosophie mangelt von Grund aus die Erkenntniß Christi, und doch sind sie beide dem Christen beachtungswerth, er kann und darf nicht bei ihnen vorbeigehen, während die pure Welt und Lebensphilosophie nichts anders ist als das sinnliche Weltgeräusch.

Dieser aus der Ascese hervorgehenden höchsten Philosophie des Klosters, einer Andacht und Beschauung, welche für die speculativen, für die meditativen Geister im Kloster zu ihrem Glücke, ihrer höhern Ruhe, ihrer Seligkeit gehören, wie auch Montalembert eingesehen hat, schließt sich dann überall im Christenthum auf's allerinnigste die Ausübung einer kunstreichen Technik und einer höhern und höchsten Kunst an. In den großen Zeiten des Mönchlebens ist sie eine der erhebendsten Wonnen dieses Lebens gewesen, was Montalembert mit der ihm eigenen Kunstbegeisterung ergriffen und verstanden hat. Hier ist aus dem Christenthum etwas Neues, dem Alterthum in diesem Sinne Unbekanntes hervorgegangen. Freilich sind alle Tempelbauten und alle Tempeldekorationen des heidnischen und des jüdischen Alterthums allüberall ursprünglich aus heidnisch klösterlichen und jüdisch klösterlichen Genossenschaften hervorgegangen. Aber alle diese Genossenschaften sanken mit der Zeit in das pure Handwerk hinab, dienten einer priesterlichen Theokratie in den heidnischen Monarchien des Orients, in der jüdischen Monarchie, oder wo sie sich isolirt behaupteten, wie in den Oasen Asiens und Afrika's, wie in den von ihnen errichteten kleinen Herrschaften der Gebirge des centralen Asiens, im Himalaya, dem indischen Caucasus, in den Gebirgen Mediens, Assyriens, Armeniens, Albaniens und der Tauruskette, huldigten sie als Diener der Tempel dem Mammon der Pilgerschaft und des Handels, entarteten in Götzendienste ausschweifender Art und Sitte. Bei den Griechen allein veredelte sich die Kunst zu den Zeiten eines Phidias und verweichlichte wieder in der makedonischen Epoche. Die ächte Schule ächter Kunstbegeisterung ist in Architektur, Skulptur und Malerei, in der Technik kunstreicher Ornamente sowie in der Tonkunst nach griechisch-palästinischen, griechisch-egyptischen, griechisch byzantinischen Vorbildern langsam aus den Benedictinerklöstern der Altzeit, aus den Dominikaner- und Franziskanerklöstern des späteren Mittelalters hervorgegangen, bis zur

...chen Kunstepoche einer in dieser Schule gebildeten Laienwelt ...sterblicher Genien Italiens, sowie auf andere Weise der ...eingegenden, Nürnberg's, Flanderns u. s. w. Die Jesuiten ...ten eine mittelmäßige Kunst; die großen Künstlerschulen hör... bald ganz auf und wurden durch Akademien der schönen ...nste ersetzt. Will nun die Kunst ein neues ächtes Leben ...innen, so kann sie es zwar nicht durch eine stets unfrucht...re Copie des Vergangenen, aber dadurch daß sie, sich in ...neuen Wissens- und Gedankenwelt orientirend, sie mit einer ...finnigen christlichen Ascese von Neuem durchdringt. Wir ...dürfen keiner Copien des Mittelalters, keiner Copien der ...oßen Kunstschulen des sechszehnten Jahrhunderts, aber hier ...e in allen Stücken einer neuen Beseelung des Lebens, welche ... der Sammlung klösterlicher Einsamkeit einzig und allein ...uerhaft geboren werden kann.

So ist, wie Montalembert mit den reizendsten Farben ...er schönen Seele ausmalt, die höhere Klosterwelt eine edle ...schuldswelt, eine Welt tiefen Sinnens, ausübender Schön...it und unverwüstlicher Heiterkeit, auf welche Heiterkeit er ...it besonderer Betonung aufmerksam macht.

V. Die dem Mönchthum gemachten Vorwürfe und Beschuldigungen.

Hier will mir Montalembert nicht so ganz genügen. Nicht ...ß ich von ihm abweiche, aber er geht mir nicht auf allen ...unkten ernsthaft genug in einen gewissen Grund der Dinge ...i. Es handelt sich hier um sociales und um geistliches Recht, ...n Kirche und Staat, um ihre wechselseitigen Garantien, um ...n Schaden, den sie sich gegenseitig zufügen können, aber nicht ...fügen sollen. Staat und Kirche, Magistratspersonen und ...ischöfe, Klostergeistliche und Laien sind eben Menschen. Das ...cramentale Institut der Kirche ausgenommen sind die Prie-

ster Menschen; das Rechtsinstitut der Gerichtshöfe ausgenommen sind die Magistratspersonen Menschen, Kaiser und Päpste, Consuln und Könige nicht minder. Im religiösen Sinne haftet ihnen allen als Menschen eine Erbsünde an, auch die Heiligsten, die Frömmsten sind nicht frei von dieser Schuld des Geschlechtes. Wie auch der Mensch durch das Sakrament erneut wird, bleibt er doch ein Sünder, aber als Christ kann er sich durch das tief in Geist, Herz und Sinn eindringende und restaurirende Sakrament von der Sünde stets erlösen. Das ist auch historisch zu verstehen von den Mitgliedern des Staates und der Kirche, von Geistlichen, Mönchen, Laien. Graf Montalembert weiß das, aber er wendet es zu wenig praktisch an.

Nicht das Mittelalter war es eigentlich, wo die Collision sich entwickelte, sondern die Zeit, welche das Ende des Mittelalters und die Geburt der Neuzeit bildete, besonders mit den Tagen Philipps des Schönen zu beginnen, mit der Bildung eines neo-byzantinischen Staatsrechtes zu Gunsten einer absoluten Staatsgewalt, welche einen dreifachen Zweck hatte: die Feudalmonarchie zu stürzen, die Gemeinden freier Städte und politischer Bürgerthümer unter die königliche Gewalt zu bringen, den Klerus unter die Hut des Staates zu nehmen und dessen Verbindung mit dem Papstthum zu schwächen, ohne sie eigentlich zu sprengen. Als Organe des Königthums und seiner neo-byzantinischen Politik, die ihm die Alleingewalt über die Nation erobern sollte, dienten gerade die keimenden Parlamente. Aber sie wollen damit nicht zufrieden seyn, sondern alsbald das neo-byzantinische Staatsrecht in ein neues französisches Staatsrecht umändern: den Thron oder die Monarchie zügeln und überwachen, die Nation repräsentiren, Kirche, Mönchsorden, Universitäten gleichfalls controliren, instrumentiren, unter ihre Zucht bringen; und hier nun ist der Schwerpunkt der Conflikte zwischen den Mönchsorden und den Parlamenten, in Bezug auf die Garantie der Familienordnung und des Fa-

lienguts gegen etwaigen Uebergriff der geistlichen Corpora-
tionen in Betreff der Donationen und der Testamente — ein
mpf, der sich erst spät entspinnt, nach vorausgegangenen lan-
n Kämpfen über die Verhältnisse der Staats- und der Kirchen-
walt.

Alles kommt in den geschichtlichen Gliederungen auf den
eist der Epochen an. Die orientalischen (egyptischen und
lästinensischen) Mönche führten ein Leben der Armuth in
rben Lauren, oder der Gärtnerei in Palmenwäldern und
npflanzungen. So wie es früher Therapeuten und Essener-
dte und Colonien gab, so auch egyptische und palästinensische
önchsstädte und Colonien. Die griechischen Mönchsorden
aarten um sich Massen bäurischer, seefahrender und handwerk-
eibender Volksschwärme, die oft zu religiösen und politischen
ktionen erwuchsen. Im lateinischen Occident ging das Mönch-
um von den Reichen aus, die ihre Güter gaben, und mehrte
h durch einen reichen Anhang, trotz der Objurgationen der
hetoren und des Widerstandes weltlicher Verwandten. In
allien und Spanien wuchs das Klostergut durch Merovinger,
rgundische und gothische Fürsten, mächtige Krieger und Häup-
: dieser Volksstämme, ein Besitz, der meist aus Wald und
rst und durch die Klöster allein urbar gemachtem Land be-
nd. Der wirkliche Familienbesitz wurde dadurch niemals be-
utend geschmälert. Die Geber waren meist rohe gewaltsame
aturen, die ein mordbeladenes Herz erleichtern wollten, oft
ch tiefe und zarte Gemüther, die in der Wildniß wie Blu-
en aus Felsenspalten hervorbrachen; von Aberglauben, nicht
er von Erbschleicherei und Umgarnung Kranker oder Schwach-
niger ist hier manchmal die Spur, von einem ächt christlich
ommen, in seiner Einfalt kräftigen Sinn aber noch öfter
r Beweis vorhanden. Gewiß hat es von jeher auch schlecht
worbenes Klostergut gegeben, und ist ein rechtlicher Schutz
s Familienbesitzes gegen geistliche Uebergriffe ein Bedarf aller
eiten. Gewiß ist aber auch, daß der Staat, welcher sich

anmaßt die Familie zu ordnen und zu beherrschen, anstatt sie zu schützen und zu erhalten, oder der sich anmaßt das Klostergut aufzuheben und es in seiner legitimen Entwicklung zu hemmen, nach communistischen und despotischen Principien zugleich verfährt, die Freiheit der Familien, sowie die Freiheit der Corporationen gefährdet, und in der Corporation das Erbgut der Armen, das Institut einer stets aktiven Caritas, das höchste Princip der christlichen Liebe und der christlichen Freiheit von Grund aus verkennt.

VI. Verweichlichung und Abfall der Mönchsorden.

Der Mönchsorden ist ein geistliches Institut, er ist nicht die Kirche. Ueberall kann der Klerus verfallen, in der Kirche sowie in den Mönchsorden. Die Kirche aber kann nicht verfallen, während die Mönchsorden sehr oft verfallen sind. Die Kirche ist der sakramentale Leib Christi, unwürdige Hände (gibt es eine absolut würdige Hand?) können ihn vertheilen, der sakramentale Leib ist nicht entweiht, aber wehe einem verfallenen Klerus! Nicht die Feinde Christi sind seine eigentlichsten Feinde, ein verfallener Klerus ist sein ärgster Feind. Kein Schisma, keine Häresie, keine falsche Philosophie, keine falsche Wissenschaft, nicht Despotismus, nicht Revolution schaden der Kirche so sehr als ein gesunkener, äußerlich in der Orthodoxie der Kirche gebliebener Klerus. Davon sind die Mönchsorden auch herbe Beispiele, mehr als einmal, im Verlauf ihrer Geschichte gewesen.

Der Mensch ist Leib und Seele, ein zerbrechlicher Leib, eine wandelbare Seele. Wie rein der Mensch auch immer sei, er ist nie ganz fleckenlos; wie verständig der Mensch auch immer sei, er ist nie ganz einsichtsvoll. Kein Bogen des Geistes ist so hochgespannt, keine Sehne der Seele ist so straff gerichtet, daß den Pfeil des Gedankens und der der Liebe stets

[illegible] im Höchsten, Klarsten, Ewigen verrichte. Gefühle und Gedanken verknöchern sich, werden zu einem Geistesmechanismus, zu einem Seelenmechanismus, zu abstrakter Form, zu formeller Gewohnheit, mehr oder minder geistlos, mehr oder minder seelenlos, nicht bloß in geistlichen Dingen, sondern in den Schulen der Philosophie, der Kunst, des Wissens, so auch im Gebiete der Administration und der Politik. Ueberall setzt sich ein Rost an, nur wird er folgenreicher in geistigen Dingen als irgendwo sonst. Seien wir indessen hier nicht zu streng, um in geistigen Dingen absolut zu tadeln, was wir uns in Schuldingen, in wissenschaftlichen, in administrativen, in politischen Dingen tausendfach gefallen lassen. Routine ist überall, Mechanismus ist überall, Formalismus ist überall, das klebt bis auf einen gewissen Punkt allen Menschen an; nur muß es nicht den Geist erdrücken, nur muß es nicht die Seele beherrschen, denn das ist der Tod.

Das Mittelalter war aller Uebel voll, aber eine höchst energische Zeit; die Reformationsepoche war anderer Uebel voll, aber auch eine höchst energische Zeit. Das Mittelalter datirt von Karl dem Großen, welcher der Barbarei ein Ende gemacht; es stirbt in Philipp dem Schönen aus und geht in Avignon zu Grunde; da regt sich die neue Staatenbildung in königlicher, sowie in päpstlicher Politik; es ist die Zeit des Machiavellismus, der seit der Rückkehr aus Avignon bis zum Beginn der Religionskriege seine entsetzlichen Grundsätze zu Tage fördert; schuldige, verderbte aber talentvolle Geschlechter, deren Haupttheater Italien ist, um dessen Herrschaft sich die Valois und die Habsburg reißen. Die Religionskriege haben das continentale Europa kirchlich und politisch erschöpft; nur Holland und durch Holland England sind mit siegreicher Autonomie aus diesen Verringerungen aller Seelenkräfte der Kirche und des Staates, jedoch mit der Härte und Einseitigkeit protestantischer Vorurtheile, hervorgegangen. Das mit Richelieu beginnende, mit Mazarin aus-

geführte, mit Louis XIV. vollendete System des Staatsabsolutismus hat dem continentalen Europa nichts übrig gelassen als die französische Literatur und das Aufblühen einer ihr feindlichen in Deutschland durch Lessing, Herder, Göthe bis auf Kant und Schiller. Da brach das Wetter der Revolution los. Eine höchst kurze Epoche der republikanisch-stoischen Energie unter dem Convent, der wissenschaftlichen Energie unter dem Direktorium, das was darauf folgte war nur ein Mann, Napoleon, und was diesen einen Mann brach, Stein, u. s. w. Das Weltgeschick soll und kann nicht das Geschick, der Gedanke, die That eines einzigen Menschen seyn, welches auch seine Größe sei.

Seit der Reformation gab es nur Eine Größe in den Mönchsorden: die Jesuiten, und Eine Bedeutung in denselben: die Congregation der Benediktiner von Saint Maur. Nicht die Commende, wie Montalembert will, ist die Hauptursache des Verfalls, sondern der Strom der Zeiten und die Entwicklung der Laienwelt. Die Revolution ist in ihren Grundprincipien verrauscht, höhere Bedürfnisse offenbaren sich, aus diesen allein kann auf neuen Wegen und einer neuen Menschheit entsprechend das ächte Mönchthum wieder neue Wurzeln schlagen.

VII. Der Ruin.

Ein ergreifendes Gemälde, wo die Feder des Grafen Montalembert ihre Meisterschaft erreicht! Es geht mit dem Ruin der Mönchsorden wie mit dem Ruin der Historie. Die französische Revolution wollte eine neue; eine radikale, eine wissenschaftliche, eine absolute Menschheit schaffen, auf ewig das Grab des alten Menschen, des heidnischen, jüdischen, mahomedanischen Adam, sowie des in Christo wiedergebornen Menschen versiegeln. Zu Grabe gebracht hat sie das

alte Regime, den Staatsbau Ludwigs XIV., der spanischen und neapolitanischen Bourbonen, den Marasmus in Italien, den Schlendrian in Deutschland und die Hofleute aller Art. Eingezogen ist aber (Tocqueville hat es vortrefflich nachgewiesen) die aus Mazarin geborne Administration des alten Regime sammt und sonders, der bureaukratische Mechanismus, die absolute Centralisation, und hat sich in dem Baue des großen napoleonischen Regime allmächtig niedergelassen, auf so lange natürlich als im administrirten Volk der Geist der Autonomie brach daliegt. Nichts aber hat die Revolution vermocht, wir haben es schon gezeigt, über die Allmacht der Geschichte und die Allmacht des Christenthums, die gerade jetzt aus allen Gräbern hervordringen, in welchen die Revolution auf ewig den alten Adam und den neuen Christus eingesargt zu haben glaubte. Diese Auferstehung ewiger Geister ist die große Lehre, welche, dem edlen Grafen Montalembert selber zum Troste, aus allen Ruinen spricht, mit dem Bewußtseyn einer der mächtigeren Geisterwecker in der Neuzeit selber gewesen zu seyn. Er offenbart sich vor Allem als ein Mann tiefer Anklänge und Gefühle, der in vielen Stücken mehr von einer zarten und empfindsamen Moralität, von einer edeln Rührung bewegt wird, als von einer philosophisch großartigen Anschauung der Geschichte. Jeder Geist hat seine Natur, diese vor Allem sollen wir in ihm anerkennen, und ihr mit Liebe und geistiger Freiheit zu huldigen verstehen.

Ikonoklastisch ist von Haus aus alle sowohl religiös als politisch abstrakte Revolution. Ein Princip des Ikonoklasmus liegt im mosaischen Judenthum, aber in Betreff des heidnischen Polytheismus; dieses Princip haben die Mahometaner gegen alle Symbolik des Christenthums angewandt, und dadurch, im Bund mit den Juden und befördert von den ikonoklastischen Kaisern, die sich des byzantinischen Mönchthums entledigen wollten, sind sie Sturm gelaufen gegen alle Kunst, besonders Bildhauer- und Malerkunst byzantinischer Mönche,

deren gewaltsame Sprengung dazu gedient hat, die Technik und Kunst der Byzantiner über Italien und Gallien von den karolingischen bis zu den sächsischen Kaisern an zu verbreiten. Karl der Große, dem das Christenthum als Bildungsinstitut germanischer Völker tief an's Herz gelegt war, befürchtete den Einfluß des klassischen Heidenthums in den untern Volksschichten des römischen Galliens und Italiens, der sich ihm durch einen mißverstandenen Bilderdienst zu nähren schien, und er suchte, aber nur in dieser Hinsicht, dem Emporkommen byzantinischer Maler- und Bildhauertechnik in seinen Reichen Schranken zu setzen. Daß heidnische Hirten und Bauern des Orients, Griechenlands, Italiens, Galliens zuerst, dann heidnische Krieger der Celten und Germanen ihre Götter und Heroen mit oder ohne Bild, so wie ihre heidnischen Betorte in Heilige christlicher Legenden umgewandt sahen, und also zum Christenthume übergingen, ohne den heidnischen Bräuchen straks zu entsagen, ist wahr und in gehöriger Einschränkung an sich nicht vom Uebel. Die Bekehrung germanischer und celtischer Großen hat nicht gehindert, daß sie noch einige Generationen lang von heidnischen Sitten und Bräuchen sich nicht losreißen konnten. Da sie keine Schule der Gedanken durchgegangen waren, wie die gebildeten Griechen und Römer, so wäre ihre plötzliche Durchdringung mit christlichem Genius und christlichen Sitten bei einer so großen Volkszahl mehr als ein Wunder gewesen. Das Christenthum forderte seine Zeit, und Karl der Große hat es auch zum Theil begriffen. Das christliche Volk hat überall seine naive Mythologie, selbst in protestantischen Ländern, eine Naturpoesie, die an sich unschuldig ist, wie de Maistre trefflich nachgewiesen hat. Damit soll nicht gesagt seyn, daß ein so entschiedener Bilderhang bei so lockerer Moralität, wie bei den Lazaronis von Neapel, nicht auch Gefährliches aus dem Heidenthume in das christliche Gefühl habe hinüberschleppen können. Aber die Ikonoklasten handeln nach dem Princip eines abstrakten Fanatismus. Es

sind harte Seelen ohne Mystik, ohne Innerlichkeit, ohne Liebe; es ist ein dürrer Verstand ohne Symbolik. Keine Art von Typik lebt in ihrem Geiste. Weder die Ideen bewegen sie in den Naturbildern, noch haben sie irgend einen ächten Naturbegriff. Ihre Ascetik ist ein verletzender Stahl wie aller Puritanismus. Sie sind die Radikalen, die religiösen Jakobiner in den Gebieten des Glaubens, sie abstrahiren von der Natur wie die politischen Jakobiner der Neuzeit, wie die Schüler des Rousseau vom Menschen abstrahiren. Darum handelten letztere gerade so wie die Ikonoklasten unter den Mahometanern im byzantinischen Reiche als Vorgänger mittelalterlicher Katharer unter den Katharern des 11ten und 12ten Jahrhunderts, unter den Anabaptisten, den Zwinglianern, den Calvinisten und den englischen Puritanern, wie im modernen Orient die Wahabiten gegen alle Mahometaner, welche der Kunst zuletzt gleich den früheren Arabern in Moscheen und sonst gefröhnt haben. Ohne irgend einen Glaubensfanatismus zu besitzen, handelten die politischen Jakobiner der Neuzeit nach einem Unglaubens-Fanatismus, der noch schneidiger war, und zuletzt kamen die Männer der Industrie, die bande noire, die Spekulanten, welche Montalembert, da sie nicht aufgehört haben fortzuwuchern, mit so scharfer Geißel getroffen hat, daß die Regierung aufmerksam wurde, die durch Montalembert angefeuerten Vereine beförderte und unterstützte, um dem Vandalismus dieser industriellen Barbaren, der eigentlichen Ruinenmörder, auf ihre Weise und nach ihrem Vermögen Hemmschuhe anzulegen.

VIII. Das wahre und das falsche Mittelalter.

Dieses merkwürdige Kapitel hat nur in Frankreich seinen eigentlichen Sinn, denn nur in Frankreich hat sich eine politische Partei unter den Katholiken gebildet, die seit der Februarrevolution, eigentlich erst seit der Installirung der napo-

leonischen Dynastie ein Mittelalter ad hoc für sich gebildet hat, um der neueren Dynastie ihre religiösen Dienste anzubieten, um sie anzuspornen, das Kreuz mit dem Schwerte zu vermählen und das napoleonische Kaiserthum mit dem von dieser Partei imaginirten Papstthum, ein doppeltes Heer von Mönchen und von Soldaten zu bilden, von Mönchen, um Universitäten und Schulen zu beherrschen, von Soldaten, um durch den Bauern den bürgerlichen Grundbesitzer, um durch den Handwerker den Handelsmann und den Fabrikanten unter die Zucht zu bringen, damit unter den gebildeten Klassen, alten Adelichen, neuen Bürgerlichen, Akademikern, Professoren, Literaten kein Streben nach politischer Autonomie jemals wieder aufkomme, zugleich auch die revolutionären Inspirationen aus dem Volke der Krämer, Commis voyageurs, dem ungeheuern Publikum des Journals le Siècle rein ausgerottet würden. Eine geistliche Glaubens- und Meinungs-Inquisition im Bunde mit der Censur und Polizeigewalt: dieß war das Mittel. Ein sehr witziger Kopf mit einem derben Volkstalent, dem Graf Montalembert selbst einst politisch auf die Beine geholfen hatte, Herr Veuillot fand sich, um diesem Plane das Wort zu reden.

Wenn man den innersten Sinn dieser furchtbaren Selbsttäuschung einer Fraktion der französischen Katholiken verstehen will, so muß man auf den Abbé Lamennais und seine ursprüngliche Theorie zurückgehen. Dieser wußte vom gesammten Mittelalter, wie überhaupt von aller Historie nicht das erste Wort; aber er war ein systematischer Gegner des Staatsabsolutismus Ludwigs des Vierzehnten, der nach Bossuets Vorgang Herrn von Bonald zum systematischen Verfechter hatte. Lamennais ging vom Princip aus, es sei der menschliche Geist ein natürliches Chaos, in welches der Geist Gottes (der Ruach Elohim) im Paradiese das Licht eingestrahlt habe, so daß Adam, der Erdenkloß, aufgerichtet durch Gottes Hand, aller

Selbstthätigkeit des Denkens baar, von Gott seinem Pädagogen die Sprache, mit der Sprache Theologie und Weltweisheit empfangen habe, bis Adam abtrünnig worden und sich zum Bösen gekehrt. Wie der Heiland den alten Adam in einen neuen Christen umschuf, wurde Christus der Pädagog, übergab den umgeschaffenen Menschen der Kirche, die ihn aus dem Meer der Erbzweifel errettete und im christlichen Glauben den Felsen baute als dem einzigen Fanal aller Wissenschaft, aller Weisheit, aller Politik, als die einzige ächte Autonomie. Also ist die Kirche die Pädagogin in Ewigkeit einer von Haus aus durch sich selber unmündigen Menschheit.

Lamennais, ein Geist von der höchsten Energie des Denkens und Handelns, aber von der größten Einseitigkeit der Begriffe, logisch schroff, dialektisch zugespitzt, aber mit starker Hypochondrie versetzt, den Menschen kennend, die Menschen nicht, auf deklamatorische Weise sich die Menschen zu Engeln oder zu Teufeln, zu Genien oder zu Dummköpfen, zu Edelmüthigen oder zu Schurken umwandelnd je nach seiner schroffen Parteilichkeit — fand in den Schriften eines ihm durchaus fremden Geistes einen unerwarteten Anhalt. Graf de Maistre, Welt- und Staatsmann, der Menschen und der Völker kundig, von tüchtig klassischer Bildung, die dem Abbé Lamennais abging, obwohl man in de Maistre keinen Philologen zu suchen hat (das versteht sich von selbst), sondern nur einen Welt- und Geschäftsmann, der den Plato und Aristoteles tüchtig gelesen und oft verstanden hat, ohne beide zu bewältigen oder zu durchdringen, hing am alten Regime, ohne es wie Bonald zu systematisiren und ohne sich ihm geistig einzuknechten, und begriff die Revolution, welche er in ihren Principien haßte, aber nicht verkannte. Von den Jesuiten erzogen, war ihm ein großer Respekt vor mathematischen und Naturwissenschaften eigen, lauter fremden Dingen für Bonald und Lamennais. Die Politik eines Gregorius VII., welche

wie die Gregorius des Großen, wie die Nikolaus' I. die Republik christlicher Staaten, Nationen, Völker und das Papstthum zum Censor, zum Moderator, zum lebendigen Gleichgewicht, zur politisch-socialen Axe hatte, faßte er in ihrer Großheit auf, ohne die Einseitigkeiten und Schroffheiten in der Ausübung jemals zu verkennen. Das war aber auch das Einzige, was er vom Mittelalter einsah und verstand. Er liebte sich in Paradoxien zu kleiden, und gemahnt an Diderot freilich nicht in seinen Gesinnungen, aber in der unbeschränkten Bewegung und der absoluten Freiheit seines Geistes. Diesen Mann nun adoptirte Lamennais in Betreff des mittelalterlichen Kirchensystems und der mittelalterlichen Kirchenpolitik, aber in einem Sinne logischer Abstraktion, der dem lebendig historischen Sinne des Grafen de Maistre durchaus fremd war.

Also geschah es denn, daß durch Lamennais in der Weise, wie er sich de Maistre aneignete, der junge Klerus der Restaurationsepoche von den Maximen des Bossuet und besonders von dem Staatsprincip Ludwigs XIV. abtrünnig gemacht wurde. Montalembert, ein Zögling dieser Schule, wurde bis auf einen gewissen Grad ihr Zelot, aber niemals ihr Knecht. Er hing den durch Guizot und Thierry geweckten historischen Studien warm an, trank, der deutschen Sprache mächtig, aus deutschen Quellen, begeisterte sich für politische Freiheit und politisches Leben, und impfte einen Theil dieses Geistes einem Theile der Schule des Lamennais ein, der sich im Klerus und in der Laienwelt unter Lacordaire's Inspirationen entwickelte, aber sich mehr an die politische Spekulation des Tages als an historische Gründlichkeit und Forschung hielt. Hier lag schon der Keim einer Spaltung zwischen den Anhängern der von Lamennais ausgegangenen katholischen Schule, aus welcher viele der heutigen französischen Bischöfe hervorgegangen sind. Diese Schule hielt unter Ludwig Philipps Regierung

im anscheinenden Doppelbunde für politische Freiheit als Ausdruck der Staatsverfassung zusammen (hier war im Grunde Montalembert allein thätig als liberaler Aristokrat wie Lacordaire als liberaler Demokrat); ernster war der Doppelbund gemeint in Betreff absoluter Kirchenfreiheit und des freien öffentlichen Unterrichts, der insbesondere gegen die doktrinäre Universitätsherrschaft Cousin's reclamirt wurde. Indeß wies sich später aus daß, während Montalembert und Lacordaire Gewissensfreiheit und Glaubensfreiheit verlangten, die Schule, aus welcher das vom Grafen heut bekämpfte System des „falschen Mittelalters" ausgegangen ist, in petto jene Freiheiten verabscheute, provisorisch jedoch nicht verneinte, bis zur Gründung der napoleonischen Dynastie, wo sie sich einer verwandten römischen Partei anschloß, die in der Civiltà cattolica ihr Lager aufschlug.

Der Krieg brach im Gebiete der Politik, sowie in dem Gebiete der Wissenschaft zugleich aus. Ein Italiener, Freund des Abbé Lamennais, ohne wie dieser mit der Kirche zu brechen, obwohl er an der römischen Republik unter Mazzini's Herrschaft warmen Antheil genommen hatte, kam nach Frankreich und trat vollständig zu der Partei des „Univers" über. Man hält ihn für einen großen Thomisten; von der großen und ächten Geistestoleranz des heiligen Thomas, von seiner Bewunderung für die peripatetische Klarheit und Gedankenschärfe ist aber wenig an ihm zu vermerken, dagegen vereinigt er die Rhetorik des Abbé Lamennais, nur in weitläuftigeren Proportionen, mit einer ächt italienischen Emphase, die dem strengen Geiste seines ehemaligen Freundes ferne lag. Unter diesem Fahnenträger begann ein doppelter Krieg gegen alle Philosophie, die sich nicht damit begnügte, eine bloße Copie der Summa des heiligen Thomas und der daraus durch den Pater Ventura gefolgerten Axiome zu seyn. Descartes kam übel weg, aber er schonte seiner noch, weil er glaubte, anfangs die

Schule des Herrn Royer Collard als eine in Frankreich angesehene schonen zu müssen, namentlich im Vergleich zu der äußersten Verachtung, mit welcher der Pater auf Kant herunterfuhr wie ein Blitz aus der Wolke, um ihn wie alle germanische Weisheit in einen nichtswürdigen Aschenhaufen zu verwandeln. Weiß Gott, wie es dabei dem armen Deutschland als der Mutter des Protestantismus und somit der französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, und durch diese der Revolution erging! Der Italiener hatte ganz und gar vergessen, daß Italien die dreifache Mutter des Machiavellismus, der irreligiösen Philosophie, aus der Vanini, und des Pantheismus, aus dem Giordano Bruno hervorging, vor allen aber die einige Mutter des Socinianismus gewesen ist, aus dessen Modifikationen und Sänftigungen die Weisheit des Locke hervorgegangen, welche im Deismus des Voltaire und in der Pädagogik des Rousseau den Geistern im achtzehnten Jahrhundert ist eingeimpft worden.

Nun erst wurde der sogenannte Traditionalismus wieder aufgewärmt, diese letzte Aftergeburt der Schule des Lamennais, welche aus dem menschlichen Geiste ein Chaos vor und einen Teufelsstall nach dem Sündenfall machte; Gott den Adam erst belehren, dann verwerfen ließ, Christum durch die Kirche zum Lehrer aller Historie, aller Philologie, aller Philosophie, ja aller Naturwissenschaft einsetzte. Darauf lief der Abbé Gaume Sturm auf orientalische Studien, die er auf die Bibel, auf die klassischen Studien, die er auf die Kirchenväter und die Scholastiker beschränken wollte; das sollte nun das wahre Mittelalter seyn, ohne daß man bedachte, wie die Kirchenväter und Scholastiker sammt und sonders aus Plato und Aristoteles mehrfach herausgeblüht sind. Als Poesie und Kunst sollten nur die Legende und das Kirchenlied dienen. Den Jesuiten ward es endlich zu arg, und die Civiltà cattolica schlug sich in's Mittel. Inzwischen wurde der „Univers“

unterdrückt, und sein Nachfolger „Le Monde“ brach mit dem Kaiserthum in Folge des italienischen Umsturzes; seine sanguinischen Hoffnungen gingen zu Schanden. Veuillot hatte gehofft, man würde seiner Politik den Siècle opfern, aber man ließ sich Siècle und Univers, Havin und Veuillot auf's blutigste zusammen reiben, den Siècle durch den Univers, den Univers durch den Siècle sich wechselsweise ausklopfen, ohne daß es, wie natürlich, zu irgend einem Schlusse kam.

Das ist also das falsche Mittel, gegen welches Montalembert, die historische Bedeutung des ächten Mittelalters hervorhebend, fern von dem tollen Wahn irgend ein neues Mittelalter schaffen zu wollen, auf das rüstigste ankämpft. Er gehört ganz und gar nicht in die katholische Schule des Herrn von Chateaubriand, in dessen phantasievolle aber unhistorische Romantik, sondern er ist bei Friedrich Schlegel als Kenner des Mittelalters in die Schule gegangen, hat sich an der Mystik des „reichen“ Görres (so nennt ihn Göthe mit Recht) erwärmt, lehnt sich überall an die großen historischen Forschungen der Neuzeit über das Mittelalter an, und thäte vielleicht klüger, sich nicht so sehr über die Thorheiten des falschen Mittelalters zu betrüben, wie es von Zeit zu Zeit den Anschein hat; denn alle diese Verirrungen spielen doch im Grunde ihren Rest aus.

XXXII.

Rio's L'art chrétien.

Als im Jahre 1836 das Werk L'art chrétien von Rio erschien, erregte es allgemeine Aufmerksamkeit und fand vielfachen Beifall. Jetzt, nach einer so langen Reihe von Jahren gibt der Verfasser dasselbe Werk umgearbeitet und vervollständigt. Wir sind in den Stand gesetzt, vor dem in kurzer Zeit bevorstehenden Erscheinen des Originals die unten folgende Uebersetzung als eine Probe des neubearbeiteten Werkes zu geben. Wir haben dazu einen Abschnitt des zweiten Bandes gewählt, welcher den Charakter des Ganzen zu zeigen vorzugsweise geeignet schien.

Das Werk wird vier Bände umfassen. Nach einer Einleitung über das Wesen und die frühern Perioden der christlichen Kunst, folgt als die Behandlung des eigentlichen Gegenstandes des Werkes, die Darstellung der Geschichte der christlichen Kunst von ihrem selbstständigen Aufblühen im dreizehnten Jahrhunderte an in Italien, und in ihrer weiteren Entwicklung bis zur Periode der Abnahme und des Verfalles im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert. Ohne uns für jetzt in eine ausführlichere Analyse oder Beurtheilung des Wer-

kes einzulassen, wollen wir uns nur auf eine kurze Andeutung seiner Eigenthümlichkeit beschränken.

Die charakteristischen Züge dürften etwa in folgender Weise zusammengefaßt werden können: wir finden hier eine überaus reiche und lange fortgesetzte Anschauung der Werke der Kunst mit einer eindringenden und feinen Beobachtungsgabe, welche Eigenschaften für jede Geschichte der Kunst die erste Grundlage bilden müssen; eine tiefere und würdige Auffassung des Wesens der Kunst überhaupt und der christlichen Kunst insbesondere, in Verbindung mit einem reinen und sichern ästhetischen Geschmacke; ferner eine Behandlungsweise, welche sich nicht auf die Grenzen des Gebietes der Kunst für sich allein beschränkt, sondern die Kunst in ihren Wechselbeziehungen zu den übrigen culturgeschichtlichen Momenten betrachtet; welche dabei vorzugsweise das Verhältniß der Kunst zur Kirche in jeder Periode hervorhebt, und nicht bloß berücksichtigt, was die Kirche der Kunst, sondern auch was die Kunst der Kirche verdankt, und zwar in einer Auffassungsweise, welche Anerkennung der Autorität der Kirche und warme Sympathie für dieselbe mit Freiheit und Selbstständigkeit des Urtheils verbindet. Dazu kommt eine anziehende, belebte Darstellung, in welcher sich die Vorzüge natürlicher Beredtheit mit künstlerischer Form und Feinheit des Styls verbinden.

Der Verfasser gehört zu der im Ganzen nicht zahlreichen Klasse seiner Landsleute, welche deutsche Literatur und Kunst, deutsches Wesen und Leben kennen und zu schätzen wissen. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß dieser Umstand für die innern Vorzüge und für den ganzen Geist seines Werkes von einer guten Einwirkung war, während was die Behandlungsweise und die Form der Darstellung betrifft, sich der individuelle und nationelle Standpunkt des Verfassers überall in einem selbstständigen Gepräge geltend macht.

Nach dem Urtheile competenter Richter, welche jetzt schon Einsicht von dem Werke genommen und sich darüber ausge-

sprochen haben, so wie nach dem Eindrucke, welchen die Lektüre eines Theiles desselben auch auf uns gemacht hat, glauben wir sagen zu können, daß das Werk Rio's über christliche Kunst in seiner jetzigen neuen Bearbeitung gewiß eines der bedeutendsten Werke ist unter denjenigen, welche seit langer Zeit auf dem Gebiet der Kunstgeschichte erschienen sind.

Die katholische Kirche hatte in ihren schönsten Tagen nicht leicht ein anderes Oberhaupt, welches ihr in so vielfacher Beziehung zum Ruhm gereichte, als Papst Nikolaus V. (diesen Namen wählte Thomas von Sarzano). Er hatte sein ganzes Leben zugebracht im Umgange entweder mit Gelehrten oder mit Heiligen. In seiner Jugend nannte man ihn „den armen Studenten von Sarzano." Das Andenken an diese seine Lage war gewiß zum Theil die Quelle seiner freigebigen Großmuth mit einer Zartheit des Gefühles verbunden, welche seinen Wohlthaten einen besondern Werth verlieh. Niemals zeigte der Sprößling eines edeln Geschlechts oder eines fürstlichen Hauses einen so rührenden Contrast zwischen der Höhe seines Ranges und der Einfachheit seiner Lebensgewohnheiten. Seine frühere Armuth war für ihn nicht bloß eine nützliche ascetische Uebungszeit, sie hatte ihm auch solche Wohlthäter verschafft, bei welchen ihre Wohlthätigkeit die geringste ihrer Tugenden war, und sie ließ ihn gegen dieselben nicht bloß die befriedigenden Gefühle eines dankbaren Herzens, sondern zugleich auch Bewunderung empfinden. Da die Demuth bei Nikolaus V. gleichen Schritt hielt mit dem Anwachsen der Schätze seiner wirklich hervorleuchtenden wissenschaftlichen Bildung, so ging aus dieser Vereinigung eine sein ganzes Wesen durchdringende Erhabenheit der Gefühle und Ansichten hervor, welche sich allen Denjenigen mittheilte, die mit ihm in Berührung kamen und ihn verstanden. In letzterer Beziehung sollte sein Glück seine Hoffnungen übertreffen. Niemals zeigte der päpstliche Hof, weder vor, noch nach ihm, ein ähnliches Schauspiel. Man war damals gleichsam noch in dem ersten berauschenden Gefühle, welches die

Wiederauferstehung der Denkmäler der classischen Literatur hervorgerufen hatte; aber statt in derselben nur eine Quelle bloß literarischer Genüsse zu sehen, wie in dem Jahrhunderte Leo's X., schöpfte man damals aus diesen Denkmälern einen neuen Enthusiasmus für die Vertheidigung jener unglücklichen Griechen, welche das Schwert der Moslemin auszurotten drohte. Auch verbanden die geschicktesten diplomatischen Unterhändler, welche Nikolaus V. an die zu lauen oder widerstrebenden Höfe schickte, mit der diplomatischen Geschäftsthätigkeit zugleich eine begeisterte Liebe der griechischen und lateinischen Literatur, in deren Namen man damals die Sympathie aller edleren Geister aufrufen konnte, welche die Weihe dieser neuen Bildung schon hatten, oder sie zu erlangen trachteten. Ein Typus gleichsam dieser gelehrten Diplomaten, welche in den Griechen nicht bloß Brüder in Jesus Christus sahen, sondern zugleich die Nachkommen der Lehrer des menschlichen Geschlechtes, und welche sie aus diesem zweifachen Grunde retten wollten, war jener Sylvius Aeneas Piccolomini, später bekannt als Papst unter dem Namen Pius II. Weder ein langes Geschäftsleben, noch große Gelehrsamkeit vermochten je den Enthusiasmus dieses Mannes abzukühlen. Er war der würdige Repräsentant des päpstlichen Hofes und seines Zeitalters in Allem was sich hier von edler Begeisterung für höhere Bildung und das classische Alterthum fand, sowohl hinsichtlich der Intervention nach außen zu Gunsten der Griechen als hinsichtlich der Pflege der Literatur im eignen Lande, beides zum Ruhm der Kirche und des geistigen Fortschrittes der Menschheit. Aber Piccolomini repräsentirte doch nicht den ganzen Nikolaus V., wie er war. Dieser Papst war vor Allem eine geistliche Person, in der demüthigsten und zugleich erhabensten Bedeutung dieses Wortes, und unter allen der Kirche, deren Oberhaupt er war, zukommenden Eigenschaften, schwebte ihm am meisten vor ihre Eigenschaft als mystische Braut Jesu Christi. Die Verherrlichung dieses Bundes der Kirche mit Christus durch alle ihm zu Gebot stehenden Mittel, dieß war für ihn das höchste Ziel seines Pontificates. Für sie, die Braut Christi und gleichsam zu ihrem Schmucke, wollte er in allen seinen Unternehmungen jene Größe und Pracht entfalten, welche seine Werke, oder vielmehr da diese unvollendet blieben,

welche seine Pläne kennzeichnen. Selbst in den kleineren Gegenständen des kirchlichen Schmuckes, wie in den Gefäßen, in den Verzierungen der Kirche und in den priesterlichen Gewanden, sollte nach seinem Willen sich gleichsam ein Abglanz des himmlischen Jerusalem zeigen. Er hatte sich daher auch an das Talent der geschicktesten Goldschmiede gewendet, um von ihnen jene zahlreichen Meisterstücke der Kunst für St. Peter ausführen zu lassen, welche er in seiner letzten Ansprache mit einem gewissen naiven Wohlgefallen aufzählt*).

Hier, in dieser letzten Willenserklärung Nikolaus V., welche sein Biograph uns erhalten hat, muß man Zweck und Geist seines ganzen Handelns aufsuchen. Der sterbende Papst erklärt hier feierlich: er habe weder aus Ehrgeiz, noch aus eitler Ruhmsucht oder aus dem Verlangen für sich oder seine Regierung einen unsterblichen Namen zu erlangen, in so große Unternehmen sich eingelassen, sondern er habe alles dieses gethan nur um das Ansehen der römischen Kirche und die Würde des apostolischen Stuhles in den Augen der ganzen Christenheit zu erhöhen**).

Die großen Unternehmungen, zu deren Vertheidigung er in dieser Weise sich ausspricht, bestanden vorzugsweise in Wiederherstellungen und in Neubauten, durch welche er das von seinem Vorfahrer begonnene Werk weiter führte und dadurch der Stadt Rom ein neues Aussehen gab. Viele der ursprünglichen Kirchen, welche durch das Andenken an die Apostel und an die ersten Martyrer eine besondere Weihe hatten, waren in Trümmer gefallen; deren Wiederherstellung war die erste Aufgabe, die der fromme Papst sich setzte. Jetzt konnten die Gläubigen wieder in jenen Heiligthümern beten, welche die Verwüstungen der Barbarei und

*) Man sehe Manetti's Leben Nikolaus V. bei Muratori Tom. III. P. II. p. 908.

**) Quibus quidem nos causis, non ambitione, non pompa, non inani gloria, non fama, non diuturniori nominis nostri propagatione, sed majori quadam Romanae Ecclesiae auctoritate et ampliori Sedis Apostolicae apud cunctos christianos populos dignitate. . . Ibid. p. 949.

der Zeit ihnen entzogen hatten. Bedeutende und rasch ausgeführte Restaurationen wurden unternommen in den Basiliken St. Johann im Lateran, St. Maria Maggiore, St. Laurentius, St. Paul außerhalb der Stadtmauern, ohne zu erwähnen eine Menge anderer Kirchen, Oratorien und Klöster, welche unter Nikolaus V. auf Kosten des päpstlichen Schatzes neu gebaut oder wiederhergestellt oder ausgeschmückt oder vergrößert wurden.

Vor Allem aber war der Vatican, hier bei den Gräbern der heiligen Apostel, die Stätte, an welcher Nikolaus alle Pracht und Großartigkeit entfalten wollte, welche der Fortschritt der Künste und aller Zweige der menschlichen Kenntnisse erreichen konnte, in einer Zeit, welche so reich an neuen Entdeckungen und an Meisterwerken war. Die in das Einzelne gehende Beschreibung, welche uns sein Biograph von dem ganzen System zusammengehöriger Gebäude gibt, welches man gleichsam die vaticanische Stadt nennen könnte, grenzt an das Fabelhafte und versetzt die Einbildungskraft des Lesers in jene Länder des Orients, wo man die Wohnungen der Götter und der Könige in jenen colossalen Verhältnissen aufbaute; oder vielmehr, es stellt sich uns hier dar die Offenbarung eines schönen Traumes, hervorgerufen durch das Andenken an den heiligen Berg Sion mit seinem Tempel und mit seinen weiten Hallen, über welchen die Wohnungen der Priester in regelmäßiger Vertheilung sich befanden, welche die Gebete und die Opfer für das Volk darbrachten. Nikolaus V. wünschte für den Vatican einen ähnlichen Plan, mit einem Mittelpunkte, auf welchen sich, wie bei dem Tempel zu Jerusalem, alle einzelnen Theile bezogen. Er wollte zugleich, daß das Hauptgebäude und die zu demselben gehörenden Nebengebäude in ihrer Größe solche Proportionen zeigten, welche entsprechen sollten der Verbreitung der allgemeinen Kirche und dem unermeßlich großen Raume, den sie in der Weltgeschichte einnimmt.

Nach der Idee Nikolaus V. sollte der Vatican für die ganze Christenheit dasselbe seyn, was einst der große Meilenzeiger auf dem Forum für das gesammte römische Reich war: der Ort, von wo aus und zu welchem hin alle Sendboten des großen geistlichen

Reiches gehen und kommen sollten, um nach allen Richtungen zu verbreiten die Worte des Lebens, der Wahrheit und des Friedens. Damit diesen Sendboten kein Mittel der Autorität fehle, sollten sich an die Eingebungen der göttlichen Wissenschaft anreihen die Ueberlieferungen der menschlichen Wissenschaft, welche niedergelegt sind in den Denkmälern des griechischen und römischen Geistes. Darum ließ der Papst, der Urheber dieses großartigen Gedankens einer Verbindung der vorchristlichen und der christlichen Bildung, diese Werke des griechischen und römischen Alterthums mit großen Kosten aufsuchen und übersetzen. Sein Eifer, Eroberungen auf diesem geistigen Gebiete zu machen, erzielte auch einen solchen Erfolg, daß er gegen fünftausend Handschriften zusammenbrachte, die reichste Sammlung dieser Art, welche man seit der Zerstreuung der Bibliothek zu Alexandrien bis dahin gesehen hatte. Alle diese literarischen Schätze wurden geordnet und verwendet nach einer gewissen hierarchischen Rangordnung je nach ihrer Wichtigkeit und je nach dem Maße der Erleuchtung, welches der menschliche Geist aus ihnen schöpfen konnte. So nahmen die Werke, welche dazu beitragen konnten, in die Tiefen der heiligen Schrift einzudringen, den ersten Platz ein; ein neu aufgefundenes Manuscript, welches irgend ein, wenn auch kleines, Werk der Kirchenväter, oder eine zu diesem Kreise gehörende Schrift enthielt, wurde wie ein Geschenk des Himmels betrachtet. Unter den Lücken, welche auf dem Gebiete der kirchlichen Literatur auszufüllen waren, gab es solche, die besonders lebhaft empfunden wurden und welche die Freigebigkeit Nikolaus V. zu ähnlichen Aeußerungen veranlaßte, wie sie von Alexander bei seiner Eroberung Asiens erzählt werden. So versprach der Papst eine Belohnung von fünftausend Dukaten Demjenigen, welcher das Evangelium des heiligen Matthäus in der Ursprache herbeibringen würde. Das war von allen zu machenden bibliographischen Entdeckungen diejenige, auf welche er den größten Werth legte.

Wie reich aber auch Nikolaus an griechischen und lateinischen Handschriften war, so konnte er sich doch nicht trösten darüber, daß er nicht die vollständigen Werke von Livius und Tacitus neben den Geschichtsbüchern von Herodot, Thucydides und Xeno-

phon sehen sollte. Hiebei war aber in höherem Grade der Eifer eines Sammlers, als eine literarische Vorliebe im Spiel. Denn der Biograph Nikolaus V. läßt uns bei ihm eher eine Vorliebe für die Denkmäler des griechischen Geistes wahrnehmen. Der Genuß, welchen er bei dieser Lectüre hatte, muß sehr lebhaft gewesen seyn und in seinen Augen als ganz berechtigt gegolten haben, da er sogar in dem ernsten Momente, als seine Seele im Begriffe stand vor Gott zu erscheinen, Gott dafür dankte, daß er ihm Geschmack an der Literatur gegeben habe, sowie die nöthigen Fähigkeiten, um sich mit dem Studium derselben nicht ohne Erfolg zu beschäftigen. *)

Was die antike plastische Kunst betrifft, deren Reste damals mit leidenschaftlichem Eifer aufgesucht wurden, so scheint Nikolaus gerade für diese Classe von neuen Entdeckungen sich nicht sehr interessirt zu haben. Der Grund davon mag nun darin liegen, daß er diese Kunstwerke nicht nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wußte, oder daß die meisten Werke dieser Art, welche damals an das Licht traten, in seinen Augen mit dem Makel entweder des Götzendienstes oder (wie bei so vielen Ehrendenkmalen und Bildnissen) einer servilen Schmeichelei behaftet waren. Mit diesem Widerwillen gegen die antike Sculptur wird man auch den Mangel an Aufmunterung von Seiten dieses Papstes seinen zeitgenössischen Bildhauern gegenüber in Zusammenhang zu bringen haben. Wenn er eine Ausnahme hievon zu Gunsten Bernardo Rossellini's machte, so geschah dieses gerade deßwegen, weil dieser Künstler die Erfolge, welche er im Fache der Sculptur hatte mit Sicherheit erreichen können, dem Ruhme aufopferte, daß er als Architekt dem Papste bei der Ausführung seiner großartigen Plane dienen durfte.

Nikolaus V. begründet in seiner letzten Ansprache selbst sehr

---

*) Quocirca gratias, inquam, agimus tibi, sempiterne Deus, quoniam . . . nobis quum adhuc pueri essemus gratiam concessisti, ut egregiis illis et non pervulgatis naturae adminiculis adjuti, ad litterarum studia converteremur. . . *Muratori* ibid. p. 953.

Reiches gehen und kommen sollten, um nach allen Richtungen zu verbreiten die Worte des Lebens, der Wahrheit und des Friedens. Damit diesen Sendboten kein Mittel der Autorität fehle, sollten sich an die Eingebungen der göttlichen Wissenschaft anreihen die Ueberlieferungen der menschlichen Wissenschaft, welche niedergelegt sind in den Denkmälern des griechischen und römischen Geistes. Darum ließ der Papst, der Urheber dieses großartigen Gedankens einer Verbindung der vorchristlichen und der christlichen Bildung, diese Werke des griechischen und römischen Alterthums mit großen Kosten aufsuchen und übersetzen. Sein Eifer, Eroberungen auf diesem geistigen Gebiete zu machen, erzielte auch einen solchen Erfolg, daß er gegen fünftausend Handschriften zusammenbrachte, die reichste Sammlung dieser Art, welche man seit der Zerstreuung der Bibliothek zu Alexandrien bis dahin gesehen hatte. Alle diese literarischen Schätze wurden geordnet und verwendet nach einer gewissen hierarchischen Rangordnung je nach ihrer Wichtigkeit und je nach dem Maße der Erleuchtung, welches der menschliche Geist aus ihnen schöpfen konnte. So nahmen die Werke, welche dazu beitragen konnten, in die Tiefen der heiligen Schrift einzudringen, den ersten Platz ein; ein neu aufgefundenes Manuscript, welches irgend ein, wenn auch kleines, Werk der Kirchenväter, oder eine zu diesem Kreise gehörende Schrift enthielt, wurde wie ein Geschenk des Himmels betrachtet. Unter den Lücken, welche auf dem Gebiete der kirchlichen Literatur auszufüllen waren, gab es solche, die besonders lebhaft empfunden wurden und welche die Freigebigkeit Nikolaus V. zu ähnlichen Aeußerungen veranlaßte, wie sie von Alexander bei seiner Eroberung Asiens erzählt werden. So versprach der Papst eine Belohnung von fünftausend Dukaten Demjenigen, welcher das Evangelium des heiligen Matthäus in der Ursprache herbeibringen würde. Das war von allen zu machenden bibliographischen Entdeckungen diejenige, auf welche er den größten Werth legte.

Wie reich aber auch Nikolaus an griechischen und lateinischen Handschriften war, so konnte er sich doch nicht trösten darüber, daß er nicht die vollständigen Werke von Livius und Tacitus neben den Geschichtsbüchern von Herodot, Thucydides und Xeno-

'er in seiner Vaterstadt durch die Vereinigung aller Eigenschaften
' Herzens, des Geistes und der äußeren Persönlichkeit geglänzt,
'e sonst nur in Romanen des Mittelalters den dort auftre-
Helden beigelegt werden. Voll leidenschaftlicher Begeiste-
die alte Literatur schrieb er das Lateinische besser als
'rsprache und hatte durch die Eleganz seines Styles
'nal selbst die Vermuthungen der Gelehrten irre ge-
unermüdeter Fleiß, in Verbindung mit einer ge-
'tlichen Divinationsgabe, hatte ihn in die Ge-
Künste eingeweiht, und ihn zu mehreren
.ndeckungen geführt, ohne daß er sich jedoch die
.ahm, das Verdienst derselben für seinen Namen zu
..ern.**) Seine Kenntnisse in den physikalischen, mechanischen, mathematischen Wissenschaften gingen so weit als es der damalige Stand dieser Wissenschaft zu gestatten schien, und selbst noch weiter. Er führte zwar selten selbst den Pinsel, aber er schrieb für die Maler und für die Bildhauer Lehren nieder, welche alle frühern Theoretiker vor ihm in Vergessenheit brachten. In der Architektur bemühte er sich zunächst nur den Vitruv zu erklären, aber er erhob sich über ihn. Ohne jedoch gleichsam das Bewußtseyn dieser von ihm erreichten Höhe zu haben, blieb er in den Schranken seiner gewohnten Verehrung und Bescheidenheit jenem alten Lehrer gegenüber. Dieser universelle und so vollkommene Mann, dieses Wunder von Wissenschaft und edler Gesinnung, diese Persönlichkeit, welche auf wunderbare Weise in sich einen Gelehrten, Dichter, Künstler und Ritter in der christlichsten Bedeutung dieses letztern Wortes vereinigte,***) war Leon Baptist Alberti.

---

*) In dem Alter von zwanzig Jahren verfaßte Alberti ein Lustspiel, das den Titel Philodoxus führte und von Aldus Manutius als das Werk eines alten Dichters gedruckt wurde.

**) Ihm verdankt man die Erfindung der Camera obscura, welche gewöhnlich dem Johann Baptist della Porta zugeschrieben wird.

***) Bei Muratori (Vol. XXV) findet sich ohne Namen des Verfas-

gut die Wichtigkeit, welche er großen Werken der Architektur beilegte. Er war nämlich überzeugt davon, daß eine wohl erdachte Verbindung von Gebäuden, welche geschmackvolle Schönheit mit einer imponirenden Größe vereinigten, auf die Pilger und überhaupt auf alle Fremden, welche Frömmigkeit oder Neugierde nach Rom brächte, einen Eindruck hervorbringen müßten, der sich auch in der Ferne auf alle diejenigen fortpflanzte, welche dort den Mittelpunkt ihres Glaubens hatten. Er schloß dann weiter, daß dieses Mittel dazu beitrüge, die Achtung vor der Autorität des heiligen Stuhles zu erhöhen. Er wußte, welche Bedeutung in der Geschichte des alten römischen Volkes der Anblick des Kapitols und der Gedanke seiner ewigen Dauer hatte.

Die Architekten des Papstes Nikolaus legten denn also die Hand an das Werk mit allem dem Eifer, welchen ihnen das Bewußtseyn einer großen Aufgabe einflößte, einer Aufgabe, welche zum Preisrichter und Preisvertheiler haben sollte die gesammte katholische Welt von Geschlecht zu Geschlecht. Aber welches Kunstgenie sollte es wagen einen so großen und zugleich so zusammengesetzten Bauplan auszuführen oder auch nur zu entwerfen? Brunelleschi war vorher gestorben, ehe Nikolaus den päpstlichen Thron bestieg. Michelozzo, der Nachfolger Brunelleschi's in der Leitung des Baues der Kuppel an der Kathedrale zu Florenz, konnte kaum allen den damit verbundenen Arbeiten genügen. Außerdem ermangelte er jener kühnen Einbildungskraft, durch welche Brunelleschi ausgezeichnet war. Gerade einer solchen Kühnheit bedurfte es aber nicht minder als der Reinheit des Geschmackes, um den Geist und die Absichten Nikolaus V. vollständig zu erfassen.

Da kam ein Mann, der selbst über Brunelleschi stand, wenn nicht als ausübender Künstler, doch in der wissenschaftlichen Theorie und welcher mit Brunelleschi den Ruhm theilt, die antike Architektur, und zwar nicht etwa mit bloß sklavischer Nachahmung wiederhergestellt zu haben. Dieser Mann kam kurz nach dem Regierungsantritte des neuen Papstes, als derselbe aber schon jene riesenhaften Bauten in Gedanken hatte, von welchen weiter oben die Rede war. Geboren zu Florenz 1404 hatte der Künst-

ler in seiner Vaterstadt durch die Vereinigung aller Eigenschaften des Herzens, des Geistes und der äußeren Persönlichkeit geglänzt, welche sonst nur in Romanen des Mittelalters den dort auftretenden Helden beigelegt werden. Voll leidenschaftlicher Begeisterung für die alte Literatur schrieb er das Lateinische besser als seine Muttersprache und hatte durch die Eleganz seines Styles mehr als einmal selbst die Vermuthungen der Gelehrten irre geführt.*) Sein unermüdeter Fleiß, in Verbindung mit einer gewissen wissenschaftlichen Divinationsgabe, hatte ihn in die Geheimnisse fast aller Künste eingeweiht, und ihn zu mehreren bedeutenden Entdeckungen geführt, ohne daß er sich jedoch die Mühe nahm, das Verdienst derselben für seinen Namen zu sichern.**) Seine Kenntnisse in den physikalischen, mechanischen, mathematischen Wissenschaften gingen so weit als es der damalige Stand dieser Wissenschaft zu gestatten schien, und selbst noch weiter. Er führte zwar selten selbst den Pinsel, aber er schrieb für die Maler und für die Bildhauer Lehren nieder, welche alle frühern Theoretiker vor ihm in Vergessenheit brachten. In der Architektur bemühte er sich zunächst nur den Vitruv zu erklären, aber er erhob sich über ihn. Ohne jedoch gleichsam das Bewußtseyn dieser von ihm erreichten Höhe zu haben, blieb er in den Schranken seiner gewohnten Verehrung und Bescheidenheit jenem alten Lehrer gegenüber. Dieser universelle und so vollkommene Mann, dieses Wunder von Wissenschaft und edler Gesinnung, diese Persönlichkeit, welche auf wunderbare Weise in sich einen Gelehrten, Dichter, Künstler und Ritter in der christlichsten Bedeutung dieses letztern Wortes vereinigte,***) war Leon Baptist Alberti.

---

*) In dem Alter von zwanzig Jahren verfaßte Alberti ein Lustspiel, das den Titel Philodoxus führte und von Aldus Manutius als das Werk eines alten Dichters gedruckt wurde.

**) Ihm verdankt man die Erfindung der Camera obscura, welche gewöhnlich dem Johann Baptist della Porta zugeschrieben wird.

***) Bei Muratori (Vol. XXV) findet sich ohne Namen des Verfas-

Von einem so edeln Charakter und mit solchen Gaben ausgestattet konnte Alberti im Voraus auf das Vertrauen seines neuen Beschützers mit Sicherheit rechnen. Hätte dieses Vertrauen noch außerdem einer andern Rechtfertigung bedurft, so wäre sie vollständig zu finden gewesen in seinem großen Werke über die Architektur, welches er im Jahre 1452 dem Papste überreichte und welches ihm den Namen des „Florentiner Vitruvius“ verschaffte. Wenn es außer der Theologie noch eine andere Wissenschaft gab, worüber Nikolaus V. sich eine gewisse Berechtigung des Urtheiles beilegte, so war dieß gerade die Architektur. Hatte er ja doch die genialen Werke Brunelleschi's in der Nähe gesehen. Nun fand er in Alberti einen Schüler dieses großen Mannes, und dazu noch einen solchen Schüler, bei welchem die Bewunderung für seinen Meister und für sein Vorbild dennoch der eignen Originalität keine Beeinträchtigung brachte. Das Werk Alberti's über Architektur konnte zwar allerdings als eine neue dem klassischen Alterthume dargebrachte Huldigung gelten; aber es war eine Huldigung, gemäßigt durch wesentliche Verbesserungen und zugleich durch eine Unabhängigkeit des Urtheils veredelt, ohne welche es dem Verfasser nicht gelungen wäre, so wie er es that, den praktischen Nutzen mit dem archäologischen Interesse zu vereinigen.

Aber die Originalität der Gedanken Alberti's zeigte sich nicht allein in seinen geschriebenen Werken; man nahm sie nicht minder wahr auch in den von ihm gebauten Werken. So in der so zierlichen und pittoresken Façade der Kirche Santa Maria Novella, welche etwas an die Façade der Kirche San-Miniato

sers eine Biographie Leon Baptist Alberti's, welche viel interessanter ist als die von Vasari gegebene. Letzterer hat mehr die Geschichte des Künstlers, als des Menschen gegeben. Nur in einem Punkte erscheint Alberti nicht als chevaleresk, nämlich in seiner Ansicht über das weibliche Geschlecht. Er betrachtete dasselbe als ein Hinderniß für den Mann in dem Streben nach höherer moralischer Würde, von welcher Würde er sich für seinen Theil niemals entfernte.

und an die Blumen-Pilaster der Mauern der obern Abtheilung des Coliseums erinnert; ferner in dem Palast Rucellai, mit seinem bemerkenswerthen Uebergang des rustico-gothischen Styles zu dem classischen Style Bramante's; weiter in der Kirche St. Andreas zu Mantua, deren jetzt verunstaltete Façade eine glückliche Nachahmung eines Trimphbogens zeigte, während im Innern korinthische Pilaster in regelmäßiger Anordnung mit einem prächtigen Gesimse gekrönt waren; endlich in der Kirche St. Franciscus zu Rimini, welche man mit Recht als das Meisterstück Alberti's betrachtet. Obgleich bei diesem zuletzt genannten Werke der Künstler gewisse Reminiscenzen an römische Triumphbogen und die griechischen Tempel mit Säulenstellungen auf jeder Seite ihren Einfluß ausüben ließ, so wußte er doch das System der Porticus, welche diese Kirche umgeben, so anzuordnen, daß er in den Zwischenräumen der Arkaden auf einem fortlaufenden Sockel Plätze für Grabmäler anbringen konnte, in welchen die Reste berühmter Männer, wenn Rimini solche hervorbrächte, ruhen sollten.*)

Es läßt sich nicht mit genauer Bestimmtheit derjenige Theil der Bauten Nikolaus V. ermitteln, dessen Ausführung Alberti zufiel. Als er nach Rom kam, hatte er Bernardo Rossellini in dem vollen Besitz des Zutrauens des heiligen Vaters gefunden, unter dessen eigner Leitung Rossellini an der Ausführung der großartigen Plane arbeitete.**) Dieser hier genannte Künstler wurde nicht entfernt, um Alberti Platz zu machen; aber der Papst, welcher bisher gleichsam sein eigener Minister der öffentlichen Arbeiten war, scheint nun dieses Geschäft Alberti übertragen zu haben, jedoch so, daß er dabei immer die oberste Leitung hinsicht-

*) Ich lasse den Chor der Kirche S. Annunciata zu Florenz absichtlich ohne Erwähnung, weil dieses das einzige Werk ist, welches dem Künstler mißglückte.

**) Vasari sagt, indem er von Nikolaus V. spricht: Il detto pontefice era d'animo grande e risoluto, e intendeva tanto, che non meno guidava e reggeva gli artefici, ch'eglino lui. *Vita di Rosellino.*

lich des Planes und der Ausschmückung der auszuführenden Bauten sich selbst vorbehielt.

Nimmt man übrigens die von Vasari gebrauchten weit gehenden Ausdrücke in ihrer wörtlichen Bedeutung, so hatte man bei diesen Bauten Gelegenheit, das Talent mehrerer Architekten und den Arm von Tausenden von Arbeitern zu beschäftigen. Dieser Schriftsteller sagt nämlich von Nikolaus V.: „er habe bei der Stadt Rom das Unterste zu oberst gebracht." *) Außer den Arbeiten für Neubauten waren da noch auszuführen die Arbeiten zur Wiederherstellung von Gebäuden, die Arbeiten zum Abbruch, die Arbeiten um den Straßen die gerade Richtung zu geben, die Arbeiten aus sanitätspolizeilichen Rücksichten, endlich die Befestigungsarbeiten, welche sich nicht auf die Einschließung Roms und auf die Engelsburg beschränkten, sondern in dem ganzen päpstlichen Gebiete vorgenommen wurden, zu Civitavecchia, Civita-Castellana, Narni, Orvieto, Spoleto. Nikolaus V. wollte nämlich, in dem wohl begründeten Gefühl seiner Würde als Oberhaupt der Christenheit, es nicht länger mehr dulden, daß das Erbgut des heiligen Petrus den Beleidigungen und den anmaßenden Angriffen aufrührerischer Vasallen ausgesetzt bliebe, welche dadurch seinen Vorgängern so vielen Kummer bereitet hatten. Bernardo Rosselini beendigte zwar als Kriegsbaumeister und Ingenieur seine Aufgabe vollständig, aber nicht eben so weit kam er bis zu dem Tode Nikolaus V. mit den monumentalen Bauwerken, welche er unter der Leitung oder mit der Mitwirkung Alberti's unternommen hatte. Die drei Porticus, welche den Zugang bilden sollten und die Verbindung von der Engelsburg nach der Basilika von St. Peter waren noch nicht einmal angefangen. Der päpstliche Palast, dessen ursprünglicher Plan seiner Größe nach an die Königspaläste in Theben und Memphis erinnerte, war auf das Maß der Ausdehnung beschränkt worden, welches schon für den Dienst und für die Wohnung eines Fürsten zweiten Ranges erforderlich schien; die Basilika, deren Kuppel weithin das Grab

*) Aveva, col suo modo di fabricare, messo tutta Roma sottosopra.

der Fürsten der Apostel erscheinen lassen sollte, und deren Absis schon mehrere Fuß hoch aufgebaut war, blieb in dem bisherigen Zustande, bis das Genie Bramante's und Michael Angelo's kam und das Werk in seiner Größe vollendete.

Waren aber vielleicht die Maler, welche alle diese Gebäude auszuschmücken kamen, glücklicher als die Architekten, welche dieselben aufführen sollten? Als Nikolaus V. 1447 Besitz von dem päpstlichen Stuhle nahm, arbeitete Gentile da Fabriano noch an den Fresken der Laterankirche. Der Künstler war damals ein fast achtzigjähriger Greis, und man hat gute Gründe anzunehmen, daß sein Tod in den ersten Jahren der neuen päpstlichen Regierung erfolgte. Ungefähr um dieselbe Zeit starb auch sein Mitarbeiter, Victor Pisanello.*) Er hatte jedoch schon längere Zeit vorher den Pinsel bei Seite gelegt und sich ganz numismatischen Studien gewidmet. In der letzten Hälfte von Nikolaus' V. Pontificat war nur ein einziger Maler übrig von allen denjenigen, welche durch die Vorgänger des Papstes nach Rom berufen worden waren. Aber dieser Maler — es war Fra Angelico — galt für sich allein so viel als eine ganze Malerschule. Niemand wußte ihn auch besser zu würdigen als der neue Papst: hatte er ja doch in dem Kloster St. Marcus die wunderbaren Werke dieses Meisters eines nach dem andern, gleichsam wie die schönsten Blüthen hervorsprießen gesehen. Die Fresken, welche Fra Angelico in dem Vatican für Eugen IV. zu malen angefangen hatte und welche unglücklicher Weise unter Paul III. zerstört wurden, bildeten zur Zeit der Thronbesteigung Nicolaus V. den schönsten Schmuck des päpstlichen Palastes, so wie dieser damals bestand. Die Zerstörung dieser Fresken wird der Gegenstand einer immerwährenden Anklage bleiben von Seiten der Freunde der christlichen Kunst gegen den gelehrten Vandalismus des XVI. Jahrhunderts.

Wie Eugen IV., um die damaligen Fortschritte der Kunst

---

*) Der Tod des Gentile da Fabriano muß zu Rom erfolgt seyn kurz vor dem Jubiläum des Jahres 1450, und der Tod Pisanello's gegen 1454. S. Gaye, Carteggio inedito, Vol. I. p. 163.

nach allen Richtungen hervortreten zu lassen, der Kunst Gentile's da Fabriano, die von mystischem Charakter war, die mehr theils gelehrte, theils naturalistische Kunstübung Pisanello's zugesellt hatte, ebenso wollte Nikolaus V., welcher überhaupt wie in der Theologie so auch im Gebiet der Malerei die Wissenschaft neben und sogar über die Begeisterung gerne zu setzen schien, neben Fra Angelico noch einen andern Maler haben, welcher damals in Mittel-Italien sehr berühmt, den wissenschaftlichen Theil seiner Kunst mehr als irgend ein anderer unter seinen Zeitgenossen inne hatte. Ich meine damit Piero della Francesca, welcher seit Masaccio's Tod ohne Mitbewerber war hinsichtlich derjenigen Eigenschaften, welche die spätere Kunstweise des genannten großen Künstlers kennzeichnen. Dieser Vorzug war es aber nicht allein, auf welchen Piero della Francesca mit Recht Anspruch machen konnte, wenn es anders wahr ist, daß er in Perspective und in der zeichnenden Geometrie weiter vorangeschritten war als irgend einer Derjenigen, welche vor ihm diese wissenschaftlichen Fächer behandelten. *) Jedenfalls hinterließ er schriftliche Werke, aus welchen seine Schüler sowohl während seines Lebens als nach seinem Tode reichliche Belehrung schöpften. Eben so ist es gewiß, daß Fra Luca Pacioli, einer dieser Schüler, später Gelegenheit fand, einige der Entdeckungen seines Lehrers dem Leonardo da Vinci mitzutheilen.

Nicolaus V., welcher sich über die speciellen Befähigungen der in seinem Dienste verwendeten Personen selten täuschte, verlangte von Piero della Francesca keine Altargemälde, keine frommen Bilder; er trug ihm auf, historische Bilder zu malen in einem der Gemächer des Vatican, in demselben, wo man jetzt das Wunder von Bolsena und die Befreiung des heiligen Petrus sieht. Welches auch das Verdienst der Fresken Piero's della Francesca gewesen seyn mag, an deren Stelle die beiden genannten Meisterwerke traten, so wird bei einem solchen Ersatze Nie-

*) Vasari im Leben des Piero della Francesca.

mand dem Papste Julius einen ernstlichen Vorwurf darüber machen, daß er jene Fresken zerstörte.

Dagegen ist es unmöglich, eine ähnliche Entschuldigung gelten zu lassen für Papst Paul III., welcher gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eines der herrlichsten Werke Fra Angelico's zerstören ließ, um für eine Stiege Platz zu gewinnen. Jenes Werk war ein großes Fresco-Gemälde, welches verschiedene Scenen aus dem Leben des Heilandes darstellte, insbesondere solche, die sich auf das große Mysterium der Eucharistie beziehen. Diese im höhern Sinne mystischen Darstellungen bedeckten die Wände einer Kapelle, welche man die Kapelle des heiligen Sacramentes nannte. Der Künstler hatte an dem untern Theil des Gemäldes den Kaiser Friedrich III., den Papst Nikolaus V. und mehrere andere Personen in demüthig knieender Stellung angebracht. Um den Eifer zu verstehen, mit welchem der Papst dieses innere Heiligthum seiner Wohnung ausschmücken ließ, muß man wissen, daß er von den ersten Tagen seiner Regierung an eine ganz besondere Andacht für das heilige Sacrament zeigte. Auch war er seit dem Anfange des Jahrhunderts der erste Papst, welchen man zu Fuß einherschreitend bei den Processionen das hochwürdigste Gut tragen sah. Dieses für das römische Volk eben so erbauliche als neue Schauspiel kam mehrmals vor, um von dem Himmel bald das Aufhören einer Landplage zu erflehen, bald die Wiederherstellung des Friedens unter den christlichen Völkern, um sie dann gemeinsam gegen die Türken zu den Waffen zu rufen. Denn dieser große Papst hörte während der ganzen Zeit seines Pontificates nicht auf, zur Erreichung dieses zuletzt genannten Zieles zu unterhandeln und zu beten. Er handelte dabei gerade in dem umgekehrtan Sinne jener bekannten Staatsmaxime, indem er ohne zu ermüden der Christenheit immer zurief: Si vis bellum para pacem.

Außer dieser Kapelle des heiligen Sacramentes, von welcher jeder Stein gleich einer Reliquie hätte erhalten werden sollen, ließ sich Nikolaus im Vatican ein Oratorium von noch kleinerm Umfange bauen. Es ist dieses dasselbe Oratorium, welches wie durch ein Wunder dem gelehrten Vandalismus der folgenden

Jahrhunderte entging, und welches nach einer langen und in diesem Falle heilsamen Vergessenheit nachher das Ziel einer Wallfahrt für alle Freunde der christlichen Kunst geworden ist, welche deren hohe Schönheit verstehen und zu würdigen wissen; diese kleine Kapelle des Papstes Nikolaus ist jetzt ebenso bekannt wie die Peterskirche.

Der Künstler, welcher den Namen Angelico mit allem Rechte trägt, hatte, als er von dem Papste die Ausmalung dieses Oratoriums übertragen erhielt, vorher noch keine Composition von einer so großen Ausdehnung ausgeführt. Er hatte bis dahin sich fast ausschließlich nur mit der Darstellung von Scenen aus der Geschichte des Neuen Testamentes beschäftigt, vornehmlich mit den rührendsten Scenen aus der Leidensgeschichte des Heilandes. Er hatte überdieß die heilige Geschichte und die Legende bis jetzt immer nur in Miniaturgemälden dargestellt. Dieser Umstand war jedoch weder für den Maler noch für seinen hohen Beschützer ein Hinderniß. Sobald es galt, Handlungen der frommen Begeisterung und des Glaubens darzustellen, fand sich Fra Angelico in dem seiner Natur angemessensten Elemente. Der Erfolg, mit welchem er die ihm gestellte Aufgabe löste — es war sein letztes Werk — bewies, daß ungeachtet seines vorgerückten Alters dennoch seine von Frömmigkeit durchdrungene Phantasie nicht gealtert hatte.

Er stellte auf drei Seiten der Kapelle, in zwei übereinander gestellten Reihen von Bildern, die wichtigsten Scenen dar aus der Geschichte des heiligen Laurentius und des heiligen Stephanus. Er feierte so durch ein gemeinsames Denkmal das Andenken an diese beiden Heroen des christlichen Glaubens, sowie ja auch ihre Namen in den Anrufungen der Gläubigen mit einander verbunden zu werden pflegen, seit der Zeit, als ein gemeinsames Grab die Reste der heiligen Leiber beider in der alten Basilika von St. Laurentius außer den Stadtmauern mit einander vereinigte.

Die Weihe des heiligen Stephanus, die Vertheilung der Almosen und vor Allem die Predigt sind drei Gemälde, welche in ihrer Art so vollkommen sind, als die Werke der größten Mei-

trat, um in den Gefilden Belgrads den Tod zu finden und die Palme des Martyrthumes zu gewinnen.

Während der Feier dieser großen Tage hatte Rom kein eindrucksvolleres Schauspiel zu zeigen, als diese Menge von Pilgern, welche auf das neue Capitol stiegen, um in dem Kloster hier, das jetzt in ein Hospital umgewandelt war, achthundert Mönche zu sehen, welche nur damit beschäftigt waren, Kranke aufzunehmen und zu pflegen, sowohl einheimische als fremde, und welche durch ihr Beispiel in den lauesten Seelen den Eifer der Opferwilligkeit und des Gebetes erwecken mußten.

Aber an einer andern Stelle Roms trat die Trauer zur Frömmigkeit, und ein schreckliches Unglück schlug dem väterlichen Herzen Nikolaus V. eine langhin blutende Wunde. Am Tage, als man das heilige Schweißtuch in der vatikanischen Basilika zeigen wollte, war die Engelsbrücke zu enge für die ungeheure Menschenmenge, die sich hier zusammendrängte. Es begegneten sich hier zwei Strömungen der wogenden Masse, ohne daß man dieses zu verhindern wußte; es wurde eine Menge Pilger theils zertreten, theils in der Tiber ertränkt. Die Zahl der Opfer belief sich auf mehr als zweihundert. Als nach den Weheklagen dieses unheilvollen Tages die Weheklagen bei den Leichenbegängnissen kamen, da schien Rom seinen festlichen Kranz abzulegen, um sich mit dem Trauerschleier zu bedecken, durch Mitgefühl vereinigt mit seinem obersten Hirten. Diesem sollte zur selben Zeit noch eine andere Prüfung beschieden seyn. Unter den Pilgern, welche das Jubiläum nach dem Vatican geführt hatte, war auch eine fast achtzigjährige Frau, welche aber nicht kam nur um das Grab des Fürsten der Apostel zu begrüßen; sie kam, um ihn selbst zu begrüßen in der Person seines Nachfolgers, und dieser Nachfolger — war ihr Sohn. Man denke sich die Gemüthsbewegungen des Sohnes, der die arme Wittwe von Sarzano segnete, und damit ihren so reiche Früchte tragenden mütterlichen Segen erwiderte. Aber man wird dann auch seine Betrübniß sich vorstellen können, als er hörte, daß die geliebte Mutter zu Spoleto gestorben sei, ohne den Ort ihrer Heimath, an welchen

die Wiederherstellung des Friedens in der Christenheit als Vorbedingung eines Kreuzzuges gegen die Türken; endlich die Umgestaltung der Stadt Rom zu dem Zwecke, damit sie auch in geistiger und monumentaler Beziehung die Hauptstadt der Welt würde, wie sie es in religiöser Beziehung schon war.

Das Jubiläum im Jahre 1450 wurde so feierlich begangen, als man es nach einer so langen Unterbrechung erwarten konnte. Die Wege, welche nach Rom führten, glichen, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückte, den langen Zügen eines Ameisenhaufens in unabsehbarer Länge *). Die Menschenmenge, welche die Straßen und Kirchen füllte, war so groß, daß man die Dauer der Stationen von vierzehn Tagen auf fünf, selbst auf drei Tage abkürzen mußte. Zu der seit unvordenklicher Zeit bestehenden Andacht bei den Gräbern der Apostel kam jetzt noch die lebhafte Theilnahme, welche man überall an der orientalischen Frage nahm, so wie an der Befreiung Constantinopels, das jeden Tag mehr bedroht wurde. Ganz besonders aber wurden die Pilger angezogen durch die Heiligsprechung Bernardino's von Siena. Es war dieß der populärste Heilige, den seit Jahrhunderten die italienische Halbinsel gesehen hatte; der Gründer eines geistlichen Ordens, dessen Kolonien damals so zahlreich waren, daß sie gerade in diesem Jahre gegen dreitausend Abgeordnete zum Generalkapitel des Ordens, das in dem Kloster Ara coeli gehalten wurde, absendeten. Dieses Kloster erbaut auf der Stelle, wo einst der Tempel des capitolinischen Jupiter stand, wurde bewohnt von einer kampfesmuthigen Mannschaft, welche nicht minder als das alte kriegerische Rom auch in ihrer Weise Helden unter sich zählte, und zwar Helden, welche sogar Kriegsheere sammelten und Schlachten gewinnen halfen. Ein solcher war jener Johannes Capistran, welcher gleichfalls bei dieser feierlichen Veranlassung zu dem großen Jubiläum kam, um dort den letzten Befehl aus dem Munde des Oberhauptes der Christenheit zu vernehmen, ehe er den Weg an-

*) S. Leben Nikolaus V. von Manotti. Bd. II.

sondere für den Papst, dessen Herz durch jene Trauerbotschaft
brochen in sich zusammensank, so daß die Fanfaren, welche den
)mern den Abschluß des Friedens der italienischen Staaten un-
sich verkündeten, fast mit dem Sterbgeläute des Papstes zu-
nmen ertönten (1454).

War Nikolaus V. glücklicher in seinem Vorhaben, die Stadt
)m umzugestalten und aus ihr eine Stätte aller jener wunder-
llen Baudenkmale zu machen, wie er beabsichtigte? Ach! kaum
noch das Andenken an einige der von ihm unternommenen
:stauratlonen übrig, welchen man die Erhaltung mehrerer Bau-
:rke aus der vorchristlichen und aus der christlichen Zeit zu dan-
ı hat, die sonst vielleicht sich niemals aus ihren Ruinen erhoben
tten. Dahin gehören: das Pantheon Agrippa's, die Kirchen
: heiligen Praxedis, des heiligen Theodor, und andere Kirchen,
lche ihr Verfall fast verödet hatte.

Was die Riesenbauten betrifft, welche die Zugänge des Va-
an schmücken und dessen Höhen krönen sollten, so blieben sie
:ils nur in dem Reiche der Gedanken des Papstes und seiner
:chitekten, theils litten sie, auch wenn ein Anfang mit der Aus-
)rung gemacht wurde, unter dem Unglücke der Zeiten und der
ıweren Prüfungen, welche des Papstes große Seele in den letz-
ı Jahren seines Pontificates zu erdulden hatte. Die Gefahren
: Christenheit legten ihm, und gerade ihm vorzugsweise, in ge-
terischer Weise schwere Opfer auf. Wir wissen aus dem Zeug-
se eines gleichzeitigen Schriftstellers, daß nach der Anschauungs-
ise des Papstes die Bedürfnisse des Friedens den Bedürfnissen
Krieges untergeordnet werden sollten, sowie andererseits das
:tige Leben wieder dem beschaulichen Leben *). So widmete er

*) Intelligebat, non solum duo esse vivendi genera, alterum contemplativum, alterum activum; sed rursus actionum alias esse bellicas, alias urbanas. Quidquid temporis ab intelligentia rerum admirabilium et divinarum supererat, id omne ita ad virtutes bellicas transferebat, ut urbanas a se nunquam rejiceret. *Ciaconius* Vita Pontific. Vol. II. p. 959.

für sie so theure Erinnerungen geknüpft waren, erreichen zu können.

So war die Freude dieses hochberühmten Jubiläums für denjenigen der es feierte mit vielen Bitterkeiten gemischt. In der Zeit, welche auf die Festfeier folgte, verloren sich die freudigen Eindrücke in der Erinnerung immer mehr und die Bitterkeiten nahmen zu. Vergebens ließ der Papst den Frieden zwischen den Christen und den Kreuzzug gegen die Türken predigen durch Missionäre wie Johann Capistran, Antonin und Jakob della Marcha, welche alle drei die Krone der Heiligen erlangten; vergebens hatte er in seinem Dienste, oder vielmehr im Dienste der Kirche, zu dem Zwecke diplomatischer Unterhandlungen Männer wie Piccolomini, Cesarini und Nikolaus von Cusa; vergebens ließ er Schaumünzen prägen, deren Rückseite als Sinnbild des Gegenstandes seiner Bekümmernisse ein mit Oel- und Palmzweigen umwundenes Kreuz zeigte*): Predigt, Diplomatie und Numismatik waren alle unvermögend, in dem Westen Europas die municipalen, nationalen und dynastischen Spannungen und Zwistigkeiten zu entfernen. Selbst in Deutschland, wo die Gefahr des Einbruches der Türken am dringendsten war, suchte man noch dem Papste Hülfsgelder abzumarkten, wie wenn das deutsche Reich nur aus den Städten der rechnenden hanseatischen Kaufleute bestünde. Erst dann gingen endlich die Augen auf, nachdem Constantinopel unterlegen war. Bei dem Anblick des Halbmondes, der jetzt zum ersten Mal auf der jenseitigen Küste des adriatischen Meeres aufgepflanzt war, begriffen die Italiener, daß sie bald für ihre eignen Altäre und für den eignen Herd zu kämpfen haben würden, wenn sie nicht ihre innere Zwietracht beendigten. Diese Furcht, welche die Republiken und die Fürsten Italiens, einen nach dem andern erfaßte, bewirkte, daß man einen ernstlich gemeinten Frieden auf die Zeit von 25 Jahren schloß. Aber es war zu spät; für das griechische Reich im Osten zu spät (denn dessen Hauptstadt war unwiederbringlich verloren) und zu spät für den Westen Europas, der durch diesen Verlust ungedeckt preisgegeben war; zu spät ins-

*) Die Münze ist abgebildet bei Ciaconius Tom. II. p. 969.

Von seiner Vorliebe für den Umgang mit gelehrten und mit frommen Männern haben wir oben schon gesprochen. Je mehr er sich seiner letzten Stunde näherte, desto ausschließlicher gab er den letztern für seine Gesellschaft den Vorzug. Außer denjenigen unter ihnen, welche wie Fra Angelico in seinen Diensten standen, ließ er zwei Mönche aus der Karthause zu Florenz kommen, die er während seines Aufenthaltes in dieser Stadt hatte kennen gelernt, und deren nach dem allgemeinen Rufe heiligmäßige Frömmigkeit ihm einen höheren Segen über seine letzten Lebenstage zu bringen schien. Er liebte diese beiden Männer, einmal wegen ihrer ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften, dann aber auch weil sie Karthäuser waren, und also dem Orden angehörten, unter dessen Mitgliedern auch der selige Nikolaus Albergati zählte, derjenige unter seinen früheren Wohlthätern, welchen der Papst am meisten liebte. Diese Erinnerung gab seiner Verehrung für die beiden Ordensmänner einen Charakter von zarter Innigkeit, welcher gegenüber den andern frommen Männern in seiner Umgebung nicht in gleichem Maaße stattfinden konnte, ungeachtet ihrer gleichfalls heiligmäßigen Frömmigkeit. Der Papst wollte die beiden Karthäuser nicht bloß in der nämlichen Stadt und in dem nämlichen Palaste haben, wo er selbst war, sondern in einem Zimmer ganz nahe bei dem seinigen, damit er sein Herz bei ihnen erleichtern könnte, so oft seine Sorgen und Bekümmernisse ihm dieses wünschenswerth machten.

„Eines Abends (so erzählt uns der Lebensbeschreiber des Papstes) trat der Papst ohne andere Begleitung in das Zimmer, das die beiden Karthäuser bewohnten. Als sie ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen aufstunden, befahl er ihnen, sich niederzusetzen und setzte sich selbst zu ihnen. Er fragte sie, ob sie Jemanden in der Welt wüßten, welcher unglücklicher wäre als er. Dann sagte er zu ihnen mit einem Ausdruck von Beängstigung und Kummer: wenn er nicht fürchtete dadurch seine Pflicht zu verletzen, so hätte er schon längst der päpstlichen Würde entsagt, um wieder zu werden was er war: Thomas von Sarzano. Als solcher habe er in einem einzigen Tage mehr Zufriedenheit und Freude gehabt, als

denn die Ersparnisse des päpstlichen Schatzes der Ausrüstung einer Flotte. Dabei konnte er es sich aber nicht versagen, auch noch mehrere Tausend Ducaten für den Ankauf von griechischen Manuscripten zu bestimmen, welche seine Emissäre überall von den griechischen Flüchtlingen zu erwerben suchten. Dieß war gleichsam die letzte irdische Leidenschaft seiner edlen und reinen Seele, von welcher sich zu befreien ihm vielleicht am schwersten kam; und doch hatte ihm diese Vorliebe für das Alterthum nicht immer Glück gebracht. Denn gerade im Namen des classischen Alterthums, dessen Denkmäler der Literatur er wieder an das Licht ziehen und übersetzen ließ, wollte ihn der Republikaner Porcari ermorden. Nikolaus glaubte, die kostbare Sammlung griechischer und lateinischer Werke gleichsam unter dem unmittelbaren Schutze des heiligen Stuhles und daher sicher und unversehrt seinen Nachfolgern zu hinterlassen. Aber diese Hoffnung ging nicht ganz in Erfüllung: denn schon wenige Jahre nach seinem Tode sah der Gelehrte Philelphus, in dessen Augen der Verlust eines einzigen dieser Manuscripte ein öffentliches Unglück war, sich genöthigt, die Sammlung der Aufmerksamkeit des Papstes Calixtus III. zu empfehlen.

So ließ es Gott zu, daß einer der größten Männer, welche seit dem heiligen Gregorius den päpstlichen Thron inne hatten, alle seine Unternehmen mehr oder minder mißglückt sah, obgleich sie den Ruhm des christlichen Namens oder das Heil der Seelen oder den rechtmäßigen Fortschritt der geistigen Bildung zum Gegenstand hatten. Wenn man die Räume des Vatican durchwandelt, sucht man vergebens irgend eine Inschrift, welche sein Andenken zurückriefe; für denjenigen, welcher eine genauere und lebendige Anschauung von dem Leben und der Geschichte des großen Papstes hat (könnte man nach jenem bekannten Ausdrucke von Tacitus sagen) „glänzt dessen Bild durch seine Abwesenheit." Sein Andenken im Vatican lebt jetzt nur noch in jener bescheidenen, aber von Fra Angelico mit so viel Liebe ausgemalten Kapelle fort. Hier trägt der fromme Reisende gerne, so viel er vermag, einen Theil der rückständigen Schuld ab von dem Danke, welcher dem nicht sorgfältig genug bewahrten Andenken Nikolaus V. gebührt.

Von seiner Vorliebe für den Umgang mit gelehrten und mit frommen Männern haben wir oben schon gesprochen. Je mehr er sich seiner letzten Stunde näherte, desto ausschließlicher gab er den letztern für seine Gesellschaft den Vorzug. Außer denjenigen unter ihnen, welche wie Fra Angelico in seinen Diensten standen, ließ er zwei Mönche aus der Karthause zu Florenz kommen, die er während seines Aufenthaltes in dieser Stadt hatte kennen gelernt, und deren nach dem allgemeinen Rufe heiligmäßige Frömmigkeit ihm einen höheren Segen über seine letzten Lebenstage zu bringen schien. Er liebte diese beiden Männer, einmal wegen ihrer ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften, dann aber auch weil sie Karthäuser waren, und also dem Orden angehörten, unter dessen Mitgliedern auch der selige Nikolaus Albergati zählte, derjenige unter seinen früheren Wohlthätern, welchen der Papst am meisten liebte. Diese Erinnerung gab seiner Verehrung für die beiden Ordensmänner einen Charakter von zarter Innigkeit, welcher gegenüber den andern frommen Männern in seiner Umgebung nicht in gleichem Maaße stattfinden konnte, ungeachtet ihrer gleichfalls heiligmäßigen Frömmigkeit. Der Papst wollte die beiden Karthäuser nicht bloß in der nämlichen Stadt und in dem nämlichen Palaste haben, wo er selbst war, sondern in einem Zimmer ganz nahe bei dem seinigen, damit er sein Herz bei ihnen erleichtern könnte, so oft seine Sorgen und Bekümmernisse ihm dieses wünschenswerth machten.

„Eines Abends (so erzählt uns der Lebensbeschreiber des Papstes) trat der Papst ohne andere Begleitung in das Zimmer, das die beiden Karthäuser bewohnten. Als sie ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen aufstunden, befahl er ihnen, sich niederzusetzen und setzte sich selbst zu ihnen. Er fragte sie, ob sie Jemanden in der Welt wüßten, welcher unglücklicher wäre als er. Dann sagte er zu ihnen mit einem Ausdruck von Beängstigung und Kummer: wenn er nicht fürchtete dadurch seine Pflicht zu verletzen, so hätte er schon längst der päpstlichen Würde entsagt, um wieder zu werden was er war: Thomas von Sarzano. Als solcher habe er in einem einzigen Tage mehr Zufriedenheit und Freude gehabt, als

jetzt in einem ganzen Jahre. Und nachdem er diese Worte gesagt hatte, vergoß er reichliche Thränen*)."

Es geschah dieß in jener Zeit, als er auf das höchste bekümmert war über die kalte Gleichgültigkeit der Fürsten hinsichtlich des neuen Kreuzzuges. Man kann wohl sagen, daß der Papst damals seine Leidensstation am Oelberge durchzukämpfen hatte; auch er fand den ihm dargereichten Leidenskelch so bitter! Die Bitterkeit beruhte nicht sowohl in seinen persönlichen Bedrängnissen und Schmerzen, obgleich diese auch selbst eine stärkere Kraft, als sie Nikolaus besaß, hätte niederdrücken können, sondern es lag die Hauptquelle seiner Leiden in der Schmach, welche die Einnahme Constantinopels durch die Türken dem christlichen Namen und der päpstlichen Regierung bereitete. Dieses Unglück brachte dem Herzen des Papstes eine tödtliche Wunde bei; man bemerkte seit dem Tage, als er die Trauerbotschaft erhielt, keinen Strahl der Freude mehr in seinem Angesicht, kein Lächeln auf seinen Lippen.

Man wird sich leicht denken können, welche Stelle in dieser letzten Zeit seines Lebens jene kleine Kapelle, von der wir sprachen, einnehmen mußte. Wie die Gemälde, welche die Kapelle ausschmücken, das letzte Werk des Künstlers waren, welchem man sie zu danken hat, ebenso muß die Grabschrift desselben, welche man dem Papste Nikolaus als Verfasser beilegt, die letzten Zeilen enthalten haben, welche dieser mit schwacher Hand niederschrieb. Denn der Papst überlebte den Maler nur um ein paar Wochen. Es ist kein kleiner Ruhm für die christliche Kunst, daß man nicht ohne Grund der Wahrscheinlichkeit sagen kann: Fra Angelico habe in den letzten Gedanken und Gefühlen dieses großen Papstes eine Stelle eingenommen, so daß man von dem letztern fast jene Worte des Tacitus anwenden möchte: Et in novissimo die desideraverunt aliquid oculi tui.

Hätte Gott den Papst nur um eine Jahresfrist länger leben lassen, so hätte er doch das Lob- und Dankeslied wenigstens noch anstimmen können nach dem großen Siege bei Belgrad, welchen

*) Muratori Tom. XXV. p. 286.

vierzig tausend Christen über einmalhundertfünfzig tausend Moslim davon trugen, unter der Anführung von Johannes Hunniades und Johannes Capistran, jener beiden Männer, von welchen jeder in seiner Art ein Held und welche ganz dazu geschaffen waren, um im Vereine mit einander große Thaten auszuführen.......

Nach Allem was wir bisher über die Päpste gesagt haben, welche nach Nikolaus V. den päpstlichen Thron einnahmen, kann es uns nicht entgeben, daß das Papstthum ganz in Anspruch genommen durch Fragen, welche die Zukunft der Kirche und der ganzen Christenheit betrafen, sich durch das schnelle Voranschreiten Derjenigen überholen ließ, welche die neue Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum, die sogenannte Renaissance, und zwar die literarische wie die artistische, in einem dem wahren Fortschritte der menschlichen Bildung weniger günstigen Sinne ausbeuteten, das heißt, in einem Sinne, der den Grundlehren des christlichen Glaubens feindselig entgegen trat. Die Beunruhigung, welche Paul II. am Anfang seiner Regierung (1468) deßhalb äußerte, war gar nicht unbegründet; und jene römische Akademie, gegen welche er einschritt, als der Häresie und einer Verschwörung gegen den Staat beschuldigt, konnte auch nur von der zweiten dieser beiden Beschuldigungen sich reinigen. Die erstere derselben bleibt unwiderlegt und sie beruht nicht auf unbestimmten oder unbedeutenden Vorwürfen, wie z. B. der ist, daß die Mitglieder der Akademie die Namen der christlichen Heiligen verschmähten und statt deren heidnische und profane Namen wählten. Nein, dieses Spiel war für gewisse weiter fortgeschrittene, oder mehr „aufgeklärte" Mitglieder nur das äußere Zeichen eines innern, versteckten Abfalles, welcher zuweilen auch in dem offenen Bekenntnisse des Epikureismus und ähnlicher die menschliche Würde erniedrigenden Lehren zu Tage trat. Sie sagten z. B.: das Christenthum sei mehr auf Anwendung listiger Schlauheit, als auf sichere Zeugnisse gegründet; und sie zogen daraus den Schluß, daß es Jedem gestattet sei, die Freuden des Lebens ganz nach seinem Belieben zu genießen*). Um diese Thatsachen oder diese

*) Michele Canensio, angeführt bei Tiraboschi Tom. VI. P. I. p. 81.

Richtungen gehörig zu würdigen, muß man sich an die Aergernisse erinnern, welche damals der größte Theil der Gelehrten gab von einem Ende Italiens bis zum andern, die einen durch ihre Schriften, die andern durch ihren Lebenswandel, oder durch ihre ganz unverhüllten Meinungsäußerungen, wenn sie zum Sterben kamen. In solchen Gesinnungen starb der gelehrte Geheimschreiber der Republik Florenz, Carlo Marzuppini, dessen prächtiges Grabmal man in der Kirche Santa-Croce daselbst sieht mit den Grabmälern Machiavelli's und Alfieri's *). Der Canonikus Politiano wird beschuldigt, gesagt zu haben: er habe die Bibel nur einmal gelesen und niemals seine Zeit übler angewendet als damals **). Bembo, später Cardinal, fürchtete durch dieselbe Lektüre die Reinheit seiner ciceronianischen Latinität zu gefährden. Dessen Freund Pomponatius lehrte öffentlich an der Universität zu Bologna, daß die Unsterblichkeit der Seele jedenfalls ein zweifelhafter Lehrsatz sei, welcher indirekt wenigstens von Aristoteles verworfen werde, und vielleicht nur von der Politik der Regierungen ersonnen sei. Man weiß auch, was für die schönen Geister jener Periode die Gedichte des Canonikus Franco, des Canonikus Berni und so vieler anderer geistesverwandten Dichter so anziehend machte. Man weiß, welche Gunst an dem Hof Lorenzo's des Prächtigen zu Florenz jener Ludwig Pulci genoß, welcher sein Lieblingsdichter war. Und gerade dieser Dichter macht in mehreren seiner Werke die heiligsten Dinge lächerlich mit jenem satanischen Spotte, worin er nur von Voltaire übertroffen wurde.

Die Fortschritte des Uebels waren längere Zeit unbemerkt. Nichts schien mehr berechtigt als der allgemeine Enthusiasmus für die Denkmäler des griechischen und römischen Geistes. Allmählig aber erkaltete diese edlere Begeisterung und räumte einer andern Ansicht den Platz; statt des classischen Alterthumes nahm man das heidnische Alterthum als Gegenstand der Vorliebe, eine Unterschei-

---

*) Mazuchelli Scritt. ital. Tom. II p. II.

**) Semel perlegi librum illum et nunquam pejus collocavi ullum tempus.

bung, welche schon in den Worten Dante's liegt, da wo er von dem „Gestank des Heidenthums" spricht*), während er doch als demüthiger Schüler sich vor dem Geiste Virgils niederwirft.

Nachdem dieser Dualismus bei der Auffassung des classischen Alterthums einmal erkannt war, so war allerdings zum Heile der Seelen zu wünschen, daß ein immer stärker ausgesprochener Antagonismus zwischen den Ansichten des heiligen Stuhles und den Ansichten der Mediceer hervortrat. Letztere verfolgten in Ruhe ihr Werk zu Gunsten der heidnischen Civilisation, ohne sich durch die Predigten und Unterhandlungen zum Zwecke eines neuen Kreuzzuges dabei unterbrechen zu lassen. Wenn man bei Cosmo von Medicis von dem Eifer Pius II. und von seinen Rüstungen zu Land und zu See sprach, so antwortete er mit einem kalten Lächeln: „der Papst ist alt, und sein Unternehmen ist das eines jungen Mannes." Dieß war derselbe Cosmo, der zu denjenigen, welche die Handlungen seiner Rache zu stark fanden, zu sagen pflegte: „man regiere die Staaten nicht mit dem Rosenkranz in der Hand." Nach ihm war Peter von Medicis nicht gewissenhafter als er; und als der genußsüchtige Lorenzo, Zeitgenosse Pauls II. und Sixtus IV., die Früchte der Politik seiner Vorfahren erndtete, fand er in Florenz Alles was der Ausübung der höchsten Gewalt im Staat Reiz geben kann, und zugleich Alles was ein Volk für den Stand der Unfreiheit entschädigen kann. Die Literatur wurde gepflegt, ohne daß diese literarische Thätigkeit für den Regierenden irgend etwas Beunruhigendes hatte; er selbst war ein lebensfroher Freund und Kenner der Literatur. Was die Künste betrifft, so hatte zwar die Triebkraft, welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts drei, vier große Geister ihnen eingepflanzt hatten, etwas nachgelassen; aber die florentinische Schule war doch immer noch die Königin unter allen andern Schulen und selbst Rom mußte sie als über sich stehend anerkennen.

Jetzt aber war der Zeitpunkt gekommen, das durch die Umstände auferlegte Joch abzuschütteln. Es fanden sich zwar unter

*) Il puzzo del paganesmo. Paradiso c. XX. 125.

den florentinischen Künstlern noch einige auserwählte Seelen, welche für die ideale Richtung ihrer Vorgänger das Verständniß hatten, und welche mit mehr oder minder Glück wohl im Stande gewesen wären, das Werk Fra Fiesole's in der Hauptstadt der Christenheit fortzusetzen. Aber es erschloß sich jetzt eine neue Quelle der Kunst, welche zur Zeit Nikolaus V. und Pius II. noch nicht vorhanden war. Es hatte sich nämlich eine neue Malerschule gebildet, hervorgegangen aus den reinsten Ueberlieferungen der Kunst und von den besten Eingebungen beseelt, und zwar in dem Staatsgebiete des heiligen Stuhles selbst, nicht weit von jenem Heiligthume zu Assisi, welches in der Geschichte der christlichen Kunst eine so bedeutende Stelle einnimmt. Diese Schule war die umbrische Schule, deren erste Blüthen Sixtus IV., der Nachfolger Pauls II. noch gleichsam hatte hervorsprossen sehen, in der Zeit während welcher er als Ordensgeneral der Franziskaner das Kloster dieses Ordens zu Perugia bewohnte. Von diesem Zeitpunkte an war der Schutz und die Gunst der Päpste naturgemäß mehr den Künstlern Umbriens zugewendet als den Künstlern zu Florenz. Diese Vorliebe blieb bei allen Päpsten unveränderlich dieselbe bis zu dem Tage, als Raphael in der Hauptstadt der christlichen Welt selbst eine neue Schule gründete.

XXXIII.

Zeitläufe.

In der zwölften Stunde!

Den 12. April 1861.

Es wird immer schwerer, auch nur die entscheidendsten Symptome der Weltlage auf vierzehn Tage hinein zu fixiren. Denn Europa steht auf dem Sprung. Schon brennt es an sechs Orten zumal, wo ein einziger dieser Brände den Welttheil anzünden könnte, und morgen riecht man vielleicht auch den Rauch von Schleswig-Holstein in den Tuilerien. Wie Pulverdampf liegt die Gewißheit in der Luft, daß der Imperator die allgemeine Gluth rasch benützen wird, um sein Eisen zu schmieden. Die Gelegenheit wäre auch dann verlockend, wenn man sie nicht selber mühsam zugerichtet hätte, und wenn nicht die Zustände im eigenen Lande eine gründliche Luftveränderung und Ventilation zum unerläßlichen Gebot der Selbsterhaltung machten.

Ist aber der erschütternde Augenblick einmal da, dann wird die Wirklichkeit leider die Zweifel nicht widerlegen, welche wir seit zwei Jahren über das Schicksal Deutschlands geäußert haben. Große Kriege dauern heutzutage nicht lange,

denn die Menschen sind sich unendlich näher gerückt und die Gesellschaft ist kurzathmig geworden; in wenigen Wochen ist Alles vorbei. Wie die Windsbraut stürmt Frankreichs Vollkraft im abgepaßten Momente heran, sie findet die Grenzwächter Deutschlands nicht gefaßt, nicht gesammelt, nicht einmal im Verständniß*); die lahme Diplomatie und liberale Kammerreden helfen nichts mehr; thut der Kriegsgott nicht hellichte Wunder, so ist nach ein paar unglücklichen Kämpfen der deutsche Militärstaat gebeugt und der Rhein verloren. Die Anderen werden sich dann entschuldigen, daß nun augenscheinlich nichts mehr zu thun sei, daß man zum bösen Spiel gute Miene machen und den Frieden mit Frankreich anrufen müsse. Einzelne haben vielleicht darauf gewartet, um ihre wahre Politik zu entfalten. Denn während das engere Deutschland um seine Existenz ringt, wird Oesterreich bei sich zu Hause festgehalten und vollauf beschäftigt seyn, die von allen Seiten einschlagenden Flammen abzuwehren.

Englands Lage ist kaum um den Unterschied einer Insel vom Festland günstiger als die deutsche, und die Verwicklung wegen Syrien beweist, daß der Imperator einem Bruch mit England nicht ferner steht, als einem Angriff am Rhein. Bei jedem Anlaß offenbart sich eine äußerste Bitterkeit zwischen beiden Kabinetten, aus welcher das französische um so weniger ein Hehl macht, als die englische Erbschleicherei in Italien den Nationalhaß der Franzosen von neuem gesteigert hat. Das Protokoll der jüngsten Pariser Conferenz verlängert den Termin der syrischen Occupation bis zum 5. Juni; es ist aber

---

*) Was bedarf es noch des Beweises, nachdem die Reform der Bundeskriegs-Verfassung nach zweijährigem Hin- und Herreden, nach dreimonatlichen Commissions-Sitzungen zu Berlin an dem plötzlichen Hervortreten der maßlosesten Ansprüche Preußens definitiv gescheitert ist!!

ein öffentliches Geheimniß, daß darin ein Ultimatissimum Englands liegt, indem es die Franzosen um keinen Preis länger als bis zu dem genannten Tage in Syrien dulden will und ihren Abzug unbedingt fordert, wie immer bis dahin die Zustände auf jener Straße nach Indien und Aegypten sich gestalten mögen. Die Franzosen werden aber nicht gehen und nicht gehen können — was dann? Wie will ihnen England ohne festländische Allianzen einen Zwang anthun? Daß aber die Engländer in der Stunde der Entscheidung keinen Bundesgenossen auf dem Continent benützen werden, das ist es eben wofür Louis Bonaparte gesorgt hat; Preußen ist selber hülfsbedürftig und Oesterreich ringsum in seine eigenen Grenzen gebannt.

Freilich trägt sich das geistesverkehrte Manchesterthum mit der unglaublichen Patzigkeit: England könne sich ja ganz auf sich selbst zurückziehen, und die Dinge auf dem Continent laufen lassen; und deutsche Politiker ergehen sich in nutzlosen Grübeleien, ob ein direkter Angriff auf das Inselreich möglich sei und Aussichten biete oder nicht? Kein anderes Reich in der Welt ist mehr als England über sich selber hinausgewachsen und kein anderes hat seine empfindlichsten Lebensbedingungen so sehr außerhalb der eigenen Grenzen. Man kann England ein Duzendmal angreifen ohne den Kanal zu überschreiten. Da ist Belgien, das anerkannte Kleinengland, zur Pfändung wie geschaffen, und es steht oder fällt mit Preußen. Die Schweiz und Venetien, Neapel und Sicilien, Dalmatien mit allen türkischen Hinterländern, die jonischen Inseln, Epirus und Thessalien, Syrien und Aegypten, die Moldau und Walachei — das sind lauter vorgeschobene Werke der englischen Weltmacht; wären sie einmal gefallen, so wäre die socialpolitische Capitulation der insularischen Hauptfestung nur mehr die Frage der Zeit.

Nun aber hat die liberale Bornirtheit Englands selbst

den Brand in Italien geschürt, den die Winde nach Osten nothwendig weiter tragen mußten, wie sie zur Stunde thun, während die Dinge auch in Italien die möglichst antienglische Wendung nehmen. Russel hat in Turin diktirt: „Rom sollt ihr nehmen, Venetien aber nicht angreifen, noch weniger Istrien und Dalmatien.“ Der Imperator hat indeß das Gegentheil befohlen und er hat Recht behalten. Nach den Verhandlungen der französischen Kammern steht so viel fest, daß die französische Politik in Italien „ihr letztes Wort noch nicht gesprochen hat.“ Wir waren stets der Meinung, daß England zu früh triumphire. Es dringt jetzt heftiger als je auf die Räumung Roms; und Cavour hat endgültig erklärt, daß Rom auf jeden Fall die Hauptstadt Italiens seyn müsse, und daß es mit der Auslieferung sehr pressire, weil die revolutionäre Partei nur in der Hoffnung auf Rom sich noch gedulde und ohne Rom das ganze Werk der Unifikation in Trümmer fallen müßte. Aber je mehr sie drängen desto fester bleibt er sitzen. Nur fünf Stimmen haben sich in der Legislative für den Antrag vereinigt, daß Frankreich ohne weiters, also ohne Compensation oder anderweitige Vergütung seine Truppen aus Italien zurückziehen solle — die Stimmen derselben fünf Republikaner, welche auch ganz allein in der Kammer die Aufhebung der berüchtigten Sicherheitsgesetze verlangten. Und seitdem hat sich die öffentliche Meinung, der auch ein Napoleon nicht geradezu in's Gesicht schlagen darf, um so mehr befestigt, daß es ein Wahnsinn wäre, nach Lord Russels Gebot „Italien den Italienern zu überlassen“, ehe Frankreich definitiv mit ihnen abgerechnet habe, und daß dieses „Italien“ überhaupt nur ein Phantom und eine Chimäre, eine Idee und ein geographischer Begriff sei, ehe das allmächtige Werde aus Paris Etwas daraus mache.

Was? darüber zu grübeln wäre zur Zeit müßig. Es wird nicht mehr werden wie es war, noch weniger wird es

nach den fertigen Rissen Englands und Mazzini's, Cavours und P. Passaglia's gehen. Dafür ist nicht nur Rom sondern auch Neapel gut. Der lächerliche Lord Russel freilich hat seine frühere Ueberzeugung, daß Süditalien mit dem Norden unmöglich in Eins geschlagen werden könne, feierlich zurückgenommen, und mit Berufung auf den sardinischen Gesandten als seine untrüglichste Quelle, unter dem Hohngelächter des Parlaments, versichert, daß dort unten Alles gut piemontesisch gehe. Andere Leute versichern, daß in Neapel bereits Alles möglich sei, nur die aufgedrungenen Piemontesen nicht, und der faktische Beweis dafür ist die zunehmende Candidatur Murats. Dieser gute, überaus dicke Papa mit der löwenmäßigen Brüllstimme ist für sich keineswegs der Mann eines königlichen Ehrgeizes, sondern es sind andere Leute die ihn aus der gemächlichen Ruhe aufgerüttelt haben; und vom Imperator war es wirklich ein meisterhaftes Spiel, wie er die Neapolitaner durch das Bubenregiment Garibaldi's und Cavours erst zu solcher Verzweiflung treiben ließ, daß sie am Ende selbst einem Murat in die Arme zu fallen bereit sind.

Aber es wäre noch mehr: der Imperator müßte sich muthig entschieden haben zwischen den zwei drohenden Feuern der Carbonaridolche mit englischen Subsidien einerseits, der traditionellen Politik Frankreichs andererseits. Soll man sich unter solchen Umständen über seine Schlangenwindungen wundern? Prinz Murat hat im Senat ebenso tapfer für das Recht des Papstes und die italienische Conföderation gestimmt, als Prinz Napoleon gegen beide gesprochen hat. Jetzt soll er sogar als officieller Großmeister der französischen Freimaurerlogen abdanken wollen, weil er die Logen beschuldige, daß sie gegen seine Politik im Interesse Englands und Mazzini's, Garibaldi's und Cavours intriguirten. Gewiß ein bedeutsames Streiflicht auf die Partei der Italia una, die vor Allem die Bestimmung hat den rechtlichen Besitz des heiligen Stuhls zu verschlingen!

Uebrigens hat Prinz Murat schon kurz vor seinem ersten öffentlichen Auftreten im August vorigen Jahres in einer von seinem Sekretär verfaßten Broschüre erklärt: daß die ganze Annexions- und Unifikationspolitik bloß von den „geheimen Gesellschaften" ausgehe, welche die Gemäßigten terrorisirten. Mit diesen geheimen Logen steht aber England in intimster Allianz, vor Allem gegen jeden Muratistischen Versuch. Natürlich! denn nichts wäre geeigneter das große Ziel der französischen Politik, die Herrschaft im Mittelmeer, sicher zu stellen, als eine napoleonische Dynastie am Stiefel des langen Fußes, den die italienische Halbinsel in die See hineinstreckt, als wäre er von Natur aus dazu berufen, dem englischen Dreizack den letzten Fußtritt zu versetzen. Darum ist England so wüthend über das jüngste Programm Murats aufgefahren; die unversöhnlichen Interessen in Italien sind — wir haben es oft bemerkt*) — dem Frieden zwischen den Westmächten nicht weniger gefährlich als Syrien und die Türkei.

Der Imperator ist sichtlich spröde geworden gegen das Werben der italienischen Revolution; ein anderer Grund davon liegt unzweifelhaft in der Thatsache, daß ihre Kraftbezeugungen so ungeheuer weit hinter ihren bombastischen Worten zurückgeblieben sind. 500,000 Mann hat der Großsprecher Garibaldi auf den 1. März entboten, und ein Hülfscorps von 300,000 Italienern hat der Corse Pietri den Franzosen im Pariser Senat angekündigt, nun zeigt sich aber, daß kaum 100,000 Mann regulärer Truppen gegen Venetien verfügbar wären. Die Armee Piemonts ist durch die Reihenfolge der Annexionen nicht nur nicht stärker, sondern äußerlich und innerlich schwächer geworden. Die durch „freie Volksabstim-

---

*) Ueber die Affaire Murats s. Histor.-polit. Blätter 1860. Decemberheft S. 966 ff.

mung" gewonnenen Provinzen des Kirchenstaats und Süditaliens nehmen einen großen Theil der alten und verlässigen Truppen vorweg, die man zur gewaltsamen Niederhaltung derselben bedarf. Der andere Theil ist mit den höchst zweifelhaften und widerwilligen Elementen aus der bourbonischen Armee und den neuen Rekrutirungen südwärts von Bologna, lauter Zwangssoldaten verdorben. Trotzdem treibt das Verhängniß den Turiner Schächer vorwärts; Garibaldi im Namen der Revolution kann und darf nicht ruhen; er muß sich sogar beeilen, wenn er sein komödiantenhaftes Pathos nicht lächerlich machen will. Er wird den Auswurf der Menschheit wieder um sich versammeln, und dürfen die „Italiener" Rom nicht attakiren, so marschiren sie um so gewisser gegen Venetien, Istrien, Dalmatien.

Ob sie dabei in ihr Verderben rennen, ob in ihrem Rücken der Süden zum gewaltigen Reaktionskampf aufsteht — was kümmert das den Imperator; sie fesseln 200,000 Oesterreicher an ihre Front und ziehen deren Kraft vom Rhein ab. Das hat er gewollt und das hat er erreicht durch das pfiffige Schaukelsystem zwischen dem „Kaiser des allgemeinen Stimmrechts", der in Italien nicht interveniren darf, und dem „ältesten Sohn der Kirche", der Rom nicht preisgeben kann. So hat die Turiner Politik die Brücken hinter sich abgebrochen, und das revolutionäre Italien konnte doch nicht fertig gemacht und auf eigene Füße gestellt werden, wie England berechnete. In Folge dessen thut es jetzt als französisches Kanonenfutter knechtliche Dienste, und seine Zukunft ist mehr als je an den Fremdling ausgeliefert.

Inzwischen hat sich der italienische Brand auf die Herzegowina erstreckt, und nach diesem bedeutsamen Sprung über die Adria hinüber zu den Montenegrinern und ihren Nachbarn wird er ohne Zweifel alle südslavischen Völker längs der

österreichischen Grenze bis an den Balkan ergreifen. Den Engländern auf Malta und den jonischen Inseln, wo die griechische Bevölkerung auf Russel's tolle Note vom 27. Okt. gestützt, das Recht der Selbstbestimmung der Völker und der freien Wahl des Regenten, kurz die Befreiung von der englischen Tyrannei und Willkürherrschaft energisch in Anspruch nimmt, wird so schwül werden, als wenn die Flammen in ihr eigenes Fenster schlügen. Von Oesterreich hoffen und bitten wir zwar noch immer, daß es die total veränderte Zeitlage beherzigen, und zu klug und menschlich seyn werde, um den Verführungen der englisch-türkischen Diplomatie nachzugeben und gegen die südslavischen Rajah-Stämme mit feindlicher Gewalt einzuschreiten. Aber nichts destoweniger ist eine starke Aufstellung an der türkischen Grenze unumgänglich, und sind somit abermals ein paar Armeecorps fern von dem eigentlichen Schauplatz der napoleonischen Thaten gebunden.

In Ungarn sind die Kossuthianer Herren und Meister, sie verhöhnen die Altconservativen und gängeln die liberale Partei; ihr advokatisches Pöbelregiment will nicht den Frieden, sondern den Krieg mit dem Kaiser haben. Ob ihnen der bewaffnete Aufruhr gelingt oder nicht, in jedem Falle ist eine starke Militärmacht zur Ueberwachung des unglücklichen Landes nöthig, und je nach den Wendungen der russischen Politik oder dem Schicksal der polnischen Bewegung bedarf Oesterreich auch in dieser Richtung seiner hunderttausend Mann. Was bleibt denn aber endlich übrig, um für die deutschen Brüder in ihrer Noth auch nur das Bundescontingent zu stellen? Daß diese Frage mit bedauerndem Achselzucken verneint werden müsse: darauf scheinen alle Machinationen des Imperators seit zwei Jahren hingewirkt zu haben. Er ist nicht der revolutionäre Riesengeist, als den man ihn so gerne ansieht, er hat eher die Maulwurfs-Art eines gewöhnlichen Carbonari; es ist sogar sehr zu bezweifeln, ob er sich nur ge-

traute, das gewaltige Problem der türkischen Erbschaftstheilung in Angriff zu nehmen, wenn er ohne dieß zum großen Ziel am Rhein gelangen könnte — wenn der Weg zur Kaisergruft von Aachen nicht über Constantinopel führen würde. Hat er das Rheinland einmal, so wird sich bald genug zeigen, daß alle die grandiosen Vorbereitungen neben der Demüthigung Englands hauptsächlich den Zweck hatten, den Deutschen im entscheidenden Moment die österreichische Hülfe abzuschneiden.

Kommende Dinge werfen ihren Schatten voraus. So geht seit ein paar Wochen das Gerücht von einem am 13. März abgeschlossenen Vertrag zwischen Frankreich und Rußland, wodurch den Russen die bedeutendsten Vortheile im Orient zugesichert würden, letztere aber die Ausdehnung Frankreichs bis an den Rhein verbürgten und sich verbindlich machten, für den Fall eines Kriegs mit Deutschland eine Armee im Rücken Oesterreichs aufzustellen und damit nach dem Bedürfniß des Imperators zu handeln. Ohne Zweifel wäre es das dringendste Interesse und der aufrichtigste Wunsch Rußlands gewesen, die orientalische Lösung um ein paar Jahre zu verschieben, bis es besser als jetzt im Stande wäre, sie mit entsprechender Kraft anzutreten. Muß aber das letzte Stündlein des Großtürken früher schlagen, und daraus die Nothwendigkeit einer neuen Ausgleichung für ganz Europa erwachsen, dann wird es allerdings so kommen, wie das Gerücht voraussagt. Zu fürchten ist aber diese russische Macht, welche für den Moment kaum den Namen verdient, ob nun der Czar über die polnische Erhebung Herr werde oder umgekehrt, nur in soferne, als sie einen namhaften Theil der österreichischen Militärkräfte absorbiren würde — zum Unglück Deutschlands.

Sonst kann man in Wien dem Brand in Polen mit ziemlichem Gleichmuth zuschauen. Er ist für Rußland eine

unberechenbare Calamität, die sich denn doch nicht so leicht, wie man in Paris zu glauben scheint, auf die deutschen Mächte abwälzen läßt. Rußland wird sich zehnmal besinnen, ehe es solchen Einflüsterungen und dem gleichen Rath seiner Slavissimi (der sogenannten altrussischen Partei)*) nachgibt, wornach das Königreich Polen, wenn auch von russischer Seite nur in den Grenzen von 1795, im Interesse eines panslavistisch-orientalischen Bundesstaats unter russischem Supremat wiederhergestellt werden müßte. Ein solches Polen wäre das russische Piemont und Kleinfrankreich zumal. Nun aber ist das barbarische Reich des Nordostens erst seit der polnischen Theilung eine europäische Macht geworden, im gesicherten Besitz Polens ist insbesondere ihre strategische Basis gegen Deutschland begründet, und ginge ihr Warschau verloren, so müßte sie es entweder mit Strömen Bürgerbluts wieder erwerben, oder Rußland wäre nicht mehr Rußland. Es würde wieder Moskowitien, eine asiatische Macht, deren Schwerpunkte von der Ostsee weg- bis an das kaspische Meer zurückweichen würden. In der That haben die Nationalitäts-Organe zu Paris für den eventuellen Verlust Polens nur den naiven Trost: Rußland habe ja doch seine Mission in Asien, die Mission den Asiaten Civilisation zu lehren. Nun waren wir zwar selber stets der gleichen Meinung, besorgen aber, man besitze in St. Petersburg allzu geriebene Zukunftsblicke, um die plonplonische Fuchspredigt nicht zu durchschauen.

Ist aber im Gegentheil – denn ein Drittes gibt es nicht — der Czar entschlossen, bei seinem Krönungsgruß an den polnischen Adel: „Keine Träumereien, ihr Herren, alles

*) Vrgl. unsere Abhandlung über die Briefe Michail Pogodin's an Czar Nikolaus, Histor.-polit. Blätter. Heft vom 1 Sept. 1860. S. 362 ff

was mein Vater gethan, war wohlgethan!" zu beharren, also die polnische Erhebung niederzuschlagen: dann hindert ihn dieß zwar nicht, im Dienste Frankreichs wenigstens ein Minimum zur Paralysirung der österreichischen Hülfe in Deutschland zu leisten; der Zukunft Oesterreichs aber wird er nicht schaden sondern nützen. Wie Pogodin eindringlich bemerkt hat: die Slaven-Völker des Westens und des Südens richten ihre Sympathien genau nach dem Barometer des russischen Verfahrens in Polen. Wenn nun vollends der Vergleich mit Oesterreich hinzutritt, so kann es nicht anders als sehr schlimm mit den moralischen Eroberungen Rußlands stehen. Der sittliche Unwille, mit dem dereinst die Kaiserin Maria Theresia die politische Unthat der polnischen Theilung hinnahm, hat sich ohnehin gesegnet: Oesterreich hatte von seinen Polen nichts zu fürchten, ehe es ihnen noch gegeben, was weder Preußen noch Rußland den ihrigen zu geben vermögen: die Autonomie eines nationalen Landtags. Es kann ruhig abwarten, was die unglückliche Nation mit den beiden andern Mächten ausrichten wird, die bei der Zerreißung Polens am meisten betheiligt und stets vorangegangen sind.

Wir leben in einer Uebergangsperiode, in der gar Nichts mehr feststeht: das ist endlich auch dem Blindesten klar; und aus der allgemeinen Auflösung muß ein schmerzlicher Durchbruch zu dem neuen Recht einer neuen Weltordnung führen, von der heute noch kein Sterblicher sagen kann, ob sie nicht auch ein wiederhergestelltes Polen umfassen wird. Wer heutzutage irgend eine weltbewegende Frage aus dem allgemeinen Zusammenhange herausreißen will, um sie auf dem Isolirschemel abzukanzeln, der mag ein guter Dialektiker seyn, aber er ist ein schlechter Politiker. Gewiß ist nur soviel, daß auch das neue Recht Europa's wieder eines Schützers bedarf, und wie es unser Trost als Katholiken ist, daß die geistliche Autorität von den Zumuthungen ruchloser Verschlagenheit unbeschmutzt ge-

blieben ist, so freuen wir uns als Deutsche des Trostes, daß Oesterreich sich langsam aber sicher aus der gefährlichen Krisis erhebt für eine bessere Zukunft.

Nach dieser Zeit wird eine andere kommen, wo kein Hahn mehr nach den „Ideen" kräht, welche heute die Welt bewegen. Man kann die Schwachen, welche sich von ephemeren Eindrücken ganz und gar hinreißen und entmuthigen lassen, nicht genug darauf hinweisen. Auch die Revolution wird eine andere sozusagen vertiefte Richtung nehmen, dieselbe welche der Imperator mit soviel Anstrengung niedergehalten hat, und welcher er sich allem Anschein nach früher oder später selbst in die Arme werfen würde: die socialistische nämlich eines Kriegs der Werkstätten, Hütten und Kasernen gegen die Salons der Intelligenz, des Reichthums, der Bourgeoisie, der ganzen modernen Aristokratie. Wer nicht mit stumpfem Auge an der Oberfläche der Dinge hängen bleibt, sieht in Frankreich und England jetzt schon diesen Kampf aller Kämpfe in der Stille aber um so sicherer sich vorbereiten. Man schaut heute in liberalem Dünkel auf manche Länder herab, welche morgen die gesuchtesten Schlupfwinkel in Europa seyn werden. Die Welt ist rund, das hat man vor zwölf Jahren gründlich erfahren, und doch wieder total vergessen!

XXXIV.

Ueber die protestantische Propaganda in Italien.

Von einem deutschen Lutheraner in Florenz.

In Num. 7 der Augsburger Allgemeinen Zeitung wurde über das L. Witte'sche Werk: „Das Evangelium in Italien", ein so günstiges Urtheil gefällt, daß wir damals bei der Autorität, welche dieses Blatt genießt, Bedenken trugen, auf Thatsachen beruhende Einwendungen zu machen. Heute jedoch, wo diese Thatsachen zu deutlich sprechen, glauben wir es der Wahrheit schuldig zu seyn. Die Witte'sche Abhandlung liegt uns zur Zeit noch nicht vor, deßhalb beschränken wir unsere Entgegnung auf das, was unter unsern Augen vorgeht.

Wir ersehen aus einer Florentiner Correspondenz in Num. 19 besagter Zeitung, daß Witte Herrn Burioni den Deutschen als „protestantischen Prediger" vorgeführt hat. Wenn unter „Prediger", wie sehr wahrscheinlich, „Geistlicher" verstanden werden soll, so dürfte besagter Burioni am wenigsten damit einverstanden seyn; ja, er müßte sich veranlaßt sehen, gegen diese Eigenschaft Verwahrung einzulegen, wenn er seinen Glaubensartikeln, auf die wir jetzt im Auszug einge-

hen wollen, getreu bleiben will. Die Turiner „La buona Novella" *) (Journal der italienischen Evangelisation) drückt sich in ihrer Nummer vom 30. Juni v. Js. über die damals constituirte „freie italienische evangelische Kirche" so aus:

„Wie unsere Leser sehen, ist ein besonderes Ministerium des Wortes eine von den Sachen, welche dieser Constitution noch fehlen, dessen Nothwendigkeit aber, wie wir nicht zweifeln, sich bald fühlbar machen wird. Schade — fügen wir bei — daß in einem Reglement, in welchem nur die constituirenden Punkte hätten Platz finden sollen, man im Gegentheil auf ein Durcheinander (accozzaglia) von Dingen, Kennzeichen und Erheblichkeiten verschiedenartigster Bedeutung, und was noch schlimmer ist, nicht immer mit klaren Ausdrücken versehen, stößt. Schade auch, daß die Verfasser dieser Constitution gleich vielen Andern in die üble Gewohnheit verfallen sind, welche wir fremden Einflüssen zu danken haben, d. i. von einer italienischen und freien Kirche zu sprechen, als wenn die Kirchen, welche durch die Predigt des Evangeliums nach und nach entstehen, andere als italienische seyn könnten; und als wenn Kirchen, die auch nicht einen Schatten von Fessel des Guberniums an sich tragen, nöthig hätten sich freie zu nennen" 2c.

Auf diese Bemerkungen der Buona Novella antwortete nun Burioni in der nächsten Nummer vom 15. Juli:

Sie, Herr Direktor, sagen auch, daß unserer Constitution unter andern Dingen ein besonderes Ministerium des Wortes fehle 2c. Entschuldigen Sie, wenn wir in dieser Meinung von Ihnen abweichen, denn wir glauben es zu haben, und zwar in alle Ewigkeit wie die Kirche Jesu Christi, und wir erklären uns: Seitens unserer freien Kirche gedenken wir nicht das Ministerium des Wortes den Individuen einer speciellen Kaste einzufleischen (d'incarnare il ministero negli individui d'una casta speciale), dieweil das Ministerium eingepflanzt ist der leben-

*) Die unterstrichenen Stellen sind im Document mit Sperrschrift gedruckt.

digen Kirche Christi; ja, es besteht der Kraft nach in der Kirche. Wir Alle, Nachfolger des Erlösers, sind Könige und Priester und können Alle die Fülle des Wortes darreichen, sobald die Kirche*) in uns die Gabe anerkennt. Wir haben ferner unsere Kirche eine freie und italienische nennen wollen, um gleichsam einen feierlichen Protest gegen alle jene Kirchen zu erheben, welche sich italienische nennen, die es aber nur dem Namen nach sind, und in Wirklichkeit von Plymouthisten, Darbisten und Momiers abhängen" rc. So Burioni.

In der in Rede stehenden Constitution der „freien italienischen evangelischen Kirche" sagt Art. II. §. 15: Die Kirche hat zu ihrer Verwaltung 1) Aelteste, 2) Evangelisten, 3) Diaconen. Die Körperschaft der Aeltesten besteht aus Brüdern, welche mit dem göttlichen Wort am bekanntesten sind, und die erforderlichen Eigenschaften haben die Kirche Christi zu leiten und weiden. 1 Petri V. 12. §. 18: Keiner von ihnen wird eine Obergewalt oder ein Privilegium über die andern Brüder haben, sondern er wird jedem Mitglied der Kirche gleich seyn. Math. XX. 25. Luc. XXII. 26. §. 20: Es ist ihre Pflicht, in den Versammlungen der Kirche zu beten und das Wort Gottes zu erklären, sie werden aber keinen andern Bruder verhindern dasselbe zu thun, wenn er sich dazu begeistert (ispirato) fühlen sollte. 2 Tim. IV. 2. 1 Cor. XIV. 31. §. 22: Sie sollen den Brüdern und Schwestern, welche krank sind, beistehen und sie zum letzten Uebergang vorbereiten. §. 23: Es wird ihre Sorge seyn, die Katechumenen und die Kinder der Mitglieder der Kirche in der heiligen Religion Christi zu unterrichten. Math. XXVIII. 19. Col. 1. 28 rc. — Wir sehen aus dem Gesagten, daß Burioni wohl ein Redner, keineswegs aber ein Geistlicher ist oder seyn will.

---

*) Wir sehen, daß Burioni für seine Kirche eine moralische Kraft beansprucht, welche man der katholischen streitig macht.

Anm. d. Verf.

Diese „freie italienische evangelische Kirche“ hat vielleicht ihre Existenz einer kleinlichen Knauserei zu danken. **Burioni**, ein römischer Emigrant, höchstens $4\frac{3}{4}$ Fuß groß, an beiden Füßen lahm, auf Krücken sich forthelfend, mit mancherlei Bartwerk und fettglänzendem wallenden Hauptthaar, kam gegen Ende des Jahres 1859 nach Florenz, wurde vom schottischen und vom piemontesischen Waldenser-Prediger als Meister einer zu gründenden „italienischen evangelischen Schule“ auserkoren und mit 8 Scudi monatlich besoldet. Nach kurzer Zeit mit diesem allerdings kärglichen Gehalt nicht mehr zufrieden, erhielt er vom schottischen Prediger 15 Scudi bewilligt; der Waldenser aber — er bezieht jährlich 3500 Frk. fixen Gehalt und ist ledig — war der Meinung, daß Burioni bei dieser Zulage auch für Bleistifte, Papiere und Federn sorgen könne; und das so wie manches Andere hat sich der Schulmeister gemerkt.

Die nächste Aufgabe des Waldensers war, die schon bestehende Plymouthisten-Gemeinde, deren Betsaal damals auf der Piazza dell' Indipendenza lag, für seine Kirche zu gewinnen, und dazu sollte der Schulmeister als Mittel dienen. Die Plymouthisten erkennen wie bekannt in der Gemeinde kein Priesterthum an, sondern räumen Jedwedem das Recht ein, predigen zu können, der sich dazu begeistert fühlt, wobei sie sich auf Röm. XV. 14 berufen, auf welches Kapitel wir später zu sprechen kommen müssen. In seinen Predigten stellte der Waldenser — welcher absichtlich, um sich den Plymouthisten zu verähnlichen, mancherlei Bartwerk aber keinen Priesterrock zu tragen pflegte — den Brüdern frei, seiner Betrachtung noch etwas nachfolgen zu lassen. Dieß geschah aber nur dann, wenn Burioni zugegen war, der denn auch immer noch eine Nachpredigt hielt. Später trat derselbe zu gleicher Zeit als Mitredner bei den Plymouthisten und als Dichter gewisser Hymnen*) auf, und von nun an entstand in dieser Gemeinde

*) Siehe unsere Florentiner Correspondenz vom 4. März 1860 in der Augsb. Allg. Ztg.

eine Meinungsverschiedenheit, welcher endlich eine vollkommene Spaltung folgte. Die sich lossagenden fielen jedoch nicht der Waldenserkirche zu, sondern gründeten eine eigene, die oftgenannte „freie italienische evangelische Kirche“.

Sie liegt im Corso Vittorio Emanuelle im neuen Quartier nächst den Cascinen und in ihr erscheint Burioni als Supremus. Als kirchliches Kennzeichen enthält sie an den Wänden einige mit Bibelversen beschriebene Zettel und einen der Erde gleichstehenden Lehrstuhl, oder Kanzel ohne Treppe. Burioni predigt in demselben sitzend. Der Sonntags-Gottesdienst besteht aus Gesang, Predigt und Abendmahl. Zum Zwecke des letztern steht auf einem mager bedeckten Tischchen ein Teller mit einem Dreierbrödchen, eine mit Wein gefüllte Glasflasche und ein Kelchglas. Nachdem Burioni vom Lehrstuhl herab die Einsetzungsworte gesprochen, reicht einer der Brüder den Teller mit dem Brödchen dem Nächsten hin, der sich ein Stückchen abzupft, es genießt und beides weiter gibt; dasselbe Verfahren findet mit dem nun gefüllten Kelchglas statt. In seinen Predigten schildert Burioni seinen Zuhörern den Papst als die Bestie aller Bestien, wie wir aus Nr. 19 der A. A. Ztg. ersehen. Zu seinen begeistertsten Zuhörern gehört die weitmundige Ehehälfte eines teutonischen Sakristans, dessen erkünstelte Liberalitäts-Ertasen gelegentlich mit italienischen Rippenstößen vergolten wurden. Burioni tauft, copulirt und assistirt beim Heimgang der Sterbenden. Er bekam auch Anerkennungs- und Aufmunterungsschreiben in französischer und deutscher Sprache von gewissen Gesellschaften in Breslau und Berlin, die er mit großem Gaudium in seinen Abend-Andachten (Evangelizzazione) vorlas. Der Waldenserprediger gab sich viele Mühe und bat ihn oft, seine Gemeinde mit der Waldenserkirche zu vereinigen; aber umsonst, der Schulmeister ließ sich nicht erbitten. Die Demüthigungen hätte sich der geistliche Herr billig ersparen können, denn die „freie italienische evangelische Kirche“ hat ihm seinen Mangel an „christ-

licher Menschenliebe" in La buona Novella deutlich genug vorgeworfen. Gegenwärtig hat die Schulmeisterei Burioni's gänzlich aufgehört, weil er sich gegen die Herrn, wie sie sagen, „sehr scandalös" betragen hat; und die „italienische evangelische Schule" ist vorderhand — vertagt. Auch scheint es, daß der „freien italienischen evangelischen Kirche" die wenigsten Hülfsgelder zufließen und so dürfte Burioni's Glücksstern und seine Kirche dem Untergang nahe seyn.

Desto größere Fortschritte machen die Plymouthisten, denn sie haben gegenwärtig zwei Gewölbe in den ärmsten Vierteln der Stadt, wo sie Gottesdienst halten, und welche die Zuhörer nicht zu fassen vermögen. In denselben ist nicht die geringste Kleinigkeit sichtbar, welche an einen Betort erinnert, und der Redner redet von dem Orte aus, wo er eben sitzt. Der Abendmahlskelch besteht nicht einmal aus einem Kelch=, sondern einem gewöhnlichen Trink=Glas und keine Einsetzungsworte gehen dem Abendmahl selbst voraus. Im Uebrigen ist der Ritus wie der Burioni's. Eine Abendmahlspredigt führte uns auf eine wichtige Entdeckung in Betreff der Diodati'schen Bibel, auf die wir näher eingehen müssen. Das 15. Kapitel der Epistel St. Pauls an die Römer, von welchem die Anwesenden immer einen Vers der Reihe nach vorlesen, dient als Text und ein „bekehrter" Italiener Namens Magrini, der eine mit großen Mitteln ausgestattete Engländerin heirathete, erklärt es. Er sucht nachzuweisen, daß nicht Petrus — welcher dereinst der Apostel der sich wieder im gelobten Lande versammelnden Juden seyn wird — sondern Paulus unser rechter Apostel ist, wodurch also der Fels allen Boden verliert und sonach des Papstes Hoheit angemaßt ist. „Doch," so fährt er fort, „wenn wir das gar nicht berühren wollten, ist nun der Papst wirklich der treue Hirte seiner Heerde, der liebende Vater seiner Kinder? O ja, wir haben es gesehen vor zehn Jahren, wie er in Rom triumphirend über die auf seinen Befehl geschlachteten Opfer einherschritt;

wie er das durch ihn vergossene Blut durchwatete ꝛc." Da nächsten Sonnabend — so schließt der Redner — der Feiertag (Mariä Lichtmeß) eines katholischen Vicegottes (Gelächter!) ist, so wollen wir keine Predigt, sondern bloß Evangelisation halten.

Vergleichen wir jetzt erwähntes Kapitel der Diodati'schen Bibel mit der Uebersetzung durch Luther. Die letztere lautet in der Halle'schen Ausgabe Vers 12: „Und abermals spricht Jesaias: Es wird seyn die Wurzel Jesse, und der auferstehen wird zu herrschen über die Heiden, auf den werden die Heiden hoffen. V. 14: Ich weiß aber fast wohl von euch, lieben Brüder, daß ihr selber voll Gütigkeit seid, erfüllet mit aller Erkenntniß, daß ihr euch unter einander könnet ermahnen. V. 16: Daß ich soll seyn ein Diener Christi unter die Heiden, zu opfern das Evangelium Gottes, auf daß die Heiden ein Opfer werden, Gott angenehm geheiligt durch den heiligen Geist." In der Diodati'schen Bibel ist nun das Wort „Heiden" mit gentili anstatt pagani übersetzt, worunter zweifelsohne alle Zuhörer „Gebildete" oder „Gesittete" verstehen werden. Allerdings heißt gentile auch „Heide"; der Ausdruck ist aber nicht gangbar und dürfte nur von Sprachkennern und Mitgliedern der Academia della Crusca verstanden, nicht aber auch gebilligt werden. Lesen wir jetzt dieselben drei Verse in der Diodati'schen Bibel, Vers 12: „Und anderswo sagt Jesaias: Es wird seyn die Wurzel Jesse, und der aufstehen wird (colui che surgerà) die Völker zu regieren (per reggere le Genti) auf den werden die Nationen hoffen (le nazioni spereranno in lui)." V. 14: „Ich selbst meine Brüder bin von euch überzeugt, daß auch ihr voll guter Beschaffenheit mit aller Erkenntniß, sogar auch mit Ueberfluß (sufficienza eziandio) erfüllet seid, einer den andern zu ermahnen (ad ammonirvi gli uni gli altri *)." V. 16: „Daß ich soll seyn unter den Ge-

*) Auf diese Stelle berufen sich die Plymouthisten in Betreff ihres Ritus.

bildeten, thätig zu seyn im heiligen Dienst des Evangeliums Gottes (adoperandomi nel sacro servigio di Dio), damit das Opfer der Gebildeten angenehm sei (acciochè l'offerta dei gentili sia accettevole), geheiligt durch den heiligen Geist." Wir sehen, daß in der Diodati'schen Bibel der Sinn dieser drei Verse offenbar entstellt ist, und fast möchte man glauben, daß die italienische Revolution damit eingeleitet werden sollte. Wenn es sich nun noch an vielen Stellen mit dieser Uebersetzung so verhält, so müssen die Lutheraner in den katholischen Vorwurf: daß die Diodati'sche Bibel verfälscht sei, mit einstimmen.

Die beiden Magazine der Plymouthisten sind, wie schon gesagt, immer und zwar mit Zuhörern aus der armen Classe gefüllt; viele derselben tragen kein Bedenken sich zu rühmen, daß sie täglich 2, 3, 4 bis 5 Paoli Unterstützung erhalten.

Am gemäßigtsten in Betreff der Ausfälle gegen das Papstthum, aber auch sehr wenig besucht, verhält sich die Waldenserkirche, obwohl sie für die Evangelisation und Colportage große Thätigkeit mit vielen Kosten verbunden entwickelt, und jetzt mit jenen andern Parteien in angeblich freundschaftlichem Zusammenwirken steht. Sie hegt die Hoffnung, daß dieselben — während sie gegenwärtig den gemeinsamen Feind bekämpfen — eines Tages nicht mehr geduldet werden, und somit der Gewinn ihr zufallen werde.

Wir sehen aus dem Gesagten, daß es um die so sehr gerühmte Bibelverbreitung eine sehr mißliche Sache ist, und können auch die Art und Weise, wie dieselbe betrieben wird, nicht loben. Die sogenannten Colporteure sehen Vagabunden am ähnlichsten. Sie durchziehen mit ihrer Waare (Bibeln und Traktate mit „Addio Papa" u. dgl.) die Campagnien, bieten sie in Kaffee- und Bierhäusern, die Cigarre im Mund, zum Verkauf an und breiten sie auf den Brüstungen der Brücken aus. Einer derselben, ein arbeitsscheuer Barbiergeselle, brachte es vor Kurzem bis zum Evangelisten, und bezieht

nun in dieser Eigenschaft seine fixe Besoldung. Ein verarmter Bankschreiber erzählte vor einigen Tagen, daß ihm die „Protestanten“ zehn Paoli täglich geboten hätten, wenn er wöchentlich dreimal bei ihnen predigen wolle; er habe es aber ausgeschlagen, denn von diesem Brod wolle er nicht essen. Viele dieser „Protestanten“ sind bloß des Abends solche, und bei Tage wiederum Katholiken; und was besonders der Beachtung werth ist: viele werden auf dem Todbette wieder rückfällig und verlangen nach dem katholischen Priester. Großes Unheil richtet aber die Bewegung besonders in den Familien an, wo die Glieder oft der entgegengesetztesten Meinungen sind.

Nach diesen Erfahrungen ist es nun recht lobenswerth von Herrn Witte, daß er, wie aus der Allg. Ztg. ersichtlich, mehr Werth auf die „qualitative Entwickelung“ als auf die „quantitative Ausbreitung“ des Evangeliums in Italien legt; nur dürfte bei näherer Untersuchung die Qualität ungemein in's Defizit gerathen. Noch gewagter aber erscheint uns der versuchte Nachweis des Autors, daß diese religiöse Bewegung mit der politischen in keinerlei direktem Verbande sich befinde. Ist es ja doch bekannt, daß schon im vergangenen Jahre gewisse nichtitalienischen aber protestantischen Kirchen in ihren Rechnungsvorlagen Beiträge für die Indipendenza italiana nachwiesen

Was that aber, so hören wir Viele fragen, die bischöfliche Behörde diesem Treiben gegenüber? Ohne Zweifel rüstete sie geistvolle Theologen, geschichtlich gebildete, thatkräftige Männer aus, welche Muth genug hatten, sich dem verschleierten Feind entgegenzustellen, das Kind beim rechten Namen zu nennen, den Betrug nachzuweisen, und nöthigen Falls ihrer Sache die persönliche Existenz zu opfern? Nein, solche Männer erschienen vorerst nicht auf dem Kampfplatz, sondern vorurtheilsvolle, unwissende, abergläubische Kapuziner, Serviten und Dominikaner, Leute, die ihre ganze Gelehrsamkeit und Weltkenntniß aus der Klosterbibliothek schöpften, wurden als Mis-

sionsprediger ausersehen, die „Protestanten“ zu bekämpfen. Allen von diesen that es ein Kapuziner zuvor, welcher der Reihe um in den Kirchen San Gaetano, Al Cestello und noch jetzt in Santo Stefano predigt. Er muß wohl kein eigentlicher Prediger seyn, denn er hielt seine Missionspredigten nicht von der Kanzel, sondern von einem eigens für ihn neben derselben errichteten Gerüste herab. Die Wahrheiten, welche er in den Schilderungen des propagandistischen Treibens oder, um mit Herrn Witte zu reden, „dieser religiösen Bewegung“ mit einfließen ließ, verlieren völlig ihren Werth durch das tolle Zeug, welches er sonst auf seiner Bühne vortrug und noch vorträgt. Er mag immerhin seine Zuhörer zum Lachen reizen mit der Bemerkung, daß eine alte Hexe, daß ein Tischler dessen Schädel härter als das Holz, welches er hobelt, daß ein Stallknecht, welcher beim Eintreiben der Sporen täglich tausend Flüche ausstößt, Abends die Bibel erklären wollen; ja wir stimmen ihm bei in der Behauptung, daß die Diodati'sche *) Bibel verfälscht ist. Wenn er aber sagt, in der Epistel St. Paoli stehe geschrieben, daß derjenige, welcher als Laie die Bibel erklären wolle, vom heiligen Geist verflucht sei; daß ein gewisser Protestant, in der Meinung Allen die Bibel erklären zu müssen, sie seinem Hunde, und ein dritter sie seinen Schafen erklärte; daß sogar Luther seiner Mutter als sie auf dem Todtenbette lag noch zuredete, im allein seligmachenden katholischen Glauben zu sterben, daß Luther sterbend bekannte, nur die heilige Beichte habe ihn gerettet, sonst würde ihn der Teufel erdrosselt haben; daß Calvin mit dem Teufel im Bündniß stand, und alle Nacht Unterredungen mit ihm hatte: so finden wir ihn mit seiner Beredsamkeit für Alles eher geeignet als für einen florentinischen Controversisten des 19. Jahrhunderts. Mit solchen Tollheiten wird der gerechten Sache nur geschadet;

---

*) Warum beruft sich aber der Eiferer nicht z. B. auf die von uns nachgewiesene Stelle?

auch waren in diesen Predigten immer Schnellschreiber zugegen, welche sie zu Papier nahmen, und dieselben sind, während wir schreiben, sicher in La buona Novella und anderen Journalen schon gedruckt.

Bei solchen Missionspredigten kam es nun auch öfters zu gegenseitigen Reibungen, ja sogar zu kleinen Bataillen zwischen „Protestanten und Christen", wie man sich hier ausdrückt. Die „Protestanten", d. i. Plymouthisten und Buriorristen, suchten in und außer den Kirchen während der Predigten den „Christen" ihre Diodati'schen Bibeln und Traktätchen aufzudringen, und hielten vor den Kirchen Gegenpredigten. Am buntesten ging es einmal in den letzten Tagen des Carnevals vor der Kirche Santa Felicita zu, wo unter Anderm auch eine Predigerin in der Person einer alten Morocchi, Schwester des Grafen Guicciardini (wohlbekannt im Proselytenthum) und Schwägerin des Marchese Ridolfi, auftrat. Sie wurde aber schrecklich ausgepfiffen, mit Koth und Steinen beworfen und flüchtete sich in ein Haus, von wo sie wieder verjagt wurde; die „Protestanten und Christen" geriethen in's Handgemenge und der Krieg endete mit Verhaftung einiger „Protestanten", worunter zwei Engländer, die jedoch alle bald wieder freigelassen wurden. Seit dieser Zeit wurde immer eine starke Abtheilung von Gendarmerie und Sicherheitswache zur Erhaltung der Ruhe dahin beordert und dieß hat dem Florentiner Correspondenten der A. A. Ztg. — wir wissen nicht, ob aus Böswilligkeit oder Unwissenheit — Gelegenheit gegeben, der Welt glauben zu machen, als seien diese „handfesten Gendarmen" zur Bändigung des katholischen Predigers zugegen. Der jüngste Fall dieser Art kam in der Kirche Al Cestello am ersten Sonntag des Monats März Abends 7 Uhr vor, wo die „Protestanten", die doch billig nichts in den katholischen Kirchen zu suchen haben, dem Kapuziner zu Leibe gehen wollten, nachdem sie seinen Ausfällen mit Schmäh- und Schimpfworten entgegnet hatten. Der Kapuziner griff

jedoch nach dem Cruzifix und rief aus: „Dieser da wird mich vertheidigen!" worauf eine größere Menge mit dem Ausruf „Nein, wir werden Euch vertheidigen!" sich auf die Rednerbühne warf, und den Kapuziner wie im Triumph nach der Sakristei zutrug, wo soeben von den übrigen Geistlichen das Maria mater gratiae angestimmt wurde, nach dessen Beendigung der Kapuziner wiederum die Bühne bestieg und seine Predigt fortsetzte. Aber die Unruhestifter wollten auch Recht haben und predigten, einer sogar vom Beichtstuhl aus, entgegen; eine völlige Schlägerei, wobei drei der Gegenprediger arg zugerichtet wurden, war die Folge und die Bataille endete mit vielen „Evviva la Religione cattolica."

Mit mehr Gründlichkeit trat seit Beginn der Fasten ein berühmter Kanzelredner, der Pater Giacinto Romanini in der Domkirche auf. Er beleuchtet unerschrocken die Triebfedern der Verfolgung des Papstes und geht der Proselytenmacherei hart zu Leibe, ohne jedoch in solche Uebertreibungen zu verfallen, wie wir sie an dem obenerwähnten Kapuziner rügen mußten. Ein hiesiges Journal äußert sich über den Erfolg seiner Predigten: „Diodati kann nun spazieren gehen mit seinen neuen Bibeln, und Luther kann versuchen seine Boutique wo anders aufzuschlagen."

In einer der Missionspredigten der letzten Tage des Carneval wurde nun auch ein katholischer Traktat unter die zahlreichen Zuhörer vertheilt, und da derselbe auch für Protestanten beachtenswerthe Stellen enthält, so lassen wir ihn im Auszug folgen.

Italiener! Ein Schwarm protestantischer Emissäre, welche sich für Verkünder des reinen Evangeliums ausgeben, fällt gegenwärtig von allen Seiten in unser Italien ein, um euch vom heilgen Glauben abtrünnig zu machen, mit welchem sie einen schmählichen Handel treiben. Sie sind von zwei protestantischen Gesellschaften euch zu verführen gesandt, d. i. von der Bibelgesellschaft, welche sie mit verfälschten Bibeln in

…r Menge und mit Geld versieht, und von jener, welche sich …breiterin der christlichen Lehre (promotrice della …ina cristiana) nennt, die ihnen eine Unzahl kleiner Schriften Verläumdung, Betrug und Gotteslästerung liefert. Wer diese …lschaften und ihre ausgesandten Emissäre eigentlich sind, und …wir von ihnen Gutes zu erwarten haben, das will nicht …uch sagen, denn das könnte Vielen verdächtig scheinen; son… die Protestanten sollen es euch selbst sagen. Höret sie also:

„Die englische und die fremde Bibelgesellschaft in ihrem Gemeinschaftmachen mit Allen und in ihrem Zwischenhandel mit Männern aller religiösen Bekenntnisse klärt nicht allein eine Idee, sondern sogar eine Thatsache auf, welche darin besteht, daß sie ein weites System des Indifferentismus in religiösen Dingen stiftet, welches ohne Zweifel den wahren und reinen Interessen des Evangeliums sehr nachtheilig ist. Wir sehen schon mit unseren eigenen Augen die nachtheiligen Folgen als Ausgeburt dieses Systems. Ist es nicht der Unglaube welcher, wie im Triumph vorüberziehend, uns sein bewaffnetes Gesicht zeigt" *)?

„Das Comité der Bibelgesellschaft zu London hat die Unverschämtheit, zu behaupten, daß ein Freigeist sehr wohl ein guter und weiser Agent (oder Missionär) seyn könne; und als ob dieß noch zu wenig wäre, sind damit dessen schottische Brüder noch nicht zufrieden, sondern gehen weiter, und einer derselben sagte sogar, daß er sich keinem sein Gewissen beunruhigenden Zweifel hingeben könnte, wenn man ihm zureden würde, sich des leibhaftigen Teufels zu bedienen" **).

---

*) Samuel Bix. Betrachtung über das Bedürfniß, ein Concilium zu berufen. 1829. p. 66.

**) Thomson. Abhandlung über die Bibelgesellschaften, 1830. p. 17. — Dieser Grundsatz, so fürchterlich er klingt, ist er nicht gerade jetzt in Anwendung gebracht werden? Wurde wohl jemals die Hoffnung auf den Triumph des Höchsten auf ein teuflischeres Princip

Um euch leichter in die Falle zu locken, haben sie als Nonnen verkappte Weiber (donne cumaffale)*) hieher geführt, welche von verschlagenen Predigern, die sich in der Finsterniß ihrer Höhlen versteckt halten, geleitet werden, und die, sehr geschickt in jeder Art von Verstellung und Kunstgriffen, ohne sich als Protestanten zu erkennen zu geben, hie und da unter dem Vorwande der Barmherzigkeit die kleinen Creaturen beiderlei Geschlechts überraschen, und sie nach und nach ihren unvorsichtigen Eltern entziehen. Was nun noch mehr befremdet, ist, daß sie hier zu derselben Zeit solche Nonnen einführen, in welcher sie bei euch das Klosterwesen verdammen und euch anreizen, euch der Nonnen zu entledigen.

„Die Unverletzlichkeit der römischen Staaten muß als wesentliches Element der politischen Unabhängigkeit der italienischen Halbinsel betrachtet werden" **).

---

gebaut, als wir es gegenwärtig in diesem betrogenen Lande sehen? O reines englisches Bibelchristenthum! auch du heiligst durch den Zweck die Mittel.

Anm. d. Verf. dieses Aufsatzes.

*) Hierunter sind die seit September vorigen Jahres auch hier stationirten Diaconissen des Mutterhauses zu Kaiserswerth zu verstehen. Man erzählt sich von ihnen, daß auch sie in die Häuser gehen, die Bibel zu erklären, daß sie bei den Kranken und Wöchnerinen wie zufällig erscheinen, den Kindern Confect und den Kranken Fleisch und fünf Paoli bringen, in den Wehen mit Hand anlegen und so nach und nach auf das Seelenheil zu sprechen kommen, wo sie dann manchmal für gut fänden, schneller davonzugehen als sie gekommen sind. Das Alles haben wir aber nicht gesehen und können es also nicht widersprechen; was wir aber verbürgen können ist, daß sie sich rühmen, „dem lieben Gott (?) seine Kasse sei nicht so klein". Auch sahen wir mit eigenen Augen, daß sie auf der Straße mit Heulen und Spottreden insultirt wurden, weßhalb sie in Zukunft für gut finden dürften, mit ihren Zöglingen nicht mehr öffentlich zu paradiren.

Anm. d. Verf. dieses Aufsatzes.

**) Lord Palmerston. Note an Lord Ponsonby, Gesandter in Wien. 11. Sept. 1847.

„Die Revolution ersieht sich nie die weltlichen Dinge allein zum Ziele, sondern sie richtet ihr Augenmerk fortwährend auf die göttliche Ordnung. Ferner richtet sie ihren Angriff anfangs gegen die Kirche, und erst später feuert sie mit ihren Batterien gegen die Könige, die Fürsten, die Reichen und die besitzenden Klassen" *). Habt Ihr verstanden?

Aber dieses ist noch nicht Alles. Es gibt noch eine andere sehr schmerzhafte Wahrnehmung für die Liebhaber des theuern Vaterlandes. Doch ich will, daß sie euch die Protestanten selbst sagen sollen. Höret sie; sie sind keine Codini:

„In vielen Gegenden wird von der großen Menge angenommen und behauptet, daß die Bibelgesellschaften einen sehr entgegengesetzten Zweck von dem anstreben, welchen sie nach außen glauben machen wollen. Das geschäftige Treiben der Engländer, daß sie sich nicht Ruhe gönnen, auf jedem Kreuzweg Bibeln zu verbreiten, zeugt nicht von Wahrheit und Uneigennützigkeit, sondern nährt im Gegentheil den unzweifelhaften Verdacht irgend eines verächtlichen Vortheils oder eigennütziger Absicht" **).

Italienische Brüder, um Gottes Willen verachtet nicht diese heilsamen Warnungen der Protestanten! Ihr selbst wißt recht gut, wie die Engländer seit langer Zeit mit einem Theil unseres schönen Landes den Verliebten spielen. Sie streben nur nach einem Vorwand, um sich zu Herrn desselben aufzuwerfen. Wenn sich bei uns der Protestantismus von was immer für einer Sekte einnistet, so würden sie nicht unterlassen, dieselbe sogleich in Schutz zu nehmen, um eine Gelegenheit zu haben, Händel zu suchen und auf diese Art zum angestrebten Ziel zu gelangen. Und in Wahrheit, zu welchem andern Ende könnte man je glauben, daß sie sich so unaufhörlich abmühen, ihn (den Protestantismus) einzuführen, da es doch bekannt ist, daß ihnen an

*) Der berühmte Protestant Leo von Halle in seinem Journal.

**) Rheinischer Merkur 1814. Num. 157.

der Religion gar nichts liegt? Erinnert euch des Madiai! . . . Dieses wird bestätigt durch die schimpfliche Geringschätzung, mit welcher die Protestanten selbst im Allgemeinen diejenigen ansehen, welche ihren Zwecken fröhnen, indem sie sich ihren Sekten anschließen. Höret sie:

„Suchen Sie doch ja nicht gute Christen unter den Abtrünnigen vom Katholicismus" rc. *).

„Der Papst reinigt seinen Garten und wirft das Unkraut gegen unsere Mauern" **).

„Die Wunde, welche die protestantische Reform der Kirche hat beibringen wollen, hat sich in eine heilsame Fontanelle umgestaltet, vermittelst welcher man alle unreinen Säfte vom Körper ableitet" ***).

Versteht ihr diese Sprache? Aus diesem Bekenntniß derselben Protestanten geht nun hervor, daß wenn sich der Protestantismus unter euch verbreitet, ihr zu gleicher Zeit Religion, Freiheit, Vaterland und Ehre verliert. Es ist also klar, daß ihr die protestantischen Emissäre und unsere Abtrünnigen als die größten und gefährlichsten Feinde eurer Güter und des Vaterlandes zu betrachten habt. O wie lange wollt ihr euch noch als Werkzeug eures Untergangs und als Lockvögel einer Heerde betrügerischer Fremden, verschmitzter Seelenverkäufer, welche das Evangelium verlachen und euch zu gleicher Zeit niederträchtig betrügen, hergeben? Italienische Brüder, öffnet um Gotteswillen einmal die Augen der großen Gefahr gegenüber, die euch bedroht!

Ein aufrichtiger Italiener.

Indem wir nun unsere Schilderung zu schließen gedenken, erfahren wir, daß vor einigen Tagen auch in der burio-

---

*) Der erwähnte Leo. Brief an Pastor Krummacher.

**) Decan Swift. Beim Autor des Werkchens: „Der entschleierte Betrug". London 1846.

***) Die völlige Auflösung des Protestantismus. T. I. p. 90. Schaffhausen 1844.

ni'schen Kirche eine kleine Schlacht geliefert wurde, wobei sich die Kämpfer mit Stühlen zu Leibe gingen; und aus Brescia berichten soeben die Zeitungen, daß das Volk den Waldenser-Prediger Francesco Pugni in Stücke gerissen haben würde, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich durch die Flucht zu retten. Was sagt Hr. Witte zu dieser „qualitativen Entwickelung des Evangeliums" in Italien? So stehen sich gegenwärtig die Parteien gegenüber und diejenigen, denen ihr eigenes Seelenheil am nächsten liegt, die sich nicht mit Propaganda und Proselytenthum befassen, nicht die Religion zu politischen und financiellen Zwecken ausbeuten, ihre religiöse und politische Ueberzeugung nicht verläugnen, sind in diesem Augenblick am übelsten daran. Sie sind verlassen und verfolgt.

Und nun euch reinen englischen Diodati-Bibelchristen, so wie euch philanthropischen Söhnen Deutschlands, die ihr über das geknechtete und in Finsterniß lebende Italien Krokodils-Thränen in Fülle vergießt, wofür euch die Italiener, wenn sie nur könnten, mit Rattengift und Hanfgespinnst von der Erde vertilgen würden, einen guten Rath von einem ehrlichen Landsmann, welcher dreiundzwanzig Jahre in diesem Lande lebt, und den als glaubensfesten Lutheraner weder die in Aussicht gestellten, mit Glaubenswechsel verbundenen Vortheile und Verbesserungen, noch die gegenwärtig sich so gut lohnende Mitarbeit an der „Evangelisirung Italiens" nur einen Augenblick in seiner religiösen und politischen Ueberzeugung wankend machen konnten! Von euch englischen Gutsbesitzern wissen wir, daß eure Feldarbeiter in elenden Hütten bei zehn bis fünfzehn Köpfe stark beisammen wohnen müssen und darin physisch und moralisch verkommen. Wir wissen ferner, daß kein Monat vergeht, wo in den einstürzenden Schachten eurer Kohlenbergwerke nicht mehrere kostbare Menschenleben jämmerlich umkommen, bloß weil ihr für kleine Vorrichtungen, auf welche euch der Minenkundige zu rechter Zeit aufmerksam machte, die Ausgaben ersparen wollt. Wir wissen auch, daß in eurem Lande

der Freiheit Hunderte von Menschen des Hungertodes im strengsten Sinne des Worts sterben, und wissen endlich, daß an keinem Ende der Welt die Prostitution so ausgebildet ist und so ausgebeutet wird, als gerade in London. Wohlan denn! Habt ihr wirklich ein fühlendes Herz für das Elend eures Nächsten, so lasset zunächst eure Barmherzigkeit walten an euren eigenen Landsleuten, und rettet ihre Seelen und Körper vom Untergang! Und ihr Deutschen! Ist es euch vollkommen gelungen, das Evangelium im eigenen Hause geltend zu machen und zum moralischen Gesetz zu erheben, und es bleibt euch zur Ehre Gottes noch immer Geld übrig, so habt ihr im Auslande viele Landsleute und Glaubensgenossen, die eurer Seelenspeise und Körpernahrung bedürfen, und die euch bei Gott näher stehen und euer Andenken mehr segnen werden als die undankbaren Italiener. Und habt ihr auch deren Seelen und Körper gerettet und ihr glaubt des Guten noch immer mehr wirken zu müssen: nun so entwickelt eure Thätigkeit in Gemeinschaft mit den englischen Bibelchristen in dem Lande, wo man den Kindern das K in den Abc Büchern mit: „Ein King (König) Ist ein unnützes Ding", begreiflich macht. Dort könnt ihr wirklich geknechtete, schwarze und gelbe Mitbrüder, wenn sie schon recht ausgemergelt sind, sogar dem Pfund nach kaufen und sie zu „freien evangelischen Christen" machen — nur nicht hier!

XXXV.

Onno Klopp und seine Gegner über Friedrich II. von Preußen und die Nation Prussienne.

Jüngst sind die Gelehrten des Hauses Gotha vor einem neuen Buche zurückgeschreckt, als wären sie auf eine giftige Natter unversehens getreten. In der That kein Wunder; denn das Buch behandelt mit meisterhafter Ruhe und unanfechtbarer Wahrheitsliebe ein Thema, welches die zweckmäßige Politik der Geschichtslüge bisher als ihr Monopol bearbeitet hat. Das Buch gibt mehr zu denken als es mit ausdrücklichen Worten sagt; aber soviel versteht jeder unbefangene Leser desselben, daß das siebenzehnte Jahrhundert seinen Gustav Adolf, das achtzehnte seinen „großen Friedrich" von Preußen, und das neunzehnte seinen Louis Bonaparte hat. Die drei Edlen sind sich unter einander vollkommen würdig, nur mit dem Unterschiede, daß es keine europäische Nation gibt, welche Gustav Adolf und Napoleon III. hätten verrathen können, daß es aber eine deutsche Nation gibt, welche Friedrich II. von Preußen verrathen hat und in dem Samen seiner Geistesverkehrtheit, im Gothaismus, noch fortwährend verräth.

Ein solches Buch hätte man nach altbewährter Praxis wohl am liebsten ignorirt; aber der Streich war zu genial

geführt, als daß man es vermocht hätte den Schmerzensschrei zu unterdrücken, und da der Lärm nun einmal los war, so suchte man wenigstens den Verfasser zu verdächtigen und zu verleumden. Voran gingen die „Grenzboten" mit einer von Herrn Julian Schmidt selbst geschriebenen Ergießung bitterer Galle, welche mitunter an die Grenzen der Gemeinheit in bedenklicher Nähe anstreift *). Darauf folgten die Zionswächter der evangelischen Emancipation zu Berlin, und ihre Meinungs-Aeußerung ist vorzüglich geeignet über das Werk und dessen Verfasser zu orientiren, weßhalb wir sie wörtlich folgen lassen:

„Der protestantische Historiker Onno Klopp, früher Gymnasiallehrer in Osnabrück, jetzt Lehrer an der höheren Töchterschule in Hannover, zog sich das Mißfallen der Stände Ostfrieslands und das Wohlwollen der hannoverschen Regierung durch die Art und Weise zu, wie er in seiner übrigens vortrefflich geschriebenen Geschichte Ostfrieslands sich über Preußen aussprach. In der neuesten Zeit erregen die katholischen oder katholisirenden Geschichtsanschauungen Klopp's die Aufmerksamkeit in immer weitern Kreisen. Zuerst ist dieser Protestant als warmer Vertheidiger Tilly's aufgetreten. Tilly ist nach Klopp die Humanität selbst; ob aber die Quellen gründlich studirt und unverfälscht wiedergegeben sind, das wird, wie man sich erzählt, Professor Havemann in Göttingen, der gründlichste Kenner unserer Landesgeschichte, in Sybel's Zeitschrift in aller Ruhe beleuchten, und dann das Publikum über Hrn. Klopp urtheilen lassen. Sodann hat Hr. Klopp ein Werk geschrieben: „Der König Friedrich der Zweite von Preußen und die deutsche Nation." Der protestantische Historiker hat dasselbe erscheinen lassen bei Hurter in Schaffhausen, und der Umschlag des Buches zeigt größtentheils Werke auf, die zur Verherrlichung des Katholicismus und Oesterreichs meistens von Proselyten verfaßt sind, z. B. von Hurter und Gfrörer. Friedrich der Große wird in Klopp's Werk beschuldigt, daß er den beklagenswerthen Dualismus zwischen Oe-

*) S. die Nummer vom 4. Januar 1861.

sterreich und Preußen herbeigeführt habe. Besonders auffallend endlich ist ein Aufsatz in den, wie der Titel besagt, für das katholische Deutschland geschriebenen Historisch-politischen, den s. g. gelben Blättern: „Magdeburg, Tilly und Gustav Adolf.“ Die Redaktion bemerkt, der Aufsatz sei verfaßt von einem protestantischen Geschichtschreiber, und hier in Hannover will man Klopp's Feder in demselben erkennen. Lebt der Protestant Klopp in katholischen Anschauungen, so kann Niemand etwas dagegen erinnern; möchte er es nur nicht machen wie Hurter, der noch lange protestantischer Geistlicher blieb, nachdem er der römischen Kirche sich zugewandt hatte, und im Interesse des Ultramontanismus schrieb. Jeder Unparteiische wird Hrn. Klopp zugestehen, daß er mit großer Gewandtheit seine Feder zu führen weiß; möchte er nur ehrlich und offen zum Katholicismus sich bekennen, wenn seine Ueberzeugung ihn in die römische Kirche zieht, und eine Stellung an einer Schule aufgeben, die auf das entschiedenste erklärt, daß die in ihr gebildeten Mädchen im evangelischen Bekenntniß aufwachsen sollen“ *).

Referent hat nicht die Ehre Herrn Klopp irgendwie näher zu kennen als aus seinen Schriften, welche aber nur soviel ersichtlich machen, daß der Verfasser ein ehrlicher deutscher Lutheraner ist und seyn will. Wenn nun dennoch auch die „Grenzboten“ auf den Umschlag des vorliegenden Buches und auf die dort angezeigten Werke der beiden „Renegaten“ Hurter und Gfrörer mit der Andeutung hinweisen, daß wie bei Gfrörer der Uebertritt zur katholischen Kirche mit einem gewissen Ghibellinismus angefangen habe, die naturgemäße Entwicklung auch bei Klopp auf das gleiche Resultat hinauslaufen werde: so ergibt sich daraus ein eigenthümlicher Schluß, den die Herren wohl schwerlich genauer erwogen haben. Der Protestantismus und die gothaische Partei mit ihrer Tendenz-Historik müßten demnach schon so ganz identisch geworden seyn,

*) Berliner Protestant. N. 3. vom 23. Febr. 1861.

daß es nicht mehr möglich wäre, der letztern zu widerstreben und doch zugleich ein aufrichtiger Lutheraner zu bleiben. Ist es wirklich dahin gekommen, daß den der Geschichtsforschung beflissenen Protestanten nur die Wahl bleibt, entweder den Machtgeboten der Partei und ihrer historischen Schule die Mannesehre und wissenschaftliche Würde zum Opfer zu bringen, oder aber der geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit zulieb katholisch zu werden — nun, dann dürfen wir deutsche Katholiken uns zu dieser Wendung um so mehr gratuliren.

Oder hat Hr. Klopp über den sogenannten großen Friedrich vielleicht etwas Anderes geschrieben als die reine Wahrheit und ungefärbte Wirklichkeit? Wir dürfen um so unbedenklicher mit Nein antworten, als auch seine verbissenen Gegner nicht Ja zu sagen wagen. Nicht eine Zeile im ganzen Buch vermögen sie der historischen Unrichtigkeit zu überweisen, sie verdächtigen es nur der — Tendenz. Schon der letzte Band der Geschichte Ostfrieslands sei „tendentiös" gewesen, weßhalb das Landrathscollegium von Ostfriesland dem Verfasser die bisher bewilligte Unterstützung entzogen, die hannover'sche Regierung ihn jedoch dafür entschädigt habe. Aber spricht dieß nicht gerade für Hrn. Klopp? Wo ist es bis jetzt jemals erhört worden, daß ein gothaischer Tendenz-Schriftsteller sich der Gefahr ausgesetzt hätte eine Subvention einzubüßen, oder daß ein solcher Historienmacher von nur einigem Geschick und Namen „Lehrer an einer höheren Töchterschule" bliebe, wie Hr. Klopp, dessen Werken selbst ein Julian Schmidt die technische und wissenschaftliche Anerkennung nicht versagen kann? Wenn der Professor in Hannover eine Tendenz hat, dann hat er jedenfalls keine lucrative, sondern eine solche die ihm nicht einmal mehr die Möglichkeit eines Rufes nach München übrig läßt.

Eine Tendenz haben ist nun zwar bei der gothaischen Historik an und für sich kein Verbrechen; die neue Schule bekennt vielmehr ganz offen von sich selbst, daß sie eine Tendenz

habe, und sie behauptet überhaupt, daß jeder richtige Geschichtsschreiber eine Tendenz haben solle und haben müsse. Aber eben ihre eigene und allein zulässige Tendenz: die für Preußen und die Ausdehnung der preußischen Herrschaft über ganz Deutschland. Diese Tendenz hat nun Hr. Klopp freilich nicht, also — schließt der Radamanthus in den „Grenzboten" — ist sein Buch „eine Parteischrift für Oesterreich", es ist mit anderen Worten ebenso katholisch als antinational. Denn nur das ist wahrhaft protestantisch, was preußisch ist, und nur was rein preußisch ist, ist deutsch-national. Daß diese Logik der Gothaer allerdings auch die Logik Friedrichs des Großen und das politische Vermächtniß an den von ihm geschaffenen Staat oder besser gesagt, an die von ihm begründete nation Prussienne gewesen: das weist Hr. Klopp zum Ueberflusse nach. und weil er selbst nicht die revolutionäre Idee des Altfritzenthums, sondern den faktischen und rechtlichen Bestand Deutschlands und der deutschen Nation als Maßstab anlegt — deßhalb muß jedes seiner Werke eine Parteischrift für Oesterreich seyn.

Da Hr. Klopp von dem gewiß richtigen Gedanken ausgeht, daß dieses Preußen vor Allem eine ganz persönliche Schöpfung Friedrichs des Zweiten sei, so mußte er natürlich um so tiefer auf die Persönlichkeit des Königs selbst sich einlassen. Hier macht man ihm nun den Vorwurf: er gehe mit Friedrich noch schlimmer um, als ein berühmter englischer Historiker in seinem Charakterbilde des Preußenkönigs gethan. „Zwar hat Macaulay die ganze Kraft seiner Farben aufgeboten, um Friedrich in einem möglichst abschreckenden Lichte zu zeigen, aber als Künstler fühlt er doch, daß man den ersten Mann des Jahrhunderts nicht als einen leeren Schemen darstellen darf." In der That weiß man kaum, was mit dieser Phrase gesagt seyn soll. Denn von einer Entleerung der königlichen Person ist so wenig die Rede, daß man vielmehr die kolossale Leibhaftigkeit des Neides und Hasses gegen Oesterreich, aus

richs, wodurch er der wahre Verderber Deutschlands und der deutschen Nation geworden ist, völlig ignorirte.

Nicht ohne kalten Schauder kann man sich an der treuen Hand Klopp's dieses Königsbild beschauen; es liegt etwas Gespenstisches und Dämonisches, um nicht zu sagen Teuflisches in der ganzen Erscheinung, wie heutzutage in der Napoleons III. An innerer Verlogenheit sind sich die beiden ihre leibhaftigen Ebenbilder, an vollendeter Impietät geht das ältere Exemplar dem jüngern vielleicht noch voran. Man hat wenigstens nicht gehört, daß der Bonaparte sich gegen den eigenen Vater, die eigene Gemahlin, die eigenen Geschwister einerseits so niederträchtig feig und kriecherisch, andererseits so falsch und verrätherisch benommen hätte wie der junge und alte Fritz. Als der eigene Vater — aus Ursachen die heute noch nicht völlig enthüllt sind*) — über den in jungen Jahren schon entmenschten Prinzen das Todesurtheil aussprechen zu müssen glaubte, da war es der deutsche Kaiser Karl VI. von Oesterreich, der ihn durch seine Fürsprache rettete, und kaum hatte der Prinz den preußischen Thron bestiegen, so war ein Complott zum Ruin der Tochter Kaiser Karl's und des österreichischen Hauses sein erster Gedanke, der sofort seine ganze Regierungszeit sechsundvierzig Jahre lang beherrschte. Als der strenge Vater ihm eine Braut aus dem Hause Braunschweig-Bevern bestimmte und der junge Heuchler zu charakterlos war, dieselbe offen auszuschlagen, da versuchte wiederum der Kaiser ihm die Heirath zu ersparen; später aber führte Friedrich unter den Anklagen gegen den österreichischen Hof und unter den Motiven seines Angriffs auf Schlesien die Thatsache auf, daß ihm die besagte Prinzessin, eine Nichte der Kaiserin, von Wien aus aufgedrungen worden sei. Zahllos wie der Sand am

*) Auch die in Berlin soeben veröffentlichten Kriegsgerichts-Protokolle sind nicht aus den offiziellen Akten geschöpft.

Meeresufer ist das Leben dieses Mannes, der dann doch im Theater wieder reiche Krokodils-Thränen vergießen konnte, an derlei bewußten Lügen und zweizüngigen Falschheiten aller Art.

Neben einer ungemeinen und rastlosen Thätigkeit hatte er mit dem Revolutions-Monarchen unserer Tage insbesondere die Praxis gemein, durch ein auf Lug und Trug gebautes System officiöser Publikationen die öffentliche Meinung regelrecht zu corrumpiren. Nicht Napoleon der Erste mit seinen sackzwilchenen Noten im Moniteur, sondern der alte Fritz von Preußen scheint das eigentliche Vorbild der heutigen Broschüren-Literatur in Paris gewesen zu seyn. Und auch hierin hat der erste Meister den Epigonen noch übertroffen; denn er schrieb seine Broschüren gleich selbst, wie er denn nicht nur seinen Antimachiavell sondern auch eine Geschichte seiner eigenen schlesischen Kriege verfaßte; sodann hatte er es nicht bloß auf eine augenblickliche Berückung der Gegenwart, sondern auch auf die Irreführung der Zukunft abgesehen, womit es ihm leider nur allzu gut gelungen ist. „Die Späteren nahmen die beredt geschriebene Selbstvertheidigung des Königs in der That für Geschichte, und es ist in unsern Tagen dahin gekommen, daß jede neue Erwägung dieser Verhältnisse von einem großen Theile der Nation mit Mißtrauen aufgenommen wird." (Klopp S. 285).

Vier ungerechte Angriffskriege hat Friedrich unternommen; es versteht sich aber von selbst, daß er unter den gedachten Umständen ebenso wenig wie heutzutage Napoleon III. jemals der Angreifende war; sondern die Schuld fiel jedesmal auf die Anderen, welche ihn zum Krieg gezwungen haben sollten. Als der französische Imperator vor zwei Jahren über die Alpen zog, schrieb er nicht etwa die Annexion von Savoyen und Nizza, sondern eine „uneigennützige Idee" auf die Fahnen. Ebenso machte es der Preußenkönig in den schlesischen Kriegen. Er, der atheistische Spötter, der in den von ihm besetzten Ländern ohne Unterschied der Religion ärger als Franzosen und Tür-

ken zu hausen und zu plündern pflegte, er trat als Verthei- diger des Protestantismus gegen den „österreichischen Fana- tismus" auf. Und er, der bornirteste Verächter alles deut- schen Wesens, der seine Muttersprache nicht einmal zu lesen vermochte, der sich die Schriften des Philosophen Wolf ins Französische übersetzen ließ um sie zu verstehen, der seine Ber- liner Akademie nur französische oder in die Sprache der Gal- lier übertragene Reden vorbringen ließ — er spielte im Bunde mit Franzosen und Russen gegen das Oberhaupt des deutschen Reichs den patriotischen Ritter der „deutschen Freiheit" gegen die „hochmüthige Tyrannei Oesterreichs"! Selbst dem Gothaer in den Grenzboten wird bei diesen Contrasten etwas übel zu Muthe; allerdings, äußert er unter einem Haufen lahmer Aus- reden, sei Friedrich französisch gebildet gewesen, aber er habe deutsch gefühlt, und das war „sein Dualismus, der zu den größten Räthseln unserer Culturgeschichte gehört!"

Hr. Klopp sieht darin weder Räthsel noch Dualismus, sondern die geschlossene Einheit vollendeter Immoralität. Fast wird man geneigt die Taktik, womit der schwedische König hundert Jahre vorher seinen Eroberungszug in Deutschland zum Religionskrieg stempelte, milder zu beurtheilen, wenn man die beispiellose Frechheit entgegenhält, womit Friedrich sich als den vom Himmel gesandten Heiland der schlesischen Protestan- ten hinstellte. Breslau hatte unerachtet der katholischen Re- gierung in Wien einen protestantischen Rath, der keinen Ka- tholiken als Mitglied duldete, und dieser protestantische Rath von Breslau erwies sich nachher als treu österreichisch gesinnt. Friedrich aber ließ sich im December 1740 von Jordan schrei- ben: „In allen Kirchen fleht man zum Himmel, die Waffen Eurer Majestät zu segnen, und gibt das Wohl der protestan- tischen Religion als die einzige Ursache dieses Krieges an; bei diesen Worten erwacht der fromme Eifer des Volkes, auch versichert man ohne es untersucht zu haben, daß die Rechte Eurer Majestät unwidersprechlich sind." Vergnügt über den

trefflichen Erfolg des Manövers jubelt der philosophische König: „in der That ein herrlicher Staatsstreich!" und er schickt Schaaren von protestantischen Predigern nach Schlesien, um seinen evangelischen Eifer zu bezeugen.

Durch die Annexion Schlesiens trat zum erstenmale in Deutschland in größerm Umfange der Fall ein, daß ein protestantischer Fürst Herr über sehr viele katholischen Unterthanen wurde. Friedrich hatte die vertragsmäßige Pflicht übernommen, die kirchlichen Zustände des Landes nicht zu ändern; dennoch waren die Katholiken fortan, weit entfernt gleichberechtigt zu seyn, vielmehr bloß geduldet; sie waren ausgeschlossen von allen höheren Landescollegien, insbesondere von den akademischen Lehrämtern, nicht einmal zum Amt eines Stadtrichters ließ der König einen Katholiken zu, und im J. 1773 hob er den Vertrag von 1657, welcher ihnen in Ostpreußen den Zutritt zu allen Aemtern und Ehrenstellen sicherte, deßhalb auf, weil solche Rechte jetzt nicht mehr zeitgemäß seien. Die Jesuiten hegte er eine Zeitlang aus eigennützigen Rücksichten, den Katholicismus aber haßte er noch mehr als die symbolischen Bücher der eigenen Kirche, weil es ihm schien, daß „ein protestantischer Fürst weit eher Herr in seinem Hause sei als ein katholischer." Obwohl aber die Katholiken selbst in den katholischen Gegenden des Landes der Regel nach zu keinem Staatsdienst zugelassen wurden, war ihre Lage doch noch glänzend gegenüber den Juden, welche von dem königlichen Freigeist als völlig rechtlose Werkzeuge seiner Plusmacherei und insbesondere zur Hebung seiner Porzellanfabriken behandelt wurden.

Die journalistischen Juden unserer Zeit thäten wohl daran, ihren angebeteten Helden der Toleranz und Gleichberechtigung der Confessionen bei Hrn. Klopp sich etwas näher zu beschauen; wie oft haben gerade sie dem jetzigen Oesterreich den großherzigen Friedrich als Muster zur Nachahmung empfohlen, weil er das erhabene Wort gesprochen habe: im preußischen

Lande „müsse ein Jeder nach seiner Façon selig werden." Das hat er allerdings gesagt, aber er meinte eigentlich nur die Freiheit, einerseits die symbolischen Bücher zu unterschreiben und zu beschwören, andrerseits aber ihren Inhalt und alles positive Christenthum mit Füßen zu treten. „Wer im preußischen Staate das Glück hatte als Protestant geboren zu seyn, war fähig zu Aemtern, mochte er von der Religion und Kirche denken was er wollte; wer nicht des Glückes sich erfreute als Protestant geboren zu seyn, war und blieb dadurch unfähig zu den höhern Staatsämtern, mochte er über Religion denken, was er wollte". Darin bestand das gleiche Maß der fridericianischen Toleranz!

Aber die Nachwelt ist durch eine parteiische Geschichtschreibung so verblendet, daß sie den glatten Phrasen des Königs Alles glaubt und seine widersprechenden Thaten gänzlich ignorirt *). Er soll auch das heldenhafte Wort gesprochen haben: „Ich bin es müde über Sklaven zu herrschen". Und doch hat keiner seiner Vorfahren je sklaventreiberischer in Preußen geherrscht als er in seinem ganz persönlichen Staate, wo alle Beziehungen der Menschen durch absolute Kabinetsordres bedingt wurden, und deren leitender Gesichtspunkt niemals das Wohl der Unterthanen, sondern stets nur die Füllung der Kriegs-Kasse und die Complettirung der blauen Regimenter war. Hr. Klopp entwirft aktenmäßig ein haarsträubendes Bild der unsäglichen Bevormundung und Aussaugung, womit die Ruhmgier des Königs auf dem armen Lande lastete. Die Militärlast des heutigen Preußens ist immer noch mit der damaligen entfernt nicht zu vergleichen; nach der geringsten Angabe verschlang sein Heer jährlich zwei Drittel der Staatseinkünfte, die höchste gibt eilf Zwölftel an. Wer ihm etwa ein Licht über das „blühende

*) Man beachte z. B. den neuesten Vortrag Bluntschli's über die staatswissenschaftliche Bedeutung Friedrichs.

Glück" des Landes, von dem die Schmeichelei der Beamten sprach, anzünden wollte, wie der Finanzrath Ursinus, dem war ein Platz auf der Festung Spandau zum Karrenschieben unzweifelhaft sicher. So hatte denn Friedrich wirklich „die Canaille zur Subordination gebracht". Im Lande herrschte die tiefste Stille, und um ihn her, der für Alle allein dachte, redete und log, die trostloseste Oede. Niemand konnte den umgekehrten Socialisten lieben, und als er starb, war Niemand betrübt, denn Alle waren, wie selbst seine begeistertsten Verehrer aus Frankreich gestehen mußten, „seiner Regierung bis zum Abscheu überdrüssig". Sogar der Gothaer in den „Grenzboten" will seinen Friedrich weder moralisch noch juristisch rechtfertigen, er meint nur: was der König gethan, habe er thun müssen, um den preußischen Staat zu begründen, welcher heute die Mission habe, ganz Deutschland unter seiner Aegide zu vereinigen.

Wer aber Hrn. Klopp's Buch aufmerksam liest, dem steigen sonderbare Gedanken darüber auf, welches denn wohl die eigentliche Lage Preußens in der Jetztzeit seyn möge, und ob es sich nicht etwa mehr um die Schöpfung Friedrichs d. Gr. in ihrer eigenen Existenz, als um die Einverleibung Deutschlands in dieselbe handle. Ohne Zweifel hat jener mit seinem Staat eben das beabsichtigt, was die Gothaer heute von Preußen verlangen; aber hat denn dieser Staat wirklich in der von seinem Gründer ihm angeschaffenen Wesenheit sich erhalten? Das Gelüsten ist ihm ohne Frage geblieben, ob aber auch die Kraft? Man muß sich aus dem vorliegenden Buche recht vergegenwärtigen, was der Militärstaat, der kriegerische Adel oder das künstlich geschaffene Junkerthum, und die Eroberungs-Politik des philosophischen Königs waren, um die ganze Unverträglichkeit derselben mit den heutigen Weltverhältnissen und den preußischen Culturzuständen selbst zu begreifen. Nicht umsonst hat sich seit Jahren mancher Einsichtige mit Besorgniß gefragt, wie wohl das gewagte Experiment

ausfallen werde, den preußischen Militärstaat parlamentarisch zu verfassen; und nicht umsonst erhebt die Kreuzzeitung von Zeit zu Zeit ihr lautes Angstgeschrei: daß der liberale Doktrinarismus die Monarchie Friedrichs des Großen unfehlbar zu Grunde richten werde. In der That, wie käme ein solcher Staat und eine herrschende Bourgeoisie jemals zusammen? Daß man in Preußen einerseits den Staat Friedrichs mit seinem Geist und seinen Zwecken will und wollen muß, während man ihn andererseits weder hat noch haben kann — dieß ist der gottverhängte Dualismus, welcher sich auf die Erbschaft Friedrichs selbst zurückgeschlagen hat und, durch alle Akte der preußischen Politik im Innern und Aeußern sichtbar hindurchlaufend, die norddeutsche Macht zu ihrer weltbekannten Schwäche und Haltungslosigkeit verdammt.

Kann sich wirklich ein Staat nur durch die Mittel erhalten, durch die er gegründet worden ist, so ist keine Macht in Europa übler daran als Preußen. Denn nicht nur kommen Persönlichkeiten wie Friedrich, zum Glück für die Menschheit, selten in die Welt und noch seltener nach Berlin; sondern das Hauptmittel, wodurch der König seine Erfolge errungen hat, ist jetzt bei dem wieder erwachten deutschen Nationalgefühl unthunlich geworden. Bei Strafe der Selbstvernichtung dürfte sich Preußen das deutsche Kaiserthum nicht durch Darangabe der Rheingrenze erkaufen; Friedrich hingegen ist seine ganze Regierungszeit hindurch in schmutzigen Schacherhändeln mit den Franzosen auf Kosten von Kaiser und Reich gestanden. Im Vertrauen auf ihre Hülfe hat er alle seine Züge unternommen, und daß Frankreich die sicherste Stütze der Größe des Hohenzoller'schen Hauses sei, war sein erstes politisches Princip. Frankreich bedürfe wieder eines ständigen Alliirten gegen Oesterreich an der Stelle des herabgekommenen Schweden, und dazu sei Preußen ebenso geeignet als bereit: so argumentirte er in Paris. An dem Tage seines Auszugs zum ersten schlesischen Ueberfall sagte er zum französischen Gesand-

ten: „Ich spiele im Grunde euer Spiel, und bekomme ich die Stiche, so werde ich mit euch theilen“ (si les as me viennent nous partagerons). Als er den böhmischen Krieg unternahm, betheuerte er in Paris: das sei nur geschehen, um den Franzosen das Elsaß zu retten (pour sauver l'Alsace). „Ich habe Alles gethan, um die Franzosen aufzustacheln“: schreibt er an seinen Bruder vor dem bayerischen Erbfolgekrieg, während er zugleich Rußland und Sardinien zu einem ächt napoleonischen Revolutionskrieg zu bewegen suchte. In Frankreich wußte man die guten Dienste „Preußens und der protestantischen Partei in Deutschland“ zu schätzen, indem man übrigens ihren Führer nach Verdienst verachtete. „So wenig auch“, bemerkt der Minister Vergennes seinem Souverain, „der jetzige König von Preußen wegen seiner Moral Achtung verdient und Vertrauen einflößen kann, so ist es doch sehr wichtig, daß er in den Verhältnissen, in welchen er jetzt steht, erhalten werde“.

Julian Schmidt in den „Grenzboten“ äußert gegen Hrn. Klopp: der Vorwurf, als habe Friedrich II. den Franzosen und den Fremden überhaupt Deutschland geöffnet, sei völlig aus der Luft gegriffen, da ja „Frankreich vor Friedrich von 1535 bis 1735 dem sogenannten deutschen Reich eine Provinz nach der andern genommen habe“. Ganz richtig; schon aus der ersten Zeit der unseligen Glaubensspaltung sind Rebellionen deutscher Fürsten gegen Kaiser und Reich erwachsen, welche sich mit dem Fremden verbinden und ihm deutsches Land zur Beute hinwerfen mußten. Das soll aber auch gar nicht geläugnet, sondern es soll nur constatirt werden, daß Friedrich zuerst die Halbgroßmacht mit dem bösen Gewissen auf Unrecht und Raub gegründet habe, welche sich nie mehr im Schooße des deutschen Reichs beruhigen konnte, sondern stets der Gunst und Gnade fremder Großmächte gegen die deutschen Interessen zu bedürfen glaubte. Als der König gegen das Ende seiner Tage von Frankreich wie von Rußland verlassen war,

klagte er tief bekümmert: „Wir schweben ohne Bündniß in der Luft".

Uebrigens ist es schon eine glückliche Wirkung, daß der gothaische Kritiker sich nicht auf — Roßbach beruft. Weil nämlich Friedrich bei seinem dritten Eroberungszug in der Berechnung, daß die Franzosen ihm als unentbehrlichen Alliirten Alles und Jedes erlauben würden, unliebsam getäuscht ward und mit seinem sonstigen Bundesgenossen auch einmal feindlich aber siegreich zusammentraf: deßhalb hat ihm die schlau genährte Tradition sogar den Ruhmesglanz eines Beschützers des deutschen Vaterlandes gegen die Franzosen verliehen. Man hat über der äußern Thatsache alles Andere vergessen, und aus dem Roßbacher Sieg noch dazu in soferne einen starken Keil in das verwandtschaftliche Gefühl der deutschen Stämme gemacht, als sich der preußische Hochmuth durch ihn über die Maßen aufblähen ließ. Hr. Klopp spricht sich sehr schön über den wahren Gehalt des Kampfes bei Roßbach aus:

„Deutsche mit Franzosen stritten gegen andere Deutsche. Es war das erstemal, daß Friedrich gegen andere als deutsche Truppen schlug. Er that es nicht gerne. Er hätte wohl lieber ein Treffen mit den Franzosen vermieden; denn er lebte noch immer der Hoffnung, daß der französische Hof umlenken würde von der thörichten Politik gegen den preußischen König. Er wollte die Reichstruppen schlagen und konnte nicht umhin, zugleich die Franzosen mit zu schlagen. . . Er sträubt sich den Sieg allzu sehr zu erhöhen; nicht einmal beutet er ihn aus. „„Hätte der Feind,"" sagten die Franzosen, „„nachdem er uns geworfen, uns lebhaft verfolgt, so würde er unsere ganze Armee vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt, und es ist gewiß, daß der König von Preußen Befehle gegeben, u n s e r e L e u t e z u s c h o n e n, d a g e g e n d i e D e u t s c h e n z u z e r m a l m e n. Seine Husaren haben mehrere von unsern Leuten zurückgeschickt."" Und dennoch ist dem Preußenkönig von keinem Treffen her bei den Nachkommen ein größerer Ruhm erwachsen als aus der Schlacht bei Roßbach.

Die Deutschen vergaßen, daß Friedrich dort zunächst und hauptsächlich seine eigenen Landsleute hatte schlagen wollen; sie sahen ihn, weil er die Franzosen geschlagen, die er lieber ungeschlagen gelassen hätte, an als einen Vorkämpfer der deutschen Nation gegen die Franzosen. Und bis auf den heutigen Tag feiern ihn manche Deutsche in diesem Sinne, den Friedrich für sich niemals beansprucht noch gewollt hat." (S. 250).

Dem historischen Glücksspilz, welchem nie eine Idee ferner gelegen hatte als die deutsch-nationale, fiel aber, ohne daß er nur geschüttelt hätte, noch eine andere Frucht von dem Baume der Geschichtslüge und der corrumpirten Volksmeinung zu. Ehe es ihm gelungen war, auch Rußland gegen die deutsche Hauptmacht zu verhetzen, hatte er eine Zeit lang die Moskowiter zu Gegnern und im siebenjährigen Kriege sie geschlagen; darum erschien er auch als der Held und Retter gegen die barbarische Macht des Nordens. Man ignorirte vollständig seine wahrhaft abstoßende Kriecherei um die Gunst der philosophischen Czarin von Rußland; die hochmüthige Katharina behandelte den königlichen Schmarotzer überhaupt ziemlich bagatellmäßig, und als er 1779 ungeschickt genug war, ihr sogar ein Bündniß mit dem Türken gegen Oesterreich anzutragen, kehrte sie ihm gar den Rücken. Aber er verdoppelte nur sein unterthäniges Flehen. Heute noch ist es der anspruchsvolle Ruhm des Stockpreußenthums, daß er im Teschener Frieden die Selbstständigkeit Bayerns gerettet habe; in Wahrheit hat die russische Czarin diesen Frieden diktirt und garantirt, wodurch Rußland zum erstenmale mit seinem Einfluß in Deutschland sich geltend machte, um die schwere Hand nicht wieder zurückzuziehen. Dafür ward Katharina als die „Schiedsrichterin der deutschen Angelegenheiten" von demselben „deutschen" Herrscher hoch gepriesen, der die furchtbare Gefahr sehr wohl voraussah, die uns das Anwachsen des moskowitischen Colosses bereiten würde. Bei seiner Neustadter Conferenz mit Kaiser

Joseph II. von 1770 hatte Fürst Kaunitz lebhaft die Bedrohung geschildert, welche aus dem Uebergewicht Rußlands für Europa zu erwarten sei, und auf die Nothwendigkeit einer engen Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen gedrungen. Friedrich gestand Alles zu, erklärte jedoch offen, daß er in nichts eingehen könne, was seiner Allianz mit der Czarin entgegen sei. Natürlich; was hätte sich auch an der Seite Oesterreichs annexiren lassen, während zwei Jahre später die von der Kaiserin Maria Theresia so tief beklagte Theilung Polens stattfand, und der Preußenkönig das fortan sogenannte „Westpreußen" gewann, dessen Erwerbung seine Monarchie vielleicht heuer noch wird büßen müssen!

Man sieht wohl aus diesen Thatsachen, daß die Haupthebel der Großmachts-Politik Friedrich's II. für immer zerbrochen sind. Es gibt heutzutage keine europäische Macht mehr, welche sich für die gothaische oder altfritzische Idee eines preußisch-deutschen Kaiserthums gewinnen ließe, außer um einen Preis, den man in Berlin weder zahlen kann noch darf. Zu der innern Impotenz tritt somit die äußere Unmöglichkeit hinzu, und beides hat in der ministeriellen Phrase seinen Ausdruck gefunden: daß Preußen jetzt auf „moralische Eroberungen" in Deutschland angewiesen sei. Das bedeutet unzweifelhaft eine halbe Abdankung der Monarchie Friedrichs des Großen, aber eben nur eine halbe: man gesteht ein, daß ihr die nöthige Kraft mangelt, aber zugleich constatirt man das fortdauernde Gelüsten. Und gerade darin liegt die fortdauernde Ursache der Leiden Deutschlands. Mit der bloßen Impotenz Preußens ist uns weniger als nichts geholfen, sondern es bedarf der aufrichtigen Bekehrung Preußens, damit die durch Friedrich II. in die deutschen Völker geworfene Erbkrankheit endlich geheilt werde und die Nation zu einer vernünftigen Einigung gelange.

Unfraglich war der Keim des Unheils schon seit der Re-

formation und zwar nicht einmal mehr latent in Deutschland vorhanden; aber Hr. Klopp hat doch ganz recht, wenn er behauptet: erst durch den Preußenkönig habe das Uebel die volle Entwicklung gefunden, sei sozusagen fixirt und personificirt worden. Die Glaubensspaltung begründete in Deutschland einen kirchlichen, nicht aber einen politischen Dualismus. Auch zur Zeit des „calvinischen Bettelkönigs“ von der Pfalz ließ der deutsche Bürger sich durch den religiösen Vorwand noch nicht blenden; „sein lutherisches Bekenntniß ist mit der Treue gegen den Kaiser, für den er sonntäglich in der Kirche betet, wohl vereinbar“. Selbst der Schwede vermag durch den Betrug des Religionskriegs und mit französischer Hülfe noch nicht die religiöse Verschiedenheit zu einem bleibenden Dualismus im Reiche auszuweiten. Noch stehen protestantische Fürsten auf der Seite des Kaisers und später katholische auf der Seite der Schweden. Genug der Formen einer einheitlichen Aktion waren noch erhalten, welche die spätere Zeit schmerzlich vermißt, und bei allen Unterschieden der einzelnen Stämme gab es doch keinen Haß zwischen ihnen, und keine bleibend feindselige Stellung des Nordens gegen den Süden Erst dann wurde Alles anders, als Friedrich II. seinen absoluten Staat und das specifische Preußenthum schuf, nicht ohne anfänglich gegen das natürliche Gefühl seiner eigenen Unterthanen gröblich zu verstoßen.

„In dem Volke, in allen diesen verschiedenen Ländern von Pommern, Brandenburg und was sonst dem König unterthan war, lebte auch nicht der leiseste Gegensatz gegen diejenigen Deutschen und die andern Volksstämme, welche dem Erzhause von Oesterreich unmittelbar gehorchten. Die in unserer Zeit bestehende Abneigung der Pommern, der Brandenburger gegen den Steyermärker, den Tyroler ist nicht eine natürliche, sondern eine gemachte, freilich durch Blut gedüngte, durch das Blut welches Friedrich II. hat vergießen lassen. Denn daß wir es kurz und mit Einem Worte sagen: der König Friedrich II. hat die Einheit eines deut-

schen Reichs und einer deutschen Nation unmöglich gemacht. Nicht die Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts hat das vermocht, nicht der 30jährige Krieg und der westphälische Friede. Sie konnten das Reich lockern. Der entsetzliche Krieg und der traurige Friede konnten Wohlstand und bürgerliche Freiheit zertrümmern, die Stände und Corporationen dem Willen der Territorial-Fürsten opfern, das Recht und die Macht des obersten Richters im Reiche verkümmern bis auf ein Geringes; aber noch blieben die Formen, die unter günstigeren Umständen ein neu erwachender Nationalgeist wieder erfüllen und beleben konnte. Mit dem Auftreten Friedrichs II. war das vorbei. Was von einem deutschen Reiche noch vorhanden war, das opferte dieser Mann, dessen Seele früh sich gelöst hatte von allen heiligen Banden der Pietät, dem Phantome seines hohlen Ruhmes. Er allein. Er zerspaltete das Reich. Er schuf den Dualismus. Denn das mußte auch ihm klar seyn, daß selbst im günstigsten Falle, wenn es ihm gelang, Schlesien nicht bloß zu gewinnen, sondern auch zu behalten, ein herzlicher Friede mit dem Kaiserhause niemals wieder möglich seyn würde. . . Verblieben auch dem Kaiser rechtlich die Befugnisse des Kaisers, so mußten dieselben thatsächlich scheitern an dem Widerstreben Friedrichs, der nicht mehr sich unterordnen wollte. Ein Angriff auf das Kaiserhaus, zumal wenn er glücklich war, zerriß die deutsche Nation. Auch in der alten lockern Form war sie fähig gewesen den Stürmen von Ost und West zu widerstehen, weil zur Zeit der Noth noch die ganze Kraft dem Rufe des Einen folgte. Zerspalten und zerrissen war sie gelähmt nach Ost und West. Zur Zeit eines Krieges in Deutschland konnte es fortan nicht eine Reihe von Parteien geben, sondern nur zwei. Wie nahe lag es, daß der Führer der einen Hälfte eine Erhebung von Ost oder West gegen die andere Hälfte mit Freuden begrüßen und befördern würde!" (S. 108 ff.)

Schon Friedrich's Vater war den Lockungen Frankreichs in bedenklicher Weise zugänglich gewesen, schon damals hängte man sich in Berlin, wie der kaiserliche Gesandte schrieb, bald an Moskau, bald an England, bald an andere Mächte, „aber

formation und zwar nicht einmal mehr latent in Deutschland vorhanden; aber Hr. Klopp hat doch ganz recht, wenn er behauptet: erst durch den Preußenkönig habe das Uebel die volle Entwicklung gefunden, sei sozusagen fixirt und personificirt worden. Die Glaubensspaltung begründete in Deutschland einen kirchlichen, nicht aber einen politischen Dualismus. Auch zur Zeit des „calvinischen Bettelkönigs" von der Pfalz ließ der deutsche Bürger sich durch den religiösen Vorwand noch nicht blenden; „sein lutherisches Bekenntniß ist mit der Treue gegen den Kaiser, für den er sonntäglich in der Kirche betet, wohl vereinbar". Selbst der Schwede vermag durch den Betrug des Religionskriegs und mit französischer Hülfe noch nicht die religiöse Verschiedenheit zu einem bleibenden Dualismus im Reiche auszuweiten. Noch stehen protestantische Fürsten auf der Seite des Kaisers und später katholische auf der Seite der Schweden. Genug der Formen einer einheitlichen Aktion waren noch erhalten, welche die spätere Zeit schmerzlich vermißt, und bei allen Unterschieden der einzelnen Stämme gab es doch keinen Haß zwischen ihnen, und keine bleibend feindselige Stellung des Nordens gegen den Süden. Erst dann wurde Alles anders, als Friedrich II. seinen absoluten Staat und das specifische Preußenthum schuf, nicht ohne anfänglich gegen das natürliche Gefühl seiner eigenen Unterthanen gröblich zu verstoßen.

„In dem Volke, in allen diesen verschiedenen Ländern von Pommern, Brandenburg und was sonst dem König unterthan war, lebte auch nicht der leiseste Gegensatz gegen diejenigen Deutschen und die andern Volksstämme, welche dem Erzhause von Oesterreich unmittelbar gehorchten. Die in unserer Zeit bestehende Abneigung der Pommern, der Brandenburger gegen den Steyermärker, den Tyroler ist nicht eine natürliche, sondern eine gemachte, freilich durch Blut gedüngte, durch das Blut welches Friedrich II. hat vergießen lassen. Denn daß wir es kurz und mit Einem Worte sagen: der König Friedrich II. hat die Einheit eines deut-

schen Reichs und einer deutschen Nation unmöglich gemacht. Nicht die Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts hat das vermocht, nicht der 30jährige Krieg und der westphälische Friede. Sie konnten das Reich lockern. Der entsetzliche Krieg und der traurige Friede konnten Wohlstand und bürgerliche Freiheit zertrümmern, die Stände und Corporationen dem Willen der Territorial-Fürsten opfern, das Recht und die Macht des obersten Richters im Reiche verkümmern bis auf ein Geringes; aber noch blieben die Formen, die unter günstigeren Umständen ein neu erwachender Nationalgeist wieder erfüllen und beleben konnte. Mit dem Auftreten Friedrichs II. war das vorbei. Was von einem deutschen Reiche noch vorhanden war, das opferte dieser Mann, dessen Seele früh sich gelöst hatte von allen heiligen Banden der Pietät, dem Phantome seines hohlen Ruhmes. Er allein. Er zerspaltete das Reich. Er schuf den Dualismus. Denn das mußte auch ihm klar seyn, daß selbst im günstigsten Falle, wenn es ihm gelang, Schlesien nicht bloß zu gewinnen, sondern auch zu behalten, ein herzlicher Friede mit dem Kaiserhause niemals wieder möglich seyn würde. . . Verblieben auch dem Kaiser rechtlich die Befugnisse des Kaisers, so mußten dieselben thatsächlich scheitern an dem Widerstreben Friedrichs, der nicht mehr sich unterordnen wollte. Ein Angriff auf das Kaiserhaus, zumal wenn er glücklich war, zerriß die deutsche Nation. Auch in der alten lockern Form war sie fähig gewesen den Stürmen von Ost und West zu widerstehen, weil zur Zeit der Noth noch die ganze Kraft dem Rufe des Einen folgte. Zerspalten und zerrissen war sie gelähmt nach Ost und West. Zur Zeit eines Krieges in Deutschland konnte es fortan nicht eine Reihe von Parteien geben, sondern nur zwei. Wie nahe lag es, daß der Führer der einen Hälfte eine Erhebung von Ost oder West gegen die andere Hälfte mit Freuden begrüßen und befördern würde!“ (S. 108 ff.)

Schon Friedrich's Vater war den Lockungen Frankreichs in bedenklicher Weise zugänglich gewesen, schon damals hängte man sich in Berlin, wie der kaiserliche Gesandte schrieb, bald an Moskau, bald an England, bald an andere Mächte, „aber

niemals kommt es zu einem festen Entschlusse". Schon Friedrich Wilhelm empörte sich gegen die Reichsgerichte, er verlangte eine privilegirte Stellung unter den deutschen Fürsten und eine ausnahmsweise Behandlung durch den Kaiser, der Preußen gegenüber nicht mehr der unparteiische oberste Schiedsrichter im Reiche seyn, sondern die specielle Allianz desselben durch besondere Gefälligkeiten erkaufen sollte. Aber bei aller leidenschaftlichen Herrschgier des Mannes dachte er doch nicht an einen eigentlichen Dualismus in der deutschen Nation. „Ein deutscher Kaiser", sagte er, „soll und muß bleiben; die deutschen Fürsten sind mit dem Hause Oesterreich wohl gefahren; ich will keinen Franzosen noch Engländer in's Reich lassen". Er lebte noch in der traditionellen Ueberzeugung, daß dem Kaiser als Reichsoberhaupt die schuldige Rücksicht gebühre. „Das muß ein Cujon von einem deutschen Fürsten seyn, der es mit Frankreich gegen das Kaiserhaus hält". So der Vater.

Der Sohn hingegen, als er 1762 den Frieden von Hubertsburg schloß, sprach die denkwürdigen Worte: Une paix comme celle-ci constate l'état de deux peuples — „der Friede documentire die Existenz zweier Völker", und diese Völker waren die Deutschen und die Preußen. Der letztere Name gewann nun die Oberhand für alle Unterthanen des Königs in Preußen und Kurfürsten von Brandenburg, und auf der einmal gelegten Grundlage entwickelten sich die unvermeidlichen Folgen des Dualismus. Die Trennung ging über in Blut und Leben des Volkes; für den Adel des Preußenkönigs war es das hohle Phantom des Ruhmes, für die Geringeren das vergossene Blut, bei Einigen möglicherweise auch der Religionseifer, was sie zusammenkittete gegen das katholische Oesterreich, und das Gefühl des Hasses wurde mit eifriger Geschäftigkeit genährt und geschürt vor Allem durch den König selbst. So trat der moderne preußische Staat in's

Leben, der kein anderes Gesetz und Recht anerkannte als sich selber, und der gespenstische Vampyr einer „preußischen Nation“, die darauf angewiesen war, dem übrigen Deutschland das Blut auszusaugen — die beiden Ideen, welche Friedrich schon in seinen ersten Regierungsjahren verrathen hat:

„Vor allen Dingen ist es wichtig, daß er nicht mehr von den einzelnen Ländern spricht, die er dem Rechte nach unter sehr verschiedenen Verhältnissen regiert, sondern alle diese einzelnen Theile zusammenfaßt als einen preußischen Staat. Diese Bezeichnung ward durch ihn allgemein; damals zuerst war sie ungerechtfertigt. Denn die Souverainetät, die der König in Preußen besaß, erstreckte sich nicht auf die Reichslande. Vielmehr waren diese ausdrücklich davon ausgenommen. Aber der neue König ging darin noch erheblich weiter. Er redet nicht bloß von einem preußischen Staate, sondern auch von einer nation Prussienne. Das Wort ist ein Unding heute wie damals, und war der Natur der Sache nach nur berechnet auf halbwissende, aber tonangebende Franzosen.“ (S. 99).

„Aber freilich, was wußte Friedrich II. von einer deutschen Nation? Sein Vater hatte in der derben Sprache des Tabakscollegiums mit heftigem Ingrimm sich geäußert: „„Das muß ein Cujon von einem deutschen Fürsten seyn, der es mit Frankreich gegen das Kaiserhaus hält, und ich selbst müßte auch Einer seyn, wenn ich es thäte.““ Anders dachte der Sohn. Was jeder deutsche Patriot zu allen Zeiten gefürchtet und je nach Kräften abgewehrt hat, die Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten, das eben hoffte, wünschte, ersehnte dieser neue König. Diese Hoffnung, dieser Wunsch war eine Grundlage seiner Plane. Der König Ludwig XV. sollte der Schiedsrichter des österreichischen Erbes seyn.“ (S. 116).

„Allsonntäglich erneuerte sich (sonst) die Erinnerung an das Band des Reiches und das Oberhaupt desselben in dem deutschen Volke durch das Gebet, welches der Geistliche nach dem Worte der Bibel für die höchste Obrigkeit sprach. Dieß sollte geändert werden, der Name des Kaisers aus der Erinnerung der Men-

XXXVI.

Dr. Zell's Lioba *).

Das siebente und achte Jahrhundert sind die Glanzperiode der angelsächsischen Kirche. Ein merkwürdiges Schauspiel bietet sich dem Forscher, wenn er das Leben jener Zeiten in ihrer fremden Größe überblickt. Es schien als ob eine allgemeine fromme Wanderlust die Völker der angelsächsischen Heptarchie ergriffen habe, ein friedlicher Kreuzzug nach dem Hauptsitz der abendländischen Bildung, nach Rom. Nicht bloß Bischöfe und Missionäre, auch Fürsten, Edle und Gemeine, Männer und Frauen greifen nach dem Pilgerstab und wallfahrten nach den Gräbern der Apostelfürsten. Dem gleich kam der Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums. Männer von edler Abkunft entäußern sich ihres reichen Besitzthums und wandern nach fernen Ländern, die frohe Botschaft zu verkünden und christliche Gesittung zu verbreiten; kriegerische glückliche Könige steigen von ihren Thronstühlen und ziehen sich in Klosterzellen zurück; Fürstentöchter verlassen die Welt

*) Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen. Von Karl Zell. Freiburg, Herder 1860.

schen verschwinden, aber vorsichtig, damit man nicht dagegen sich sträube. Am 24. Mai 1750 erließ der König die betreffende Kabinetsordre an den Minister von Dankelmann. In der That geschah es behutsam. Zuerst unterließen die Geistlichen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten ostwärts von der Weser das sonntägliche Kirchengebet für den Kaiser. Erst als diese Bauern und Bürger sich daran gewöhnt hatten, ging man leise weiter zu den größeren Städten, zu den Ländern westwärts von der Weser. Ein eigentlicher Befehl von oben erfolgte nicht. . . Also gewöhnte man diesen Theil der Nation an die Idee, daß er keinen Kaiser mehr habe, und das nachwachsende Geschlecht sah nur noch in dem Könige seinen höchsten Herren auf Erden. Es war ein politischer Meisterstreich in seiner Art, der keinen Mann und keinen Thaler kostete, und doch von unberechenbarer Wirkung war. Die Unterthanen des Königs von Preußen hatten fortan mit Kaiser und Reich nichts mehr zu schaffen. Friedrich wollte etwas Anderes aus ihnen machen: eine nation Prussienne sollten sie werden." (S. 190.)

Hr. Klopp eröffnet tiefere Blicke als tausend Leitartikel in die politische Krankheit Preußens und seines Verhältnisses zu Deutschland. Es ist die Monarchie Friedrich's des Zweiten, aber es fehlt ihr die Kraft sozusagen sich selbst durchzusetzen, und die verzweifelte Projektmacherei der Gothaer ist vergebens bemüht, das Deficit zu decken. Eine wirkliche Gesundung für beide Theile ist somit nur unter der Bedingung möglich, daß der friedericianische Charakter des Staats rein abgethan werde; ob aber die Natur noch stark genug ist, ohne drastische Mittel von Außen das schwindsüchtige Gelüsten zu unterdrücken: das ist eben die Frage, vor der das „Preußenthum" jetzt steht.

XXXVI.

Dr. Zell's Lioba*).

Das siebente und achte Jahrhundert sind die Glanzperiode der angelsächsischen Kirche. Ein merkwürdiges Schauspiel bietet sich dem Forscher, wenn er das Leben jener Zeiten in ihrer fremden Größe überblickt. Es schien als ob eine allgemeine fromme Wanderlust die Völker der angelsächsischen Heptarchie ergriffen habe, ein friedlicher Kreuzzug nach dem Hauptsitz der abendländischen Bildung, nach Rom. Nicht bloß Bischöfe und Missionäre, auch Fürsten, Edle und Gemeine, Männer und Frauen greifen nach dem Pilgerstab und wallfahrten nach den Gräbern der Apostelfürsten. Dem gleich kam der Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums. Männer von edler Abkunft entäußern sich ihres reichen Besitzthums und wandern nach fernen Ländern, die frohe Botschaft zu verkünden und christliche Gesittung zu verbreiten; kriegerische glückliche Könige steigen von ihren Thronstühlen und ziehen sich in Klosterzellen zurück; Fürstentöchter verlassen die Welt

---

*) Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen. Von Karl Zell. Freiburg. Herder 1860.

und treten in religiöse Vereine. Lingard berichtet von acht angelsächsischen Königen, welche dem Nachfolger des heiligen Petrus ihre Huldigung in Person darbrachten; Newman zählt dreißig sächsische Männer und Frauen, welche im Laufe von zwei Jahrhunderten ihre Kronen niederlegten, und spricht von dreiundzwanzig Königen und sechszig Fürstinen und Königs-Kindern, welche in England zwischen dem siebenten und eilften Jahrhundert einen Platz unter den Heiligen gefunden.

Diesem Kreise und dieser Zeit gehört Lioba an, die Verwandte des heiligen Bonifacius, die Begründerin des Klosters Bischofsheim an der Tauber, deren Leben uns von Dr. Karl Zell in einer anziehenden Darstellung vorgeführt wird. Indem der badische Gelehrte es unternahm, dem Wirken jener angelsächsischen Jungfrauen, welche gleichzeitig mit Lioba aus der heimathlichen Insel nach Deutschland kamen, nachzuforschen und die Pflanzstätten dieser Gesittung auf ihrem eigenen Boden aufzusuchen, erweiterte sich ihm unter der Hand das biographische Bild zu einem culturhistorischen Gemälde der ganzen merkwürdigen Periode, und seine Aufgabe erwuchs ihm dahin: den Antheil zu schildern, den die angelsächsischen Frauen und Jungfrauen überhaupt an der großen Umbildung des äußern und innern Lebens der Nation genommen. Er greift daher auf den Anfang der Christianisirung Englands zurück, und skizzirt zuerst den Einfluß derjenigen Frauen, welche als Königinen, als Gattinen heidnischer Fürsten bei der ersten Einführung des Christenthums in den angelsächsischen Reichen mitwirkten; daran reihen sich dann diejenigen, welche nach der Grundlegung des christlichen Glaubens in ihrer Heimath durch ihren Charakter, ihre Tugend und ihr Leben sich auszeichneten; an diese endlich schließt sich die Gruppe jener Frauen, deren Leben und Wirken nicht auf dem Boden der brittischen Insel beschlossen blieb, sondern die ihre Heimath verließen und in Deutschland bei der Verbreitung des Christenthums

mitwirkten. Den Kern- und Mittelpunkt dieser dritten Gruppe bildet nun eben die heilige Lioba.

In drei Reichen der angelsächsischen Heptarchie gebührt ein wesentlicher Antheil der Christianisirung dem Einfluß dreier Frauen und Königinen. Der erste Name, der uns begegnet, ist Bertha, die Tochter des fränkischen Königs Charibert von Paris, Gemahlin des Königs Ethelbert von Kent, unter dessen Regierung die ersten Glaubensboten, der Mönch Augustinus mit seinen Gefährten, auf englischem Boden landeten. Von Kent kam die neue Lehre nach Northumberland, und hier ist es Ethelberga, Tochter der vorgenannten Bertha, welche als Gemahlin des Königs Edwin von Northumbrien den Fürsten mitsammt dem Volke für das Christenthum gewann. Als dritter Name endlich erscheint Elfleda, ebenfalls ein Königskind, die das Christenthum aus Northumbrien nach Mercien trug, als sie dem bis dahin heidnischen König Penda angetraut wurde. Der Verfasser hat es für gut gehalten, so oft es thunlich war, in der Schilderung der Einzelnheiten seine älteste Quelle, Beda den Ehrwürdigen selber mit seiner treuherzigen Sprache reden zu lassen, ein Ton, der sich der ganzen Stimmung jenes Zeitalters auf's passendste anschmiegt. Aus der nächstfolgenden Gruppe christlicher Frauen hebt sich vor allen andern das anziehende Bild der Abtissin Hilda (614 bis 680) ab, wozu dem Verfasser die naiv umständliche Erzählung Beda's wiederum die Züge zu einem anschaulichen Charaktergemälde geboten hat. Wie sehr sich auch in der alterthümlichen Schilderung Geschichte und Sage in einander verflechten, so läßt sich doch die Aechtheit des ursprünglichen Bildnisses nicht verkennen, in dem uns eine liebenswürdige Persönlichkeit voll schöner frommer Weiblichkeit, männlicher Energie und Verstandesklarheit entgegentritt. Für den Literarhistoriker hat die berühmte Abtissin des Klosters Whitby noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß sie als Protekto-

rin des angelsächsischen Sängers Cädmon wesentlich zur Entwicklung dieses poetischen Talents und zur Bereicherung der nationalen Literatur beigetragen hat. Dieser bedeutende christliche Sänger lebte als einfacher Laienbruder in dem Doppelkloster zu Whitby, und weder er noch seine Umgebung hatte eine Ahnung von der Gabe, die in ihm schlummerte, bis er, bereits in vorgerückten Jahren, durch einen frommen Lobgesang, den er durch ein Traumgesicht begeistert zu Ehren des Schöpfers dichtete, die Aufmerksamkeit der Abtissin Hilda auf sich zog, die ihn sofort zu weiteren Versuchen ermunterte, ihn unterrichten ließ und später, nachdem er auf ihren Rath Geistlicher geworden, unter die Zahl der Ordensmitglieder aufnahm — ein Hergang, den Beda in seiner treuherzig ansprechenden Legendenweise des Breitern überliefert hat. Die christlichen Gesänge Cädmons sind die Schöpfungen eines wahren Natur- und Volksdichters, welcher nach dem Urtheile englischer Kunstrichter „an Kraft und Erhabenheit bei den biblischen Gegenständen, die nach ihm Milton behandelt hat, diesem gelehrten Dichter nicht bloß gleichkommt, sondern ihn übertrifft".

Das zweite der drei Bücher, in welche der Hr. Verf. seine Schrift eingetheilt hat, ist einem allgemeinen Thema gewidmet. Er gibt in diesem nicht minder fleißig ausgeführten Intermezzo einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung des morgenländischen und des abendländischen Klosterwesens, der Frauenklöster im Besondern. Eine eingehende Betrachtung ist der Entstehung und Einrichtung der sogenannten Doppelklöster gewidmet, wie sie sich seit den Stiftungen des heiligen Fridolin zu Säckingen und der heiligen Radegundis zu Poitiers im sechsten Jahrhundert verbreitet haben. Indem der Verfasser die nächsten Gründe für das paarweise Erscheinen von Männer- und Frauenklöstern beleuchtet, glaubt er ihre häufige Verbreitung bei den Angelsachsen insbesondere aus nationalen

Eigenthümlichkeiten ableiten zu müssen, und damit gelangt er denn auch aus der weiten Digression wieder auf den Schauplatz zurück, den er zum Ausgang und Mittelpunkt seiner Abhandlung gewählt, und zu Lioba selbst, deren Biographie das dritte Buch gewidmet ist.

Lioba, oder wie sie in den Briefen des heiligen Bonifacius genannt wird, Leobgyth (was in angelsächsischer Form ebenfalls den Begriff des Trauten, Anmuthigen in sich schließt) stammte aus dem angelsächsischen Königreich Wessex. Ihr Leben, das nur annäherungsweise mit Zahlen begrenzt werden kann, fällt in die Mitte des achten Jahrhunderts (c 720 bis 780). König Ina, der berühmte Gesetzgeber, der später nach Rom pilgerte, um am Grabe der Apostelfürsten sein Leben zu beschließen, regierte damals, und Winfrid war ihr Landes- und Zeitgenosse, durch ihre Mutter Ebba sogar ihr Verwandter. Obgleich das einzige Kind wurde sie von ihrer frommen Mutter durch ein Gelübde der Oblation für das klösterliche Leben bestimmt. Das Kloster Winburn, dem Lioba zur Erziehung übergeben wurde, lag in der Grafschaft Dorchester und war ein sogenanntes Doppelkloster, das unter der Leitung einer durch Geburt, Bildung und klugen Geist ausgezeichneten Abtissin, Tetta, stand. In den angelsächsischen Frauenklöstern jener Zeit wurden neben den frommen Uebungen und weiblicher Handarbeit auch literarische Studien mit Eifer gepflegt; so war es auch in Winburn, und die junge Nonne scheint zu den strebsamsten gehört zu haben; als ihre Lehrerin im Lateinischen nennt Lioba selbst die Nonne Eadburga. Gleichwohl würde ihr Lebensgang ohne Zweifel den gewöhnlichen stillen Verlauf in der heimischen Verborgenheit genommen haben, hätte nicht ein unscheinbarer Umstand eine ungeahnte Wendung desselben herbeigeführt. Diese Wendung erzeugte ein Brief, den Lioba an Winfrid nach Teutschland schrieb, um sich und ihre alte Mutter in dem Andenken des Verwandten,

der nun bereits der Bonifacius der Deutschen geworden, lebendig zu erhalten. Bonifacius bedurfte damals frischer Kräfte, die ihm bei seinem großen Werke der Verbreitung und Befestigung des Christenthums in Germanien an die Hand gehen konnten, und der schlichte herzliche Brief ist als der nächste Anlaß zu betrachten, welcher die Berufung der eifrigen und unterrichteten Nonne zur Folge hatte.

Als Zeit der Berufung nach Deutschland wird wohl mit den Bollandisten das Jahr 748 anzusetzen seyn. Bonifacius empfing seine muthige Verwandte mit offenen Armen und hatte ihr bei der Ankunft bereits einen Ort der Wirksamkeit ausersehen. Er brachte Lioba nach Bischofsheim an der Tauber, wo er ihr an den beiden Ufern des Flüßchens ein Kloster nach der Regel des heiligen Benedikt errichtete, in dem sich bald eine ansehnliche Zahl Jungfrauen zusammenfand. Aus dem biographischen Berichte des fast gleichzeitigen Mönches Rudolph scheint hervorzugehen, daß Lioba nicht einfach nur Oberin dieses Klosters gewesen, sondern daß sie eine Art Oberaufsicht über einen Kreis von Frauenklöstern geübt habe. Er sagt in dieser Hinsicht: „sie habe mit allem Eifer das begonnene Werk fortgesetzt, die Klöster der Jungfrauen als ihre geistige Führerin besucht, und ihren gegenseitigen Wetteifer zu immer größerer Vollkommenheit hingeleitet". Von ihren Eigenschaften als Oberin berichtet derselbe Mönch, auf die mündlichen Mittheilungen von Zeitgenossen und Augenzeugen gestützt: daß sie überaus wachsam, aber in der Handhabung der Regel milde und maßvoll, in ihren Unternehmungen praktisch und besonnen, gegen Fremde überaus gastfrei gewesen; streng gegen sich selbst, erschien sie allzeit freundlich und heiter in ihrem Benehmen gegen die Andern. Der Grad ihrer Bildung muß nach demselben Zeugnisse kein geringer gewesen seyn: „da sie von Kindheit an in der Grammatik und allen übrigen freien Künsten wohl unterrichtet war und sich mit

großem Eifer um ihre wissenschaftliche Fortbildung bemühte, so erreichte sie durch das vereinte Zusammenwirken von natürlichen Gaben und angestrengtem Fleiße eine bedeutende Stufe der Gelehrsamkeit". Sehr bewandert war sie in den Schriften der heiligen Väter, und ihre Kenntniß des kirchlichen Rechtes wird namentlich hervorgehoben. Neben diesem knüpfte die Sage noch mancherlei sinnige Züge und wunderbare Begebnisse an den Lebensgang der Abtissin von Bischofsheim, welche ihrem Bilde eine concrete Anschaulichkeit verleihen.

Bonifacius behielt für die Stiftung seiner Verwandten eine unverkennbare Aufmerksamkeit; er setzte auch seinen brieflichen Verkehr mit Lioba fernerhin fort, und seine besondere freundschaftliche Gesinnung bezeigte er ihr noch kurz vor seiner Abreise in das Land der Friesen (754), wo der Apostel der Deutschen seinen Tod finden sollte. Er ließ die Abtissin zu sich rufen und ermahnte sie: „sie möge das Land, wohin sie ausgewandert sei, nicht verlassen und in der Ausführung des gefaßten Vorsatzes nicht ermatten, sondern das gute Werk, was sie angefangen habe, weiter fortzuführen suchen; man müsse bei einem solchen Werke weder die Schwäche des Leibes in Betracht ziehen, noch das vorgerückte Lebensalter, noch das schwer zu erreichende Ziel, noch die Schwierigkeit des Gelingens". Er empfahl (berichtet der Mönch Rudolph weiter) Lioba dem Erzbischofe Lul und den anwesenden älteren Brüdern des Klosters Fulda; auch erklärte er seinen Willen dahin: „daß dereinst nach Lioba's Tod ihr Leichnam in demselben Grab, wo seine Gebeine ruhen würden, beigesetzt werden sollte, auf daß die, welche im gleichen Streben und mit gleichem Wunsche in ihrem Leben Christus gedient hätten, beide zusammen die Auferstehung erwarten".

Lioba überlebte ihren Verwandten um fünfundzwanzig Jahre, und ihr Einfluß, den die Beziehungen zu Bonifacius befestigt hatten, erweiterte sich in beträchtlichem Maße. Nach

dem Martertode des heiligen Mannes blieb sie mit dessen Lieblingsstiftung Fulda in beständiger freundschaftlicher Verbindung und genoß das ihr allein unter allen Frauen zustehende Vorrecht, das Kloster zuweilen betreten und besuchen zu dürfen; wie sie denn überhaupt bei Fürsten und Edlen weitum in großem Ansehen und bei einzelnen Bischöfen in einer Verehrung stand, daß ihre Meinung nicht selten über kirchliche Angelegenheiten eingeholt ward. Die fränkische Königsfamilie gab der Äbtissin mancherlei Beweise der Hochschätzung; sie wurde von Pipin ausgezeichnet und von Karl dem Großen öfter an seinen Hof eingeladen. Namentlich war es des Kaisers zweite Gemahlin Hildegard, die ihr eine lebhafte Verehrung zuwendete. „Hildegard (erzählt der mehrerwähnte Rudolph) liebte Lioba wie ihre eigene Seele und wollte sie immer um sich haben, um durch ihre Worte und ihr Beispiel auf dem Wege des Heils geführt zu werden. Aber Lioba scheute das Hofleben, als wäre es ein Giftbecher".

Hochbetagt, nach einer mehr als viertelhundertjährigen Regierung, zog sich Lioba, aus noch unermittelten Gründen, nach Schonersheim zurück. Auf den Wunsch Hildegards besuchte sie von dort aus die Kaiserin noch einmal in Aachen, jedoch nur um, wie sie selber sagte, Abschied von ihr für dieses Leben zu nehmen. Ihre Ahnung traf zu: schon wenige Tage nach ihrer Heimkehr erkrankte die Äbtissin und mit der freudigen Erwartung einer Heiligen blickte sie dem Tod entgegen, der sie am 28. Sept. 779 (oder 780) erlöste. Das gläubige Volk der Umgegend begann sogleich nach ihrem Hingang Lioba als eine Heilige zu verehren und ihre Fürbitte besonders „zur Heilung kranker Kinder" und „bei großen Ungewittern" anzurufen. Die kirchliche Verehrung blieb übrigens fortwährend auf die Diöcese eingeschränkt, welcher Lioba als Äbtissin angehört hatte, namentlich auf die Orte Fulda, Tauberbischofsheim und den Petersberg bei Fulda. Die bildliche

Darstellung, welche man, beiläufig, in den einschlägigen Büchern selten angegeben findet, zeigt die Heilige in der Kleidung einer Benediktiner-Nonne, mit dem Stabe der Abtissin in der einen Hand, in der andern mit einem Buche, worauf ein Glöckchen steht.

Der Herr Verfasser wirft schließlich noch einen Blick auf die Thätigkeit der Gefährtinen Lioba's, welche mit ihr aus England zur Glaubens-Mission nach Deutschland gekommen, und bringt so das reichhaltige Gemälde von dem sittigenden Einflusse der angelsächsischen Frauen diesseits und jenseits des Canals zu einer übersichtlichen Abrundung. Das ganze Buch zeigt die saubere solide Arbeit, wie man sie an dem gelehrten Herrn Verfasser gewohnt ist. Die geschichtliche Erzählung, die von kirchen- und culturhistorischen Notizen mancher Art durchflochten ist, bewegt sich in einem milden klaren Fluß; warm und anregend hält sie sich doch von panegyrischer Schilderung frei, historisch Verbürgtes und Legendenhaftes weise scheidend, ohne das Letztere auszuschließen. Dabei ist Ton und Darstellungsweise so gehalten, daß das Werkchen ein Familienbuch im besten Sinn des Wortes werden kann.

XXXVII.

Zeitläufe in Oesterreich.

I. Die liberalen Minister und die ersten Proben der Februar-Verfassung.

Ehe diese Zeilen im Drucke erscheinen, werden die neuen Landtage der österreichischen Länder vertagt seyn, die Centralvertretung wird eröffnet werden, die große Entscheidung in Ungarn wird fallen, Kroatien, Siebenbürgen und Dalmatien müssen sich entschließen, und das frisch bewegte Leben mit beiläufigen Katzenmusiken von Debreczin bis Bozen wird endlich bestimmte Gestalt annehmen. Betrachten wir inzwischen die Basis, auf welcher das Gesammtreich und die außerungarischen Reichstheile seit dem 26. Februar stehen, und das Gebahren der Staatsmänner, welche ihre Durchführung speciell übernommen haben!

Wie das Gefüge des Kaiserstaats als ein Unikum in der Welt dasteht, so hat auch die neue Verfassung ihres Gleichen nicht in Europa. Sie ist überhaupt keine moderne Constitution; denn sie bietet nicht eine Summe abstrakter Freiheiten oder „Grundrechte", sie enthält keine Excerpte aus dem Katechismus der rationalistischen Staatslehre: nichts von Minister-

Anklage, nichts von Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, nicht einmal Preßfreiheit und Vereinsrecht, Trennung von Kirche und Staat, Emancipation der Schule von der Kirche 2c. Diese Enthaltung ist der liberalen Aufdringlichkeit in schwerem Kampfe abgerungen worden, aber sie ist es, was die neue Verfassung zu einer wirklich und wahrhaft österreichischen macht. Dieselbe ist nun ein bloßer Complex alter und neuer Urkunden, die einfach die Formen und Bedingungen aufstellen, unter welchen alle Völker des Reichs an der Besorgung ihrer eigenen häuslichen, sowie der allgemeinen Angelegenheiten theilnehmen, sich selbst verwalten und regieren helfen können.

Daß dieß geschehe, nicht wie es geschehe ist die Hauptsache. Es handelt sich in Oesterreich keineswegs um einen Rivalitätskampf staatsphilosophischer Parteien wie etwa in Preußen, sondern um die schwer vereinbaren historischen und nationalen Ansprüche der einzelnen Länder und Volksstämme, nicht um Ideen, sondern um lauter positive Rechtsfragen. Sollten sie alle in Einem legalen Rahmen zur Vetretung kommen, so durfte und konnte derselbe eben das nicht seyn, was jede moderne Constitution ist: eine Parteifahne zur Unterdrückung der anderen Parteien. Sondern eine österreichische Verfassung mußte im Gegentheil die gesetzliche Garantie bieten einerseits für die Lebensbedingungen der Gesammtheit, andererseits aber für die freie Bewegung jeder berechtigten Sonderheit. Nur die blinde Leidenschaft kann den Statuten vom 26. Febr. diesen Charakter absprechen. Ebendeßhalb kann und darf es aber auch keine liberalen Partei-Minister in Oesterreich geben!

Wenn sonst Leute genug existiren, welche sich von der Vorstellung einer constitutionellen Schablone nicht losmachen können und wollen, so ist dieß in einem Lande, wo die engherzigste bureaukratische Aufklärungssucht zwei Menschenalter

lang den politischen Verstand und Geschmack systematisch verdorben hat, nicht mehr als natürlich. Sehr bedenklich ist es hingegen, daß die deutschen Minister des Kaisers selber dem offenbaren Mißverständniß ihrer eigenen Verfassung Nahrung zuführen. Wir meinen zunächst ihr Auftreten bei den Wahlen, wo sich fast alle um Mandate für die Landtage eifrig beworben haben. Was soll das heißen? In einem Lande wie England, wo zwei aristokratische Parteien sich in die Regierung theilen, die dem wohlbezahlten Königthum abgenommen worden ist, oder in einem Musterstaate des französischen Parlamentarismus wie in Belgien, wo das jedesmalige Ministerium aus der Kammermehrheit hervorgehen muß, hat die Bemühung der Minister um einen Sitz unter den Abgeordneten ihren natürlichen Sinn. In Oesterreich aber, wo eine derartige Herrschaft der Majoritäten völlig unmöglich ist, weil sie mit dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller einzelnen Länder und Völker unvereinbar wäre und nothwendig die Unterdrückung aller andern Partei-Existenzen durch die Eine in sich schlöße, wo also die Minister niemals etwas Anderes seyn können als die beauftragten Stellvertreter des als oberster Schiedsrichter über den Parteien und nationalen Besonderheiten stehenden Monarchen — wie soll da eine Minister-Candidatur verstanden werden? Nichts davon zu sagen, daß man schon dem herrschenden Servilismus eine solche Huldigung nicht hätte gönnen sollen.

Die Verfassung vom 26. Febr. ruht auf dem Grundsatz, daß die fraglichen Minister nicht nur für das Wienerthum, sondern für alle Nationen des Reichs die Geschäftsträger des Kaisers seyn sollen; ihre Verfasser aber sind, anstatt in unbefangener Würde über dem Treiben der Parteien zu wachen, nicht nur für ihre Person unter die Wähler gegangen, sondern sogar amtlich als Parteigänger des deutschen Liberalismus aufgetreten. Insbesondere hat Ritter von Schmerling durch

eigenes Rundschreiben die Stimmen der ihm untergebenen Beamten für vier Wiener-Candidaten angesprochen, von welchen zwei (Advokat Berger und protestantischer Superintendent Franz) auf der vorgerückten Linken sitzen, der dritte aber der jüdische Redakteur Kuranda war, der, selbst nach österreichischem Maß ein Riese an politischer Charakterlosigkeit, unter den Ministern Bruck-Bach-Buol nicht weniger als drei Orden eroberte und jetzt eine „Stütze" ihrer heftigsten Gegner ist. Feldzeugmeister Benedek dagegen hat seine Officiere — in Oesterreich sind nämlich, was z. B. im altconstitutionellen Bayern nur in dem Taumel von 1848 vorübergehend der Fall war, durch das Wahlgesetz vom 5. Januar auch die Officiere in den Wahltrubel hineingezogen — gerade vor den Leuten gewarnt, welche der Staatsminister empfohlen hat: vor den portefeuille-süchtigen „Advokaten und Doktoren, ehr- und geldgierigen Journalisten, unzufriedenen Professoren und Schullehrern".

Wie hochnöthig die strengste Enthaltsamkeit der Minister bei den Wahlen schon aus gewöhnlicher Klugheit gewesen wäre, hat sich bereits an einer auffallenden Thatsache erwiesen. Zu den amtlich Empfohlenen gehört Hr. Berger, der damals allerdings auf der Sonnenhöhe der Popularität zu stehen schien nach kaum eröffnetem Landtag aber, in Folge einer Schmutzerei an dem Abgeordneten Schuselka, ein paar solenne Katzenmusiken empfing und so verhaßt wurde, daß er sich kaum mehr auf der Straße sehen lassen durfte. Berger saß bereits im Frankfurter Parlament auf der äußersten Linken, er hatte sich neuerlich als Advokat Kuranda's in dem Proceß gegen Sebastian Brunner in hochliberale Erinnerung gebracht, und endlich als Vertheidiger Franz Richters die patriotische Moralität des Bruck'schen Finanzschwindels mit unerhörter Suada dargethan; aber er verrieth plötzlich den Fehler, daß er reich sei und in Geldsachen keine Schonung kenne. Hrn.

Schuselka, einem ursprünglichen Theaterrecensenten und Gemahl einer gefeierten Schauspielerin, der unter den schwülstigen Phrasenmachern des Östreichs die erste Stelle einnimmt, und schon 1848 um die Demokratie der Aula, so wie um die deutsch-katholische Bewegung schreiende Verdienste gesammelt hat, kam nun die constatirte Thatsache zu gut, daß er nichts besitzt als Schulden und blutarm geblieben ist in einer Zeit der Corruption, wo zugreifen konnte wer wollte. So ist er als das Muster eines uneigennützigen Patrioten auf dem Throne der Volksgunst befestigt, von dem Hr. Berger mit Spott und Schande im Flug hinabgeworfen wurde.

Wenn der Sturm die Gewässer peitscht, pflegt er den Schlamm in der Tiefe aufzurühren und an die Oberfläche zu führen; so geschah es auch bei den österreichischen Wahlen namentlich da, wo der Schlamm so dick liegt wie in Wien. Insbesondere hat mancher einfache Bürger jene Angestellten beschämt, die vor Bruck und Bach zehn Jahre lang im Staube gekrochen, jetzt aber plötzlich in constitutionellem Liberalismus sich überboten und mit der grimmigen Opposition prunkten, welche sie den Machthabern der Reaktion im stillen Schrein ihres Herzens gemacht haben wollen. Ein weiser Staatsmann braucht sich über derlei widerliche Erscheinungen nicht zu entsetzen, aber er mußte sie voraussehen und sich vorsehen, um durch ihre Berührung nicht beschmutzt zu werden, vollends in Oesterreich, wo Alles, was er thut, auf die Person des Monarchen zurückfällt.

Aber auch außerdem hat der Führer des neuen Ministeriums nicht viel Schonung des kaiserlichen Namens bezeugt. Wir haben seinen Amtsantritt mit Vertrauen begrüßt, weil wir in ihm nicht den Götzen einer Tagesmeinung, den die Meinung des nächsten Tages verächtlich unter den Tisch wirft, nicht den Parteimann, sondern den Staatsmann sehen wollten, der die zur Ausführung des Oktober-Diploms unum-

gänzlich nothwendigen Verfassungsformen von Autoritäts wegen erlassen, dann aber um keinen Preis mehr etwas oktroyiren würde. Anstatt dessen hat man des Oktroyirens kein Ende gefunden, und nahezu eine Art Parlaments-Regierung ohne Parlament gespielt. Zuletzt ist sogar einem schon versammelten Landtag noch in's Gesicht oktroyirt worden — Alles natürlich im Namen des Kaisers, der bereits wieder nicht weniger mit sich selbst in Widerspruch gesetzt ist als seiner Zeit durch die gesetzreichen Minister der verfehlten Reaktion.

In Folge des Diploms vom 20. Oktober hat bekanntlich der Minister Goluchowski die Landtags-Statute für vier kleinere Kronländer im Namen des Kaisers erlassen. Daß Hr. von Schmerling nicht in der gleichen Richtung fortfahren würde, verstund sich von selbst; ebenso war aber auch vorauszusehen, daß die vier Statute die erste Saison nicht überdauern würden, um so mehr also die Frage der Erwägung werth, ob man nicht das kaiserliche Wort über das Geschrei einer feilen Presse überwiegen lassen, und somit die wünschenswerthe Aenderung der Statute auf dem verfassungsmäßigen Wege durch die neuen Landtage selber einleiten müsse? Wie wenig hartnäckiger Widerstand dabei zu befahren war, zeigt der Ausfall der Wahlen in Tyrol, wo sogar der große Grundbesitz „liberal" wählte und die Vertheidiger der alten Verfassung grundsätzlich durchfallen ließ. Diese verfassungsmäßige Auskunft scheint aber kaum erwogen worden zu seyn, vielmehr wurden durch die neuen Statute vom 26. Februar die drei Monate vorher im Namen des Kaisers verkündeten rein abоktroyirt. Aber noch mehr! Am 5. Januar hatte der Minister ein Wahlgesetz für die Stadt- und Landgemeinden erlassen mit exorbitantem Census in der Weise der bekannten Bourgeoisie-Periode unter Louis Philipp von Frankreich. Wir bekämpften das Gesetz ernstlich, weil wir ein im Namen des Kaisers verkündetes Gesetz auch wirklich für Ernst hielten.

Aber wir irrten; am 26. Febr. wurde auch das neue Wahlgesetz aboktroyirt. Und noch nicht genug! Am 7. Sept. 1859 hatte ein kaiserliches Handschreiben bezüglich der Protestanten-Frage den Tyrolern zugesagt, daß die Ordnung derselben dem tyrolischen Landtage selber vorbehalten bleibe. Seit dem 6. April war dieser Landtag versammelt, am 8. April aber erließ der Minister ein allgemeines Protestanten-Gesetz, welches die gefürstete Grafschaft Tyrol ohne weiters mit einschloß und somit die vorbehaltene Entscheidung kurzweg aboktroyirte.

Noch einmal hat also das Gebot der Partei und ihrer von wahrer Hundswuth befallenen Tyroler Correspondenten alle anderen und die dringendsten Rücksichten überwogen. Während Oesterreich keinen schlimmern Feind hat als das tief gewurzelte Mißtrauen im Volke gegenüber der selbstherrischen und wechselvollen Gesetzmacherei der Regierung, legt man ihm recht geflissentlich die Frage nahe: was erst dann geschehen würde, wenn die Minister einmal eine compakte Parlaments-Mehrheit nach dem Schlage Berger-Schuselka hinter sich hätten? Und halten denn die Herren solche Abstriche an der Autorität des kaiserlichen Wortes für den richtigen Weg, um die Ungarn oder auch nur die Kroaten, Dalmaten, Istrier für die Centralregierung zu gewinnen, alle diese Völker, welche für ihre autonomen Rechte fürchten, von den staatsweisen Theorien des deutschen Liberalismus aber gerade deßhalb nichts wissen wollen? Hr. von Schmerling sollte wahrlich schon den bloßen Schein solcher doktrinären Befangenheiten um so ängstlicher fernhalten, als zwei seiner jüngeren Collegen ohnehin bereits als dreifarbig angestrichene Bachianer verschrieen sind.

Man hört vielfach von einer Wiener „Hofkamarilla" reden, die den deutschen Ministern entgegenarbeite, weil sie ihr Ohr den altconservativen Ungarn, den deutsch-feindlichen Separatisten Böhmens und ähnlichen Elementen geliehen habe. Gesetzt aber es wäre so, würde ihnen dann nicht gerade die

deutsche Partei am gefährlichsten in die Hände arbeiten, welche mit dem kaiserlichen Namen so schonungslos, wie eben gezeigt, umgehen zu müssen meint? Vor Kurzem hat eine Minister-Krisis in Wien stattgefunden, die unsere Liberalen für die Existenz der „deutschen Minister" zittern machte, wahrscheinlich weil ihnen ihr eigenes Gewissen sagte, wie leicht der Gegenpartei der Beweis fallen müßte, daß ein solches Verfahren nicht nur der Reichseinheit, sondern auch der kaiserlichen Autorität verderblich sei. Man forderte in der That entsetzliche Selbstverläugnungen von dem erhabenen Souverain, noch dazu ohne alle Noth. Denn der Allgemeinen Zeitung zu gefallen ist alles eher als die Mission eines österreichischen Staats-Manns!

II. Die Opposition der Conservativen und die Autonomie in Tyrol.

Wir haben uns in der österreichischen Frage von vornherein nicht auf den Boden der alten Stände gestellt, haben daher auch gegen die Februar-Verfassung als solche nichts einzuwenden. Niemand hat weder das Recht noch die Macht willkürlich rückwärts greifend ältere politische Formen aus ihrem Grabe wieder ins Leben zu rufen. Dieß gilt auch von den alten ständischen Verfassungen. Wären sie untergegangen, wenn der Geist, der sie einst belebte, nicht schon längst aus ihnen entwichen gewesen wäre? Wenn aber die uralten Principien der christlich-germanischen Gesellschaft noch lebendig sind, so werden sie sich auch vor dem Ende der Tage noch einmal in *neuen* Formen offenbaren. Aber in der Geschichte gibt es keine mechanische Restauration. Laßt die Todten ruhen!

So sagen nicht wir, sondern so hat Jarcke in seiner letzten Schrift gesagt*). „Die alte historische Eintheilung", wie-

*) Hundert Schlagworte zur Verfassungspolitik der Zukunft. München 1851. S. 7. 93 ꝛc.

derholt er, „in Prälaten, Adel und Städte deckt sich nicht mehr mit der heutigen Verschiedenheit der auf dem Lande und in den Städten vorhandenen Interessen; heute kommt es darauf an, daß jedes Interesse im Angesicht des Thrones zu Worte komme und seine Sache führe." Jarcke ist also von der Idee einer Vertretung bestimmter Interessen anstatt der Kopfzahl ausgegangen, und er hat insbesondere verlangt, daß auch dem Adel und Klerus nur in der gleichen Weise wie jedem andern Stand und Beruf die Möglichkeit gegeben sei, bei der Gesetzgebung im Sinne ihrer gemeinsamen Interessen mitzuwirken. Das Wie ist bei Jarcke freilich nicht klar; er hält aber an dem Gedanken fest, es liege in dem Wesen einer Interessen-Vertretung, daß bei ihr nicht wie bei der modernen Constitution das oberste Entscheidungsrecht des Monarchen an den Absolutismus einer größern Kopf- und Stimmenzahl verloren gehe, weßhalb eine auf solcher Grundlage beruhende Verfassung allerdings eine Wahrheit seyn könne.

Nun ist im engern Oesterreich zur Zeit natürlich alle Welt „liberal" und die wenig zahlreiche, wenn auch um so gewichtigere Schaar, welche sich offen „conservativ" nennt und als Hauptorgan das „Vaterland", die sogenannte Adelszeitung besitzt, hat sich zur Würdigung der den Statuten vom 26. Februar zu Grund gelegten Interessen-Vertretung keineswegs auf den ebengedachten Standpunkt gestellt. Sie verharrt vielmehr auf dem Boden des ständischen Princips und des historischen Rechts nach dem Buchstaben, und auch die überaus traurigen Folgen der in Ungarn versuchten Repristination haben sie nicht irre gemacht, wohl aber vorerst unmöglich. Zum Glück ist jedoch diese Opposition nicht auf die unselige Politik des Schmollens verfallen; der „Großgrundbesitz," der mit Adel und höherm Klerus in Oesterreich fast gleichbedeutend ist, hat vielmehr die neu eröffneten Wege politischer Thätigkeit eifrigst betreten, er hat zu den ungeheuern, mehr

als in jedem andern Lande gebrachten Opfern *) auch dieses noch hinzugefügt, und bringt der Adel nur noch das weitere Opfer der Bequemlichkeit, entwickelt er wirklich gleichartige Standesinteressen und corporatives Bewußtseyn, so kann ihm das schwerste Gewicht in der Wagschale nicht entgehen, und der glückliche Erfolg wird auch bald die Härten der ersten Anschauung abschleifen.

Offen gesagt sind wir, über das Ständewesen hinaus, uns aus dem „Vaterland" keineswegs ganz klar geworden, was die Herren aus der Februar-Verfassung eigentlich wegwünschen, noch weniger was sie positiv wollen. Es geht ihnen wie den „Conservativen" überall, sie wissen im besten Falle: was nicht, aber sie wissen nicht: was dann. Das nebulose Schlagwort der „historisch-politischen Individualitäten" hat der perfiden List der Ungarn gedient, aber es ist überall sonst Alles eher als ein Programm. Wohl ersieht man, daß die Herren die neue Verfassung beschuldigen: sie trete dem zweifachen Princip der Autonomie zu nahe, sie sei ein nur constitutionell gefärbter Rückfall in das Bachische Centralisationssystem. Niemand würde das mehr bedauern als wir. In Wahrheit sind aber die Akte vom 26. Februar an sich weder das Eine noch das Andere, sondern Alles kommt darauf an, was die Special- und Centralvertretungen daraus machen wollen. Ministerielle Neigungen zum Centralisiren fehlen nirgends, in Oesterreich haben aber jetzt die Provinzen das Recht Quodnon zu sagen, und benützen sie dasselbe so tapfer, wie eben jetzt Tyrol, so wird die Gefahr vorübergehen.

Es existirt keine moderne Constitution, aus der die Bureaukratie nicht eine neue Trutzburg zu machen gewußt hätte, und auch das österreichische Statut wird ihren Versuchen nicht

---

*) Man sehe darüber wahrhaft erstaunliche Thatsachen in der Schrift: „Bemerkungen über Verhältnisse des böhmischen Adels". Prag 1861.

entgehen. Aber was hindert die Landtage ihr den Paß ein- für allemal abzuschneiden, indem sie das thun, was der Kern des Volkes höher schätzt als alle liberalen Phrasen: nämlich die freie Selbstverwaltung der Ortsgemeinde herstellen, im Bezirk und Kreis desgleichen autonome Organismen schaffen und das Ganze unter ihre eigene Controle nehmen? Die Statute sagen allerdings nicht Was und Wie, aber sie setzen einen Landesausschuß als permanentes Organ des Landtags fest, und lassen ihm soviel executive Gewalt, daß er nur im Sinne des officiellen Commentars der Wiener-Zeitung zuzugreifen braucht, um dem Lande ein Selfgovernment zu verschaffen, wie es selbst England nicht besitzt, das aber freilich nicht oktroyirt sondern erobert seyn will.

Unsere Conservativen stehen zwar ehrlich und entschieden für das Dogma der Reichseinheit ein, aber sie sprechen für alle Kronländer nicht nur die administrative Autonomie, sondern auch das Recht der „innern Legislation" in derselben Ausdehnung wie in Ungarn an. Sie untersuchen nicht, ob eine solche Freiheitslast nicht manche Landtäglein in Kurzem erdrücken müßte, sondern sie behaupten, daß ohne dieß die landtägliche Competenz durch das absorbirende Uebergewicht des Reichsraths ausgepreßt und entleert werde. Nun setzt aber die Februar-Verfassung für die nichtungarischen Länder einen e n g e r n, nur aus den Vertretern dieser Länder bestehenden Reichsrath ein, dem nach §. 11 nicht etwa bloß einige gemeinsamen Arbeiten, sondern alle den Landtagen nicht ausdrücklich zugewiesenen Gesetzsachen vorbehalten sind. Auch uns erscheint diese Zwischenstufe des engern Reichsraths sehr gefährlich, aber aus ganz andern Gründen. Einerseits war es nämlich allerdings unmöglich, die seit Jahrhunderten gemeinsame Gesetzgebung der deutsch-slavischen Länder plötzlich auseinander zu reißen und das Reich mit einem Dutzend weiterer Ungarn-Autonomien zu bedecken. Andererseits liegt in jenem Sonderparlament die

Gefahr, daß es einen Dualismus der ungarischen und nicht-ungarischen Länder unvermerkt aber in concretester Weise einführe. Eben darum trägt das Uebel die Medicin in sich selber. Es wird stets ein Interesse der Selbsterhaltung für die Centralregierung seyn, von der innern Legislation der Landtage nur das Nöthigste für den engern Reichsrath abzuziehen, um nur ja in Pesth nicht das böse Beispiel einer ähnlichen Zusammenballung der ungarischen Kronländer zu geben.

Der Widerwille im Großen läuft aber, wie es zu geschehen pflegt, in kleinliche Nergeleien aus, wenn die Conservativen auch darin anorganische und anti-autonome Attentate sehen, weil die Verfassung bei den Reichsrathswahlen der Landtage auch den etwaigen Minoritäten ihre Stimmen zu sichern und die verschiedenen Gruppen vor dem Erdrücktwerden durch unduldsame Mehrheiten zu behüten sucht. Noch mehr finden sie die centralisirende Tücke in dem Vorbehalt ausgedrückt, wornach die Regierung eventuell auch mit Umgehung der Landtage direkte Wahlen zum Reichstag ausschreiben kann. Wie so? Istrien z. B. ist eine „historisch-politische Individualität", wenn nun die aus dem italienischen Stadtvolk genommene Mehrheit des Landtags die Reichsrathswahlen verweigert, so soll es dabei sein Bewenden haben und die Regierung nicht erfahren dürfen, ob denn auch das slavische Landvolk von den Agenten Cavours gewonnen ist? Und wenn der ungarische Landtag die Wahlen zur Centralvertretung abschlägt, dann sollen ipso facto auch die Serben, die Rumänen, die Deutschen, die Bezirke der britthalb Millionen Nordslaven in Ungarn gleichfalls ausgeschlossen seyn, obgleich es namentlich von den letztern ausgemacht ist, daß sie die feindseligen Trennungsgelüste des Magyarismus keineswegs theilen? Wahrlich, auch die Lehre vom historischen Recht und von den politischen Organismen kann zur chinesischen Schablone einschrumpfen, mit der sich keine leidenschaftslose Betrachtung mehr zu befreunden vermag!

Wohl aber hat uns das Verfahren des Ministeriums in Tyrol mit schmerzlichem Bedauern erfüllt. Nicht deßhalb weil nun auch Tyrol die Interessen-Vertretung anstatt der ständischen hat, und weil die Grafschaft an denselben Verfassungs-Formen mit allen deutsch-slavischen Kronländern theilnimmt, sondern deßhalb weil das ohnehin schwer gereizte und unzufriedene Land auf dem Weg liberaler Willkür, ohne Noth und Nutzen, dahin gedrängt worden ist, zu derselben Zeit wo es keinen Frevel an der Majestät gibt, welchen man den ungarischen Steuerverweigerern nicht gestatten zu müssen meint, und wo man in Wien für die sogenannten Nebenländer der ungarischen Krone nur Sammthandschuhe zu verwenden hat. Indeß hat sich Tyrol bereits gerächt, und dazu gratuliren wir ihm, nicht etwa in confessioneller Rücksicht, sondern weil es dem ganzen Reich höchst heilsam ist, daß endlich auch ein deutsches Land sein selbsteigenes und vom modernen Staat der Wiener Gelüste unabhängiges Recht geltend gemacht hat.

Tyrol hat nicht zu den Ländern gehört, wo das verfassungsmäßige Leben schon während der vor Jahrhunderten geführten Religionskriege untergegangen ist. Seine Verfassung stand bis 1848 in anerkannter Wirksamkeit und den 15. November 1860 wurde sie nach dem Gutachten des verstärkten ständischen Ausschusses, welcher am 7. September 1859 vom Kaiser zu Rath gezogen war, feierlich wieder eingeführt. Schon waren die Wahlen eingeleitet, in der Person des Grafen Leopold von Wolkenstein bereits ein Landeshauptmann ernannt und beeidigt, als das Statut vom 26. Februar erschien und Alles wieder aboktroyirte. Das Diplom vom 15. November hatte ausdrücklich bestimmt, daß Abänderungen der Landesordnung auf dem verfassungsmäßigen Weg durch den Landtag selbst zu bewirken seien; warum hat der Minister denselben nicht beschritten? Die vielverschriene Adresse der ständischen Partei hat nichts Anderes verlangt als diese Beachtung der

Rechtscontinuität und die Schonung des kaiserlichen Worts. Darüber sind freilich dieselben Leute, welche über den „Rechtsbruch“ in Kurhessen außer sich sind, wo der Bundestag die Constitution von 1831 auf nicht-verfassungsmäßigem Weg abgeschafft habe, in schäumende Raserei gerathen *), und sie haben Jeden mit der Rache des Volksgeistes bedroht, der sich weigern sollte, mit der ständischen Verfassung Tyrols den kürzesten Proceß zu machen.

Aber wie konnte der Minister, gleich jenen Parteimenschen mit dem doppelten Maß und Gewicht, so leichthin über die schweren Bedenken weggehen? Die Liberalen schwuren Stein und Bein, daß die reaktivirte Verfassung beim tyrolischen Volke tief verhaßt sei; was war denn also bei der Beschreitung des gesetzlichen Weges zu fürchten? Hat sich ja nachher wirklich herausgestellt, daß die Ständischen nicht einmal der Adelsstimmen sicher gewesen wären, die Revision des Statuts durch den Landtag somit keinem Anstand unterliegen konnte; und dennoch griff man lieber zum Bruch des kaum wiederhergestellten Rechts! Glaubte man vielleicht der liberalen Siegesgewißheit nicht recht vertrauen zu dürfen, oder handelte man etwa nur ganz harmlos im allgemeinen Drang der Gleich-

*) Um von den Zeitungs-Correspondenten zu schweigen, was soll man zu der im Namen der „Bürger von Bozen“ an den Kaiser gerichteten Gegenadresse sagen, worin sie vom Monarchen die geeignete Einleitung verlangen, daß der Urheber der böswilligen Adresse (unseres Wissens ist damit der treffliche Baron Giovanelli gemeint) „aus ihrer Mitte entfernt werde“, denn diese dem Volke feindliche, im Geheimen wirkende, die Meinung der Tyroler fälschende, der nothwendigen Vorbedingung zum Fortbestand des Staats aus niedriger Selbstsucht frech und heimtückisch entgegentretende Partei „verdiene keine Schonung“!! — Freilich kann man sich schon aus der Allgemeinen Zeitung genugsam überzeugen, daß es keine giftigeren Parteifanatiker gibt als ausgeartete Tyroler.

macherei? Im letztern Falle wäre der Zweck nicht einmal erreicht; denn das neue Statut für Tyrol unterscheidet sich von allen andern in dem wesentlichen Punkte, daß es nicht nur den Bischöfen eine Virilstimme am Landtag verleiht, sondern auch noch vier Aebten und Pröpsten dieses Privilegium zugesteht. So mußte man also in letzter Stunde doch noch eine Art von Ständerecht an Tyrol concediren; und ein solcher Erfolg hätte nicht wohlfeiler zu haben seyn sollen als um den peinlichen Vergleich, daß man den Ungarn, welche ihr verfassungsmäßiges Recht durch Hochverrath und Empörung, Absetzung der Dynastie und Einführung der Republik hundertfach verwirkt haben, ein vollgerütteltes Maß gewissenhaft zurückerstattet hat, während man den stets treuen Tyrolern, welche ihr Blut auf allen Schlachtfeldern gegen die Revolution reichlich vergossen haben, gibt oder nimmt je nach dem Ministerial-Ermessen zu Wien.

Zuerst glauben wir das wahre Motiv zu errathen, welches die Regierung in der tyrolischen Sache geleitet haben mag: es war wohl die Protestanten-Frage. Zu unserm Bedauern ist diese zarte Angelegenheit in eine solche Wechselbeziehung zum alten Statut gebracht worden, daß man geradezu argumentirte: „sobald die ständische Parität (gleichviel Abgeordnete von jedem der vier Stände) fällt und aufhört, kann auch das Eindringen der Protestanten in Tyrol nicht mehr abgewendet werden.“ Wir waren der Meinung, wenn die religiöse Einheit des Landes davon abhänge, dann stehe sie als pure Aeußerlichkeit ohnehin auf sehr schwachen Füßen und sei des Aufrechthaltens kaum mehr werth. Aber auch in Wien glaubte man nicht, daß es, um dem Andringen der Protestanten zu genügen, nichts brauche als die Abschaffung der Stände und ihrer Parität; vielmehr scheint man so gerechnet zu haben: lassen sich die Tyroler ihre alte Verfassung weg- und eine neue aufoktroyiren, so wird es mit der Aboktroyirung ihrer

religiösen Einheit noch weniger Gefahr haben, und heben wir den alten Landtag auf, ehe er noch zusammentritt, so sind wir des vom Kaiser demselben gegebenen Versprechens ledig und entbunden *). Das Handschreiben vom 7. September 1859 hat nämlich dem ständischen Ausschuß wörtlich zugesagt: „was die Ansässigmachung der Akatholiken in Tyrol betrifft, so ist es der Wille Sr. Majestät, daß diese von allen Seiten reiflicher Erwägung bedürfende Frage seinerzeit dem Landtag zur Berathung vorbehalten werde.“ Ehe nun aber der am 6. April zusammengetretene Landtag zum Wort kam, verfügte der Minister durch das Gesetz vom 8. April auch für Tyrol, daß den Protestanten der freie Zuzug ohne alle Beschränkung und Dispensertheilung zustehen solle. Der Minister rechnete wohl, daß der neue Landtag sich vor der vollendeten Thatsache beugen werde. Aber er hat schwer geirrt: der Landtag hat mit einer Majorität von mehr als drei Vierteln aller Stimmen durchaus das Gegentheil beschlossen.

Was soll man davon halten? Wir wünschen den Protestanten überall, wo sie nun einmal sind, die volle Parität; solange aber das tyrolische Volk die innere Kraft der Autonomie besitzt, sich das hohe Glück der religiösen Einheit zu bewahren, thut es recht und wohl daran. Nun wird zwar gerade von denen, welche sich täglich ein Privatvergnügen daraus machen die Bundesakte sammt dem Bund in Fetzen zu reißen, der Art. 16 derselben am lautesten gegen die Tyroler angerufen; jedenfalls ist es aber an ihnen, mit der Erfüllung seines ganz unzweifelhaften Inhalts voranzugehen, namentlich in Holstein und Mecklenburg. In beiden Ländern sind Katholiken und katholische Gemeinden längst angesiedelt, aber sie sind

*) Zu unserer eigenen Ueberraschung sehen wir, daß dieses Sophisma bereits offen ausgesprochen wird.

kirchlich und politisch helotisirt, und wir lesen nicht, daß die liberalen Organe, deren Zorngeschrei über Tyrol unaufhörlich ist, auch einmal die Stände von Holstein und Mecklenburg an den Artikel 16 erinnerten. Erstere nahmen vor Kurzem noch das Jus reformandi ungescheut in Anspruch, und dem Herrn von der Kettenburg hat zu Frankfurt das ganze Bundesrecht nichts geholfen. Sind diese dem Art. 16 unfraglich widerstreitenden Zustände einmal beglichen, dann mag man untersuchen, ob das Bundesrecht denn wirklich auch die souveraine Freizügigkeit nach dem engen Bergland der Tyroler erheischt *).

In wieferne uns die That des tyrolischen Landtags als ein politisches Ereigniß von großer Tragweite erscheint, haben wir bereits ausgeführt. Sie lehrt den Wiener Ministerialismus sein eigenes Werk verstehen, und wenn irgend etwas im Stande seyn wird, das Mißtrauen der Ungarn in die Statute vom 26. Februar zu verscheuchen, so muß es die Erkenntniß seyn, daß man es auch auf deutscher Seite mit der verfassungsmäßigen Autonomie ernstlich zu nehmen weiß. Oesterreich hat den rechten Weg getroffen, aber er ist schmal und verwachsen, Allen ungewohnt und ohne Vorgang in Europa, gegen das Abirren von der richtigen Mitte genügen die Verhaue zur Linken nicht, es muß auch zur Rechten solche geben.

III. Das Protestanten-Gesetz vom 8. April.

Wer sich erinnert, wie diese Blätter schon zu einer Zeit, wo die liberale Katholikenhetze in Baden und Württemberg noch am fernen Horizont stand, für die Protestanten in Oesterreich volle Freiheit und Autonomie sowie eine ehrliche Parität

---

*) Vgl. „über den Güterankauf der Protestanten in Tyrol" Histor.-polit. Blätter Bd. 44. S. 934 ff.

in Anspruch nahmen, zugleich aber eindringlich gegen jede Freiheit und Parität im Sinne des Indifferentismus sich verwahrten*): den brauchen wir unserer dankbaren Freude Angesichts des Patents vom 8. April nicht erst zu versichern. Das neue Gesetz ist ohne Ausnahme in jenem aufrechten Geiste gehalten, der den positiven Rechtsstaat von der rationalistischen Willkür und Indifferenz des modernen Staates unterscheidet, und hier wenigstens hat sich die Regierung von keiner Rücksicht auf das Naserümpfen und Achselzucken der Liberalen beschleichen lassen, das auch wirklich schon in reichem Maße eingetreten ist. Sonst wissen sie zwar an dem Gesetz nichts auszusetzen, es wäre denn, daß mit der Gleichberechtigung der Protestanten nicht sofort auch die Aufhebung des Concordats und der Klöster verbunden seyn soll. Das aber empfinden sie als einen enormen Widerspruch gegen den Geist des Jahrhunderts und als eine Beleidigung der Humanität, daß die ehrliche Sonderung der Confessionen, anstatt ihrer Verbreiung, das Princip des Gesetzes ist.

Die Schulen der Protestanten sollen nicht nur keine Mischschulen seyn, sondern selbst der Unterricht in weltlichen Gegenständen soll „mit vollständiger Wahrung des confessionellen Charakters" ertheilt, und an allen aus Staatsmitteln errichteten Schulen (die andern sind ohnehin völlig autonom) sollen nur Protestanten angestellt werden. Das Aergerniß eines solchen Rückfalls ins Mittelalter muß um so größer seyn, als es demnach fast scheint, daß auch unter der neuen österreichischen Aera das Concordat insoferne Recht behalten soll, daß auch die Katholiken katholische Schulen und Lehrer haben dürfen. Aber noch mehr: selbst die protestantischen Ehesachen sollen kirchlich

---

*) S. unsere Aufsätze über die Angelegenheiten der Protestanten in Oesterreich 1859 Heft vom 16. Okt. und 1. Nov. Bd. 44. S. 697 ff.).

werden! Nur „vorläufig" bleiben die Bestimmungen des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs in Wirksamkeit, „nach Feststellung des materiellen und formellen protestantischen Eherechts soll die Gerichtsbarkeit über evangelische Eheangelegenheiten ausschließend von evangelisch-kirchlichen Gerichtsbehörden ausgeübt werden." Das krönt den Verrath am modernen Staat! War nicht gerade dieß das unverzeihliche Verbrechen der Concordate, daß sie Schule und Ehe kirchlich machten, somit dem Staat seine „wesentlichsten Verfügungsrechte" entzogen? Und soll denn Baden vergebens mit dem musterhaften Beispiel vorangegangen seyn, wenn Oesterreich jetzt, anstatt die katholische Ehe zu säkularisiren, sogar die protestantische Ehe verkirchlichen, und dadurch vielleicht selbst Preußen Verlegenheit bereiten will?

Vor acht Jahren hat sich in Preußen ein großer Streit erhoben, ob dieser „evangelische Staat," der „Hort des Protestantismus auf dem Continent" seinen katholischen Unterthanen, welche nicht weniger als zwei Fünftel der ganzen Seelenzahl betragen, eigentliche Parität zugestehen könne, und die Regierungspartei hat unumwunden mit Nein geantwortet. Das freie England würde nicht nur mit Nein antworten, sondern es würde Jedem unter die Nase lachen, der für die acht Millionen Katholiken auf den zwei Inseln Parität ansprechen wollte. Das katholische Oesterreich hingegen sagt ehrlich Ja! Es läßt die dritthalb Millionen Protestanten im Reich nicht etwa nur laufen, sondern es verleiht ihnen verhältnißmäßigen Antheil an Staatsbeiträgen, an Gemeindemitteln und allen Anstalten, die nicht „stiftungsgemäß confessionell" sind; ihre Behörden haben Anspruch auf den Beistand des weltlichen Arms, ihre Geistlichen werden als solche auch vom Richter behandelt, beides nach Bestimmungen, welche wörtlich dem Concordat entnommen sind, was freilich bei den Liberalen die Sache nicht besser machen wird. Der Besitz und Genuß

des Kirchenvermögens wird für die Protestanten freier seyn als für die Katholiken; der Kaiser verbürgt ihnen die volle Heiligkeit des Eigenthumsrechts in demselben Moment, wo die liberalen Fraktionen vom künftigen Reichstag die Confiskation des katholischen Kirchenguts fordern.

Was die kirchliche Verfassung betrifft, so ist die durch Patent vom 1. September 1859 den ungarischen Protestanten gebotene Kirchen-Constitution nun wirklich auf die außerungarischen übertragen: ein vollkommenes Presbyterial- und Synodal-System. Damals, vor anderthalb Jahren, war bei den Glaubensgenossen diesseits nur Eine Stimme, daß kein protestantischer Staat in Deutschland je eine so freisinnige Kirchenverfassung gewährt habe, noch vielleicht je gewähren werde, am allerwenigsten Preußen. Auch die ungarischen Protestanten hatten die kaiserliche Gabe nur deßhalb zurückgestoßen, weil die evangelischen Umtriebe das bewährteste Mittel ihrer politischen Agitation waren, und weil sie überhaupt, wie seitdem der Augenschein lehrt, keine kirchliche Verfassung wollen und brauchen, sondern in der Anarchie sich am allerwohlsten, ja wahrhaft kannibalisch wohl befinden. Die Neulutheraner freilich und die streng Confessionellen in Deutschland werden über die neue Verfassung wie damals klagen, daß derlei demokratische Machenschaften der Kirche unter allen Umständen verderblich seyn müßten, nirgends aber mehr als bei den ganz verkommenen Elementen in Oesterreich. Einsichtige Männer im Lande selbst werden erschrecken bei dem Gedanken, daß künftig alle Pfarrer, Senioren, Superintendenten frei gewählt werden *), und nur die letzteren der landesfürstlichen Bestäti-

*) Als im vorigen Jahre der Entwurf, auf welchem das gegenwärtige Gesetz ruht, und seine Auffassung des „allgemeinen Priesterthums“ bekannt wurde, berichtete ein österreichischer Protestant über das „Protestantische Kränzchen“, das sich neben „evangeli-

gung bedürfen sollen, während ein der Generalsynode coordinirter „K. k. Oberkirchenrath“ die eigentliche Kirchenregierung ganz selbstständig führt. Sollten aber diese Freiheiten der Sache nicht gut bekommen, so fällt doch auf die Regierung nur die Schuld des verzeihlichen Wunsches, unnöthiger Einmischungen überhoben zu seyn; alles Andere ist das Verdienst des aus Sachsen berufenen Philologen Bonitz, der sich zum protestantischen Stimmführer aufgeworfen hat; insbesondere dürfte ihm die nagelneue Union zu verdanken seyn, welche das Gesetz dadurch einführt, daß es den Oberkirchenrath aus den Consistorien beider Bekenntnisse, des lutherischen und des calvinischen, zusammenschweißt. Vom Standpunkt des Wiener Protestantismus hätte man, wie es scheint, auch noch einen Juden und einen Türken beiziehen können; wie aber die neue Union weiterhin gefällt, muß die Zukunft lehren.

Nach dem Gesetz vom 8. April steht den Protestanten das Vereinsrecht und der ungestörte Verkehr mit dem Ausland zu. Es wird künftig österreichische Gustavadolfs-Zweigvereine geben (welche Ironie!), und die Verbindungen mit allen propagandistischen und religiös-politischen Gesellschaften des Auslandes, insbesondere Englands werden ungehindert seyn, wenn auch Ludwig Kossuth selber Staatssekretär des großen Londoner Traktaten-Vereins würde. Sollte aber die Revision des Concordats einmal zur Tagesordnung gelangen,

schen Bällen“ nun zu Wien in einem Gasthause gebildet habe, und besondern Nachdruck auf das freie Wahlrecht der Gemeinden lege, ohne zu bedenken, daß das bereits bestehende Wahlwesen so im Grunde verdorben sei, daß mitunter die Stellen sogar förmlich verkauft würden. Er weist auf die entsetzlichen Zustände der ungarischen Protestanten, er versichert aber überhaupt: „es ist kaum zu glauben, wie viele unreinen Elemente sich in das evangelische Kirchenwesen eingeschlichen haben, die nicht so leicht wieder beseitigt werden können“. Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 7. April 1860.

so wird doch wohl Superintendent Franz mit seinen liberalen Parteigenossen nur dann nicht für Wiederherstellung des Placets stimmen, wenn er bei der Wahl für den Reichsrath durchfällt.

Der Kaiser hat die Protestanten-Frage nicht vor die Kammer bringen wollen, sondern er ist von dem alten auch in Preußen noch geltenden Rechtsgrundsatz ausgegangen, daß kirchliche Angelegenheiten nicht vor das Forum gemischter Versammlungen gehören, und hat als oberster Schutzherr der Kirche im Einklang mit deren Vertretern von sich aus entschieden. Ob man dem Concordat dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, ist nach dem reizenden Beispiel der Liberalen in der oberrheinischen Kirchenprovinz sehr die Frage. Wohl aber kann vorkommenden Falls Hr. Cardinal Rauscher anstatt Leuten zu predigen, die nun einmal nicht hören wollen, kurzweg erklären: „Ist euch dieses Concordat absolut unleidlich, so gebt uns einfach das Protestanten-Gesetz vom 8. April; unbescheiden wird das Begehren hoffentlich nicht seyn, und wir werden dabei einen sehr vortheilhaften Handel machen"!

So viel ist jedenfalls gewonnen, daß das Concordat das Eis des josephinischen Bureaukratismus zuerst durchbrochen hat. Ohne diesen Dienst der katholischen Bestrebungen wäre das Protestanten-Gesetz vom 8. April in alle Ewigkeit unmöglich gewesen; und die Auferstehung der germanischen Freiheit überhaupt in dem von den Maschen der französischen Centralisation bereits dicht übersponnenen gewesenen Reich ist keineswegs den feigen Praktiken der ungarischen Calvinisten, sondern der Unterzeichnung jenes vielgeschmähten Vertrags zu danken. Diese Wirkung haben wir von ihm gefordert, als noch keine lebende Seele an einen italienischen Krieg gegen Frankreich dachte!

Den 23. April 1861.

XXXVIII.

Zur Geschichte der Mission Pasewalk in Pommern.

Im Frühjahre des Jahres 1748 erschienen in Pasewalk zehn Familien mit Kindern, Knechten und Mägden. Niemand kannte sie, ihre plattdeutsche Sprache, viel von dem pommerschen plattdeutschen Dialekte abweichend, war zumeist für die Bewohner Pasewalks unverständlich, ihre Gebräuche und Sitten völlig fremd. Nur so viel konnte man erfahren, daß es Auswanderer aus dem damals gräflich hessen-darmstädtischen Lande seien, denen von Sr. Majestät Friedrich dem Großen auf das Gesuch zweier Deputirten jener Gegend, des Johann Berth aus Rohrbach und Johann Koffenberger aus Wannbach die Aufnahme in den preußischen Staaten und zwar die Niederlassung in Pommern zugesichert war.

Zu ihrer Legitimirung zeigten sie dem damaligen Magistrat Pasewalks eine schriftliche Urkunde Sr. Majestät Friedrichs des Großen vom 28. Sept. 1747 vor, in welcher hundert Familien aus jener Gegend die Aufnahme in Pommern behufs Umwallung der Oder unter den günstigsten Bedingungen gestattet wurde. Es dürfte hier angebracht seyn, einige der Privilegien zu erwähnen, die ihnen in gedachter Urkunde zugesagt waren.

I. Von der Zeit der Abreise bis zur Errichtung ihrer hiesigen Etablissements sollten ihnen die nöthigen Verpflegungsgelder verabreicht werden, so zwar, daß jeder Wirth täglich 4 Sgr., jede Frau 3 Sgr., jedes Kind 2 Sgr, jeder Knecht 3 Sgr. und jede Magd 2 Sgr. erhielt.

II. Zu ihrem und der Ihrigen Unterhalt sollten gegen Entrichtung der landesüblichen Onera zwei Hufen Ackerland jeder Familie zugewiesen, und sogleich bei ihrer Ankunft wegen der zu genießenden gewöhnlichen Freijahre das Nöthige regulirt werden.

III. Ihre Söhne und Knechte sollten von aller Werbung zum Kriegsdienste, sowie von allen Contributionen, Amts- und Frohnfuhren zu ewigen Zeiten völlig befreit seyn.

IV. Auch auf die Erziehung der Kinder hatte der Gnadenbrief Rücksicht genommen und den erwähnten Familien die Anstellung eines Lehrers auf Sr. Majestät Kosten und eines Geistlichen bewilligt, dem 200 Rthlr. jährlicher Gehalt aus Staatsfonds ausgesetzt waren.

V. Das nöthige Brennholz wurde ihnen frei in der nächsten Heide gegen Erlegung eines Thalers jährlich, nebst Stammgeld und das erforderliche Bauholz zu Reparaturen mit einem Drittel der Bezahlung der Holztaxe gewährt.

Trotz jener Urkunde weigerte sich der Magistrat Pasewalks, erwähnte zehn Familien auf seinem Territorium aufzunehmen. Allerhöchster Befehl unter Androhung königlicher Ungnade führte die Eingewanderten zum Ziele. Damals besaß Pasewalk, wie schon der Name der Stadt anzudeuten scheint, „Paß am Walde“, eine unabsehbare Fläche Waldung. In der Mitte derselben, drei Viertel Meilen von der Stadt entfernt, wurde ihnen ein Theil des tiefen Urwaldes zur Urbarmachung und Austrocknung des Bodens angewiesen Daß dieses keine leichte Arbeit für die armen, bisher an Bequemlichkeit gewöhnten Pfälzer seyn mochte, läßt sich leicht denken; die Hoffnung einer besseren Zukunft belebte ihren Muth, stählte ihre Kraft. Die Waldung wurde gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet und der dadurch gewonnene Boden bebaut.

Die alten Pfälzer hatten aber mit ihren wenigen Habseligkeiten einen kostbaren Edelstein mitgebracht, der als Gemeingut von Allen mit großer Gewissenhaftigkeit bewahrt wurde. Dieser Edelstein war der katholische Glaube, das schönste Erbe ihrer Heimath, das sie, wenn auch noch von der Wildniß umringt, doch nicht gerne aufgeben mochten. Mit Gott fang an, mit Gott hör auf: war ihnen in der Jugend gelehrt worden. Darum war ihr erster Gedanke, eine Kapelle zum Dienste des Herrn von Lehm und Fachwerk zu erbauen und mit derselben die Wohnung des Küsters und Lehrers ihrer Kinder zu verbinden. Einen Geistlichen hatten sie freilich nicht, dafür mußten ihnen die jedesmaligen Küster und Lehrer in der gleichen Stunde, wo in Stettin priesterlicher Gottesdienst begann, Laiengottesdienst abhalten. Derselbe bestand im Gesang, in der Vorbetung der Meßgebete, wobei die Haupttheile der heiligen Messe durch das Zeichen der Glocke angedeutet wurden, und in der Vorlesung einer Predigt. Sie versetzten sich dabei im Geiste an den gemeinsamen Pfarrort, wo auch ihrer in der Waldeinsamkeit am Altar gedacht wurde. Erst als man sich ein Heiligthum geschaffen, dachte man auch an die Errichtung von Wohngebäuden. Allmählig verschwanden die Blockhäuser, und an deren Stellen erstanden freundliche Wohnhäuser. Einige Jahre später erblickte man in der vormals unwirthbaren Gegend ein freundliches Colonisten-Dörfchen Viereck, das aber immerhin von großen Waldungen eingeschlossen war. Man glaubt sich in die Urwälder Amerikas versetzt, wenn man die Aeltesten der Gemeinde von den ersten Anfängen des Dorfes, wie ihnen von ihren Eltern mitgetheilt wurde, erzählen hört.

Ohne Geistlichen haben sie durch hundert Jahre mit Hülfe eines Küsters ihren katholischen Glauben zu bewahren gewußt. Man ist fast versucht, die Erhaltung einer ganz katholischen Gemeinde im Norden Pommerns durch so lange Zeit in einer der katholischen Sache durchaus nicht günstigen Lage als ein Wunder zu betrachten, welches in dem Lieblingsgebet der braven Pfälzer, dem Gebet des heiligen Rosenkranzes seine Erklärung findet. Die Küster waren zumeist Handwerker, die von den übrigen Bewohnern nur so viel voraus hatten, daß sie etwas schreiben, lesen

und rechnen konnten, und sich besonders durch ihren christlichen Lebenswandel vor allen Uebrigen auszeichneten. So war der erste Küster, Marx, ein Messerschmied, der zweite, Muche, ein Bauer, der dritte, Friedlieb und dessen Sohn Carl Peter, Leinweber.

Von einer seelsorgerlichen Pflege war nicht die Rede, da zu jener Zeit nicht einmal die Stettiner Pfarrgeistlichkeit nach Viereck kam. Jährlich zweimal in Pasewalk dem katholischen Militär-Gottesdienste beizuwohnen, machte die ganze Seelsorge aus. Die vorkommenden Taufen und Trauungen wurden von dem protestantischen Pastor in Pasewalk vollzogen, der sich auch Pastor von Viereck nannte. Der jetzt pensionirte Küster Friedlieb weiß noch aus seiner Zeit zu erzählen, daß die katholische Geistlichkeit in Stettin nur nach zuvor eingeholter Erlaubniß des hiesigen Superintendenten einen Taufakt vollziehen durfte.

Herr Pfarrer Kirchhof aus Stettin war der erste katholische Geistliche, der Viereck besuchte und wahrscheinlich auch dem dasigen Sacellum die heilige Weihe ertheilt hat Unter den Pfarrern Heinevetter und Hampel aus Stettin wurde Viereck jährlich zweimal mit Gottesdienst versehen, wobei gleichzeitig die Kirchenbücher, die erst mit dem Jahre 1810 angelegt sind, revidirt wurden. Letzterer hat sich durch eine Fundation für die armen Schullehrer der Pfälzer-Gemeinden ein bleibendes Andenken gegründet.

Im Jahre 1837 war die kleine Colonie zu einem großen Dorfe herangewachsen, die Waldung von der Ostseite gänzlich entfernt, und die Zahl der Einwohner bis auf dreihundert Seelen gestiegen.

Der beschränkte Raum des bisherigen gottesdienstlichen Lokals konnte unmöglich länger für diesen Zweck benützt werden. Daher unternahm Herr Pfarrer Künzel aus Stettin mit Unterstützung der königl. Regierung den Bau einer größeren Kirche, die, wenn auch nicht im kirchlichen Style erbaut, doch den Ortsbedürfnissen genügt.

Mit dem Jahre 1848, hundert Jahre nach der Einwanderung, wurde der urkundlichen Zusage Friedrich des Großen theilweise durch Anstellung eines Pfarrers in Hoppenwalde genügt, welchem die

Pfälzer-Colonien Blumenthal, Viereck und Uhlenkrug zugewiesen wurden. Da es sich aber bald herausstellte, daß eine geregelte Seelsorge auch bei dem besten Willen des Geistlichen sich nicht ermöglichen ließe wegen der großen Entfernung der Orte, wurde in Pasewalk, wo sich ebenfalls eine Gemeinde von 120 Katholiken gebildet, ein Geistlicher am 15 Oktober vorigen Jahres angestellt und demselben Viereck als Filiale beigegeben.

Die Missions-Station Pasewalk ist noch in der Bethlehems-Einrichtung begriffen; sie ist ein armes schwaches Windelkind, das im frostigen Norden des Protestantismus nach der Pflege christlicher Nächstenliebe unserer Glaubensbrüder verlangt. Vorläufig ist ein Zimmer miethsweise zur Kapelle eingerichtet, während der Geistliche sein Quartier in der engen Stube eines Gasthofes suchen mußte. Um der Mission Bestand zu geben, hat die Gemeinde, da durch den Bau der Eisenbahn, der nunmehr fast mit Gewißheit anzunehmen ist, eine Vergrößerung derselben zu erwarten steht, eine alte Brauerei für 2750 Thlr. käuflich erstanden, wovon 1400 Thlr. in diesem Jahre abgezahlt werden sollen. Mag Gott und christliche Liebe uns zu dem Kaufschilling verhelfen!

XXXIX.

Zur Entdeckungsgeschichte Amerika's.

Die beiden ältesten General-Karten von Amerika. Ausgeführt in den Jahren 1527 und 1529 auf Befehl Kaiser Karls V. Im Besitze der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Erläutert von J. G. Kohl. Weimar, geographisches Institut. 1860 fol.

Vom vierzehnten Jahrhunderte an sind die Karten, welche in den verschiedenen Bibliotheken und Archiven Europas zerstreut liegen, von besonderer Wichtigkeit, weil wir von jener Zeit an die Spuren einzelner Entdeckungsreisen auf ihnen verzeichnet finden. Für die bedeutendste dieser Entdeckungen, für die Amerikas leisten uns die Karten dieselben Dienste, weßhalb die Herausgabe der beiden ältesten Generalkarten von Amerika ein sehr verdienstliches Unternehmen ist, dem sich der durch seine zahlreichen Reiseberichte schon seit langer Zeit bekannte Herr Verfasser unterzogen hat.

Von der einen, vom Kosmographen Karl's V. Diego Ribero 1529 verfaßten Karte hat schon der um die Geschichte der Geographie hochverdiente Sprengel im Anhange zur Geschichte der neuen Welt von Munnoz im Jahre 1795 eine Abbildung machen lassen, die einen Theil Amerikas enthält. Die andere Karte vom Jahre 1527 erscheint hier zum erstenmale,

ihr Verfasser ist nach der Ansicht des Herausgebers Hernando Colon, der berühmte und gelehrte Sohn des Christoph Columbus.

Beide Karten weisen allerdings, wie Herr Kohl sagt, auf verschiedene große und höchst interessante Schiffahrten und Entdeckungsreisen hin, von denen wir sonst gar keine oder nur höchst dürftige Nachrichten haben. Als Beispiele führt er mit Recht die ersten spanischen Reisen längs der Ostküste der jetzigen Vereinigten Staaten, sowie auch die längs der Nordküste des mexikanischen Meerbusens an.

Der Herausgeber hat deßhalb auch in der den trefflich abgebildeten Facsimile's beigegebenen Abhandlung den Versuch gemacht, die ganze Geschichte der Karten darzustellen, und ihren Inhalt in erschöpfender Weise zu analysiren. Diese Abhandlung zerfällt in zwei Theile. Im ersten, dem allgemeinen Theile schildert er das Aeußere der Karten, ihre jetzige Beschaffenheit, die Lebensverhältnisse ihrer Verfasser, die Quellen, welche sie benützten, das spätere Schicksal beider Karten und ihre Einwirkung auf die Kartographie des sechszehnten Jahrhunderts.

Im zweiten oder besondern Theile gibt er eine specielle Analyse aller auf den Karten enthaltenen Namen, Notizen und Inschriften, welche mit Island beginnt, auf die fabelhaften Inseln im nordatlantischen Ocean übergeht, dann die östlichen Küsten von Nordamerika und Südamerika, zuletzt aber die westlichen oder Südseeküsten beschreibt.

Referent muß bezüglich dieses zweiten Theiles auf das Werk selbst verweisen, aus dem ersten aber will er außer einiger allgemeinen Bemerkungen besonders die Ansichten des Verfassers über die Demarkationslinie hervorheben, bei welcher Hr. Kohl den Quellen, die ihm wahrscheinlich nicht zugänglich waren, entgegensteht.

Beide Karten umfassen die ganze damals bekannte Welt, und gehen sowohl im Norden wie im Süden bis zum 70sten

Breitengrade. Beide Karten, sagt der Verfasser S. 11, haben als ersten Meridian die Demarkationslinie, wie sie zwischen Spanien und Portugal vertragsmäßig festgesetzt worden war, sie wurde weiter gegen Westen hinausgerückt, als sie der Papst anfänglich gelegt hatte.

Papst Alexander VI. hatte nämlich in der an Ferdinand und Isabella von Spanien gerichteten Bulle inter cetera divinae majestati beneplacita vom 3. Mai 1493 denselben die neuen Entdeckungen, welche Columbus gemacht hatte, in der Form einer Schenkung bestätigt. Letzterer wird in der Bulle namentlich erwähnt, und von ihm und seinen Gefährten bemerkt: qui tandem divino auxilio, facta extrema diligentia, per partes occidentales, ut dicimus, *versus Indos* in mari Oceano navigantes, certas insulas remotissimas, et etiam terras firmas, quae per alios hactenus repertae non fuerant, invenerunt. Ueber alle diese genannten Entdeckungen, sowie über diejenigen, welche noch in der Zukunft gemacht werden sollten, überträgt der Papst das Eigenthum an Spanien.

Schon am folgenden Tage bestimmte er in einer zweiten mit denselben Worten beginnenden Bulle die Grenze zwischen den Entdeckungen der Spanier und Portugiesen. Sie sollte vom Nordpol zum Südpol in einem westlichen Abstande von 100 Leguas von jeder der Azorischen und Cap-Verdischen Inseln laufen. Der unbestimmte Ausdruck versus Indiam wird auch hier wiederholt, denn es heißt: fabricando et constituendo unam lineam a polo arctico, scilicet septentrione, ad polum antarcticum, scilicet meridiem, sive terrae firmae et insulae inventae et inveniendae sint *versus Indiam*, aut versus aliam quamcunque partem.

Bestimmter drückt sich eine dritte, noch in demselben Jahre erschienene Bulle aus, welche Navarrete im zweiten Bande seiner coleccion de los viages y descubrimientos nur in spanischer Uebersetzung gibt, während die vorhergehenden in der Sprache des Originals, die erste nach einer alten Copie im

Archive zu Simancas, die zweite nach dem Originale im Archive zu Sevilla gegeben sind.

In dieser dritten Bulle vom 25. September 1493 erweitert der Papst die Schenkung, die er zuvor dem Könige und der Königin gemacht hatte, auf alle neuen Entdeckungen, sie mögen Inseln oder Festland in sich begreifen, welche bereits gemacht oder noch zu machen seien, sie mögen auf der Schifffahrt gegen Westen oder gegen Süden zum Vorschein kommen, sie mögen im westlichen oder südlichen und östlichen Theile und in den Theilen von Indien liegen *).

Herr Kohl hat von den Worten dieser dritten Bulle eine eigenthümliche Auslegung gemacht. Er meint (S. 11), der Papst scheine zunächst bloß an einen möglichen Zusammenstoß der Mächte im atlantischen Ocean gedacht zu haben, und daher die Linie anfangs nur mitten durch diesen Ocean gezogen zu haben. Später, als ihm vielleicht eingefallen sei, daß der runden Beschaffenheit der Erde gemäß die beiden Mächte auch auf der andern Seite der Welt bei den Antipoden zusammenstoßen könnten, habe er in einer Bulle vom 25. Sept. 1493 den von ihm angedeuteten Halbkreis von Pol zu Pol zu einem vollen durch die Pole gehenden Kreise ausgedehnt, der die ganze Erdkugel in zwei Hälften, in eine portugiesische und in eine spanische getheilt habe.

Referent kann dieser Ansicht nicht beipflichten, denn der Inhalt der dritten Bulle steht ihr entgegen, in ihr ist die De-

*) Bei Navarrete T. II. p. 405 lautet der spanische Text: ampliamos la donacion, concesion etc. à todas y cualesquier islas y tierras firmes halladas y por hallar, descubiertas y por descubrir que navegando o caminando hácia el Occidente ó el Mediodia, son ó fueren o aparecieren, *ora esten en las partes Occidentales ó Meridionales y Orientales y de la India etc.* Diese Bulle fehlt im Bullarium ed. Cherubini. Luxemb. 1742. fol., die zwei vorhergehenden dagegen sind dort T. I. p. 453 und T. X. p. 3 abgedruckt.

markationslinie, wie schon Humboldt bemerkt hat, gar nicht genannt.

Die Worte, deren sich der Papst hier bedient: *ampliamos la donacion, concesion, asignacion y Letras sobredichas, con todas y cualesquier clausulas en las dichas Letras contenidas* beziehen sich auf die erste Bulle, in welcher bereits die Klauseln ausgesprochen sind, daß die Entdeckungen des Columbus nicht schon von Andern gemacht worden seien, noch sich im Besitze einer christlichen Macht befänden, denn keinem christlichen Fürsten sollte durch die päpstliche Schenkung, Bewilligung, Anweisung und Investitur sein Recht genommen werden *).

Die Schenkung, welche in der ersten Bulle nur von den Schiffahrten gegen Westen spricht, und den schon erwähnten unbestimmten Ausdruck *versus Indiam* hat, ist in der dritten dahin erweitert, daß Indien selbst mit drei Weltgegenden genannt wird, die Schiffahrt aber nicht bloß auf den Westen beschränkt, sondern auch auf den Süden ausgedehnt wurde, wie auch die Art und Weise zeigt, in der die erste Bulle an Columbus mitgetheilt wurde. Gerade vom Süden aber, wie Herr Kohl selbst bemerkt, wollte der König von Portugal die Spanier ausschließen, was er durch einen Privatvertrag mit Spanien zu erreichen suchte.

Der Vertrag kam auch am 7. Juni 1494 zwischen den spanischen und portugiesischen Gesandten zu Stande, die Grenze wurde nach einer noch zu bestimmenden Linie weiter gegen Westen verlegt, denn sie sollte nicht mehr nach der päpstlichen Entscheidung sich richten.

„Ueber diese Linie", sagt der Verfasser S. 12, „vermochte

---

*) Decernentes nihilominus per hujusmodi donationem, concessionem, assignationem et investituram nostram, nulli Christiano principi jus quaesitum, sublatum intelligi posse aut auferri debere.

man anfänglich etwas Bestimmtes nicht anzugeben. Man kannte weder die Größe des Erdballes genau, noch vermochte man die Längengrade auch nur mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Als aber die Ostküste von Brasilien im Jahre 1500 in sehr kleinem westlichen Abstande von den Cap Verdischen Inseln durch Cabral entdeckt wurde, war so viel gewiß, daß wenigstens ein großer Theil dieses Landes in die portugiesische Erdhälfte fiel, und Portugal nahm daher auch in Uebereinstimmung mit dem Vertrage von Tordesillas und ohne von Spanien daran gehindert zu werden, Besitz von jener Küste.

Ob man damals in Portugal oder Spanien schon Karten gemacht hat, auf denen man etwa die Demarkationslinie niederzulegen versuchte, ist uns unbekannt. Gewiß aber ist es, daß uns keine solchen primitiven Karten mit der Demarkationslinie erhalten sind. Auf keiner der uns aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts erhaltenen Karten ist es angegeben, wie weit Spanien und wie weit Portugal die Länder Südamerikas für sich in Anspruch zu nehmen gedachte. Man unterließ dieß vermuthlich, theils weil man anfänglich noch wenig Interesse dabei hatte, die Sache genau zu erörtern, theils weil man in Folge wissenschaftlicher Unfähigkeit dazu nicht vermögend war.

Erst als die Portugiesen ihr Land Brasilien häufiger zu beschiffen anfingen, wurde die Frage, wie viel von Brasilien durch die Theilungslinie von Tordesillas eigentlich für Portugal abgeschnitten wurde, wichtiger. Im Jahre 1514 hatten portugiesische Seefahrer (wir kennen nicht ihren Namen) die Nordküste von Brasilien beschifft, und waren weit westwärts segelnd dabei auch zu den Partien von Südamerika gekommen, die entschieden spanisch waren. Als Eindringlinge in die spanische Welthälfte wurden sie von den Spaniern gefangen genommen. Und der König von Portugal ließ als Repressalie dafür wieder einige Spanier ergreifen, die beim Cap Augustin, das ganz entschieden zur portugiesischen Welthälfte gehörte, betroffen waren. Hieraus entstanden nun Differenzen zwischen beiden Mächten, und zur Schlichtung derselben befahl der König von Spanien, daß eine Junta seiner besten Kosmographen und Piloten zusammentreten solle, um die

Karten zu revidiren und die Demarkationslinie deutlich niederzulegen. Auch machte er den Vorschlag, daß es wohl gut seyn möchte, geschickte Personen nach Brasilien zu senden, um die Sache an Ort und Stelle auszumachen. Dieß erzählt uns Herrera. Welchen Verlauf diese Angelegenheit aber gehabt und ob sie zu irgend einem Resultate geführt habe, theilt weder er noch sonst ein anderer Schriftsteller uns mit."

Genauer als hier sind die Vorgänge zu Tordesillas mit ihren Folgen in den Schriften von Navarrete, Varnhagen, Santarem und Anderen dargestellt, welche einiges Material hierüber enthalten, das indessen bisher nicht zusammengestellt wurde.

Referent will es daher versuchen, das Wesentliche der einzelnen Angaben hier zu vereinigen.

Der genannte Vertrag wurde zuerst von Seite Spaniens genehmigt. Ferdinand und Isabella bestätigten ihn in einem Schreiben vom 2. Juli 1494, welchem ein zweites mit Anweisungen zum Vollzuge desselben beigegeben war, das uns Santarem nicht näher bezeichnet hat. Johann II. von Portugal ertheilte seine Genehmigung am fünften September desselben Jahres.

Nach dem Inhalte des Vertrages sollte eine Linie vom Nordpole bis zum Südpole über die Theilung des Oceans entscheiden, welche 370 Meilen westlich von den Capverdischen Inseln zu ziehen sei. Zu diesem Zwecke einigte man sich darüber, binnen zehn Monaten zwei oder vier Caravellen, in gleicher Zahl von beiden Seiten genommen, nach der Insel Gran-Canaria zu senden, die mit Piloten, Sternkundigen und Seeleuten besetzt seien. Von dort sollten sie zuerst nach den capverdischen Inseln, von diesen aber in gerader Linie gegen Westen 370 Meilen zurücklegen, deren Flächeninhalt durch gegenseitiges Uebereinkommen zu bestimmen sei, bis die Grenze erreicht sei.

Von welcher Insel des genannten Archipels die entscheidende Fahrt vorgenommen werden solle, ist im Vertrage nicht bestimmt, der Vollzug mußte hiedurch gehemmt, die Auslegung selbst eine streitige werden.

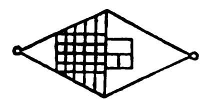
Mit einem Schreiben aus Segovia (16. August 1494) sandten Ferdinand und Isabella, gewöhnlich die Könige genannt, eine Abschrift des Vertrages an Columbus. Sie erklären in dem Schreiben den Vollzug der Grenze für eine sehr schwierige Sache, welche durch großes Wissen und Vertrauen bedingt sei, sie laden deßhalb den Columbus ein, zur Besprechung mit den Abgesandten des Königs von Portugal selbst zu kommen, oder doch seinen Bruder oder irgend Jemand zu senden, der von ihm schriftlich, mündlich oder durch Zeichnungen (por escripto, y por palabra, y aun por pintura) unterrichtet sei, und jedenfalls noch vor der im Vertrage bestimmten Zeit nach Spanien komme.

Bald nach dem Beginne des folgenden Jahres findet sich auch ein Gutachten des Kosmographen Jakob Ferrer, welches er aus Barcelona (27. Januar 1495) an die Könige über den Vertrag von Tordesillas erstattet hat.

Der Kosmograph, welcher von seinen Zeitgenossen seiner Kenntnisse halber sehr geschätzt war, sandte den Königen eine Abbildung der beiden Hemisphären in Form einer Plankarte (in figura extensa). Auf ihr befanden sich die beiden Pole, der Aequator, die Wendekreise, und die sieben Klimate, sämmtlich nach Vorschrift des Traktates de la esfera und eines Werkes de situ orbis, womit wohl Ptolemäus gemeint ist, angebracht nnd in Grade eingetheilt.

Die Entfernung der 370 Meilen vom Cap Verde gegen Westen bestimmte Ferrer mit Linien von gelber Farbe durch beide Pole gezogen, welche vom Aequator dreiundzwanzig Grade abstehen, und mit spitzen Winkeln den Polen nach

einer beigefügten Figur entsprechen, deren Abbildung Referent mit der Note eines Sachverständigen hier wiedergibt *).



*) Die vorstehende Figur zeigt eine Raute, deren senkrecht stehende Diagonale halb so lang wie die wagrecht liegende ist. Da nach Anleitung des Textes die Theillinien am Aequator 23° abstehen sollen, da ferner $7^{19}/_{23}$ solcher Theile die Länge eines Meridians (180°) ausmachen, und die kürzere Diagonale bei vollendeter Theilung diese Länge von 180°, die längere hingegen 360° oder die Länge des ganzen Aequators darstellt, so kann mit Bestimmtheit in der vorliegenden Figur ein Planiglobium erkannt werden, auf welchem — in Uebereinstimmung mit den am Anfange des 16ten Jahrhunderts gefertigten Planiglobien — die in der Mitte der Karte auf dem Meridian aufgetragenen Grade mit den Graden des Aequators die gleiche Länge zeigen und somit der Aequator die doppelte Länge des Meridians besitzt. — Durch die Rautenfigur hat der Verfasser unzweifelhaft die allmählige Verkleinerung der Parallelgrade vom Aequator anfangend gegen die Endpunkte des Meridians, oder die Pole hin, versinnlichen wollen. Hierauf bezieht sich die in der linken Hälfte der Raute befindliche Eintheilung in Quadrate, von welchem jedes der damals üblichen fehlerhaften Kartenprojektion entsprechend eine Länge und Breite von 23 Graden des Aequators zeigt. Das in der rechten Hälfte der Raute dargestellte größere Quadrat scheint hingegen durch seine horizontalen Linien versinnlichen zu sollen, welchen Längenabstand zwei unter gleichen Breiten nördlich und südlich des Aequators gelegene Punkte von dem zu suchenden Meridian besitzen.

Als Beweis dafür, wie unvollständig der Verfasser die Größe der Parallelgrade zu ermitteln verstand, und daß die von ihm entworfene Figur keine mathematische Construktion zur Auffindung der wirklichen Größe der Parallelgrade enthält, dient die von ihm gemachte Angabe, daß unter dem 15ten Grade der Breite ein Parallelgrad $20^{5}/_{8}$ span. Meilen, und unter den Wendekreisen $20^{4}/_{270}$ span. Meilen enthalte. Nach seiner Angabe beträgt die Größe ei-

Mit der Bemerkung, daß Alles, was gegen den Südpol mit gelben Farben durchzogen sei, dem Könige von Portugal gehöre, schließt Ferrer sein Schreiben, indem er sich zugleich bereitwillig erklärt, zur weiteren Bestimmung der Grenzlinie persönlich am Hofe zu erscheinen. Ein Schreiben der Könige berief ihn auch zum besseren Verständnisse seiner Zeichnung auf den ersten Mai nach Madrid.

Bei Navarrete findet sich indessen nur ein zweites Gutachten des Kosmographen. welches von ihm gleichfalls in das Jahr 1495 gesetzt wird, unentschieden ist, ob es Ferrer persönlich übergeben habe. Durch das Verfahren, welches er in diesem zweiten Gutachten empfiehlt, erhält man den Meridian, welcher 370 Meilen von den Capverdischen Inseln absteht, richtiger, als es nach dem zuerst erwähnten Plane der Fall ist.

Ferrer will die 370 Meilen der Entfernung vom Cap Verde durch den Nordstern bestimmen, was auch mit der Regel, die er hiezu vorschreibt, ziemlich übereinstimmt, wenn man von der Insel Jago aus rechnet *).

---

nes Grads im Aequator 21⅞ Meilen. und da — die Erde als Kugel betrachtet — die Parallelgrade sich wie die Cosinuse der Breiten verhalten, so ist die wahre Größe eines solchen Grades

unter 15° Breite 20,888 oder 20⁹/₁₀ span. Meilen,

und unter 23½ „ 19,831 „ 19⁹/₁₁ „ „

Die Entfernung der 370 Meilen von den unterm 15ten Breitengrade liegenden Capverdischen Inseln beträgt daher genau genommen 17⁷/₁₀ statt 18 Längengrade.

*) Nimmt ein Schiff, nach seiner Vorschrift, vom Parallelkreise unter 15° N. B. ablenkend, den Weg nach der Quart des Westens mit dem Nordwestwinde, so fährt es West 11¼° Nord. Setzt es diesen Weg fort, bis der Pol (Nordstern) 18½ Grad sich erhebt, so befindet es sich 3½° oder 72 spanische Meilen nördlich vom 15ten Breitengrade. Fährt von hier aus das Schiff so weit gegen Süden, bis sich der Nordpol (Nordstern) nur noch 15 Grade

Spanien veränderte indessen im Vereine mit Portugal den früher gefaßten Plan, eine Unternehmung zur See von den canarischen Inseln zur Bestimmung der Grenzlinie ausgehen zu lassen. Man entschied sich jetzt (15. April 1495) für eine Kommission von portugiesischen und spanischen Sternkundigen (astrologos), Piloten und Seeleuten, die an der Grenze beider Reiche sich versammeln sollten; ihrem Gutachten solle binnen zehn Monaten von dem Tage an gerechnet, an welchem es der eine Theil verlange, die wirkliche Feststellung der Grenzlinie nachfolgen. Die Kommission sollte sich schon im Juli versammeln, sie kam indessen nicht zu Stande. Durch den im December erfolgten Tod des Königs von Portugal mußten sich die Unterhandlungen noch mehr verzögern.

Schon am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts findet sich indessen von spanischer Seite der Versuch, die Grenzlinie auf einer Karte einzutragen, nur ist derselbe in den zwei Abdrücken, welche dem Referenten vorliegen, verschieden angegeben. Juan de la Cosa, der Begleiter des Columbus, hat ihn wohl zuerst gemacht, während Herr Kohl ihn einer portugiesischen Karte zuschreiben will, die siebzehn Jahre später fällt. Auf dem Abdrucke, welchen Humboldt dem fünften Bande seines examen critique de l'histoire de la géographie (Paris 1836. 8) beigegeben hat, ist der Meridian durch die capverdische Insel St. Antonio gezogen, er durchschneidet daher nur einen kleinen Theil der östlichen Küste Brasiliens, was ganz mit Ferrer's Ansichten übereinstimmt.

---

erhebt, so ist es zum 15ten Breitengrade zurückgekehrt, und hat daher die Hypothenuse CA und die kürzere Kathete AB eines Dreieckes beschrieben, in welchem die längere Kathete BC den Längenabstand des Schiffes von seinem Ausgangspunkte darstellt.

Es ist aber BC = AB. cotang. C, und da AB = 72 span. Meilen und C = $11\frac{1}{4}°$ ist, so erhält man BC = 362 spanische Meilen.

Auf dem Abdrucke, welcher zu der noch immer unvollendeten Sammlung Jomard's gehört, lauft der Meridian westlich von St. Antonio, und trennt daher einen größeren Theil des erwähnten Festlandes von dem Antheile Spaniens ab.

Mehrere Jahre verflossen inzwischen, bis sich der neue König Portugals an den Papst um Bestätigung des Vertrages von Tordesillas wandte. Julius II. befahl hierauf (1506, 24. Januar) den Bischöfen von Braga und Viseo, diese Bestätigung im Namen des apostolischen Stuhles vorzunehmen.

Die Auslegung des Vertrages blieb aber immerhin ein Gegenstand des Streites zwischen beiden Höfen. Zu einem solchen wurde auch das im August 1511 von den Portugiesen eroberte Malacca, welches, wie der portugiesische Gesandte Joao Mendes de Vasconcellos (30sten August 1512) vom Hoflager zu Logronno berichtet, von den Spaniern in Anspruch genommen wurde.

Portugal drang, wie aus einem andern Berichte desselben Gesandten ersichtlich ist (7. Sept. 1512), damals auf die Herstellung der Theilungslinie. Die Sache verzögerte sich indessen, später kam noch ein neuer Gegenstand des Streites, in den Molukken hinzu, auf welchen spanische Schiffe gelandet hatten.

Enciso's Geographie, die in erster Auflage zu Sevilla schon 1519, in zweiter ebendaselbst 1530 erschien, berührt wider Erwarten in dieser zweiten Auflage den Streit über die Molukken nicht, wohl aber spricht der Verfasser von der Grenzlinie. Nach seiner Ansicht ist sie durch eine andere der capverdischen Inseln zu ziehen, als nach der des Piloten Juan de la Cosa. Eure Majestät, sagt Enciso im Eingange seines Werkes, welches dem Kaiser Karl V. gewidmet ist, hat den Erdkreis mit dem Könige von Portugal getheilt, die Grenze, von welcher diese Theilung beginnt, ist 370 Meilen westlich von der Insel Fogo. Sie zieht sich daher auf dem Festlande In-

diens zwischen dem Strome Marannon, der südwestlich von der Insel Fogo liegt, in einer kleinen Neigung gegen die Quart des Südens und zwischen dem süßen Meere (mar dulce) hin. Eure Majestät muß wissen, daß von dieser Grenze, welche sich bei dem süßen Meere befindet, bis Malacca 2670 Meilen sind, zweihundert Meilen aber über Malacca hinaus sich die portugiesische Grenze endigt *).

Der Streit über die Molukken war durch die zwei spanischen Schiffe veranlaßt worden, welche mit den Begleitern des Magalhaes nach seinem Tode dahin gekommen waren.

Magalhaes selbst hatte sich schon im September 1519 veranlaßt gefunden, dem Könige Ferdinand eine kurze Denkschrift zu übersenden, in welcher er auf die Möglichkeit aufmerksam macht, Portugal könne die Molukken innerhalb der Grenzlinie ansprechen und eine entsprechende Abbildung der Küsten übersenden, welche doch Niemand so genau kenne, wie er selbst. Zu diesem Zwecke übersendet er dem Könige eine geographische Bestimmung der Länge und Breite der vorzüglichsten Länder und Vorgebirge, damit derselbe auch für den Todesfall des Seefahrers die Wahrheit erkenne.

Die Insel St. Antonio wird von ihm als die westlichste Spitze des capverdischen Archipels, von welchem aus man die Theilung gemacht habe, zu 17° N. B. mit der Bemerkung angegeben, daß sie 22 Grade östlich von der Theilungslinie liege.

Der Streit über die Molukken begann später (1523) wirklich, er sollte durch Schiedsrichter erledigt werden, die an der Grenze beider Reiche sich versammelten. Die Junta von

*) Man vergl. Enciso's summa de geographia etc. Sevilla 1530. fol 7. verso.

Badajoz, wie die aus Portugiesen und Spaniern bestehende Kommission heißt, war aber eben so wenig darüber einig, von welcher Insel aus gemessen werden sollte, als man es bisher war. Die Spanier bestanden (13. Mai 1524) auf der Insel St. Antonio, die Portugiesen schlugen an demselben Tage die Inseln Sal und Buena Vista vor.

Die Spanier, sagt Varnhagen, entschieden sich für Antonio, weil sie sich dadurch für den Besitz der Molukken sichern wollten, die Portugiesen wiesen diesen Anspruch zurück, vergaßen aber gänzlich, wie vortheilhaft für ihre Besitzungen in Brasilien die Annahme der Insel St. Antonio war, die zugleich als die einzige logisch-richtige erscheint.

Die Frage wurde überhaupt weit mehr als eine politische, denn als eine wissenschaftliche behandelt, ihr Verlauf ist bekannt: es kam niemals zu einer vertragsmäßigen Feststellung einer Grenzlinie, die Molukken gingen aber (1529, 22. April) durch Kauf an Portugal über. So endigte sich der Streit, dem Herr Kohl jedenfalls zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Herr Kohl hat in der Einleitung zum vorliegenden Werke auch die Veröffentlichung eines historischen Atlasses zur Geschichte von Amerika in Aussicht gestellt. Referent begrüßt diese Ankündigung mit Freude, denn er hat selbst in der Entdeckungsgeschichte von Amerika auf das Daseyn mehrerer bis dahin unbekannter oder nicht beachteter Karten hingewiesen, die zu den ältesten gehören.

In dem Atlas der bayerischen Akademie konnten sie gleichwohl keine Aufnahme finden, weil nur solche Karten aufgenommen werden sollten, deren Originale sich in den wissenschaftlichen Sammlungen unserer Hauptstadt befinden.

An dem Werthe eines solchen Atlasses wird Niemand zweifeln, dagegen darf man ihn auch nicht überschätzen, denn

für die Geschichte einer Seereise, die aus Tagebüchern und Urkunden feststeht, wie z. B. des Magalhaes, können die Karten immerhin nur als sekundäre Quelle gelten. Die ersteren Quellen verdienen überall da den Vorzug, wo die wesentlichsten Ereignisse durch sie allein auf dem Gebiete der historischen Forschung festgestellt werden können.

Auf dieses Gebiet möchte auch Referent Herrn Kohl bei seiner neuen uns in Aussicht gestellten Arbeit verweisen, und ihn zugleich zur Benutzung einer reichhaltigeren Bibliothek veranlassen. Sein schönes Talent hat sich in einer Reihe von Beschreibungen gezeigt, was Referent gerne anerkennt, indessen dürfte nicht zu verkennen seyn, daß wir in der Geschichte der Geographie nicht auf dem modernen Standpunkte der Beschreibung, sondern immer noch auf dem älteren einer mühsamen Forschung stehen.

München, den 20. März 1861.

Friedrich Kunstmann.

XL.

Frankreichs traditionelle Politik gegen Deutschland und deren Streben zur Erwerbung der Rheingrenze.

Der französische Imperator hat bei vielen Gelegenheiten erklärt, daß er Frankreichs traditioneller Politik in allen seinen Regierungshandlungen getreu bleiben werde. Wir kennen den Charakter und das Ziel dieser Politik, denn alle Thatsachen zeigen uns, daß Frankreich von jeher die Bestimmung der internationalen Verhältnisse, daß es die Herrschaft in Europa erstrebt hat. Sollte Frankreich dieses Ziel erreichen, so mußte die Macht des habsburgischen Reiches zerstört werden, und Deutschland sollte die Zerstörung nicht hindern. Um aber Deutschland zu zerreißen, mußte man die Reichsfürsten gegen ihren Kaiser stellen, mußte man sie an französische Interessen ketten, mußte man sie stark machen gegen ihr eigenes Vaterland und schwach gegen dessen Feinde. Frankreich mußte sich ausdehnen, mußte für seine Grenzen Linien suchen, von welchen der Verkehr und die Verhältnisse der Nachbarländer beherrscht, und von welchen übermächtige Angriffe mit Leichtigkeit ausgeführt werden können. Solche Linie ist der Rhein, und darum ist das Streben zur Erwerbung der Rheingrenze aus dem Streben zur politischen Hegemonie in Europa noth-

m Kaiser Lothringen nur als Lehen der französischen Krone
gen, und man machte den Franzosen glauben, daß der deut-
: König Albrecht I. den Rheinstrom als Frankreichs natürliche
enze anerkannt habe. Wenn dieser König im Jahre 1299
s Anerbieten Philipps des Schönen zur Errichtung einer
itschen Erbmonarchie um den Preis der Rheinlande zurück-
es, so waren es die deutschen Reichsfürsten, welche das
nzösische Interesse gegen Deutschland besorgten. Immer
rer erscheinen die Plane der französischen Könige und im
ifzehnten Jahrhundert waren sie schon so festgestellt, daß
irl VII. und sein Dauphin, bei Gelegenheit des Einfalles
: Armagnaken, versicherte, sie beabsichtigten keine Feindselig-
ten gegen Deutschland, da sie lediglich die natürlichen Gren-
. Frankreichs, nämlich die Länder bis an den Rhein, Elsaß,
etz, Toul und Verdun wieder erwerben wollten. Der Dau-
n machte kein Hehl daraus, daß er Straßburg belagern
d auch Freiburg und Breisach anneriren wolle (volunt ad-
igi). Unterm 19. Nov. 1444 meldete der Xantener Cano-
ius Peter von Hasselt an den Trierer Erzbischof Ja-
von Sirk, Carl VII. habe gesagt: „er wolle für deutsche
eiheit und Adel gegen das Haus Oesterreich streiten, das
isse kleiner werden. Auch hörte ich, er habe gesagt, er wolle
n Hause Oesterreich in Ungarn und Böhmen ein Spiel
elen, dessen es sich nicht versehen werde. Frankreich müsse das
nd bis zum Rheine haben und er fürchte die deutschen Für-
n nicht, die wolle er alle schlagen, den einen nach dem an-
rn, aber er fürchte die deutschen Städte und Bauern".

Schutz- und Trutzbündnisse deutscher Fürsten mit Frank-
ch gehörten nun zu den gewöhnlichen Erscheinungen, und
on geschah es, daß sie im Reichskriege gegen Frankreich die
ellung ihrer Contingente verweigerten. Man weiß, wie
ichtlos das Reich unter Kaiser Friedrich III. geworden,
d doch war im deutschen Volke noch Kraft und Sinn; die
utschen Bauern und Bürger vertrieben die französischen Söld-

Diese Schrift ist klein, aber sie enthält sehr viel; sie ist keine politische Abhandlung, sie ist eine rein geschichtliche Arbeit, welche viel unbekannte Thatsachen aus wenig bekannten Quellen enthält und sie ohne Zwang und ohne künstliche Combinationen mit bekannten zusammenstellt. Die einfache Reihenfolge der Thatsachen wiegt mehr als alle Wahrscheinlichkeitsschlüsse, und weil in dieser Schrift Alles so einfach und so natürlich erscheint, so ist die Darstellung überzeugend und sie zeigt dem Politiker die unveränderliche Idee einer jeglichen Regierung in Frankreich.

Wir werden in nachfolgender Darstellung die Anordnung des Verfassers beibehalten. Die Einzelheiten und deren Nachweisung aus den Quellen mag der Leser aus der Schrift selbst entnehmen.

1.

Wenn wir daran erinnert werden, daß schon im zehnten und im eilften Jahrhundert die sächsischen Kaiser mit Waffengewalt die deutschen Rheinlande festhalten oder gar wieder erobern mußten, so knüpfen sich bekannte Thatsachen allerdings nur als Ausgangspunkte an die spätern an; aber wir sind höchlich überrascht, wenn wir erfahren, daß schon in jener frühen Zeit die Franzosen als „Feinde und Verfolger Deutschlands“ bezeichnet, daß die Nachäfferei französischer Sitte und französischer Frivolität in Deutschland beklagt wurde, daß man schon im zwölften Jahrhundert französische Hofmeister für die Kinder vornehmer Häuser suchte; daß der deutsche Adel schon damals französische Sprache und Literatur annahm, und daß die Deutschen von Paris aus die Gesetze der Mode erhielten. Vor sechshundert Jahren, wie heute, waren Hofschriftsteller die Werkzeuge, und Entstellungen und Lügen die Mittel der französischen Politik, und so mußte Wilhelm von Nangis in dem französischen Volk die Lüge verbreiten, daß die deut-

schen Kaiser Lothringen nur als Lehen der französischen Krone trügen, und man machte den Franzosen glauben, daß der deutsche König Albrecht I. den Rheinstrom als Frankreichs natürliche Grenze anerkannt habe. Wenn dieser König im Jahre 1299 das Anerbieten Philipps des Schönen zur Errichtung einer deutschen Erbmonarchie um den Preis der Rheinlande zurückwies, so waren es die deutschen Reichsfürsten, welche das französische Interesse gegen Deutschland besorgten. Immer klarer erscheinen die Plane der französischen Könige und im fünfzehnten Jahrhundert waren sie schon so festgestellt, daß Carl VII. und sein Dauphin, bei Gelegenheit des Einfalles der Armagnaken, versicherte, sie beabsichtigten keine Feindseligkeiten gegen Deutschland, da sie lediglich die natürlichen Grenzen Frankreichs, nämlich die Länder bis an den Rhein, Elsaß, Metz, Toul und Verdun wieder erwerben wollten. Der Dauphin machte kein Hehl daraus, daß er Straßburg belagern und auch Freiburg und Breisach annexiren wolle (volunt adjungi). Unterm 19. Nov. 1444 meldete der Xantener Canonikus Peter von Hasselt an den Trierer Erzbischof Jakob von Sirk, Carl VII. habe gesagt: „er wolle für deutsche Freiheit und Adel gegen das Haus Oesterreich streiten, das müsse kleiner werden. Auch hörte ich, er habe gesagt, er wolle dem Hause Oesterreich in Ungarn und Böhmen ein Spiel spielen, dessen es sich nicht versehen werde. Frankreich müsse das Land bis zum Rheine haben und er fürchte die deutschen Fürsten nicht, die wolle er alle schlagen, den einen nach dem andern, aber er fürchte die deutschen Städte und Bauern".

Schutz- und Trutzbündnisse deutscher Fürsten mit Frankreich gehörten nun zu den gewöhnlichen Erscheinungen, und schon geschah es, daß sie im Reichskriege gegen Frankreich die Stellung ihrer Contingente verweigerten. Man weiß, wie machtlos das Reich unter Kaiser Friedrich III. geworden, und doch war im deutschen Volke noch Kraft und Sinn; die deutschen Bauern und Bürger vertrieben die französischen Söld-

ner: „sie wollten schlagen und frei seyn und den Kaiser gen Rom führen", aber dieser Aufschwung der Nation war vergebens; Mailand wurde genommen, Italien dem Reiche entfremdet, Preußen ging an Polen verloren, Böhmen und Ungarn wählten sich ihre Herrscher, Dänemark eroberte Schleswig und Holstein, und Frankreich erwarb vom burgundischen Reich ein Stück nach dem andern. Die deutsche Nation mit all' ihrer Kraft hat keinen Widerstand geleistet, ihre natürlichen Führer besorgten nur ihre jämmerlichen Familieninteressen und diese banden sie an den Feind ihres Vaterlandes. Wohl konnte Kaiser Maximilian I. sagen: „deutsch ehr ist mein ehr und mein ehr ist deutsch ehr"; wohl konnte er die Aufgabe und die Pflichten seiner Sendung erkennen, wohl konnte er Ordnung im Innern des Reiches und damit dessen Macht nach außen herstellen wollen; der Adel, die Bürger und die Bauern waren mit ihm, aber die Franzosen konnten sich rühmen, daß sie „vermöge der Zwietracht der deutschen Fürsten alle Wünsche erreichen, und mit leichter Mühe selbst das deutsche Kaiserthum sich aneignen würden". So berichtet der englische Gesandte Franz Dupuit schon im Jahre 1492, also vor dem Tode Friedrichs III. Die Franzosen drangen unaufhaltsam nach dem Rhein vor, der Kaiser Max bot vergebens die Beredsamkeit einer glühenden Vaterlandsliebe auf; er fand bei den Reichsfürsten nur kühle Antworten und den Wunsch, mit Frankreich zu unterhandeln. Der König Franz I. wollte mit einem Schlage Deutschland unter seine Botmäßigkeit bringen; er wollte deutscher Kaiser werden; der Admiral Bonivet begab sich mit 400,000 Sonnenkronen an die Höfe der Kurfürsten, um deren Stimmen zu kaufen und seine Bewerbung scheiterte keineswegs an dem Nationalgefühl der Wahlfürsten, sondern an der Aeußerung des Königs, daß er in Deutschland Ruhe und Ordnung schaffen werde, wie sie in Frankreich bestehe. Ruhe und Ordnung durch kaiserliche Gewalt war den deutschen Fürsten in keiner Weise genehm; aber

voll Zorn über das Mißlingen seiner Bewerbung sagte der französische König: „er wolle doch noch an's Reich kommen und kund thun, welche Rechte seine Krone auf Deutschland habe“. Und dazu sollte sich bald die Gelegenheit bieten.

Hätte der deutsche Kaiser das neue Bekenntniß angenommen, so hätte der König von Frankreich ohne Zweifel die Katholiken unterstützt; so aber lag die Sache umgekehrt und als der Schmalkaldische Bund entstund, verband er sich sogleich mit diesem. Er hetzte die Türken zu einem Einfall in Deutschland und in Ungarn auf, und ließ im Jahre 1535 die deutschen Fürsten versichern: weil der Kaiser und der König Ferdinand eine habsburgische Universalmonarchie errichten wollten, so führen die Türken Krieg gegen diese, „lediglich für die Freiheit und zum Besten der Christenheit.“ Selbst Luther entbrannte in gerechtem Zorn über das Bündniß seiner Glaubensverwandten mit Frankreich, welches das gemeinsame Vaterland dem einen Erbfeind im Osten und dem andern im Westen preisgab. Wer denkt dabei nicht, daß man im Jahre 1855, also 320 Jahre später den Großtürken im Bunde mit dem französischen Selbstherrscher ebenfalls als einen Kämpfer für die europäische Freiheit bezeichnet hat, und daß damals gar viele sonst verständige Männer verblendet genug waren, um in diesem Bunde eine Stütze der katholischen Kirche zu sehen. Daß Moritz von Sachsen am 5. October 1551 durch den Vertrag von Friedewalde die zum Reich gehörigen Bisthümer Metz, Toul, Verdun und Camrich an Frankreich verkaufte, um mit dem Gelde den Bürgerkrieg in Deutschland zu führen, das ist männiglich bekannt; aber nicht Viele haben das Instrument dieses Vertrages gelesen und man muß es lesen, um glauben zu können an die Rohheit und an die Niederträchtigkeit, mit welcher deutsche Fürsten einen Verrath am Vaterlande begingen, so schmachvoll wie die Geschichte keinen andern kennt. Dieser Verrath am Reichslande war nicht der alleinige Verrath dieser Fürsten, denn sie versprachen dem

König ferner, ihm bei der Eroberung der Freigrafschaft Flandern und Artois, also wieder deutscher Reichslande, zu helfen, und ihn oder einen ihm beliebigen Fürsten bei der nächsten Wahl zum Kaiser zu wählen. Es wurde ferner vereinbart, daß der allerchristlichste König „ein Feuer in den Niederlanden entzünde, damit der Feind (d. h. ihr Herr und Kaiser) an mehreren Orten zu löschen hätte und gezwungen wäre, seine Kräfte zu theilen." Während die Türken auf Anstiften Heinrichs II. im Mittelmeer und in Ungarn, und während französische Heere den Kaiser in Italien bekriegten und mit den Verbündeten von Friedewalde durch Süddeutschland nach Tyrol rückten, erklärte derselbe König in einem deutsch geschriebenen Manifest: weil die „deutsche Nationalfreiheit" durch den Kaiser in große Gefahren gekommen sei und Frankreich den Untergang derselben nicht gestatten dürfe, so sei er mit vielen deutchen Fürsten auf deren Begehr „zur Errettung der deutschen Freiheit" in ein christlich Verständniß getreten. Er thue, sagte der König, „männiglich kund und bezeuge bei Gott dem Allmächtigen, daß er aus diesem mühseligen und schweren Vorhaben großen Unkosten und Gefahr und Sorgen für seine eigene Person keinen andern Nutzen und Gewinn suche und verhoffe, als daß er aus freiem königlichen Gemüthe die Freiheit der deutschen Nation und des heiligen Reiches u. s. w. zu erhalten gedenke. Niemand solle einiger Gefahr sich befürchten, da er diesen Krieg bloß deßhalb unternommen habe, um einem Jeden seine verlornen Gerechtigkeiten, Ehre, Güter und Freiheiten wieder zu verschaffen."

Die vorliegende Schrift hat wohl viel zu gedrängt die Treulosigkeit und die Gewaltthaten bezeichnet, mit welchen der französische König sein uneigennütziges Werk der Befreiung begann, und sie hat ebenfalls nur kurz angeführt, wie der König von Metz mit seinem Heere durch Lothringen bis gegen Straßburg vorrückte, aber in dieser Reichsstadt dießmal nicht die Verräther von Metz, wohl aber eine Bürgerschaft fand, die

gesonnen war ihre Freiheit zu vertheidigen. Dagegen aber ist es in hohem Grade überraschend, wie nachgewiesen wird, daß Heinrich II. am 12. Juni 1552 in Verdun einzog und eine „freie Abstimmung des Volkes“ für die Annexion an Frankreich unter dem Schutz der französischen Soldaten zu Stande gebracht und durch eine neue Citadelle und eine stehende Besatzung gegen übelwollende Reaktionen geschützt hat. Wären nicht die Quellen angegeben, so müßte man fast glauben, daß man die französische Politik unserer Tage um drei Jahrhunderte zurückgesetzt habe.

Wie nun die französischen Ränke arbeiteten, wie Frankreich sich offen in die inneren Reichsangelegenheiten einmischte, wie es den Frieden zwischen dem Kaiser und den Reichsständen verhinderte und überall heuchlerisch seine Uneigennützigkeit und seine Achtung vor der deutschen Freiheit betheuerte, das mag man in der Schrift lesen und wer es liest, der wird sehr nahe liegende Vergleichungen anstellen, wenn ihm vorgeführt wird, wie der König von Frankreich versicherte, daß er keine Eroberungen in Deutschland machen wolle, daß er vielmehr wünsche, es möge je eher je lieber ein Congreß abgehalten werden, um die Angelegenheiten des deutschen Reiches zu ordnen. Wenn nun während der Friedensverhandlungen der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach als „Diener des französischen Königs“ an der Spitze eines starken Heerhaufens Franken und Schwaben brandschatzte und die Lilien Frankreichs in deutschen Reichslanden aufrichtete, so kann dieß nach dem Bündniß von Friedewalde nicht mehr überraschen und wenn Karl V. erklärte: „es sei der Plan des Königs von Frankreich, ihn und seinen Bruder Ferdinand zu Grunde zu richten, um nachher das römische Reich und besonders Deutschland in Knechtschaft und Elend zu bringen: dieß sei die Glückseligkeit, welche die Deutschen von jener Seite zu gewärtigen hätten“ — so hat dieser große Kaiser eine Wahr-

heit ausgesprochen, welche für die drei folgenden Jahrhunderte galt und noch ferner gelten wird.

Nach Abschluß des Passauer Vertrags wurde die Abtretung der Lothringischen Bisthümer anerkannt; Deutschland ging auch Liefland und Esthland und der größte Theil des burgundischen Kreises verloren, deutsche Fürsten nahmen Sold und fochten gegen ihr Vaterland. „Alles, Groß und Klein", klagte Kaiser Max II. im Jahre 1570, „verkauft sich den fremden Potentaten, denen es erlaubt wird, die deutsche Mannschaft, Macht und Stärke durch Werbungen an sich zu ziehen, wodurch selbige zu des deutschen Namens großer Verkleinerung mehr von ihrer, als der kaiserlichen Majestät und des Reiches Gewalt abhängig wird."

2.

In dem furchtbaren Bürgerkriege, welcher nach dem Tode Heinrichs II. Frankreich verheerte und das Königthum selbst seinem Sturz nahe brachte, vergaß Frankreich nicht seiner auswärtigen Politik, welche Aufruhr und Zwietracht in allen Nachbarländern geschürt hat. Nach dem sogenannten Religionsfrieden von St. Germain wurde unter dem Titel eines Defensivbündnisses gegen den Papst und gegen Spanien eine Coalition der deutschen Fürsten mit Frankreich unterhandelt, welche die niederländischen Reichslande nicht nur an Frankreich überlassen, sondern dem König Karl IX. zu deren Eroberung Hülfe leisten und ihn auf den deutschen Königsthron erheben sollte. Das Gespinnste ward durch die Gräuel der sogenannten Pariser Bluthochzeit zerrissen. Diese war, es besteht heutzutage kein Zweifel mehr, ein politischer Akt, welchen selbst der harte Herzog von Alba verdammte, aber die französische Diplomatie wußte auch diesen gegen den Papst und gegen Spanien zu benützen. Genauer, als es je zuvor geschehen, zeigt uns die vorliegende Schrift den Gang der

französischen Schlauheit. Man berichtete von Paris aus nach Rom, daß in jener Nacht eine große Verschwörung gegen das Leben des Königs und der königlichen Familie hätte ausbrechen sollen, daß man nur diese Verschwörung mit nothwendiger Gewalt unterdrückt habe, und ehe nach Rom eine Nachricht von dem wahren Sachverhalt ankommen konnte, wurde jenes unglückselige Te Deum gehalten, welches man heute noch gegen den römischen Stuhl ausbeutet. Den protestantischen Fürsten sagte man, der König habe in der Blutnacht vom 24. August 1572 mit Mühe sein eigenes Leben gerettet; man sei unvermögend gewesen, der „Raserei des Volkes" Einhalt zu thun, aber der König habe nach wie vor das größte Wohlwollen für die Hugenotten. Nach dem Tode Maximilians II. wurden ungeheure Summen verwendet, um die Wahl des französischen Königs zum König der Deutschen zu bewirken; aber doch wurde nur die Stimme des Pfälzer Kurfürsten Friedrichs III. für Frankreich gewonnen.

Die Bürgerkriege, welche nach dem Tode Karls IX. Frankreich zerrütteten, fanden eigentlich erst mit dem Tode Heinrichs III. im Jahre 1589 ihr Ende. Die Bourbons führten die politische Idee mit mehr Methode und, wo möglich, mit noch größerer Folgerichtigkeit aus, als es die Valois gethan hatten. Die geheime Correspondenz Heinrichs IV., die Denkwürdigkeiten seiner Agenten und insbesondere der Briefwechsel von Duplessis-Mornay zeigen, daß fast über alle Länder ein Netz von Ränken gesponnen und daß in Mitteleuropa eine Revolutionspropaganda in Thätigkeit war, wie sie nur wieder in der heutigen Zeit ihr Aehnliches hat. Es ist einer der besten Theile der vorliegenden Schrift, welcher die Plane Heinrichs IV. und die Art ihrer Ausführung aus Quellen darstellt, die bisher theilweise unbenutzt waren; wir müßten diesen Theil ganz hier einrücken, wenn wir alles Bemerkenswerthe anführen wollten, und so müssen wir uns denn nur auf allgemeine Andeutungen beschränken. Der Verfasser

hat allerdings Höfler's vortreffliche Abhandlung benützt*), aber durch diese ist seine Arbeit durchaus nicht überflüssig geworden.

Wenn Heinrich IV. durch Virgino Orsini einen Aufstand im Kirchenstaat erregt oder doch vorbereitet hat, um den Papst Clemens VIII. zur Anerkennung seiner Thronfolge zu zwingen, so war dieß eine nothwendige Einleitung zur Ausführung seines Planes, welcher den Umsturz des internationalen Rechts und Besitzstandes, und darum eine vollkommene „Revision der Karte von Europa" bezweckte. Der Herzog von Savoyen sollte sein Stammland (Savoyen und Nizza) an Frankreich abtreten, und er hatte sich dazu bereit erklärt, unter der Bedingung, daß er König der Lombardei werde. Oesterreich sollte seine Besitzungen in Deutschland, in Italien und in den Niederlanden „als insgesammt auf Usurpation beruhend" verlieren, dagegen aber nicht gehindert werden, sich in andern Welttheilen zu entschädigen — gerade so wie man in der neuesten Zeit von einer Entschädigung Oesterreichs in Aegypten gesprochen hat. Die deutsch-österreichischen Lande sollen theils mit Ungarn, theils mit Italien vereinigt, Böhmen mit Mähren, Schlesien und der Lausitz sollte ein Wahlreich, und was von Deutschland übrig geblieben, sollte unter einen Wahlkaiser gestellt werden, welcher jedoch nicht aus dem Hause der Habsburger erkürt werden dürfte. Außer Savoyen hatte sich der König von Frankreich „für seine edle Aufopferung und für die Herstellung des ewigen Friedens" vorläufig nur Lothringen, Artois, Namur und Luxemburg vorbehalten und das war sehr klug, denn bei dem allgemeinen Umsturz mußte ihm nicht nur das linke, sondern auch vom

*) Heinrichs IV. Königs von Frankreich Plan, dem Hause Habsburg Italien zu entreißen. Eine historische Abhandlung. Vorgelesen in der Sitzung der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. März 1859 von C. Höfler. Prag 1859.

rechten Rheinufer so viel zufallen, als er dessen begehrte. Den protestantischen Fürsten Deutschlands betheuerte Heinrich IV., daß er, dem neuen Glauben innerlich zugethan, noch vor seinem Ende zu demselben zurückkehren werde und er machte sich zum Hort des deutschen Calvinismus Die Uebermacht des Hauses Habsburg und dessen Streben nach einer Universal-Monarchie war das rothe Gespenst jener Tage, und der König von Frankreich wollte dieses Gespenst bannen, lediglich nur, um „die hartbedrängte deutsche Freiheit" zu unterstützen und eine „christliche Republik des ewigen Friedens" zu errichten.

Hatten seine Umtriebe Anfangs bei den deutschen Fürsten auch nicht den gewünschten Erfolg, so kam doch im Jahre 1608 der Ahauser Bund oder die sogenannte Union zu Stande, um „die Verletzung der Reichsgesetze zu rächen und die Gewissensfreiheit der Protestanten zu schützen" *). Es zeigte sich bald und es ist jetzt unumstößlich gewiß, daß die Verbündeten den Sturz des Hauses Habsburg und der katholischen Reichsfürsten, die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer und eine vollkommene Umstaltung Deutschlands unter französischer Oberherrlichkeit bezweckten, und mit Recht konnte der französische Agent Mornay schreiben: „Siehest du nicht, wie von einem Funken aus Ein Feuer ganz Europa in Brand stecken, und während menschliche Klugheit etwas ganz anderes betreibt, Gott, der Alles lenkt, ein reineres Licht überall entzünden wird **).

---

*) Die Fürsten, welche den Ahauser Bund oder die Union vom Jahre 1608 abschloßen, waren: der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg, der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Christian von Anhalt.

**) „Ab una quasi scintilla quantum ignis Europam propediem

Der Jülich-clevische Erbfolgestreit stellte Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg immer gehässiger gegen den Kaiser, und darum sollte dieser Streit der Vorwand werden zum Kriege Frankreichs gegen Oesterreich. Auf dem Unionstage zu Hall wurden am 7. Februar 1610 unter dem Vorsitze des französischen Gesandten die geheimen Bestimmungen des Bundes oder dessen eigentliches Programm festgestellt. Der König von Frankreich sollte zum Kaiser von Deutschland ernannt werden; er sollte, wenn ein österreichischer Erzherzog sich zur Krone dränge, ein Heer von 30,000 bis 40,000 Mann an der Grenze aufstellen und mit diesem sollten die Unionsfürsten ihre Truppen vereinigen; Oesterreich dürfe im Reiche nicht mehr geduldet werden; vor Allem müsse man das Bisthum Straßburg und die österreichischen Vorlande besetzen, die Katholiken aus diesen verjagen und die Religion der verbündeten Fürsten einführen; darauf sollen die Bisthümer Worms und Speyer eingenommen und der Kurfürst von Mainz beseitigt werden. Es wurde ferner verabredet, daß der König von Frankreich und die verbündeten deutschen Fürsten sich als Freunde des Hauses Oesterreich benehmen sollten, bis die Zeit gekommen sei, über dasselbe herzufallen. In Folge dieser Verabredungen begannen nun auch die Unirten im Frühling 1610 den Krieg. Der Markgraf von Ansbach fiel in Bamberg und Würzburg ein; der Kurfürst von der Pfalz und der Markgraf von Baden brandschatzten die Bisthümer Speyer, Worms und Mainz, und führten dann ihre Truppen in das Bisthum Straßburg. Das ganze Elsaß gerieth in die Gewalt der Unirten, während französische Truppen in das Jülichsche einrückten, und das Alles geschah — so verkündigten sie in ihrem Manifest — zur Aufrechthaltung des Landfriedens und zur Herstellung des verletzten Rechtsstandes.

---

universam conflagraturam". . . Memoires de Duplessys-Mornay 11, 12.

Der Aufruhr, welchen Heinrich IV. durch die spanischen Morisken gegen Philipp III. erregt, veranlaßte bekanntlich deren Vertreibung; sie flüchteten in großer Anzahl nach Frankreich und wollten, unterstützt von einem französischen Heere, in Spanien einfallen zu derselben Zeit, in welcher der Krieg in Deutschland begonnen hatte. Heinrich IV. hatte sich für diese Unterstützung drei spanische Städte, darunter einen Seehafen und 120,000 Ducaten, bedungen. Waren jetzt schon zwei französische Armeen beschäftigt, so brach eine dritte nach Italien auf, um dem Herzog von Savoyen bei der Eroberung von Mailand Hülfe zu leisten; ein viertes Heer wollte der König selbst nach Flandern führen, um „für die Wohlfahrt des Reiches und der Kirche" den Erzherzog Albrecht und seine Gemahlin, eine spanische Infantin, zu überfallen. In den geheimen Papieren des Ministers Sully befindet sich noch das Manifest, welches bei seinem Einbruch in Flandern bekannt gemacht werden sollte. „Er käme", sagte er, „ohne jeden persönlichen Eigennutz, allein nur um die Beschwerden der deutschen Stände und Städte als Schiedsrichter und Obmann zu regeln, wozu er den natürlichen Beruf habe, weil seine Vorfahren, die Könige von Frankreich, das westliche Kaiserthum gestiftet hätten". Heinrich IV. wollte Deutschland „befreien", indem er sich zum deutschen Kaiser machte, er wollte Italien „befreien", indem er Savoyen, Genua und Neapel seinem Reiche einverleibte, er wollte wahrscheinlich auch den Papst von der Last weltlicher Regierung „befreien" und es ist ganz merkwürdig, wie er den Papst betrog. Er versprach ihm das Königreich Neapel als ein altes Lehen des römischen Stuhles dem Kirchenstaate einzuverleiben; aber zu gleicher Zeit erhielten seine Agenten den Auftrag, die wichtigsten Festungen im Kirchenstaate zu untersuchen und sich mit guten Petardiers zu versehen, um durch unerwarteten Ueberfall sich dieser Plätze bemächtigen zu können. Dem Herzog von Savoyen versprach er gegen Abtretung seines Stammlandes die Lombardei, aber

dennoch wollte er das Castell von Mailand, Genua und selbst Toskana erobern. Das Alles und noch viel mehr erweist die vorliegende Schrift aus sicheren Quellen.

Alle die großen Entwürfe der „Völkerbefreiung“ glaubte der französische König bei der Schwäche der habsburgischen Macht schnell ausführen zu können; „man werde“, sagte er dem venetianischen Gesandten, „wie mit einem Sprunge ohne große Schwierigkeiten aus dem Frieden in den Sieg übergehen“, und selbst der besonnene Sully war der Ansicht, daß man schnell und fast ohne Schwertstreich zum Ziel kommen werde. Ravaillacs Mordmesser hat die Ausführung dieser Plane verhindert, und es ist jetzt so ziemlich gewiß, daß der Mörder von dem Prinzen Condé gedungen war, welchen der „gütige“ König Heinrich IV. ohne Unterlaß verfolgt und von Land zu Land gejagt hatte.

3.

Daß der dreißigjährige Krieg kein Religionskrieg gewesen, daß es sich in all' dessen entscheidenden Momenten nur um politische Machtverhältnisse gehandelt hat: das ist nun *allgemein* anerkannt und kein einsichtsvoller Deutscher, welches auch sein religiöses Bekenntniß sei, ist heute noch so sehr in Vorurtheilen befangen, daß er nicht den religiös-sittlichen, den politischen und materiellen Ruin seines Vaterlandes beklagte, welchen durch jenen Krieg Frankreichs und Schwedens trugvolle Politik und die Verkommenheit der deutschen Fürsten herbeigeführt hat.

Den böhmischen Krieg, mit welchem die blutige Periode beginnt, bezeichnet die vorliegende Schrift mit Recht als das Ergebniß einer czechischen Bewegung der böhmischen Aristokratie gegen das germanische Element. Dieses war von dem Hause der Habsburger repräsentirt, aber die böhmischen Feudalherren wollten einen Titelkönig haben und in autokratischen

Gelüsten ein zweites Polen herstellen. Erst viel später haben deutsche Ideologen in dem Siege des Kaisers Ferdinand II. eine Niederlage religiöser Freiheit gesehen. Die Zeitgenossen haben anders geurtheilt, denn die größten protestantischen Fürsten, die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg haben noch treu zum Kaiser gehalten, und über die Niederlage des Pfälzers am weißen Berge gejubelt; es ist dem Winterkönig nicht gelungen, Türken und Tartaren in das Reich zu ziehen, „um sein gutes Recht", d. h. um den usurpirten Besitz von Böhmen zu verfechten. Als aber die kaiserliche Macht sich hob, und als das Zauberwort von Wallensteins kaiserlicher Armada das Volk aufregte und die Waffen in Bewegung setzte, da sahen die deutschen Fürsten ihre Sonderinteressen bedroht und die katholische Liga, obgleich mit dem Kaiser im Bunde, wirkte entschieden gegen das Aufstreben der Macht des Reichsoberhauptes. Der ländersüchtigste aller Fürsten, der König Christian von Dänemark, welchem bereits das Herzogthum Holstein gehörte, wollte sich in den Besitz der Hansestädte setzen und sein Gebiet gegen Deutschland abrunden; dafür fand er Hülfe nicht nur bei den Generalstaaten und bei England, sondern auch bei Frankreich, denn der Kampf war gegen den Kaiser. Der Cardinal Richelieu hatte die alte Politik mit Kraft aufgenommen, er wollte die Rheingrenze erwerben und das französische Uebergewicht in Italien gründen; denn „diese beiden Ziele werden von Frankreich", wie schon Kaiser Max I. mit politischem Scharfblick vorausgesagt hatte, „immer gleichzeitig in's Auge gefaßt". Einem glücklichen Vorgehen Frankreichs in Italien ist immer ein Vorgehen gegen den Rheinstrom gefolgt.

Der Verfasser hat den Cardinal Richelieu vortrefflich dadurch gezeichnet, daß er ihn als den Gründer des glaubensleeren Absolutismus dargestellt, welcher jedes wohlbegründete Recht mit rücksichtsloser Gewaltthat gebrochen und in seinen Folgen nothwendig die Weltanschauung eines rohen

Materialismus erzeugt hat. Wenn der Verfasser zeigt, wie die sittliche Entrüstung gegen den Kardinal und seine Nachfolger sich nicht allein gegen den ganzen geistlichen Stand, sondern gegen die Kirche und den Glauben selbst richtete, so trennt er scharf die Kirche von der Idee einer absoluten Regierungsgewalt und er spricht uns aus der Seele, wenn er sagt: „Nicht umsonst beklagte sich Rom über die Verwendung hoher Geistlicher zu diplomatischen Geschäften, und wollte Richelieu's ränkesüchtigen Kapuziner Josef trotz häufiger Bitten nicht zum Kardinal erheben, weil ihm der Ruin unzähliger Kirchen und die Fortsetzung der Kriege zur Last falle. Der Absolutismus ist der Kirche noch niemals förderlich gewesen, denn er sucht seinem innersten Wesen nach auch den kirchlichen Organismus zu einer bureaukratischen Maschine herabzudrücken, deren einzelne Räder ihren Dienst ohne freudige Selbstständigkeit verrichten; seine officiellen Gnaden und politischen Ehren lähmen die innere Spannkraft und verflechten den Klerus in dynastische Interessen, die seinem hohen Berufe zuwider sind. Nur die Freiheit gibt Kraft und nur jene Kraft wirkt segenreich, die gesetzlich geregelt ist: der Absolutismus aber kennt weder Freiheit noch Gesetz, und seine goldenen Ketten haben der Kirche nicht bloß im Zeitalter bourbonischer Staatsomnipotenz schweren Druck bereitet“.

Mehr als irgend ein anderer Staatsmann vor ihm hat Richelieu die alten Schlagwörter der französischen Politik gebraucht und neue erfunden; er hat nicht nur von der Uebermacht des Hauses Habsburg, von der österreichischen Universal-Monarchie und von der Wiederherstellung der deutschen Freiheit, er hat auch von der Beschützung der befreundeten Fürsten, von der Beförderung des freien Handels und sogar von der nationalen Berechtigung der Völker gesprochen. Alle teuflischen Mittel waren ihm recht, aber wo er mit List und mit Geld zum Ziel kommen konnte, da wollte er nicht die Waffen gebrauchen und darum hat er mit unübertroffener

Meisterschaft Frankreich als die Macht dargestellt, welche nur den Frieden will und nur gezwungen und für höhere Ideen zum Schwert greift.

Der Kardinal Richelieu war es, welcher den Schweden nach Deutschland rief, aber Gustav Adolf folgte diesem Rufe erst dann, als Wallenstein die wahrhaft nationale Idee der Errichtung einer Kriegsflotte auf der Ostsee gefaßt hatte. Es ist schmerzlich zu lesen, wie der Kaiser im Jahre 1628 durch den Grafen Georg von Schwarzenberg auf dem Convent der Hansestädte zu Lübeck erklärte: „die nothwendige Wiederbringung dessen, was zur Beeinträchtigung der Reichsrechte von benachbarten und andern Nationen gehandelt worden, nicht länger feiern zu lassen, sondern die geeigneten Mittel mit solchem Nachdruck zu ergreifen, daß das Werk mit Gottes Hülfe sobald nicht werde zu Grunde fallen können. Denn was könnte einer so ansehnlichen, volkreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als die deutsche ist, schimpflicher und spöttischer seyn, als daß sie sich von andern, mit ihr nicht zu vergleichenden Völkern, auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Rechte und Gesetze vorschreiben lassen, und denselben nolens volens gehorchen müßte? Was sei der Zoll im Bunde anders als ein schädlicher und schändlicher Tribut über ganz Germanien, so daß sich wohl Leute hätten verlauten lassen, es sei dieß ein rechter Zaum, wodurch man die deutschen Hansestädte zum Zoll bringe"? — Eine Kriegsflotte hätte die Ostsee in die Gewalt der Deutschen gebracht; war aber die Ostsee nicht mehr ein schwedisches Meer, so war Gustav Adolfs Reich in seinen Grundlagen erschüttert, und vereitelt war sein Plan, der Gebieter des europäischen Nordens zu werden. Den Kaiser von der Ostsee ferne zu halten, war eine Lebensfrage für den König von Schweden, und nur durch Hervorhebung dieser Frage gelang es ihm, den widerstrebenden Reichsrath zur stillschweigenden Genehmigung seines Einfalles in Deutschland zu brin-

gen. Noch im Jahre 1644 bemerkte Oxenstierna in dieser Versammlung: „Pommern und die Seeküste sind gleich einer Bastei für die Krone Schweden; darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser und war die vornehmste Ursache, welche seine selige Majestät in die Waffen brachte“.

Um „Deutschland zu befreien“, erhielt Gustav Adolf eine französische Unterstützung von 400,000 Reichsthalern und die Aussicht auf ein Kaiserthum im Osten von Europa; aber bekanntlich hatte „Deutschlands Befreier“ im Anfange seiner Unternehmung nur geringe Erfolge, denn die protestantischen Fürsten wollten ihm keine Hülfe gewähren. Durch den Vertrag von Bärwalde, welchen er im Jahre 1631 mit Frankreich abschloß, erhielt er allerdings mit einer neuen Unterstützung die Mittel zur Fortsetzung des Krieges, aber noch im Juli desselben Jahres schrieb er klagend nach Stockholm, daß seine Truppen auf Raub und Plünderung angewiesen seien.

Bekanntlich hatte Richelieu sein Befreiungswerk auch in Italien begonnen, und als im Jahre 1630 Savoyen schon von den Franzosen erobert war und der Kaiser Ferdinand II. den versammelten Reichstag zu Regensburg aufforderte, das Reich gegen Gewaltthaten zu schützen: so erklärten nicht nur die protestantischen, sondern auch die katholischen Stände: die italienischen Besitzungen seien von geringerer Wichtigkeit und man müsse Alles vermeiden, „was den Zorn des allerchristlichsten Königs reizen könnte“. Die Kaiserlichen räumten Graubündten, die Spanier zogen sich auf Montferrat zurück, aber die Franzosen blieben in Italien; Mantua und viele feste Plätze in Piemont mußten französische Besatzungen einnehmen; Pignerole wurde französisches Gebiet, dem Herzog von Savoyen wurde ein Antheil an dem Reichslehen von Montferrat zugesagt und die Franzosen hielten die Alpenpässe von Graubündten besetzt. Hat man in neuester Zeit in Deutschland ähnliche Meinungen verbreitet und sind jetzt schon trau-

rige Folgen der kläglichen Politik eingetreten, so wollen wir doch noch hoffen, daß in den Tagen der rechten Entscheidung solche Niederträchtigkeit sich nicht wiederholen werde.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift bemerkt, daß der König von Schweden und die französische Partei die Restitution betrieben, nur allein um Oesterreich zu Grunde zu richten und aus den Urkunden, welche Hurter veröffentlicht, führt er an *), daß der Kaiser ungern daran ging, und daß er unterm 28. Januar 1632 den Reichsfürsten erklärte: er wolle nicht gedenken, die Nachrede auf sich zu laden, als hätte er den Frieden gebrochen. Ist das Restitutions-Edikt auch rechtlich begründet, so war dessen Erlaß doch keine weise Maßregel, denn es drängte die protestantischen Fürsten zu Frankreich und dieses wußte zu bewirken, daß der Kaiser den Wallenstein entlassen, d. h. sich selbst entwaffnen mußte. Der Kapuziner Josef aber gab die Mittel an, um Oesterreich zu Grunde zu richten, dadurch, daß die deutschen Fürsten den Kaiser als ihren Zwingherrn, den allerchristlichsten König aber als Freund betrachteten, der sie aus der Knechtschaft des Hauses Oesterreich erlöse.

Gustav Adolf und Richelieu waren allerdings nicht immer in freundlicher Uebereinstimmung, denn als dieser den Antrag stellte, ein französisches Heer über die Grenze zu werfen, um das seit König Dagobert zu Frankreich gehörige Elsaß mit dem Stammland zu vereinigen und die Bundesgenossen in Deutschland zu unterstützen, so wies jener den Antrag zurück, mit der Erklärung, „er sei als Beschützer und nicht als Verräther des Reiches gekommen und er werde keine Entfremdung gestatten". Der Schwedenkönig wollte eben deutscher Kaiser werden, und da entstund dann eine merkliche Spannung mit dem französischen Kabinet. Dieses schickte den-

*) Friedensbestrebungen Ferdinands II. Briefe und Aktenstücke. S. 18 ff.

noch ein französisches Heer nach Lothringen, bemächtigte sich fester Plätze in Trier, unter andern des Ehrenbreitstein; der Kurfürst vertrieb sein Domkapitel durch französische Truppen und befahl seinen Unterthanen, Ludwig XIII. als ihren König und Beschützer zu betrachten.

Von dieser Zeit an wurde nun die Presse als Mittel französischer Politik methodisch gebraucht. Richelieu gründete im Jahre 1631 die Gazette de France, die erste regelmäßige Zeitung in Frankreich, in welche der König selbst Artikel schrieb, und viele Flugschriften wurden verbreitet, welche das Streben des Hauses Habsburg zur Universalmonarchie und dessen Haß gegen jegliche Freiheit hervorhoben. Nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland fanden die Franzosen feile Federn und der Verfasser gibt Auszüge aus solchen Schriften jener und einer spätern Zeit, welche eine wunderbare Aehnlichkeit mit denjenigen haben, welche der französische Imperator heutzutage verbreitet. Wüßte man es nicht anders, so müßte man glauben, daß die angeführten Stellen heute und nicht vor mehr als 200 Jahren geschrieben worden sind*).

Den Tod des Schwedenkönigs bei Lützen (16. November 1632) begrüßte Richelieu als „eine wunderbare Fügung Gottes", durch welche „die Christenheit von großem Uebel befreit worden sei." Dieses Uebel war aber der Friede. Frankreich wollte das Land von Basel bis Trier und Köln erwerben „zur Herstellung der deutschen Libertät und zum allgemeinen Wohl und Frieden der Christenheit." Richelieu glaubte

*) Die wichtigste der angeführten Flugschriften ist wohl jene des königlichen Rathes Jacques de Cassan, welche zu Paris im Jahre 1632 unter dem Titel: „La recherche des droits du roi et de la couronne de France... Ensemble de leurs droits sur l'empire"... erschien. Der Verfasser gibt davon einen kurzen aber höchst interessanten Auszug.

es mit leichter Mühe bewirken zu können, aber Deutschland wollte den Frieden und die protestantischen Fürsten nicht minder als die katholischen. Nun wurde ein ganzes Heer von französischen, geheimen und beglaubigten Agenten an die deutschen Höfe gesendet, die alle von dem Kapuziner Josef ihre Instruktionen erhielten, um den Frieden zu verhindern. Die Ränke und das Geld der französischen Agenten brachten auch wirklich das bekannte Heilbronner Bündniß der protestantischen Reichsstände des fränkischen, des schwäbischen und der beiden rheinischen Kreise mit Schweden zu Stande und die Verbündeten betheuerten, daß sie mit Frankreichs König zusammenstehen wollten wie Ein Mann, in der Hoffnung, daß er die Schweden mit ansehnlichen Geldsummen unterstütze. Zwischen diesen und Frankreich aber entstund dennoch eine Spannung, denn Oxenstierna verweigerte die Auslieferung der oberrheinischen Festungen an Frankreich und der französische Gesandte Feuquières verhinderte den Beschluß, dem schwedischen Kanzler „als Danksagung für seine Bemühungen um Deutschland" das Kurfürstenthum Mainz nebst der Kur zu übertragen. Der Landgraf von Hessen-Kassel griff seiner Zeit wunderbar vor, denn er wollte schon damals, daß ein Rheinbund mit Frankreich aufgerichtet werde zur Bewahrung des Stromes. Der Krieg wurde nun mit der furchtbaren Grausamkeit geführt, wie die Horden von Attila und Dschingiskan ihn geführt hatten, und wer wollte diesen langen furchtbaren Krieg? Nicht der Kaiser, sagt Barthold, nicht die mächtigen deutschen Fürsten, nicht das Volk, sondern die Ausländer wollten ihn, die heimathlosen beutesüchtigen Heere, die kleineren Fürsten, meist jüngern Söhne ihrer Häuser, welche nichts zu verlieren, die kleineren Stände in Franken, Schwaben und am Rhein, die Gustav Adolf durch urkundliche Verheißung eines Theiles der Eroberungen über die katholische Partei geködert hatte, endlich die zahlreichen Vaterlandsverräther, die im französischen und schwedischen Solde standen, und

denen ein Friede den Genuß ihres schmachvollen Lohnes raubte*). Mehr als alle diese Leute aber wollte Frankreich den Krieg und der französische Agent Beauregard sagte 'offen in Dresden: erst wenn das herrschsüchtige Oesterreich ausgerottet wäre, könnte man zum Frieden kommen.

Nach dem Siege der Kaiserlichen bei Nördlingen im September 1634 überließen die Heilbronner Verbündeten den Franzosen alle festen Plätze, welche auf dem rechten Rheinufer von Constanz bis Basel erobert werden sollten und auf dem linken Rheinufer das ganze Elsaß. An diesen schändlichen Vaterlandesverrath knüpften sich neue Ränke des französischen Kabinetes und alle Friedensunterhandlungen scheiterten an diesen Ränken. Durch Bestechung brachten die Franzosen den Vertrag von Wismar (1. April 1636) zu Stande, nachdem ein halbes Jahr früher das Bündniß mit dem abenteurenden Bernhard von Weimar besiegelt worden war, welcher „zum Schutze deutscher Freiheit sich in den Dienst der Franzosen begab.“

Wenn der Kapuziner Joseph schon damals versicherte: „der Welt wäre am besten dadurch geholfen, daß man Italien den Italienern selber überlasse,“ und wenn zu gleicher Zeit ein französisches Heer in Belgien eindrang: so vernimmt man darin wieder die Redensarten der neuesten französischen Diplomatie, die sich von der älteren nur dadurch unterscheidet, daß sie nicht von Kardinälen und Kapuzinern geführt wird. Wie jetzt, so wurde ungeachtet dieser diplomatischen Redensarten auch damals in Italien gefochten, aber nach glücklichen Erfolgen drangen die Deutschen in Frankreich ein, und das ganze große Reich war mit Schrecken erfüllt. Frankreich war damals von Mitteln entblößt, nur die schlechte Organisation des kai-

*) S. Barthold, Geschichte des großen deutschen Kriegs.

ferlichen Heeres und die noch schlechtere Führung unter Gallas hinderte den Erfolg dieses Angriffes und nöthigte die Deutschen zum Rückzuge. Möge man dasselbe nicht wieder sagen müssen, wenn auch für unsere Zeit eine ähnliche Periode eingetreten seyn wird.

Die französischen Umtriebe konnten im Jahre 1636 die Wahl Ferdinands III. nicht hindern, denn jetzt endlich hielten auch die protestantischen Kurfürsten zum Kaiser; vereint nahmen sie den Krieg gegen Frankreich und Schweden auf und erklärten auf dem Regensburger Reichstage, daß die Franzosen und die Schweden aus Deutschland hinausgeworfen werden müßten. Der gute Entschluß kam leider zu spät. Von den Heeren der fremden Mächte, großentheils aus Deutschen bestehend, wurden noch immer die Reichsländer verwüstet und es wurden Gräuel begangen, daß selbst der schwedische General Banner sich darob entsetzte. Protestantische Länder, welche die Liga verschont hatte, wurden nun von ihren Verbündeten und ihren Glaubensgenossen verheert und mit der Grausamkeit der Hunnen wurde der Kampf für „die deutsche Freiheit" geführt. Bernhard von Weimar hatte unter französischer Oberherrschaft ein Herzogthum Sachsen-Breisach gründen wollen, aber nach dessen Tode kam sein Heer und mit diesem alle Festungen im Elsaß in französischen Besitz; im Jahre 1640 zog Richelieu Hessen und Lüneburg in das französische Bündniß und arbeitete in Italien, um ganz Piemont mit Frankreich zu vereinigen. Bei Richelieu's Absterben im Jahre 1642 besaßen die Franzosen Lothringen und fast alle Rheinlande, und sein Nachfolger Mazarin wollte auch Belgien, die Freigrafschaft und Luxemburg gewinnen. „Das ganze alte Königreich Austrasien," sagte er, „wird man an Frankreich annexirt sehen" (on verroit annexé à cette couronne tout l'ancien royaume d'Austrasie*). Oesterreichs erbittertste Feinde,

*) Négociations secrètes touchant la paix de Munster 3. 21.

wie z. B. Hippolytus a Lapide mußten nun zugestehen, daß „nicht um Religionen, sondern um Regionen“ gefochten werde, und daß endlich einmal der leere Religionsvorwand (vanus ille religionis praetextus) schwinden müsse; aber dennoch wurden auch jetzt noch „für des Herrn Krieg und die Freiheit des Evangeliums“ die Türken mit dem Fürsten Georg Rakoczy nach Ungarn gerufen.

Jeder ehrliche Deutsche muß tief und bitter den westfälischen Frieden beklagen, in welchem die äußere Schwäche des Vaterlandes mit dessen innerem Zerfall erkauft wurde. Galten in dieser Zeit auch noch die Formen des Rechtes, so war doch das Recht selber nicht mehr geachtet. Frankreichs Macht war unendlich gewachsen, es hatte fortan nur mit geschwächten Gegnern zu thun; es konnte nun entschiedener als je sein Streben zur allgemeinen Herrschaft verfolgen und wie in Deutschland gleichzeitig die Fürstenmacht mehr und mehr alle Schranken abwarf, alle ständischen Rechte aufhob und das Volk nur noch als ein Material betrachtete, so hatte dieses bald den vaterländischen Sinn und das Gefühl der Freiheit verloren. Das lebendige Christenthum war dieser Zeit abgestorben; an die Stelle heiterer Frömmigkeit war starre Verknöcherung, war vollkommene Gleichgültigkeit oder pietistische Muckerei getreten; alle innere Freudigkeit wurde zerstört, die Gemüther waren leer und wie die Poesie aus dem Volke entschwand, so war seine innere Kraft gelähmt. Während aber die Fürsten kein Vaterland mehr anerkannten, gab es noch deutsche Patrioten, die als „Rufer in der Wüste“ dem confessionellen Parteigeist und der Nachäfferei entgegen traten, welche offen gegen den Souverainetätsschwindel der Fürsten, gegen die Zwangsherrschaft der Verwaltungen, gegen die beschränkte gesinnungslose Diplomatie sich erhoben, und nationale Einrichtungen, besonders eine einheitliche Heeresverfassung in Deutschland verlangten. Der Verfasser führt dafür unter Andern den Gabriel

Wagner an, der da sagte: „Die Deutschen setzen ihre Ehre in die Affenkunst der Nachahmung, in Geduld und Demuth. Die allgemeine Empfindniß löscht in ihnen die Selbstliebe und die Selbsterhaltung aus. Landesehre geht über alle Ehre, ist aller Ehre Grund. Der Mangel nöthiger Ehrliebe ist eben die vornehmste Ursache des üblen deutschen Namens.“ Es ist schlimm, daß nach den furchtbaren Ereignissen zweier Jahrhunderte man diese Worte auch jetzt noch den Deutschen zurufen muß! —

Deutschlands größter Geist jener Zeit, Leibnitz, forderte, daß die Deutschen sich einigen, daß sie im Interesse der Nationalehre und der Selbsterhaltung einen starken Bund gegen Frankreich schließen und sich rüsten sollten insgesammt. Deutschland, sagte er, würde mit solcher Einrichtung unüberwindlich seyn, Frankreich habe keine Hoffnung, Erfolge zu erwerben, und darum werde seine Kriegslust verschwinden. Leibnitz warnte umsonst, Deutschland einigte sich nicht, Deutschland rüstete nicht, die deutschen Fürsten dehnten ihre Gewalt im Innern aus und gingen bei Frankreich zum Bettel; auf dem Reichstage zu Regensburg stritten sie sich darum, ob die fürstlichen Gesandten eben so wie die kurfürstlichen auf rothen oder nur auf grünen Stühlen sitzen und ob der Reichsprofoß am Maitage auch diesen fürstlichen Gesandten sechs Maibäume aufstecken dürfe. So kam es denn freilich, daß Ludwig XIV. seine Macht immer weiter ausdehnen, und immer mehr der allgemeinen Monarchie sich nähern konnte; so kam es, daß Deutschland immer tiefer erniedriget wurde, daß man die Reunionen, die Verheerungen der Pfalz und alle die Gräuel sah, welche nur die Vorboten der spätern Geschicke unseres Vaterlandes waren. Immer tiefer und tiefer sank Deutschland, bis zu dem Rheinbunde hinab.

Die vorliegende Schrift schließt mit dem westfälischen Frieden. Wir haben der historischen Arbeit eine so weitläufige Darstellung gewidmet, nicht weil wir sie dem Leser dieser Blätter unnöthig machen, sondern weil wir sie ihm zum Studium empfehlen und weil wir sie benützen wollten, um den vaterländischen Sinn zu erregen. Die Schrift des Herrn Janssen ist wie die sorgfältige Skizze, aus welcher der Künstler ein größeres Bild machen kann. Möge der Verfasser solch' größeres Bild wirklich ausführen, möge er, da ihm der unbekannten oder unbenützten Quellen noch viele zu Gebote stehen, die Darstellung der traditionellen Politik Frankreichs und des Verfalles von Deutschland noch einmal in größerem Umfange bearbeiten. Es würde dieß, wenn nicht eine angenehme, doch eine sehr verdienstliche Arbeit seyn und zu dem Wunsch, daß sie ausgeführt werde, wagen wir nur noch einige Worte an alle Deutschen, die reinen Herzens sind und ihr Vaterland lieben.

Es war die Erhebung der Nation, welche Deutschland aus seiner tiefsten Schmach gerissen und von fremder Herrschaft wieder befreit hat. Aber auch nach dieser Erhebung hat die Nation keine kräftigen Institute ihrer Einigung erhalten. Der Pariser Frieden und der Wiener Congreß haben die vollkommene Souverainetät der deutschen Fürsten in Form und Wesen festgestellt und die Ausbildung einer schrankenlosen Allmacht der Staatsgewalt ist bis zu den Stürmen des Jahres 1848 der Haupttheil der innern Geschichte von Deutschland. Die Stürme haben sich gelegt, aber man hat wieder angefangen, wo man früher geblieben war; man hat den 2. Dezember mit Jubel empfangen, man war glaubensselig in den Selbsttäuschungen, man hat keine Einrichtung, wie die Nation sie wollte, geschaffen, und die Sonderinteressen errangen wieder die oberste Gewalt. Frankreichs traditionelle Politik wird jetzt mit größerer Verachtung des Rechtes, mit größerer Unsittlichkeit, mit größerer Verhöhnung des Heiligen ausgeführt, als je ein früherer Machthaber sie ausgeführt hat, und dieser rück-

sichtslos zerstörenden Politik steht Deutschland wieder schwach, uneinig und in sich selbst zerfallen gegenüber. Oesterreich ist für den Augenblick schwach geworden und Preußen hat aus seiner eigenen Geschichte noch nicht die Lehre geschöpft, daß es durch Oesterreichs Schwäche zur vollkommenen Machtlosigkeit herabsinken muß.

Wir haben bisher den deutschen Bund in Ehren gehalten, wir betrachten ihn auch jetzt noch als das einzige Institut der Nation; wir wissen, daß er als solches einer Ausbildung fähig wäre und daß er zu einer ungeheueren Kraftentwicklung gebracht werden könnte; aber wir sehen mit Schmerz, daß solche Ausbildung auf gewöhnlichem Wege nicht erreicht, vielleicht nicht einmal erstrebt, in jedem Fall aber von den Sonderinteressen in ihren Anfängen gehindert werden wird. Von den Gewalten der Staaten hoffen wir nichts mehr für unsere nationale Gestaltung, aber dennoch ist uns eine große Hoffnung geblieben; denn in den Deutschen ist das Nationalgefühl wieder lebendig geworden; mit Zorn und mit Abscheu sehen sie auf die schimpfliche Geschichte ihres Zerfalles und aus den Völkern erhebt sich immer sichtbarer der Geist, der allein das Vaterland zu retten vermag. Die Wühlerei der Parteien mag Millionen der Deutschen bethören, die Besten mögen unsere Zustände und deren Ursachen ganz unrichtig auffassen; immer bleibt uns die Gewißheit, daß auch die Irrthümer aus vaterländischen Empfindungen entstehen, und sie schlagen darum unsere Hoffnung nicht nieder. Kömmt einmal die Gefahr heran, sind die ersten Schläge geschehen, so wird der Nationalsinn der Deutschen mit ungeahnter Kraft sich erheben und er wird dann erzwingen, was man jetzt der Liebe zum Vaterland und der Voraussicht des gesunden Verstandes versagt. Muß aber vorher viel Blut fließen und muß viel Unheil entstehen, so wird die Schuld und die Strafe auf Diejenigen fallen, welche zu rechter Zeit das Rechte gehindert haben.

B. F.

XLI.

Germanistische Studien.

I.

Die heidnische Religion der Baiwaren, von Dr. A. Quitzmann, Heidelberg und Leipzig 1860. XXII und 315. 8.

Ein ganz vortreffliches Buch. Zwar hat der Verfasser in Betreff der Abstammung, Herkunft und Namendeutung der Baiwaren ein ganz absonderliches Rößlein — und wie viele sind nicht schon vor ihm, trotz der sichersten philologischen Kunstreiterei, aus dem Sattel der Hypothesen geflogen! Auch hat der Herr Verfasser einen breiten Griff über die Landkarte gethan und Tyrol und Franken, Altbayern, Oberpfalz und Schwaben kurzweg unter die Baiwaren zusammengeworfen, als wenn sich bei genauerem Zuhören nicht auch anderweitige Stammesunterschiede als die des Dialektes erkennen ließen; auch scheint manche Conjectur zu voreilig ausgeschlüpft und die brütende Besonnenheit von den harten Eiern aufgeschreckt worden zu seyn. Deßungeachtet überwiegen die Vorzüge des Buches, die in der Erklärung unaufgehellter Stellen und in der glücklichen Lösung bisher ganz verfehlt gedeuteter Probleme liegen. Dazu kommt eine wohlthuende Originalität der Behandlung,

eine frische Anschauung des Materials, das nicht nur mit ungeheurem Fleiße zusammengetragen, sondern auch mit anerkennungswerther Treue und Pietät gehandhabt ist. Das Neue, das Herr Quitzmann bietet, liegt mehr in der Gestaltung des bereits bekannt Vorliegenden; auf eigenes Sammeln aus der noch flüggen und uneingeheimsten Tradition scheint er es weniger abgesehen zu haben.

Die Baiwaren sind zwar nicht so glücklich, ein rein heidnisches Denkmal ihres früheren Glaubens aufzuweisen; wir haben keine Merseburger Zaubersprüche, kaum einige unverdächtige Skulpturwerke, noch weniger, mit Ausnahme der Steinbauten, der Blutmulden und Opfersteine eine auf den architektonischen Namen Anspruch erhebende Culturstätte. Das Christenthum wurde frühzeitig gepredigt, wenn auch zuerst unter der Form des arianischen Glaubensbekenntnisses, was der Hr. Verfasser aus diesem Grunde schließen zu dürfen glaubt (S. 6), weil ein durchaus heidnischer Herzog keinen vertriebenen christlichen Bischof so inständig in sein Land gebeten haben könnte, wie dieses Herzog Theodo gegenüber dem Wormser Bischof Hrodbert (St. Rupert) gethan. Deßungeachtet leben wir reichlich in urgermanischen Reminiscenzen; das älteste Bruchstück unserer Poesie, das von einem Niederdeutschen aufgeschriebene Wessobrunner-Gebet schildert die vor dem Anfang aller Welt bestehende ungeheure Kluft, in welcher „weder Erde noch Himmel, weder Sonne noch Stern, weder Licht noch Meer, weder Baum noch Berg" war, beinahe mit den Worten der Edda und der die alt-nordische Bezeichnung (ginnûnga) dafür umschreibende Ausdruck ni uuiht ni uuas enteo, ni uuenteo *) hat sich in der altbayerischen Volkssprache in der Bezeichnung „enten und wenten", oder „enten und drenten" (für diesseits und jenseits) noch erhalten. Die verdüsterte heid-

---

*) „Da Nichts nicht war der Ende, nicht der Wende" (Grenzen).

nische Tradition ist mit der Offenbarung in diesem Gedichte wieder in christlichen Einklang gebracht. Daneben sind glänzende Splitterreste aus der frühesten Zeit verblieben: der alte Lebensbrunnen ist unter den Dom von Speier verlegt, der Weltbaum Yggdrasil steht mit seiner ganzen Bedeutung auf der Wasserheide und im Fichtelgebirg, aus der Blut-Einflut hat sich ein Menschenpaar auf den Watzmann gerettet, die Regenbogenbrücke spannt sich in kaum veränderter Gestalt über die Berge; die Angst vor der grauenvollen Götterdämmerung aber spiegelt sich nicht allein in Sagen und Bildern, sondern klingt gleichfalls aus einem unserer ältesten Gedichte, dem merkwürdigen Muspilli, das mit rein heidnischer Unterlage in christlichem Gewande das Ende der Welt und ihre glorreiche ewige Wiedererneuerung verkündet. Und was hier mit Donnerstimme in's Gewissen geredet, das wurde in kolossaler Bilderschrift auch vor Augen gestellt, wohlverständlich dem christlichen Neuling, der zugleich im heidnischen Bilde die ahnungsvolle, nun auch theilweise schon eingetroffene Verheißung erblickte. Die vielbesprochene bilderreiche Säule in der Krypta zu Freising, und die „Steinfratzen" am Schotten-Kloster zu Regensburg sind die bildliche Exegese der kommenden Tage und des bevorstehenden Weltendes. Aus den Regensburger Skulpturen hatte früher theilweise schon Panzer das große Wort herauszulesen gesucht, Quitzmann vervollständigt die weitere Lösung, und erklärt auch den Bilderschmuck der Freisinger Säule, jedenfalls viel sicherer und näher zutreffend, als alle seine Vorgänger, die alle andere, nur nicht die auf deutschem Boden gewachsene Symbolik daraus buchstabirten. Auf diesem Gebiete ist nun ein glücklicher Ruck vorwärts gethan; die Entzifferung anderer Werke, wie am Portale des Schlosses Tyrol und an der Kirche Großen-Linden in Hessen (worüber Herr Pastor Joh. Val. Klein ein ungenießbares Wirrsal zusammengeschrieben), werden ähnliche Resultate gewähren,

und die übrigen Bildersteinschriften an den romanischen Domen und der Steinmetzenwitz der Spitzbogenzeit wird nun nicht mehr zu lange auf ihre Lösung warten lassen, obwohl die mit dem antiken Zopfe groß gewachsene Kunsthistorie mit beharrlicher Kurzsichtigkeit die neugewonnenen Resultate lang möglichst zu ignoriren sich befleißen mag.

In der über dem Grabe des heiligen Corbinian gewölbten Krypta des Freisinger Domes steht unter den vielen mit reichen Kapitälen verzierten Säulen — auf einer ist auch der Name des Künstlers eingehauen — ein wahres Prachtexemplar, das auf allen Seiten mit ungeheuerlichen Skulpturen überladen ist*). Diese hält nun Herr Quitzmann mit einzelnen Scenen aus dem Kampfe der Götterdämmerung zusammen, in der die Götter, kämpfend mit den Riesenungethümen, fallen. Das erste Bild, auf welchem das Ungeheuer einen Mann bereits so im Rachen hält, daß nur noch Kopf und Schulter desselben sichtbar sind, paßt ungezwungen auf Wuotans Kampf mit dem Weltwolf, der ihn verschlingt. Das zweite Bild, auf welchem ein anderer Mann mit dem Schwert in den Rachen seines gegnerischen Ungethümes stößt, zeigt den rothbärtigen Donar, welcher an Wuotans Seite die Weltschlange, den Midgardswurm, bekämpft. Allerdings trägt Donar hier nicht den sonst üblichen Hammer, doch wurde in der Folge bei symbolischen Bräuchen der zweideutige Hammer häufig durch das minder anstößige Schwert ersetzt. Auch könnte diese Darstellung durch eine Abweichung der Sage, die damals immerhin schon weniger klar und etwas abge-

---

*) Eine theilweise Abbildung und Beschreibung gab früher Herr Professor Sighart in seiner kunstgeschichtlichen Monographie über den Freisinger Dom. 1852. Tafel II und S. 52 bis 56; seitdem wurde davon ein ganz genügender Abguß veranstaltet und in alle größeren Museen versendet.

schwächt seyn konnte, oder durch eine poetische Licenz des darstellenden Künstlers erklärt werden, wenn man nicht etwa Tyrs Kampf gegen den Mondhund Mánagarm in dem Bilde finden will. Das dritte Bild stellt entschieden Widar, den jugendlichen Rächer und Gott der Erneuerung dar, wie er, zum Kampfe gerüstet, mit dem mythisch geschuhten Fuße den Fenriswolf in den Rachen tretend, das siegreiche Ungeheuer tödtet und zugleich, indem er nach der Midgardschlange greift, Donar zur Hülfe kömmt. Hier wäre wohl der Einwurf erlaubt, weßhalb der Bildhauer, wenn er nur Widar's Sieg über den Höllenwolf darzustellen beabsichtigte, sich nicht einfach an die Worte der nordischen Tradition gehalten habe, wonach der schweigsame Ase mit dem mythischen Schuh (dessen Sohle ebenso aus den Sohlen aller Verstorbenen besteht, wie das furchtbare Riesenschiff aus den Nägeln der unbegrabenen Todten verfertigt wird) in des Ungeheuers Rachen tritt und diesen zerreißt. Aber dem christlichen Bildhauer lag wohl die Bibelstelle näher, daß Einer aus des Weibes Samen der Schlange den Kopf zertreten wird, so genügte ihm schon der Fußtritt in den Rachen, um den Sieg über die Gewalten der Unterwelt symbolisch anzudeuten. Die drei mit diesen Bildern bedeckten Seiten der Säule sind weislich von dem Altare der Krypta abgewendet und damit ist vielleicht angedeutet, daß sie nicht würdig sind, in Gegenwart des Allerheiligsten sichtbar zu werden. Die vierte Seite der Säule dagegen, welche gegen den Altar gekehrt ist, zeigt erkennbar an den langen gewundenen Haaren und dem Faltenkleide ein weibliches Bild, welche vor der Brust eine Blume zu halten scheint. Unser geistvoller Exeget will in demselben eine der nordischen Seherinen, Völva, Hyndla oder eine „Sibylla Weis" suchen, welche mit prophetischer Gabe den Untergang des alten Göttergeschlechts voraussagten und in dunkler Vorahnung auf den unbekannten Gott hinwiesen, der mächtiger als alle andern nach der Götterdämmerung herrschen werde, weß-

halb auch ihr Bild dem Altare des neuen Opfers zugewendet ist, durch welches das wiedergeborne Menschengeschlecht seine Erlösung und Heiligung finden soll (S. 208).

Das Gedächtniß der Asen und Wanen will der Herr Verfasser aus zweifelhaft anklingenden Personen- und Orts-Namen erkennen; die Zwölfzahl kehrt in gespenstigen Mären wieder, auch das göttliche Spiel mit goldenen Kegeln und Kugeln dauert in der Ueberlieferung fort; die Umzüge der Götter kehren in den Sagen wieder, denen sich der Mythus von der Bergentrückung anschließt.

Es war eine leichte Arbeit, die bis jetzt herkömmlich bekannten Götter und göttlichen Frauen in Bayern nachzuweisen, schwieriger war, und darin besteht die Hauptstärke des Herrn Verfassers, dieselben auch in den bayerischen Ortsbenennungen zusammenzustellen, die ohne philologischen Takt behandelt, leicht ein höchst trügerisches Material bieten; der wackere Professor Heinrich Gotthard hatte jedoch mit einem musterhaften Programme vorgearbeitet. Zuerst begegnet uns Wuotan: der ihm ehedem heilige Mittwoch gilt jetzt als Unglückstag; die Einäugigkeit des Gottes wiederholt sich in den Sagen; ebenso ist sein breitkrämpiger Hut und der Wunsch-Mantel anzutreffen; er spendet Reichthum und Wechselgeld, die Wünschelruthe gehört ihm ebenso wie die Siegeswaffen, die allmählig auf Freikugeln und Passauerkunst sich reducirt haben. Ein gewisser Kaspar Neithart, von Geburt ein Hersbrucker, damals Nachrichter zu Passau, verkaufte im Jahre 1611 an die verzagten Soldaten des Heeres, welches dort stand und in Böhmen einfallen sollte, allerlei mit Zaubercharakteren beschriebene Papierstückchen, welche diese entweder verschluckten oder anhingen, und dadurch unverwundbar gemacht zu seyn wähnten. Er verdiente viel Geld und das Festmachen erhielt den Namen Passauer Kunst, seine häufig auch an einem messingenen Stock abgedruckten Papiere in Form eines Thalers wurden

Passauer Zettel genannt. Uebrigens hatte Meister Neithart nichts Neues aufgebracht, durch ihn erhielt eine mit zeitgemäßer Industrie betriebene Sache nur einen neuen Namen: das Festmachen, Nothschwerter, Waffensalben und die Allemannsharnischwurzel spuckten immer als Hieb- und Schußfest machende Universalmittel. Wuotans herrlicher Sleipner geistert noch als nächtlicher Schimmel, seine Raben und Wölfe finden sich in Zusammensetzungen von Namen, der Rabe aber absonderlich in der St. Oswaldlegende, die Zingerle in ganz altdeutscher epischer Breite aus Tyrol erhoben; die Wanderungen und Fahrten des Gottes sind auf Heilige übertragen, und der Martinsvogel wird ursprünglich ihm zu Ehren gebraten und geschmaust. Wie ernstlich dieses im Mittelalter betrieben wurde, zeigt uns ein ächter Schwank aus dem Volksleben des 13ten Jahrhunderts: Sente Mertinesnaht des Strickers, der uns in eine reiche oberennsische Bauernstube versetzt. Die vielbesungene Martinsgans (von deren Nützlichkeit nebenbei bemerkt auch im reformirten Deutschland späterhin noch ganz tüchtige Predigten abgehalten wurden) war ehedem ein Opferthier Wuotans und blutete bei den großen Julschmäusen; die Sitte blieb an dem herkömmlichen Tage haften und ging so auf den heiligen Bischof über, der sich dieses Attribut gefallen lassen mußte, obwohl dieses Thier in seinem Leben gar keine Rolle spielte, denn unsere Vorfahren waren eben mit einer zähen historischen Anhänglichkeit ausgerüstet, namentlich bei allen denjenigen Dingen, die wie Essen und Trinken den Leib und die Seele zusammenhalten. Von der redlichen Meinung der jüngeren Zeit gibt der altbayerische Martinsgansgesang des Orlando di Lasso († 1594) Zeugniß, es ist eine meisterhafte Composition, die in weinseliger Behaglichkeit etwas angetrunken durch die Tonarten schwankt, aber im Bewußtseyn der großen Bedeutung dieses Tages sich anständig auf den Füßen zu halten strebt und mit humoristischer Feierlichkeit einen Choral anhebt, der denselben heiteren Ein-

druck hervorruft wie das Kyriesingen in der „Wiener-Meerfahrt“. Der von Orlando überlieferte Text trägt jedenfalls ein älteres Martinslied in sich: „Das ist St. Martins Vögelein, dem können wir nit feind seyn; laß umegan in Gottes Nam! trinken wir gut Wein und Bier auf die gsotten Gans, auf die braten Gans, auf die junge Gans, daß sie uns nit schaden mag“! — Da Wuotan in den „wilden Jäger“ übergegangen, so findet sich auch das „wüthende Heer“ allenthalben und das Hufeisen spielt eine bedeutende Rolle; der Entrückte sitzt aber in kaiserlicher Majestät im Untersberg und Fichtelgebirg, von dannen er kommen wird am jüngsten Tage der Noth.

Ebenso geht es mit Donar, ihm ist der fünfte Wochentag heilig, er ist der Rothbart, ihm gehört der Donnerkeil und der Hammer. Die Mythen von den Weltkämpfen des Gottes sind noch lebendig und haben sich bildlich niedergeschlagen; die herrliche Mythe, wie der Gott den geraubten Hammer heimgeholt, hat Fries in Unterfranken aufgefunden und J. W. Wolf ganz nach der Thrymsquitha gedeutet*). Eine höchst willkommene Ausbeute ergeben uns zauberische und abergläubische Gebräuche und Festlichkeiten, welche mit der Beschützung und dem Einbringen der Feldfrüchte in Verbindung stehen und noch heutigen Tages durch ganz Bayern und Oesterreich in Uebung, den Donnerer als den alten Ernte-Gott deutlich erkennen lassen. Schönwerth hat mit anerkannter Meisterschaft in dem Bilmesschneider den Priester des Feldgottes nachgewiesen; andere Bräuche, wie das Judas-Brennen, das Frühlings- und Kornaufwecken, in Tyrol mit einem eigenen Glockenumzug verbunden, gehören hieher.

„Um den Segen des bald befruchtende Gewitter, bald verderbliche Hagelschauer sendenden Gottes zu erflehen, brachte der

---

*) J. W. Wolf: Zeitschrift für deut. Mythologie. I. S. 19 u. 73 ff.

heidnische Baiware unzweifelhaft bestimmt vorgeschriebene Opfer. Es spricht dafür schon die Heilung der vom Blitz getroffenen Wesen und Gegenstände. Nachdem der gefürchtete Gott verlassen war, fielen natürlich auch seine Opfer, oder verwandelten sich vielmehr in abergläubische Gebräuche, welche der Feldfrucht Schutz gegen die früher verehrte Macht des Feldgottes gewähren sollten. Während daher sonst zu Anfang des Frühlings dem Donar die Osterfeuer loderten und Priester die Brände derselben in die Aecker steckten oder die Asche über die Felder streuten, um ihre Fruchtbarkeit zu mehren und Hagelschlag zu bannen: warf der Neubekehrte den ob seines rothen Bartes mit dem Verräther Judas identificirten Donnergott selbst in's Feuer, um seine Saaten vor Bilmesschnitt und Hagelschauer zu bewahren. Noch im Jahre 1611 verbot das Mandat des Kurfürsten Maximilian I. wider Aberglauben, Zauberei und Hexenwerk, am Himmelfahrtstage in den Kirchen eine „„angezündte Bildnuß des bösen Geists““ von der Höhe herabzuwerfen, um deren Fetzen sich das Volk als Schauer-Mittel balgte“ (S. 63).

Den ganz merkwürdigen Auftritt hatte beiläufig ein Säculum vorher der auf seiner Wanderschaft zu München verweilende junge Hans Sachs gesehen und in seinen alten Tagen noch nach seiner Manier in artige Reime gebracht.

Neben Wuotan und Donar stellt sich der Schlachtengott Zio; ihm zu Ehren fanden die Schwerttänze statt, die dann im Mittelalter ein Vorrecht der Waffen- und Messer-Schmiede wurden und in allen Theilen Deutschlands, in Bayern zu Braunau, München, Nürnberg und Ulm in Uebung blieben. Die Innung zu Nürnberg erhielt sogar vom hochedlen Rathe eine eigene Freiheit dafür, ihre Hauptbravoure, daß nach vollendetem Tanze die Fechter ihre Schwerter mit den Spitzen zu einer schön verschlungenen „Rose“ oder zu einem „Rade“ brachten, auf dessen Mitte ihr Vortänzer oder „König“ sprang und von Allen zugleich erhoben ward. Der letzte Holzschnitt des Theuerdank gibt eine Abbildung des Spieles, dem auch Kaiser Maximilian II. im Jahre 1570 zu

Nürnberg zuschaute. Noch zu Westenrieders Zeiten (1782) kamen alle acht Jahre die Schwertfeger von Braunau nach München und führten „einen figürlichen Tanz mit entblößten Schwertern“ vor den ansehnlichsten Häusern auf; wenige Jahre darauf wurde das harmlose Spiel, ein der Tradition nach mehr als tausendjährig bestehendes Recht, trotz kaiserlichen Privilegiums, polizeilich abgeschafft. Maßmann betrachtete den Münchner Schäfflertanz als ein mehr in's Friedliche übersetztes Spiel; diese Sitte kam aber in schwerer Pestzeit wieder in Uebung und hängt mit einem anderen nicht hieher gehörigen Cult zusammen; Herr Quitzmann scheint ihn leider übersehen zu haben.

Als die Weihe des Ehebundes durch Thor's Hammer nicht mehr stattfinden durfte, ließ sich der getaufte Germane jedoch das Schwert nicht entwinden, das nun das ganze Mittelalter hindurch bis auf unsere Tage herab bei Eheversprechen und Hochzeiten eine bedeutende Rolle spielt. In dem um's Jahr 1000 zu Tegernsee gedichteten Ruodlieb reicht der Bräutigam seiner Braut den Ehering am Schwertknaufe; in der Oberpfalz werden zwei Schwerter über dem Brauttisch kreuzweise in die Diele gestoßen, so daß das Symbol vor den Augen der Braut schwebt, wie man ihr im Heidenthume den weihenden Hammer in den Schooß legte. Brautführer und Hochzeitlader tragen bei ihren Funktionen blanke, bändergeschmückte Degen. Auch ist in der Teufels-Sage der Schwertwurf an die Stelle des Hammerwurfes, um die Freiung eines Ortes zu bestimmen, getreten.

Ob nun die in dem Dorfe Emmetsheim an der Teufelsmauer aufgefundene Skulptur wirklich ein germanisches Götzenbild des Fro oder ein römischer Ueberrest sei, ist schwer zu bestimmen; doch scheinen die daran geknüpften Gebräuche darauf hinzuweisen. Desto sicherer ist dieser wunderselige Herr des Himmels durch die ihm früher heiligen Thiere (wie Eber und Hirsch) und Pflanzen (Rosmarin) u. s. w. vertreten.

Die Neujahrfestlichkeiten und Mummereien gehören hieher, das kranke Vieh wird durch sein Rotfeuer getrieben, ihm fällt als Vorsteher der Ehen der Brautlauf, der Johannessegen auf die Rechnung. — Andere Götter, die den Bayern vindicirt werden, sind Paltar, der frühere Lenker des Sonnenlichtes, der einem traurigen Verhängniß erlegen, wozu der blinde Hadu die unschuldige Hand bot, Loki und wie die übrigen kleinen Geister alle heißen.

Unter den Göttinen finden sich in Bayern die große Trilogie der Nerthus, Holda und Perahta; von großem Interesse ist die weitere Beleuchtung der Isa, von der uns Aventin unter dem Titel einer „Frauw Eysen" eine confuse Nachricht überliefert hat. Die von einem Theile der Suevenvölker verehrte Göttin war auch den Baiwaren wohlbekannt. An der Stelle des Klosters Ober- und Niederaltaich stand ihr ein heiliger Hain, welchen der heil. Pirminius niederhauen ließ; ein Tempel war auch zu Seven in Tyrol, den St. Cassian stürzte. Sie war die mütterliche Schutzfrau der Liebe und Ehe, des Ackerbaues und der Schiffahrt, Schiff und Pflug sind ihre Attribute, mit denen sie zeitweise im Lande herumfuhr, wovon sich vielleicht mehr Anklänge finden ließen. Daran reihen sich Frikka, Freya, Frouwa, die goldhaarige Sippia und Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens, mit Antlaßkränzlein, Osterei und Fladen.

Ein anderer Abschnitt ist den Halbgottheiten gewidmet. Gotthard hat bereits früher nachgewiesen, daß alle Namen, die in der germanischen Stamm- und Heldensage auftreten, Erinnerungen in den Ortsbenennungen Oberbayerns zurückgelassen haben, und Zingerle hat einen ähnlichen Beweis für das benachbarte Tyrol geliefert. Von besonderem Interesse ist der Kult des vergötterten Stammhelden Irmin, den bereits Panzer in St. Hirmon bei Murnau in Oberbayern nachzuweisen suchte. Daran schließen sich die weisen Frauen, die Nornen, von denen Westenrieder im Jahre 1782 noch

ein merkwürdiges Bild in der Zollstube des Neuhauserthores sah, die Walküren und Waldfrauen, ferner die Mittelwesen der Elben, Wassergeister und Zwerge und Riesen, die auch im Bayerlande als fleißige Baumeister erscheinen.

Bedeutendes Augenmerk erhalten die äußeren Kultverhältnisse, die Opferstätten, von denen gleich den Götterbildern noch viele nachzuweisen wären; was die Priester betrifft, so ist der Herr Verfasser gar nicht geneigt, ihnen einen eigenen Stand zugestehen zu wollen, obwohl er das goth. gudja (Priester, Oberpriester) in dem noch in der Volkssprache für Pathe und Pathin gebräuchlichen Ausdrucke Goth oder Göth, weibl. Godn (für Godin) erkennt und dazu sehr treffend bemerkt: „Wie der heidnische Gode der Vermittler zwischen dem Menschen und der Gottheit war, so wird jetzt mit seinem Namen nicht nur in ganz Bayern und Oesterreich, sondern bis zu den Deutschen in den Venediger Alpen und in den nördlichen Karpaten der Vermittler bezeichnet, der für den noch unmündigen Täufling oder Firmling gut steht, ja es wird dieser Name in der Diminutivform Godl auf die Letzteren selbst übertragen, um ihr Abhängigkeitsverhältniß zu bezeichnen.“ (S. 225).

Von großem Interesse ist auch, was der Herr Verfasser über die Namenstagsfeier sagt. Bekanntlich hatten die heidnischen Germanen eine Art Taufe oder Wasserweihe, wodurch der Neugeborne eigentlich in den Kreis der Familie aufgenommen wurde.

„War das Kind erst vom Vater oder einem stellvertretenden Freunde des Hauses mit Wasser begossen worden, was ohne Zweifel unter Anrufung der Götter geschah, deren Schutze man dasselbe empfahl und womit die Beilegung des Namens verbunden war, so hatte es sein Recht an das Leben vollständig errungen, und die Aussetzung, bis dahin gestattet, galt von jetzt an als Mord. In diesem Zusammenhange gewinnt die uralte, durch ganz Bayern verbreitete Sitte, den Namenstag zu feiern, eine kul-

turhistorische Bedeutung; denn nicht die Geburt berechtigte bei unseren heidnischen Vorältern zum Leben, sondern erst die mit der Wasserlustration verbundene Namengebung *). Zwar hat die moderne Aufklärungssucht die Namenstagsfeier als Blödsinn verpönt und mit dem Vergessen des alten ethischen Zusammenhanges den Geburtstag an die Stelle des sogenannten papistischen Unsinns erhoben. Wer aber nicht an der Oberfläche kleben bleibt und den Erscheinungen im Volksleben auf den Grund schaut, der wird in dieser scheinbar verkehrten Sitte die tiefe Bedeutung nicht verkennen, welche derselben aus der Zeit der ursprünglichen Rechtsentwicklung auf dem Boden des patriarchalen Familienrechts innewohnt, und sie daher auch, wenn auch verhöhnt, höher stellen, als die altkluge Weisheit von gestern. Von dieser heidnischen Taufe finden sich auch noch viele Spuren in bayerischen Sagen; auch aus den Anfragen des heiligen Bonifacius in Rom erhellt, daß bei den Baiwaren die altnordische Wasserweihe zur Aufnahme in die Familie üblich war, und daß man die christliche Taufe deßhalb sorgfältig von derselben zu unterscheiden suchte, um das christliche Sakrament nicht mit dem altheidnischen Gebrauche zu vermengen (S. 256)."

---

*) Einen sehr schönen, hieher gehörigen Zug hat Ritter von Alpenburg aus dem Oberinnthal beigebracht. Hier sammelt die Percht (angeblich die Gemahlin des Landpflegers Pontius Pilatus) die Seelen der ungetauften Kinder, die deßhalb nicht in das Himmelreich können, und führt sie in langem Zuge alljährig in der Dreikönigsnacht nach dem Jordan, wo sie getauft werden. Ein Knecht sah nun das Kinderheer vorüberwandern, alle Kindlein trugen weiße Hemden, das des letzten war aber etwas zu lang, es trat immer darauf und blieb deßhalb weiter zurück. Da rief der Knecht: „Huderwachl hinten nach! geh' her, ich will dir das Hemat hinaufbinden"; er that es, das Kind aber sprach: Jetzt dank' ich dir schön, jetzt hab' ich einen Namen! und verschwand; die Percht aber, die schon ein gutes Stück voran war, drehte sich um und rief: „Hab' Dank, daß du den armen Huderwachl durch Namengebung erlöst hast, dafür soll dein Hof

Von den üblichen Opfern haben sich merkwürdige Nachrichten erhalten. Das erste Concil, welches Bonifacius im Jahre 742 in Deutschland hielt, untersagte ausdrücklich die Opfer, welche thörichte Menschen bei den Kirchen nach heidnischem Brauche und im Namen der Martyrer darbrachten, ein Jahr darauf wurden Opfer, die man dem Wuotan und Donar brachte, das Wahrsagen aus dem Gehirn der geschlachteten Thiere und das Aufhängen hölzerner Arme und Beine als Dankvotiva untersagt. Das Letztere, ein durch die Geschichte aller alten Völker gehender Zug, konnte jedoch so wenig beseitigt werden, daß jede Wallfahrtskapelle heute noch davon zeigt. Doch mußte es manch' stille Gemeinden geben, in denen der alte Kult noch heimlich und tief in's Mittelalter hinein betrieben ward, denn noch im XIV. Jahrhundert wußte Nicolaus von Dünkelsbühl von Opfern, die im Nachklange der alten Zeit an ehemaligen Cultusstätten dargebracht wurden, wobei man eigene Gefäße offen stehen ließ, damit sich Mäuse, Wieseln und Eidechsen in sie verliefen und so gleichsam von den Göttern selbst auserwählt erschienen (S. 235). Eine aus jener Zeit noch überkommene Sitte sind die verschiedenen Gebildbrode und seltsamlichen Backwerke, die in gewissen Zeiten regelmäßig erscheinen. Rochholtz hat alle in Deutschland und den angrenzendeu Ländern bestehenden Formen gesammelt, das Buch wird über diesen Hauptheil des alten Kult, den man auch Tempelbäckerei nennen könnte, überraschende Resultate geben. An den hohen Festtagen der Götter liebte man es, dem zu backenden Teig die Gestalt eines Götterbildes oder eines göttlichen Symbols zu geben. Schon die Aegyptier machten Weizengebäck in heiligen Formen, es gab gebackene

---

gesegnet seyn bis auf den neunten Stamm"! (Tyroler Mythen. 1857. S. 64). Das Kind hat nun einen Namen und geht dadurch ein „zur ewigen Freud", wenn es auch nur ein kosender Schmeichelname des Mitleids ist.

Ochsen, Kühe, Schafe, Fische, Triangel und Scheiben, ja Herodot (II. 48) erzählt ausdrücklich, daß Arme, welche kein Thieropfer zu leisten im Stande waren, aus Roggenmehl ein Schwein kneteten, bucken und darbrachten. Daß unsere Vorfahren deßgleichen thaten, beweisen unsere heutigen Schaubrode, die Bretzeln und Osterfladen, der Osterhas und der süße „Seelenzopf", den auf Allerheiligen der Pathe, der „Herr God" seinem kleinen Pathen sendet, die Weihnachtzelten und verschiedengestaltigen Leckerbissen aller Art, denn das Volk hält überall fest „was gut ist", sei es zum essen oder trinken, und da in letzterem unsere Urvorfahren eine große Genialität erprobten, so wurde diese Kunst fernerhin fleißig fortcultivirt. Es gab den Heidenbekehrern viele Mühe, den in diesem Punkte so starrköpfigen Germanen das früher auf der Götter Ehre ausgeleerte Trinkhorn nicht zur Ehre der lieben Heiligen füllen zu lassen, es blieb nichts übrig, als ein Fingerbreit zuzugeben und in ein vernünftiges Maß reducirt fortbestehen zu lassen. So erhielt sich die schöne St. Johannis-Minne, der Brautwein u. s. w. und die brave Schuhmacherinnung in München hat den Minnetrunk am Zunftjahrtage erhalten. „Sie bringt eine 10 mäßige Kanne mit Wein in das Presbyterium und der Wein wird zu Ende des feierlichen Hochamtes nach priesterlicher Weihe in einem Becher den einzelnen Zunftmeistern zum Umtrunke gereicht, gerade wie früher die Domherrn des Würzburger Hochstiftes St. Martins Minne an seinem Ehrentage ausbrachten" (S. 251).

Die kurze Uebersicht genügt, um das Buch anziehend und zu einem lehrreichen Handbuch für Wißbegierige zu machen, die sich über diese Dinge unterrichten wollen. Allein es gehört einige Vorsicht dazu. Was das benützte und verarbeitete Material betrifft und den Standpunkt des Herrn Verfassers, so wagen wir nichts daran auszusetzen; wenn er aber gerade daraus die Mittel und Beweise für seine Lieblings-Theorien von der Abstammung der Baiwaren gefunden zu haben glaubt,

so können wir ihn (abgesehen davon, daß der geehrte Herr Verfasser selbst ein paarmal mit sich selber in Widerspruch geräth) zum mindesten nicht vertheidigen. Doch bleibt es immerhin ein nicht bestreitbares Verdienst, eine noch lange nicht abgeschlossene Frage neu angeregt zu haben, und jedenfalls freuen wir uns auf die Bearbeitung der baiwarischen Rechtsalterthümer, die Herr Quitzmann als die Triarier seiner Conjecturen vorrücken lassen wird.

XLII.

Zeitläufe in Oesterreich.

IV. Ungarn und der österreichische Reichsrath.

Den 8. Mai 1861.

Endlich hat Oesterreich wieder festes Land, gerade noch fünf Minuten vor dem großen Sturm! Seit dem 1. Mai ist es thatsächlich ein verfassungsmäßiger Rechtsstaat auf der zukunftsvollen Basis der Autonomie. Zwar sind die beiden Häuser noch nicht vollendet, denn die Bänke der Ungarn, der Kroaten und Slavonier, der drei siebenbürgischen Nationen blieben vorerst leer Doch weht aus Oesterreich schon eine andere Luft, und der ungekünstelte Jubel der Hauptstadt verkündet, daß man endlich frei aufathmet und aufgestiegen ist aus den Tiefen des epidemischen Pessimismus.

Was in Wien jetzt geschaffen ist, wird das glänzendste Parlament in Europa werden, nicht eine Plauderstube be-

mosster Geschlechter und schulmäßiger Parteien, sondern ein wahrhaft kosmischer Areopag selbstbewußter Nationen und jugendfrischer Völker, denen vielleicht die Zukunft der Christenheit gehört. Als der Kaiser am 22. April die 56 erblichen und 39 lebenslänglichen Mitglieder des Oberhauses ernannte, eine lange Reihe fürstlich reicher Dynasten, historischer Familien und ruhmvoller Namen, obwohl Ungarn und die ehemaligen Dependenzen der Stephanskrone noch nicht berücksichtigt waren: da bot sich dem Beschauer wie nie zuvor ein Bild von der nachhaltigen Kraft dieses adelichen Staats par excellence, und zugleich eine Zuversicht des Gelingens, wenn man bedenkt, daß der constitutionelle Versuch von 1848 eben das vergaß und außer Ansatz ließ, was Oesterreich zu Oesterreich macht — seine mächtige Aristokratie. Man braucht deßhalb das natürliche Uebergewicht des Abgeordnetenhauses nicht zu unterschätzen; die nationalen Besonderheiten des Reichs werden sich hier noch schärfer ausprägen und auch mit Gottes Hülfe in um so schönerer Harmonie ausgleichen. Aber das darf man nicht verkennen, es handelt sich immer noch um ein großartiges Experiment, und auch das ist keineswegs ausgemacht, daß Leute wie Berger. Schuselka und Zang bei den Reichsrathswahlen immer durchfallen werden. wie dießmal, zum Entsetzen der ganzen Judenpresse, am Wiener Landtag geschehen. Wenn das Riesenwerk trotz Alldem gelingt, dann gelingt es dadurch, daß die österreichische Aristokratie in das constitutionelle Leben eintritt und den Regulator desselben bildet, eine Aristokratie die nichts vom Junkerthum an sich hat, und um die jedes Land der Welt den Kaiserstaat beneiden darf.

Damit aber auch im Unterhaus das germanische Princip der Autonomie dem französischen Liberalismus der Neudeutschen die Stange zu halten vermag, und damit die „erprobten constitutionellen Formen“, zu welchen sich die kaiserliche Thronrede bekennt, nicht zur Pandorabüchse einer österreichischen Parlaments-Regierung ausarten — bedarf es vor Allem der Un-

garn. Sie müssen das Zünglein an der Wage bilden; schon darum ist die erste Frage überall: „wann werden die Ungarn kommen?“ Daß sie kommen, ist der unabänderliche Wille des Kaisers. Aus ernstem Herzen, wie Er immer spricht, hat die Thronrede das „unantastbare Fundament des einigen und untheilbaren Kaiserreichs“ betont. Sie macht einerseits die Besserung der Finanzlage von der „bevorstehenden Durchführung der Landes-, Kreis- und der Gemeinde-Autonomie“ abhängig, andererseits spricht sie die Erwartung aus: „daß auch die Frage der Vertretung Meiner Königreiche Ungarn, Kroatien, Slavonien und des Großfürstenthums Siebenbürgen nach Maßgabe Meiner darauf bezüglichen Handschreiben vom 26. Februar bald eine günstige Lösung erhalten werde.“

Uebrigens ist der Reichsrath mit allem Recht begierig zu erfahren, auf welche Thatsachen oder Maßregeln die Regierung diesen Calcul gründe. Denn in Ungarn selbst ist inzwischen der parlamentarische Sieg der Kossuthianer so viel wie gesichert. Ich sage der parlamentarische Sieg, denn wenn die Partei des eigentlichen Volks, insbesondere der Bauern so gewiß wäre wie der altconservativen Feigheit und der liberalen Wohldienerei, so würde sich der Pesther Landtag nicht mit dem stummen Versteckensspiel begnügen, das er seit Wochen treibt, sondern er hätte längst die Fahne der Empörung neuerdings im offenen Felde aufgeworfen. Warum es so kommen mußte, haben wir wiederholt erklärt; kürzlich hat aber auch Feldzeugmeister Benedek, selbst ein Ungar und zudem aus einer reformirten Bürgerfamilie geboren, eine meisterhafte Zeichnung der wahren Ursachen gegeben. In dem Spiegelbilde seines berühmten Circulars wird man leicht die drei ungarischen Parteien unterscheiden: die eingeschüchterten Altconservativen, welche mit lächelnder Miene die Faust in der Tasche machen, die Liberalen mit ihrer breiweichen Pedanterie, welche jetzt wie vor zwölf Jahren nur als die unbewußten Pioniere der demokratischen Republik gedient haben, endlich die Kossuthianer mit

dem teuflischen Haß im Herzen und dem klingenden Gold des Auslands in der Börse.

„Woher kommen“, fragt Benedek, „die Schwierigkeiten und wer sind diejenigen, die dem Gelingen des Werkes entgegentreten? Von außen von feindseligen Regierungen, von den unter dem Schutz derselben rastlos thätigen Revolutionären aller Länder, die in ihrem unversöhnlichen Haß gegen Oesterreich das friedliche Gedeihen unserer neuen Institutionen um jeden Preis hintertreiben wollen, und durch Geld und falsche Vorspiegelungen immer auf's neue Unruhen zu wecken und zu nähren suchen; und im Innern Advokaten und Doktoren ohne Praxis, ehr- und geldgierige Journalisten, unzufriedene Professoren und Schulmeister, die alle eine Rolle spielen und in solcher Weise eine Carriere machen wollen; der verschuldete kleine Adel, für den auch unser Herrgott keine Verfassung zurecht machen könnte, um damit dessen Schulden zu zahlen; Leute, die aus Eitelkeit sich gerne reden hören (und nur Oppositionsreden gefallen!); endlich einige feigen Magnaten, die aus Furcht ihre Popularität auf's Spiel zu setzen, mit der Strömung schwimmen und in der Angst des Augenblicks ganz übersehen, daß der Boden unter ihren eigenen Füßen schwindet, wenn sie nicht herz- und standhaft zum Throne halten. Also nur Verräther, Leute mit unlautern Absichten, solche, denen es an wahrem Muth gebricht, und ein Theil des sogenannten Intelligenzproletariats agitiren gegen unsere Verfassung.“

Es war sehr bezeichnend, daß das conservative Organ, die sogenannte Adelszeitung in Wien zwar den wortreichen Protest der zu Pesth versammelten Magnaten, nicht aber den Erlaß Benedeks selber veröffentlichte. Die politische Logik davon ist vielsagend. Während nämlich keine Frechheit zu erdenken ist, die von den altconservativen Herren gegen den legitimen Souverain nicht ruhig gestattet oder wohl gar begünstigt worden wäre, verlangen sie für ihre Personen die zarteste Schonung, und auch den ungarischen Liberalen soll man nur ja nicht zu nahe treten, weil sonst das Versöhnungswerk gestört werden könnte, und die Altconservativen über-

haupt nur dann ihre Mission zu erfüllen im Stande wären, wenn man allen ihren Wünschen nachkomme und sie blindlings gewähren lasse. Das arglose Vertrauen in diese hohle Wichtigthuerei hat den Anstoß zu der heutigen Lage Ungarns gegeben, und die Frucht desselben war keine andere, als daß die proteusartigen Liberalen von den Kossuthianern, die Altconservativen aber von den Liberalen mißbraucht wurden. Wie die Füchse Simsons sind sie nun alle mit dem Schweif aneinander gebunden, und auch die Herren Graf Apponyi und Cardinal Scitowski haben Fühlung und Führung so gänzlich verloren, daß ihr Organ zu Wien in ängstlicher Spannung immer nur an dem sentenzenreichen Munde der Herren Deak und Eötvös zu hängen weiß: was denn die zur Sache sagen? Und doch hat in demselben Organ ein ehrlicher Ungar diese liberalen Chamäleone nicht weniger scharf als General Benedek stigmatisirt:

„Unheilbar sind gegenwärtig nur die Ehrgeizigen, welche die glänzenden individuellen Aussichten bei einem Umsturz verlocken, und jene Unglücklichen, die nichts als Redensarten auf den Lippen und nur den lieben Gewinn als Gott im Herzen haben, die von Bürgertugend, Patriotismus und Humanität so viel und so schön zu sprechen wissen, und auch nicht einen Funken von Alldem in sich tragen; Sophisten, die gegen die Centralisation für den Föderativstaat schwärmten, nun aber, wo dieser ihnen geboten wird, sich ebenso warm für die Personalunion ereifern, und jeden als verdammungswürdigen Centralisten brandmarken, der ein ernstes Wort für ehrliche Föderation spricht *). Diese Leute, die man nicht überzeugen, sondern nur kaufen kann, langen zu jedem Mittel, um die Massen zu ängstigen und aufzuregen, sie wollen von einer Verständigung nichts wissen, denn diese liegt gar nicht in ihrem kleinlichen Interesse. Hinge es von diesen Menschen ab, so wäre Oesterreich sammt Ungarn verloren. Zum Glück stehen

*) Bekanntlich trifft diese Kennzeichnung bei Baron Eötvös buchstäblich zu.

ihrem ephemeren Einfluß jene zahlreichen und angesehenen Männer gegenüber, welche nur das Erreichbare zum Ziel ihres Strebens nehmen und über eine wandelbare Rechtsformel die ewigen Gesetze der Selbsterhaltung und weiser Billigkeit stellen. Diese Männer sind noch nicht mundtodt, obschon sie bis zur Stunde theils gar nicht, theils nur zurückhaltend gesprochen" *).

Bis zur Stunde hat man aber vergebens auf ein mannhaftes Wort dieser Art gewartet, obwohl es nicht bloß wegen der allgemeinen Regeln der Noblesse, sondern auch wegen specieller Zusagen nicht mehr als Pflicht und Schuldigkeit wäre. Die ganze Spannung mit Ungarn führt nämlich immer wieder auf die moralischen Verpflichtungen zurück, durch welche die altconservativen Herren in Wien die That vom 20. October erwirkten. Als vor zwölf Jahren die blutige Empörung Ungarns niedergeschlagen war, hätte Jedermann eine Regierung für wahnsinnig gehalten, welche die alten Zustände in Ungarn wieder einführen wollte. „Ganz Oesterreich war", wie Graf Auersperg jüngst auf dem Krainer Landtag sagte, „darüber einig, daß die Repristinirung der alten ungarischen Verfassung eine unmögliche Sache sei" — die Wiedereinführung der Verfassung nämlich wie sie noch im Jahre 1847 war, denn die revolutionären Gesetze von 1848 waren von den Ungarn selbst völlig aufgegeben. Als nun der Kaiser dennoch den Vorschlägen der zum verstärkten Reichsrath berufenen Magyaren nachgab, geschah es unter der ausdrücklichen Bedingung, daß erstens die Beschlüsse von 1848 ein-für allemal abgethan seien, daß Ungarn zweitens seine vormärzliche Verfassung in einer Weise modificire, wodurch die Realunion und eine gemeinsame Vertretung in den allgemeinen Reichssachen möglich werde.

Nicht die mindeste Einsprache wurde von den Magyaren im verstärkten Reichsrath gegen diese Voraussetzungen erhoben.

*) „Vaterland" vom 30. März 1861.

Sie wetteiferten in Betheurungen, daß ganz Ungarn Ein Herz und Eine Seele mit ihnen sei und eine Meinungsverschiedenheit hierin gar nicht existire. Wirklich hatten auch selbst die Liberalen, wie namentlich ihr Führer Eötvös, bis dahin um kein Haar mehr verlangt, als nun der Kaiser zu gewähren bereit war. Kaum waren aber die Zügel der Regierung den Altconservativen übergeben und durch ihre Connivenz eine kaiserliche Machtstellung nach der andern aus Ungarn verdrängt, so spielten die Liberalen plötzlich andere Karten aus, indem sie die Gesetze von 1848 und die Personalunion als den allein möglichen Ausgangspunkt einer ungarischen Reorganisation erklärten, und die Altconservativen stellten sich schon bei der Graner Conferenz auf — die gleiche Basis. Auch sie erkannten jetzt dieselbe Gesetzgebung, welche sie vor und nach ihrer Geburt zwölf Jahre lang bekämpft und als das Verderben Ungarns verabscheut hatten, als das einzige und unantastbare Recht des Landes an, nur mit dem Unterschied, daß sie sich und den Monarchen mit der Selbsttäuschung hintergingen: man wolle und werde ja diese Gesetze nachträglich im Sinne des Gesammtstaats verfassungsmäßig revidiren!

Allerdings haben die Herren ihren Einfluß weitaus überschätzt und sie können sich mit der physischen und moralischen Unmöglichkeit entschuldigen, ihren ruhmredigen Anerbietungen nachzukommen und die ungarische Bewegung zu bemeistern. Ein Anderes aber konnte ihnen als Männern von Muth und Ehre nicht erlassen werden: sie mußten sich offen zu dem Satz bekennen, daß die alte Verfassung Ungarns sowie die pragmatische Sanktion, geschweige denn die Gesetze von 1848 als die unmittelbare Einleitung zum Abfall und Hochverrath, am 14. April 1849 verwirkt worden seien, daß die Wiederherstellung jener Compromisse nicht eine Rechtspflicht des Monarchen gewesen und er um so mehr das unstreitige Recht habe, seine Bedingungen zur Sicherheit gegen

fernern Mißbrauch zu stellen. Thaten sie das nicht, ließen sie sich auch nur stillschweigend die Absurditäten der constitutionellen Juristerei gefallen, wornach der Landesherr verpflichtet wäre, der niedergeworfenen Revolution jedesmal sofort wieder Thron und Staat in die Hände zu geben*): dann waren in Wirklichkeit nicht sie, sondern die Liberalen im Recht und es mußte zu der widerlichen Achselträgerei kommen, welche die Geschichte der reaktivirten Würdenträger Ungarns seit sechs Monaten ausmacht.

Sie mußten ferner das trügerische Spiel der Liberalen mit den Schlagworten: „historisches Recht" und „alte Verfassung" enthüllen und standhaft bezeugen, daß die wirkliche alte Verfassung Ungarns mit den Gesetzartikeln von 1848 nicht das Geringste gemein habe, diese vielmehr die baare Negation jener seien. Das ist ja eben das Princip, von dessen Vertretung die Herren ihren eigenen Namen „altconservativ" führen. Sie mußten endlich bezeugen, daß das Reichsgrundgesetz vom 20. Oktober v. J. und 26. Februar d. J. zwar allerdings mit den Gesetzen von 1848 unverträglich sei, nicht

*) Treffend ist diese Rechts- und Gesetzlehre der ungarischen Liberalen in der Schrift: „Ungarn im Gesammtstaat" Wien 1861, persifflirt. „Siegt sonach die Revolution, so ist der König ohnehin gestürzt, das aufständische Land aus der Staatsgemeinschaft mit den andern Ländern ohnehin ausgeschieden, der ihm aus dem Staatsvertrag obliegenden Pflichten gegen Regenten und Monarchie quitt und ledig. Siegt aber der König, und unterwirft er mit Hülfe der andern Reichsländer das aufständische Volk und Land, so müßte er nach dieser sonderbaren Theorie gleichfalls den gebrochenen Staatsvertrag nicht nur als verbindlich anerkennen, sondern sogar den durch seine Gegner zerrissenen Vertrag durch seine eigene siegreiche Macht wieder aufrichten". Mutatis mutandis ist dieß freilich auch die liberale Rechtsanschauung in der kurhessischen Frage.

aber mit der historischen Constitution des Landes. Denn wenn auch hier mit Worten dem ungarischen Landtag das Recht der Steuer- und Rekrutenbewilligung unmittelbar zustand, so gab es doch in der Praxis so viele Ausnahmen und Umwege, daß der Landtag unter Maria Theresia und Joseph II. fünfundzwanzig Jahre lang ganz unterbleiben konnte, und das Recht überhaupt fast illusorisch wurde, jedenfalls aber durch die ungarischen Mitglieder eines österreichischen Reichstags viel kräftiger gewahrt seyn wird, als wenn das System der freiwilligen Werbungen und der indirekten Besteuerung wiederkehrte. Und gegen die angebliche Furcht, als könnte Ungarn in einer Centralvertretung „majorisirt" werden, hätten die Herren auf ihr eigenes umgekehrtes Beispiel im verstärkten Reichsrath hinweisen sollen, wo sie trotz ihrer Minderzahl durchaus den Ton angaben und das entscheidende Votum führten. Mehr als ein Drittel aller Stimmen im Parlament fällt auf Ungarn, und es ist wahrlich viel weniger zu besorgen, daß die Unabhängigkeit der Magyaren, so weit sie mit dem Wesen des Föderativstaats vereinbar ist, dort gefährdet sei, als vielmehr, daß ihnen und ihren Verbündeten ein ausschließlicher Primat in allen Reichssachen zufallen müsse. Auf Grund eben dieser Ueberzeugungen haben die altconservativen Herren ihre Rathschläge selbst zum Oktoberdiplom gegeben; daß sie aber für die erkannte Wahrheit bei irgend einer Comitats- oder Wahlversammlung eingetreten wären: davon hat man nichts vernommen.

So ist es sogar fraglich geworden, ob auf dem Landtag überhaupt ein eigentlicher Parteikampf stattfinden wird. Denn die Altconservativen führen zwar das (von den andern Parteien nicht anerkannte) Regiment der Hofkanzlei, außerdem aber scheinen sie Null zu seyn, und werden vielleicht die verheißene Revision der Gesetze von 1848 im Interesse des Ge-

sammtstaats nicht einmal ernstlich fordern. Jedenfalls werden die Liberalen jede Revision solcher Art verweigern und auf der strikten Basis von 1848 die reine Personalunion und Nichtbeschickung des Reichsraths, einen Palatin mit der realen Macht des legitimen Königs, dem kaum die Ehrenrechte eines Republikpräsidenten übrig bleiben, und zwar einen Palatin, zu dessen Auswahl sie dem König vielleicht drei Kossuthianer, keinenfalls aber einen Erzherzog vorschlagen wollen, als historisches Recht Ungarns fordern, dazu endlich ein vollständiges Ministerium sammt Finanz- und Kriegsminister *), wobei sie aus besonderer Friedfertigkeit vielleicht den ungarischen Minister des Auswärtigen, wie er 1848 mit den fremden Mächten verhandelte, aufopfern werden. Einem solchen Programm der Liberalen können sich dann auch die Kossuthianer unbedenklich anschließen. Sie haben zwar noch einige weitern Anliegen, z. B. Garantie der Autonomie Ungarns durch die Großmächte, Nöthigung des Königs in Ungarn zu residiren, Entfernung der nichtungarischen Truppen aus dem Lande, Herausgabe der Festungen, Nationalarmee in ausschließlich ungarischem Dienst, Ehrenerklärung der Honveds, Zurückberufung der verurtheilten „Patrioten" ꝛc. Wozu sollten aber diese loyalen Vertreter der „hochmonarchischen Nation" das Ausland unnöthig kopfscheu machen, da schon das Programm der Liberalen vollkommen zum Zwecke ausreicht, um nämlich den ersehnten Bruch herbeizuführen?

Sobald die Liberalen bei den Gesetzen von 1848 verharren und die Revision im Interesse des Gesammtreichs nicht

---

*) In den Gesetzen von 1848 ist zwar nur von einem Minister der „Landesvertheidigung" die Rede, worunter einige Liberalen keinen förmlichen Kriegsminister verstehen wollen. Aber Kossuth hatte einen solchen, also res judicata est.

vornehmen wollen, trennt sie principiell nicht der geringste Unterschied mehr von den Kossuthianern. Der Kaiser kann ihr Begehren nicht erfüllen, nicht nur weil er das Reich nicht eigenhändig zerreißen, sondern noch mehr weil er die nicht-ungarischen Nationen in Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen absolut nicht opfern darf. Das wäre der sichere Untergang des Reichs. Schon deßhalb sind die sonderbaren Grübeleien der Liberalen, wie zwischen den zwei Reichen mit den zwei Parlamenten und den zwei Ministerien doch noch irgend ein gemeinsames Band außer der Personalunion herzustellen wäre, eitel verlorene Mühe. Ohnehin könnten derlei Künsteleien, z. B. gemeinsame Berathungen zwischen bestimmten Ausschüssen beider Reichstage, nur die Verwirrung auf den Gipfel treiben, niemals aber das Werk des Hasses und der Trennung in seiner Natur verändern. Auch darauf kommt nichts an, ob die Liberalen bloß der Hofkanzlei und nicht auch dem König den Rechtstitel der Gesetzlichkeit verweigern, während die Kossuthianer beide für illegitim erklären und deßhalb auch jetzt am Landtag keine Adresse an den König, sondern nur eine Proklamation zulassen wollen. Auch dieser Unterschied fällt nicht in's Gewicht; denn auch die Liberalen anerkennen den König nur in Aussicht auf dessen Krönung, sozusagen anticipando als legitim, gerade die Krönung aber machen sie durch ihre vorhabenden Beschlüsse unmöglich.

Das sieht nun zwar Alles sehr desperat und gefährlich aus, ist es aber, nach unserer wiederholt geäußerten Ansicht, nicht. Der Magyarismus ist der Grenze des Möglichen viel näher, als man glaubt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er, vielleicht schon aus Anlaß der Steuereintreibungs-Frage, den Kaiser zur Auflösung des Landtags zwingt, aber was dann? Die Kossuthianer sollen gesonnen seyn, in diesem Fall bei den fremden Mächten und insbesondere bei Napoleon III.

auf Rechtsverweigerung und Execution zu klagen. Aber was wollen die Liberalen? Sie stehen jetzt bereits vor einer ganz heillosen Alternative. Oesterreich läßt unter militärischer Bedeckung die rückständigen Steuern eintreiben; wollen nun die Herren am Landtag die Bezahlung derselben verbieten, weil die Steuern nicht verfassungsmäßig bewilligt, also ungesetzlich seien, so stellen sie sich auf den brennenden Boden der Steuerverweigerung, wo sie sich lächerlich machen werden oder die Fahne des gewaltsamen Aufruhrs erheben müssen. Wollen sie aber das Verbot umgehen und die Steuern zahlen lassen — nun, dann braucht der Kaiser von Ungarn vorderhand nichts als Rekruten und Steuern, er kann im Uebrigen warten. Die Magyaren aber können nicht warten; denn während sie warteten, würden die Kroaten, die Slavonier, die zwei Nationen in Siebenbürgen, ja sogar die Serben und die Slovaken in Nordungarn ihr Schäfchen ins Trockene bringen und die zukünftige Herrlichkeit des Magyarenreichs wäre total verspielt. Für eine bewaffnete Schilderhebung endlich sind die äußern und innern Umstände täglich ungünstiger geworden, und wenn man sich in Pesth den wilden Rausch aus den Augen reibt, werden dem Blick von allen Seiten verfehlte Berechnungen und gescheiterte Hoffnungen entgegenstarren.

Unzweifelhaft rechneten die Ritter der Gesetzgebung von 1848 vor Allem auf eine gründlichere Einschüchterung des Wiener Kabinets, welches ihnen wieder wie vor zwölf Jahren durch endloses Nachgeben in die Hände arbeiten sollte. In der That sind die Herren keineswegs ganz leer ausgegangen, wäre es auch nur die jüngst noch hinter dem Rücken der deutschen Minister erschlichene Reorganisation Siebenbürgens, welche die Aera der Katzenmusik auch für Transsylvanien eröffnet hat, und die ungeheure Mehrheit der Rumänen und Sachsen am Landtag in die geborne Minorität bringt, auch

in der Landesregierung gerade das umgekehrte Verhältniß zu der Seelenzahl der Nationalitäten herstellt. Zum Reichsrath hat man in Wien bis jetzt weder aus Kroato-Slavonien noch aus Siebenbürgen die Abgeordneten einberufen; aber schon das schien dem Hofkanzler Vay Grund genug den Patenten vom 26. Februar seine Unterschrift zu verweigern weil diesen Ländern überhaupt eine eigene Vertretung beim allgemeinen Reichsrath zugestanden war, und würde dieser Fehler auch gut gemacht, so verlangen die Magyaren weiter, daß die Magnaten und Abgeordneten aus Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen nicht nur nicht nach Wien gezogen, sondern daß sie ihnen von der kaiserlichen Regierung mit Zwangspaß nach Pesth abgeliefert werden sollen, nach Vorschrift der Gesetze von 1848. Seit dem Ereigniß vom 1. Mai darf man aber wohl hoffen, daß zu Ehren des gesunden Menschenverstandes derlei Naivetäten endlich der Riegel geschoben werde; es bedarf dazu nur der Einladung an den Agramer Landtag die Wahlen zum Reichsrath vorzunehmen und der Ausschreibung direkter Wahlen in Siebenbürgen.

Im Anfange machte indeß der Reichsrath den verschlagenen Politikern jenseits der Leitha keineswegs so viel Kummer, als sie glauben ließen; denn sie rechneten zuversichtlich darauf, er werde schon an der Verweigerung der Theilnahme von Seite Böhmens und Galiziens scheitern. Nun sind aber nicht nur die Böhmen, Polen und Ruthenen, sondern auch die Dalmatier erschienen, und der Reichsrath hat die beste Aussicht der Zufluchtsort aller von übermüthigen Zukunftsvölkern unterdrückten Nationalitäten in Oesterreich zu werden. Somit ist der Magyarismus im Grunde schon isolirt, ehe noch die Reichsräthe von Agram und Klausenburg herkommen, und geistig ist er so völlig allianzlos geworden, daß nicht nur die böhmische Nationalpartei sein Benehmen geflissentlich verur-

theilt, sondern auch Graf Clam-Martinitz selbst, der berühmte Rechtsbeistand der Ungarn im verstärkten Reichsrath, mit ehrenhafter Entrüstung verkündet: man fälsche in Pesth die Wahrheit der „historisch-politischen Individualitäten."

Aber noch mehr! Der Zweck der Gesetze von 1848 ist durch die Haltung der Slaven schon fast völlig gegenstandlos geworden. Denn was war jener Zweck? Nichts Anderes als die Anbahnung des magyarischen Zukunftsstaats, und die erste Bedingung desselben, daß acht Millionen Slaven sich einer herrschenden Nation von fünfthalb Millionen Magyaren unterzuordnen hätten. Das Spiel war gewagt; denn gelang die Unterjochung nicht, so war vorauszusehen, daß die nicht-magyarischen Nationalitäten der sogenannten ungarischen Krone die zur Trennung von Oesterreich gebrauchten Waffen der Magyaren gegen diese selber kehren würden. So ist bereits geschehen. Man schaue nur auf Kroatien, und erinnere sich, daß der ungarische Landtag schon im Jahre 1844 bestimmt hat: „nach zehn Jahren solle in Kroatien Niemand ein von königlicher Ernennung abhängiges, noch auch ein kirchliches Amt erhalten können, der nicht der ungarischen Sprache kundig sei", denn magyarisch sollte der Kroate am Preßburger Landtag reden und in demselben fremden Idiom mußten in dem slavischen Lande alle Amtshandlungen bei Strafe der Nullität vorgenommen werden. Und jetzt steht das nämliche Kroatien mit völlig selbstständiger Politik da; es behauptet Fiume gegen Ungarn, es bemüht sich als „dreieiniges Königreich" Dalmatien an Kroato-Slavonien anzuschließen und die Militärgrenze sich einzuverleiben, den Magyaren aber bietet es, wenn sie sich loyal verhalten, eine Allianz wie von Macht zu Macht. Wo bleibt da der magyarische Zukunfts- und Einheitsstaat?

Kroatien gilt als „Nebenland" Ungarns; aber nicht einmal auf die einverleibten Serben sind die Gesetze von 1848

ferner anwendbar und ebenso wenig auf die Rumänen. Der Kaiser hat die Woiwodina und das Banat neuerdings mit dem engern Ungarn vereinigt, aber die serbische Nation wird forthin doch nur einen Staat im Staate bilden, ganz gegen den Plan der magyarisirenden Politik. Seit drei Monaten ist den Serben ein eigener Nationalcongreß bewilligt, und zwar, angeblich auf den Wunsch des Patriarchen Rajacic, nicht durch den ungarischen Hofkanzler, sondern zuerst durch den Staatsminister von Schmerling, weßhalb die Statthalterei in Pesth den Journalen sogar den Abdruck des kaiserlichen Erlasses untersagte. Nun muß man freilich nicht gleich wie das böse Gewissen der Magyaren an einen Sonderbund der Serben mit den Kroaten denken; aber die Nation wird dieselben Forderungen erheben, die ihr vor zwölf Jahren um den Preis eines blutigen Bürgerkriegs abgeschlagen wurden: sie will einen eigenen Woiwoden und eine Autonomie der Sprache und der Verwaltung, welche sich mit dem magyarischen Begriff einer herrschenden Nation absolut nicht reimt.

Das Beispiel der Serben ist aber gefährlich, denn sie sind nicht die einzige Nation im engern Ungarn, deren Sondergelüste die Suprematspartei zu fürchten hat. Ueberhaupt ist es auf dem weiten Gebiet, das selbst wieder eine Musterkarte von Völkergemisch im Kleinen wie Oesterreich im Großen darstellt, mit der Magyarisirung nur bei den Deutschen und den Juden gelungen. Bei Haus Israel ist es freilich mehr schlaue Politik, wenn die Juden, als der Kaiser ihnen vor zwei Jahren das Besitzrecht an Grund und Boden verlieh, in die Welt hinausschrieen, wie sie nun durch ihren Einfluß die Interessen der Monarchie in Ungarn fördern würden, dann aber, sobald das Oktoberdiplom erschien, mit fliegenden Fahnen ins Lager der Opposition überliefen und von der Synagoge bis zum Krämerschild herab Alles magyarisirten. Hingegen

ist es den Deutschen in Ungarn mit ihrer nationalen Selbstverachtung völlig Ernst: sie werfen sich förmlich weg an die fremde Nation, magyarisiren ihre deutschen Namen wieder mehr als je und schweigen nicht nur zu jedem Druck und Hohn gegen ihre Sprache und Volksthum, sondern es sind selbst mehrere der vorlautesten Magyaromanen, z. B der calvinische Professor Ballaghi (eigentlich „Bloch"), geborne Deutsche. Ganz anders aber als dieser kosmopolitische Völkerkoth haben sich die Nordslaven benommen, welche dritthalb Millionen stark, 1/5 Ruthenen und 4/5 Slovaken. Nordungarn bewohnen.

Auch sie haben unter dem tyrannischen Sprachzwang viel verloren, aber sie warfen sich nie weg.*) Trotz Standrecht und Fusilladen haben sie vor zwölf Jahren dem Kossuthismus mannhaft widerstanden, und in der ärgsten Noth dem Kaiser 15,000 Freiwillige gestellt. Ihre billige Bitte um Errichtung einer slovakischen Woiwodina blieb unberücksichtigt; dennoch bewähren sie jetzt wieder die alte Loyalität, sie zahlen die Steuern trotz des Verbots von Seite der magyarischen Gebieter, und wenn morgen in Nordungarn direkte Wahlen zum Reichsrath ausgeschrieben würden, so würde der Nordslave bei der Juristerei von Pesth schwerlich um Erlaubniß fragen. So liegt es auch an andern Punkten in der Hand der Regierung, den wahnsinnigen Schreiern durch etliche Dekrete eine Diver-

*) Ein slovakischer Pastor klagt, daß seit jener Zeit die Pfarrer und Lehrer der lutherisch-slavischen Gemeinden, die doch über 400,000 Seelen zählten, durchgängig nicht im Stande seien, in ihrer Muttersprache correkt zu lehren und zu schreiben, daß aber die lutherisch-Deutschen in Ungarn ihren nationalen Charakter größtentheils ganz verläugnet haben. Namentlich arbeiteten sie in Preßburg Hand in Hand mit der magyarischen Anarchie gegen die Slovaken. S. Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und Kirche 1860. I, 285.

sion zu machen, von der sie sich nie mehr erholen würden. Verständige Männer in Ungarn selbst, wie der obenangeführte Magyar, verkennen auch die wahre Lage der Dinge nicht:

„Den politischen Heißspornen gilt jede Andeutung, daß Ungarn sich nicht selbst genüge, daß es vielmehr in seinem eigensten Interesse innigen Anschluß an den Gesammtstaat, die vollständige Verwirklichung der Föderations-Idee zu suchen habe, gleich Landesverrath. Aber ein vorurtheilsfreier Blick auf das, was sich im Lande theils offen, theils unter der Decke regt, auf die weitgehenden Pläne der Anhänger eines Südslaven-Reichs, die sich ziemlich unverholen aussprechen, auf den Groll der Serben, die centrifugalen Tendenzen der Romanen und auf die Ansprüche der Nordslaven, die sich bereits hie und da, wenn auch nur leise vernehmen ließen: wird sie lehren, was aus Ungarn und namentlich aus den Magyaren, die gegenwärtig das Band bilden, das Alle zusammenhält, werden müßte, wenn es von den Erbländern losgerissen, den divergirenden Strebungen dieser nationalen Parteien anheimfiele" *).

Seitdem hat sich aber täglich mehr herausgestellt, daß auch das magyarische Volk selber, abgesehen vom Pöbel und dessen Führern aus dem Betteladel, daß namentlich die Bauern keineswegs zufriedene Blicke nach Pesth richten. Nicht einmal die Judexcurial-Conferenz scheint durch ihre unmöglichen Beschlüsse, den alten Rechtswirwar des Landes als nationales Heiligthum wieder herzustellen, den Beifall der Bauern errungen zu haben. Schon bei den Wahlen zum Landtag fiel die ungemeine Gleichgültigkeit auf, aus der kein Hetzmittel die Leute aufzurütteln vermochte, so daß die Gewählten großentheils aus verschwindenden Minoritäten hervorgingen. Gewiß hat man sich auch in Wien der Stimmung des platten Landes weislich versichert, ehe man die plötzliche Steuereintreibung vornahm, und gelingt diese Maßregel, so mag man

*) „Vaterland" vom 30. März 1861.

in Pesth daraus ersehen, wie sehr der Kern des Volks durch die bittern Erfahrungen vor zwölf Jahren gewitzigt ist. Was in Galizien geschah und in Polen geschieht, wo die Bauern ihre liberalen Herren handgreiflich Mores lehren, das hat man in Ungarn für ganz unmöglich gehalten; aber wer kann die Folgen ermessen, wenn die advokatischen Treiber nicht aufhören, dem Phantom des magyarischen Zukunftsstaats die theuersten Interessen des Landes zu opfern?

Werfen wir noch einen Blick auf die europäischen Umstände, so schienen diese allerdings vor einigen Wochen noch eine bewaffnete Schilderhebung Ungarns zu begünstigen, so daß der böse Geist des Magyarenthums sich sagen mochte: jetzt oder nie sei die Zeit, unter dem Blitz und Donner eines Oesterreich von allen Seiten bedrängenden Weltgewitters neuerdings aufzusteigen. Aber auch das ist größtentheils vorbei. Italien ist zum Angriff zu schwach und Garibaldi schmollt wieder auf der achilleischen Insel; Rußland trägt von neuem die polnischen Handschellen und Gortschakoff ist ängstlich geworden; der Imperator scheint zwar nur zaghaft und unschlüssig geworden zu seyn, und der Brand in der Türkei nimmt überhand, dieß beschleunigt aber eben den Bruch mit England und da will sein Fatum, daß er Oesterreich vorderhand schone. Täuscht nicht Alles, so war die Kugel, die Graf Ladislaus Teleki am 7. Mai sich vor den Kopf geschossen, wohl motivirt, und es verheißt eine glückliche Wendung, wenn der unbändigste jener mit dem blutigen Haß der calvinischen Religionskriege aufgesäugten Enakssöhne, der vertraute Geschäftsmacher Napoleons III. — verzweifelt. Die Liberalen aber sind innen weitaus nicht so furchtbar, als sie um den Mund herum aussehen; sie haben die Kunst sich zu schmiegen in den letzten zwölf Jahren ausgelernt, und haben sie sich bis jetzt vor den Aussichten der Kossuthianer gebückt, so können sie wohl auch wieder rechtsum schwenken.

V. Das Verhältniß Kroatiens zu Ungarn; Eugen Kvaternik über die Rechtsfrage und die Stimmungen.

Den 10. Mai 1861.

Söhnen sich aber auch die Magyaren mit der Beschickung des Reichsrathes aus, so ist die ungarische Frage deßhalb noch keineswegs gelöst, sie geht vielmehr dann in einer andern Richtung erst recht an. Denn sobald man in Pesth bezüglich des Gesammtstaats nachgibt, liegt darin schon der sichere Beweis, daß man sich gegenüber den „Nebenländern" in steigender Verlegenheit befindet. Es ist eine Wechselbeziehung eigener Art. Was die Magyaren eigentlich wollten, ist kurz gesagt: sie wollten in ihrer Eigenschaft als Zukunftsstaat die Kroato-Slavonier und Siebenbürgen an sich ziehen, um weder selbst nach Wien zu gehen, noch die letztern dahin gehen zu lassen. Hätten sie dieß haben können, so wären sie den Forderungen des Gesammtstaats sicherlich bis zum Aeußersten widerstanden; können sie es aber nicht haben, so müssen sie eher selbst nach Wien laufen, als daß sie die Andern allein dahin gehen lassen dürfen. So hängt in der That die Entscheidung über die Reichseinheit und die Stellung der andern Hälfte der Monarchie von Kroatien und dem Landtage zu Agram ab. Sobald sich nun aber die Magyaren zum Gesammtstaat herbeilassen, werden sie vor Allem ihren großen Streit mit den sogenannten Nebenländern in den Reichsrath selbst verlegen: der Kaiser soll ihnen dann dieselben wieder unterordnen, zum Lohne ihres Wohlverhaltens!

Die Regierung wird diesem Widerstreit gegenüber in peinlicher Lage seyn, aber wie die Sachen bis jetzt stehen, hat sie wenigstens den großen Vortheil der Unparteilichkeit für sich. Sie konnte der magyarischen Bockbeinigkeit jeden Augenblick die Spitze abbrechen, indem sie die Hülfe der Slaven an sich zog, die Kroato-Slavonier bewog die Februar-Verfassung anzunehmen und den Reichsrath zu beschicken; ja dieß wird früher oder später geschehen müssen, wenn man in Pesth mit aller Gewalt blind seyn will. Aber es wäre ein Unheil; denn es hieße sich den Slaven in die Arme werfen, weil einerseits die Verfeindung mit Ungarn unauslöschlich würde, andererseits auf das politische Gewicht der deutschen Oesterreicher wenig zu rechnen ist, da Kraft, Wille und Staatsverstand bei ihnen gleich viel zu wünschen lassen. Die Slaven hingegen sind rührig, klug, voll Selbstgefühl und Gemeinsinn; daß Oesterreich in Gefahr stehe, ein magyarischer Großstaat mit dem Schwerpunkt in Pesth statt in Wien zu werden, ist eine oft gehörte Phrase; aber sie beruht auf einer optischen Täuschung: man sieht den aufsteigenden Stern Slava für ein ungarisches Gestirn an. Wohl aber haben die Magyaren im Gesammtstaat die große Mission, das Slaventhum zu balanciren; und es wäre ein Unglück, wenn Oesterreich diese Balance stören müßte.

Bis jetzt hat eine meisterhafte Politik die goldene Mitte gehalten. Das slavische Hauptland im Süden hat nicht Eine Bevorzugung aufzuweisen. Wohl ist ihm Fiume nach dessen natürlicher Lage einverleibt, und gestattet worden, sich Dalmatien anzuschließen, wenn es kann; dafür hat es die Murinsel wieder an die Magyaren verloren, und die Serben sind Ungarn reincorporirt. Ja man hat in letzter Zeit sogar die kroatischen Magnaten zum Pesther Landtag eingeladen, was den Landtag in Agram nicht wenig entrüstete, und alle Akte seit dem 20. Oktober weisen darauf hin, daß man der eigenen

Entscheidung der betreffenden Länder zwar nicht vorgreifen will, sie aber am liebsten in das gleiche Verhältniß zum ungarischen Landtag einerseits und zur Centralvertretung andererseits brächte, wie es etwa Böhmen zum engern Reichsrath und zum vollen Reichsrath einnimmt. Ob dieser Plan haltbar ist, scheint uns eine Nebenfrage der Zukunft. Jedenfalls aber studirt man an ihr, wie sie in Kroatien personificirt ist, erst die ganze Tragweite der ungarischen Frage.

Der Standpunkt der magyarischen Liberalen lautete bis jetzt sehr einfach: Kroatien wird den Wiener Reichsrath beschicken und den ungarischen Landtag nicht, oder umgekehrt; ein Drittes gibt es nicht. „Wenn Kroatien," erklärte Deak jüngst dem Agramer Comitat, „gerade jetzt die bisher zwischen uns bestandenen staatsrechtlichen Verhältnisse lösen würde, um mit den österreichischen Erbländern ähnliche oder innigere zu knüpfen, . . . dann ist das Bündniß zwischen uns ganz und gar unmöglich, weil ihm jedes Objekt abgeht . . . In allen wichtigen staatsrechtlichen Fragen wird der Reichsrath auch hinsichtlich Kroatiens entscheiden, die privatrechtliche und administrative Gesetzgebung wird Kroatien auf seinem eigenen Landtag ausüben . . . Was bleibt also für die Vereinigung?"

Nun hat es in Kroatien selbst von jeher eine Partei gegeben, welche die „verbündeten" Länder, wie Deak sagt, in „ein einziges Vaterland" mit der Reichshauptstadt Pesth zu verschmelzen sucht; über den Modus aber herrscht unter ihr gewaltiger Streit und unlösbare Verwirrung. Zu den als Comitats-Akte betitelten, sich widerstreitenden Programmen dieser magyarischen, respektive der altconservativen Partei kommen ferner die Aeußerungen der national-kroatischen Partei und endlich die Vergleichs-Vorschläge der Parteien in Ungarn — so daß die Nachrichten aus und über Kroatien in der That wie ein trunkener Herensabbath durcheinander laufen.

Soviel hat indeß die nationale Erhebung der Südslaven den stolzen Magyaren bereits imponirt, daß sie ihr Supremat wohlfeiler zu geben und für die „Nebenländer" oder partes annexae mildere Saiten aufzuziehen beliebten. Als der Landtag in Pesth zusammentrat, wollte die Linke schon deßhalb die Möglichkeit der Constituirung verneinen, weil die Deputirten aus Kroato-Slavonien und Siebenbürgen, ohne die kein gültiger Beschluß möglich sei, fehlten. Aber die Ansicht überwog, eben deßhalb müsse der Landtag sich constituiren, damit er sich sofort „in loyalster und liberalster Weise" über die Nationalitätenfrage aussprechen und so die Kroaten und Siebenbürger herbeiziehen könne. Im Interesse des Gesammtreichs will man die Gesetze von 1848 keineswegs revidiren, aber man will sie revidiren, um ihm die Südslaven, Rumänen, Sachsen abspännig zu machen und sie an das getrennte Ungarnreich zu fesseln. Und was wollte man hiefür concediren? Vor Allem wohl den Uebermuth des Sprachzwangs; man wollte die Kroaten nicht noch einmal zwingen, ihre Amtssachen in der fremden magyarischen Zunge abzumachen, und man würde noch manches Andere an dem centralisirten Einheitsstaat von 1848 abgelassen haben. Aber das Wesentliche der magyarischen Suprematie müßte durchaus erhalten bleiben: daran ließ Deaks Denkschrift selber nicht zweifeln; denn er stellt ausdrücklich die souveraine Nation der Magyaren den „nicht-souverainen Nationalitäten" auf ungarischem Boden gegenüber. Ja, er hat die Stirne die Frage aufzuwerfen, wo es denn in Europa einen Staat außer Ungarn gebe, „der gegen die fremden nicht-souverainen Nationalitäten, die auf seinem Gebiete wohnen, mit mehr Billigkeit vorgehe?"

Diese nothgedrungene Prätension der Liberalen in Ungarn stößt nun freilich selbst die antiösterreichische Partei in Kroatien mehr oder weniger ab. Sie will die Realunion mit den Ma-

gyaren, doch aber auch die Souverainetät ihrer Nation. So kommt es, daß auch die magyaromanischen Programme aus Kroatien doch wieder einen besondern Constitutionseid des Königs für das „dreieinige Königreich", einen vom Palatin durchaus unabhängigen Ban, selbstständige Sektionen für Kroatien im ungarischen Ministerium der Zukunft verlangen. Kurz ihre Union mit dem von Oesterreich getrennten Ungarn soll nicht enger seyn, als sie etwa nach der Februar-Verfassung zwischen Ungarn und Oesterreich wäre; dafür lösen sie sich aber von der großen Monarchie so vollständig ab, daß eines ihrer Programme dem gemeinsamen Landtag auch „die äußern Angelegenheiten, d. h. solche, welche das Verhältniß der Länder der ungarischen Krone zur Gesammtmonarchie oder zum Auslande betreffen," überträgt. Aber was hilft's? Mit einer solchen Autonomie der partes annexae, die sogar ihren Namen in partes s o c i a e umgestalten wollen, ist dem Zukunftsstaat der Magyaren nicht gedient; er will nicht, daß ihm geschehe, wie er selbst an Oesterreich gethan.

Während aber diese Trennungs-Parteien vergebens nach einer Ausgleichung unvereinbarer Ansprüche suchen, muß nothwendig d i e Richtung die Oberhand gewinnen, welche die nationale Gleichberechtigung auf den allein möglichen Einigungspunkt des höhern Dritten gründen will, also auf eine unmittelbare Centralvertretung unter dem gemeinsamen Monarchen. Diesem Ausweg wird das unerträgliche Chaos der rivalisirenden Länder und Völker mit Naturgewalt zugedrängt, und die entsprechende Partei in Kroatien wird jetzt, nachdem die Eröffnung des Wiener Reichsraths ihr thatsächlichen Boden unter die Füße gegeben hat, rasch anwachsen. Denn was die sogenannten Nebenländer seit hundert Jahren unauflöslich an die Magyaren gekettet hat, war die Thatsache, daß außer Ungarn nirgends in Oesterreich verfassungsmäßige Freiheiten bestanden.

Genauer läßt sich die national-kroatische Richtung, als deren Führer der Bruder des verstorbenen Ban Jellacic gilt, als die Partei der „Zwonimirs-Krone" benennen. Denn die Lehre von den nicht-souverainen Nationalitäten auf ungarischem Boden ist ihr so sehr zuwider, daß sie die Krönung des Königs mit dem Diadem des heiligen Stephan für Kroatien weder mittelbar noch unmittelbar gelten läßt, sondern dem Fürsten des „dreieinigen Königreichs" eigens die Krone auf's Haupt setzen will, die Papst Gregor VII. 1076 dem Kroatenkönig Zwonimir verliehen hat. In den heißen Tagen von 1848 gehörte ganz Kroatien zur Partei der zweierlei Kronen, und Kenner versichern, im Moment der Entscheidung werde es jetzt wieder so seyn. Die Partei verlangte damals genau die Ordnung der Dinge, welche durch die Verfassung vom 26. Februar nun wirklich eingeführt ist. Ein selbstständiges Magyarenreich bedeute die Knechtschaft der Südslaven, ein einheitliches Oesterreich sei die gleichrechtliche Geltung der Slaven: mit dieser Zauberformel beherrschte Ban Jellacic die Gemüther. Um die Einheit der Monarchie zu erhalten und eine Centralverfassung zu ermöglichen, forderte er das ungarische Ministerium ausdrücklich auf, den Finanz- und Kriegsminister aufzugeben, und die kroatische Deputation schlug dem Kaiser das jetzt realisirte System vor: Finanz-, Kriegs- und Handelsangelegenheiten solle ein der ganzen Monarchie verantwortliches Ministerium mit einem österreichischen Centrallandtag leiten, für den die kroatischen Abgeordneten bereits parat waren *).

Weit entfernt, eine völlige Trennung, wie sie damals zwischen Ungarn und Kroatien bestand, zu statuiren, bedingen

---

*) Mailath: Geschichte der Magyaren V, 35. 38. 68.

die großen Akte vom 20. Oktober und 26. Februar vielmehr dieselbe Gemeinsamkeit für beide Länder, wie im engern Reichsrath für den deutsch-slavischen Reichstheil. Wohl aber berufen sie den Agramer Landtag, von sich aus Deputirte in den Wiener Reichsrath zu senden. Schon darüber schreien nun die Magyaren als über ein unerhörtes Attentat gegen die geheiligten Rechte der ungarischen Krone; denn nach ihrer Vorstellung gehört es zur alten Verfassung und zum historischen Recht Ungarns, daß Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen niemals unmittelbar, sondern immer nur mittelbar durch den ungarischen Landtag und seine Minister mit dem Monarchen und dem Gesammtreich verhandeln. Daher der Name „Nebenländer“ oder partes annexae der ungarischen Krone, worunter die Magyaren das Recht verstehen, als souveraine Nation jene „nicht-souverainen“ Nationen zu bevogten.

Im günstigsten Falle, wie gesagt, wird die Centralgewalt in Wien diesen dornenvollen Staatshandel zur Lösung überkommen. Ohnedieß aber wird sich mancher Zeitungsleser schon gefragt haben, auf welcher Seite denn das „historische Recht“ wirklich stehe. Nun hat Herr Eugen Kvaternik, Deputirter am Agramer Landtag, eine geschichtliche Darstellung veröffentlicht*), wornach „die sogenannte heilige ungarische Krone des heiligen Stephan auf die für die Kroaten noch heiligere kroatische und auf das ganze Königreich Kroatien gar kein Recht hätte und nie ein solches historisch hatte,“ die entgegengesetzte Behauptung aber nur auf dem „Intriguenrecht“ der magyarischen Juristerei beruhte. Die Schrift bietet jedenfalls einen tiefen Einblick in die zermalmenden Wechselfälle jener Grenz-

*) Das historisch-diplomatische Verhältniß des Königreichs Kroatien zu der ungarischen St. Stephans-Krone. Agram 1860.

Länder christlicher Civilisation, und durch das Lamento der Magyarenpresse über „die täglich zunehmende Gereiztheit der Kroaten“ ist sie nicht widerlegt.

Historisch ist so viel evident: daß die Geschichte der Kroaten viel älter ist als die der Ungarn, letztere also als angebliches „Mutterland“ Kroatiens in die Absurdität des filius ante patrem verfallen; daß sodann beide Länder seit dem Abgange der kroatischen Nationalkönige und der Wahl des ungarischen Königs Koloman an ihrer Statt (1102) wohl öfter dieselben Herrscher hatten, immer aber in vollkommener Personalunion und mit wiederholten Unterbrechungen, wie 1301, 1382, 1444 wo jedesmal verschiedene Dynastien in beiden Ländern zu herrschen anfingen; daß der im November 1526 in Ungarn erwählte Böhmenkönig Ferdinand von Oesterreich am 1. Januar 1527 auch zum kroatischen König gewählt wurde, noch dazu mit dem Unterschiede, daß er in Kroatien sofort erblicher Herrscher war, während Ungarn noch hundertsechzig Jahre lang Wahlreich blieb und erst 1687 die Erblichkeit des habsburgischen Hauses annahm; daß die beiden Länder in dieser ganzen Zeit stets getrennt regiert waren; daß endlich die pragmatische Sanktion vom kroatischen Reichstag schon 1712, eilf Jahre früher als in Ungarn und ganz unabhängig von diesem, mit der besondern Clausel angenommen wurde: so lange auch Steyermark, Kärnthen und Krain bei dem Hause blieben. Nun aber gründen die Magyaren ihre Ansprüche auf den unzertrennlichen Verband Kroatiens mit der ungarischen Krone gerade auf die pragmatische Sanktion — wie ist das möglich?

Man stößt hier zum Theil auf unlösbare Räthsel. Bis zum Jahre 1723 kommt im Corpus juris Hung. nach dem Titel der alten Landtage der Ausdruck partes subjugatae,

subjectae, annexae vor, ohne daß man wüßte, was damit gemeint war; vermuthlich die in den Türkenkriegen abwechselnd verlorenen und wieder gewonnenen Gegenden. In der pragmatischen Sanktion ist aber auf einmal auch noch von provinciae et regna coronae R. Hung. annexa die Rede, und daß dazu auch Kroatien zähle, ist die Staatsrechtslehre der Magyaren. „Wie es sich", ruft Hr. Kvaternik aus, „nun immer damit verhalten mag, soviel ist gewiß, daß, wenn unter jenem Artikel damals wirklich das Königreich Kroatien gemeint seyn sollte, ein solcher Staatsstreich jeden ehrlichen Kroaten für alle Zeiten von jeder Verbindung mit einem Volke abschrecken müßte, welches zu solchen Mitteln greift, um die Selbstständigkeit einer freiheitliebenden alliirten Nation zu unterminiren".

Die Kroaten erschienen aber thatsächlich am ungarischen Landtag, wie kam das? Daß sie seit dem 16ten Jahrhundert dann und wann nach Preßburg kamen, wenn ihr König dort verweilte, ist allerdings ohne Bedenken; aber wie wurde daraus eine eigentliche Vertretung der Nation beim Landtag der Ungarn? „Erst später", sagt Hr. Kvaternik, im „18ten Jahrhundert wußten es die Ungarn durch allmählig kluges Entgegenkommen dahin zu bringen, daß unsere Reichsgesandten nicht mehr direkt nach Wien, sondern durch Preßburg zu ihrem König gelangten; im 19ten Jahrhundert aber wollten sie unsern guten Willen zur Pflicht machen. . . Selbst dann jedoch, als unser Königreich (gegen Ende des 18ten Jahrhunderts) auf die ungarischen Landtage, allerdings durchaus illegal, brieflich eingeladen wurde, geschah die Einladung nicht etwa an die partes annexae, wohl aber an das Königreich „„Dalmatien, Kroatien und Slavonien"". Aus den damaligen Verhältnissen hätte indeß Hr. Kvaternik auch die Willigkeit der Kroaten zu diesem gefährlichen Connubium sehr einfach erklären können. Es war damals die Wiegenzeit der

bureaukratischen Centralisation; Maria Theresia hatte den ungarischen Landtag fünfzehn Jahre lang nicht mehr einberufen und Joseph II. ihn völlig abgeschafft; zu fürchten war von den Magyaren damals um so weniger, wohl aber war, als Kaiser Leopold ihrem heftigen Andringen die Verfassung wieder gewährte, durch den Anschluß an sie die Theilnahme an den constitutionellen Freiheiten zu gewinnen, welche damals nirgends sonst in Oesterreich existirten. So sind die Kroaten aus freien Stücken eingetreten, und ohne Bruch eines historischen Rechts der Ungarn auf Kroatien glaubten sie 1848 auch wieder austreten zu können.

Hr. Kvaternik ist selbst ein sprechendes Beispiel der aus der spinösen Frage quellenden Erbitterung. Als enthusiastischer Slavist bleibt er an nationalem Stolz hinter den Magyaren nicht zurück. Er wirft ihnen namentlich ein nichts weniger als heldenhaftes Benehmen gegen die Türken vor, deren eigentliche Besieger niemals die Ungarn, sondern immer die Kroaten gewesen seien *). Er behauptet sogar, daß die literarische Bildung Kroatiens, obwohl nicht so reich an bedrucktem Papier wie die magyarische, weit über der letztern stehe. Und doch diese hochmüthigen Suprematie-Ansprüche, womit man eine brüderliche Union verschmähe und Unterwerfung verlange! Er warnt die Magyaren dringend, sich über die wahre Stimmung Kroatiens nicht zu täuschen, die weder in den Demonstrationen der „magyarischen Partei" im Lande selbst **), von welchen die Zeitungen dann und wann berichteten, noch in den listigen Intriguen von außen ihren Ausdruck finde.

---

*) „Unser Zrinyi" — denn auch er war kein Magyar.

**) Sie ist auch hier wieder der „Bauern-Adel", wie der Verfasser im Folgenden erklärt.

„Nachdem der hochmüthige Nachbar zwölf Jahre Zeit gehabt, procul a foro nachzudenken, glaubte der ehrliche Kroat in seiner Treue und Gutmüthigkeit nochmals den gleißnerischen Versicherungen des Nachbars, daß dieser von seiner Manie gründlich geheilt, daß er fortan die Rechte nicht nur der nachbarlichen Kroaten, sondern auch der andern Völker in Ungarn anerkenne, achte und immerdar respektiren werde. . . Aber kaum daß man den Kroaten durch die süßlichen Brüderlichkeits-Phrasen eingeschläfert, kaum daß man ihm durch den Bruder-, was Bruder-, durch den Judaskuß die gefürchtete Waffe entwunden zu haben glaubte, warf man voreilig genug die Maske ab und zeigte sich in der wahren Gestalt, die sich trotz dem modernen Schliff in nichts verändert und so geblieben ist, wie sie vor Jahrhunderten gewesen. All die Versöhnungs- und Brüderlichkeits-Phrasen waren Trug und abermals Trug. Nicht nur die magyarischen Journale jeder politischen Färbung, sondern die Comitate und Municipien Ungarns eines wie das andere, und die magyarische Regierung an der Seite des gemeinschaftlichen Königs selbst verlangen von diesem die unbedingte Unterwerfung Kroatiens unter die ungarische Herrschaft, als ergänzende Theile, als die Partes annexas ihres Landes“ (S. 179).

„Sie rechneten wiederum auf diejenige Partei in Kroatien, die man die magyarische nennt, ebenso wie sie sich vor und bis zum Jahre 1848 auf diese Partei verließen! Aber die Magyaren werden sich dießmal ebenso großartig verrechnen, wie sie sich damals in diesem Punkte verrechnet haben. Denn als im J. 1848 die sogenannte magyarische Partei in Kroatien beweisen sollte, daß sie wirklich existire und ein Faktor im Lande sei, siehe da, sie war spurlos verschwunden, man suchte vergebens nach ihr im Lande: abiit, excessit, evasit, erupit. . . Diese Partei machte so lange einigen Lärm im Lande, als man mit den sogenannten Cortes Politik treiben konnte. Cortes (bemerkt dazu der Verfasser) nannte man vor dem Jahre 1848 in Ungarn und in Kroatien den niedern Bauernadel, den, weil er nach der alten Constitution Virilstimme besaß, Parteimänner, die Geld und Einfluß hatten, zu den Co-

mitatsversammlungen brachten, ihn da mit Wein ꝛc. traktirten und mit seiner Hülfe, die sich meist durch Schreien, oft auch durch Dreinschlagen manifestirte, ihre Absichten durchzusetzen suchten" (S. 183).

„Als das Bachische Regiment in Kroatien sowohl wie in Ungarn unleidlich geworden und das ganze Land gegen den unerträglichen Druck der fremden Bureaukratie sich zu regen anfing, regten sich auch die Trümmer jener Partei. Man sprach damals viel von Versöhnung und machte gemeinschaftlich Demonstrationen gegen den gemeinschaftlichen Bedrücker und überlästigen Quäler. Dabei kamen uns die magyarischen Deputationen ꝛc. recht gelegen zu Hülfe, und erhöhten nur den Effekt. Der Lärmen, den diese Demonstrationen im Lande machten, war ein gewaltiger und nachhaltiger; . . und die Magyaren scheinen aus diesem Lärmen den Schluß gezogen zu haben, daß ganz Kroatien mit Sack und Pack in's magyarische Lager übergegangen sei. Man hielt es demgemäß in Ungarn für überflüssig, sich den Kroaten gegenüber länger zu verstellen, und warf die Maske ab. Aber zu solchen Consequenzen, wie die Magyaren glauben, führen jene Demonstrationen nicht" (S. 184).

VI. Die dalmatische Frage im verstärkten Reichsrath; der slavisch-magyarische Kampf um die offene See.

Den 11. Mai 1861.

Man mag geneigt seyn, das Schauspiel ganz ergötzlich zu finden, wenn dort unten bei der Türkei immer die eine Partei von der andern mit der gleichen Münze bezahlt wird, die sie selber ausgegeben: wenn die Kroaten den Magyaren ebenso mitspielen wie diese dem Gesammtstaat, die Dalmatiner den Kroaten wie diese den Magyaren; wenn in Dalmatien die Slaven um jeden Preis, die Italiener um keinen Preis zum „dreieinigen Königreich", welches außerdem nicht dreieinig wäre, gehören wollen; wenn die slavische Minderheit vom Landtag zu Zara nach Agram zum kroatischen Landtag läuft und die italienische Mehrheit ihr bis Wien nachsetzt; wenn die Italiener in Zara eiligst für den Reichsrath wählen, um sich das Spiel in Wien nicht zu verderben, und die Italiener zu Parenzo in Istrien (24 gegen 9 Slaven) die Wahlen verweigern, um sich bei Graf Cavour einzuschmeicheln. Der scheinbare Sommernachtsspuk hat aber seinen sehr ernsten Hintergrund. Die unvereinbaren Interessen dieser rivalisirenden Völkertrümmer bilden die centripetalen Widerlagen des Kaiserstaats, so lange sie durch die höhere Macht in Balance erhalten wer-

den, sie verfallen der Anarchie und Selbstvernichtung in dem Moment, wo die österreichische Balancirung aufhört. Nun geht aber nicht nur die magyarische, sondern auch die slavische Tendenz über das kunstreiche Gleichgewicht hinaus, und der innerste Gedanke des Kriegs dieser Völker widereinander ist: das Ringen zweier Zukunftsstaaten um die offene See.

Wer das Meer gewinnt führt die Braut heim, der Andere muß verkümmern und untergehen. Das ist die große Frage zwischen den Magyaren und dem Slaventhum. Es gibt heutzutage keine politische Macht, ja keinen in sich freien Staat, geschweige denn ein Zukunftsvolk im Binnenland, wo die Grenze nicht das Meer erreicht. Darum will Ungarn den Hafen von Fiume wenigstens als Enclave um jeden Preis besitzen, und für Kroatien, wenn es ihm mit der Einverleibung Dalmatiens nicht gelingt, ist Fiume gleichfalls der einzige Zugang zur See. Verliert Ungarn sowohl Kroatien als Fiume, so ist es wie im Vogelbauer eingesperrt: die magyarischen Großmachts-Träume sind an die Südslaven verspielt. Wenn Herr Kvaternik behauptet, der Grundgedanke des Magyarismus sei längst und insbesondere in dem „wüthenden Decennium vor der Schlacht an der Schwechat“ kein anderer gewesen, als das adriatische Meer zu erreichen, so ist er es seit der Zeit der Italia una sicher noch mehr:

„Wohlan denn! woher kommt der ewige siebenhundertjährige Drang unserer Nachbarn, uns unter die Haube, die ungarische Krone genannt, zu bringen? Nun, wir wollen es der Welt und denjenigen unserer Landsleute, die es noch nicht wissen sollten, entdecken: es ist der Drang nach dem adriatischen Meer. Nicht uns und unsere Herzen und Sympathien, sondern unser Meer und unsere Küste wollen die Magyaren haben, und weil sie es nicht ohne uns haben können, darum trachten sie auch uns

herum zu bekommen, sei es mit Gewalt, sei es mit List. Aber die Magyaren verrechnen sich" *)!

Allerdings werden sie das Meer immer nur im engsten Anschluß an Großösterreich oder gar nicht erreichen, und wenn selbst der Kaiserstaat zerfiele, würde das Küstenland doch nur entweder italienisch oder slavisch werden, niemals aber magyarisch. In Pesth dürfte man sich das gesagt seyn lassen, und gerade aus der Haltung Fiume's könnte man lernen. Als diese Hafenstadt 1776 vom Kaiser mit Ungarn und Kroatien vereinigt wurde, grenzten die Magyaren wirklich unmittelbar an das Meer. Als sie sich aber 1848 von Oesterreich trennten, erklärten sich die Fiumanen für Kroatien und verjagten den ungarischen Gouverneur. Wenn sie jetzt umgekehrt nicht an Kroatien, wie der Kaiser der natürlichen Lage gemäß verfügt hat, sondern an Ungarn angeschlossen seyn wollen, so ist bei diesen Wendungen sicher kein magyarisches Interesse, vielmehr die Berechnung maßgebend, daß Fiume als östlicher Stützpunkt der italienischen Revolution seine Rivalin, die Handelsmacht von Triest ausstechen könnte.

Ueberhaupt ist für die nächste Zeit auch dafür gesorgt, daß die südslavischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Jeder Völkertitane bringt in dem wunderbaren Ostreich seinen selbsteigenen Dämpfer mit auf die Welt; so sind auch die kroatischen Pläne mit italienischen Hindernissen behaftet. In Dalmatien leben die Slaven weitaus zahlreicher als die Italiener, letztere aber machen fast ausschließlich das Volk der Städte, der Beamten, überhaupt der Gebildeten aus, besitzen

*) Kvaternik a. a. O. S. 187.

somit auch am Landtag mehr als zwei Drittel der Stimmen. Sie schlugen die durch kaiserlichen Erlaß vom 24. März angeordnete Beschickung des Agramer Landtags ab. Die dalmatischen Slaven haben in Petitionen, welche die Umtriebe ihrer Gegner in dringende Verbindung mit den Machinationen aus Italien bringen, die Hülfe des Kaisers angerufen. Aber kann Er nach dem von den Kroaten selbst sonst so heilig gehaltenen Grundsatz der Autonomie einen Landtag zwingen seine Selbstständigkeit aufzugeben? Die Kroaten haben den Reichsrath bis jetzt ignorirt, würde vielleicht die Klugheit rathen, ihnen die Dalmatier zuzuwerfen, obwohl die Rechtsfrage noch unlösbarer ist als die der ungarischen Nebenländer?

Schon im verstärkten Reichsrath *) haben sich der kroatische Wortführer Bischof Stroßmayer und Conte Borelli aus Zara mit historischen und politischen Gründen gestritten. Letzterer rief die Urzeiten der Königin Theuto und des Königs Gengio zu Hülfe; ersterer wies auf die unzähligen Urkunden, welche bezeugten, daß Dalmatien vor der venetianischen Periode stets mit der Krone von Kroatien und Slavonien vereinigt gewesen sei. Der Graf nennt die dalmatische Krone frei von jedem andern Verband, sie gehöre einzig und allein dem erlauchten Herrscherhause Oesterreichs. Der Bischof wies auf die neue Macht in Italien, welche ihr Augenmerk stets auf diese Küste mit ihren vielen trefflichen Häfen richten werde, weil die italienische Seite der Adria keine habe. Der Graf hingegen will als die berufene Schutzmacht der freien Adria nicht den Agramer Landtag ansehen; aber er weist die „südslavischen Brüder“ sympathetisch auf das Gebiet ihrer wahren

*) Sitzung vom 26. Sept. 1860.

Mission, auf die türkischen Hinterländer Dalmatiens. Es war in der That ein merkwürdiger Erguß!

„Das christliche Slavenblut, das kürzlich von unsern Brüdern zu Trebinje vergossen wurde, es ist als ob es aus unsern Adern, aus unserm Herzen geflossen wäre, und wenn die europäische Diplomatie nicht den Muth hat, Europa von dem Pesthauche des verwesenden ottomanischen Leichnams zu befreien, ein Pesthauch der, bis zu den fernen Gestaden Frankreichs und Englands reichend, uns Nachbarn vergiftet — dann wird diese Frage von den südslavischen Völkern selbst aufgefaßt werden, und sie werden erweckt von ihren Brüdern, die um Hülfe schreien, den Muth und die Nothwendigkeit in sich fühlen, die endliche Lösung allein zu übernehmen.“

In Kroatien hat man aber diese Mission ohnehin nicht vergessen; wegen der unmittelbaren Angrenzung an die Türkei dringt man nicht weniger energisch auf die Einverleibung der Militärgrenze, und das Warasdiner Comitat hat außer Dalmatien, Istrien bis zur Arsa und den Quarnerischen Inseln ausdrücklich alle „südslavischen, gegenwärtig unter türkischem Joch befindlichen Länder“ für annexionspflichtig erklärt. Mit dem Ausbau Südslaviens nach Westen hin pressirt es nun zwar nicht: aber da von Serbien aus die Südslaven nun wirklich die große Frage „selbst“ zur Hand nehmen, so pressirt es ganz entschieden mit einer neuen Politik Oesterreichs gegen die Türkei, und soweit die Männer des dreieinigen Königreichs auf christlichem Boden stehen, verlangen sie mit gutem Recht, daß jene Politik slavisch sei.

Bei Solferino ist das ganze System, nicht nur das innere, begraben und verfault. Die neue Politik im Innern ist ungarisch-germanisch, die neue Politik nach Außen muß slavisch-germanisch seyn; daraus wird sich eine bessere Deutsch-

heit entwickeln, als das moderne Deutschthum ist, an dem wir zu Grunde gehen. Oesterreichs Genius ist ein Januskopf, der mit dem gefurchten Greisen-Gesicht nach Westen, mit dem Jünglings-Antlitz nach Osten schaut. Das war unser Celerum censeo während des orientalischen Kriegs, wir wiederholen es jetzt mit doppeltem Recht.

VII. Die Gunst der Weltlage; der Rückschlag auf Deutschland.

Den 12. Mai 1861.

Oesterreich hat abermals Glück gehabt; es hat ungestört die Pyramide auf ihre Basis zu stellen vermocht, und jede Woche äußerer Ruhe, die ihm noch bleibt, ist eine gewonnene Schlacht werth. Das heute noch hell auflodernde Feuer des Widerstandes wird in dem Maße ermatten, als die Schürung von außen abgeht; und in der That sind die Feuerbrände momentan zertheilt. Selbst der Bürgerkrieg in Nordamerika dient vortrefflich, um an der Donau Luft zu machen; noch mehr die geheimnißvollen Erdbeben, welche das Czarthum schütteln, die galoppirende Schwindsucht, welcher die italienische Buberei über Erwarten schnell verfallen ist, und am meisten die knirschende Spannung zwischen Frankreich und England. Es muß mit ihr weit gekommen seyn, da der thörichte Russel so gescheidt geworden ist, die Ungarn zu warnen, und nachdem der Herzog von Aumale seinen berühmten Brief veröffentlicht hat, dessen größte Bedeutung eben darin besteht, daß er ohne Vorwissen der englischen Regierung unmöglich erscheinen konnte.

Aber wenn der Imperator über das Wohinaus schwankt, so weiß er doch sehr wohl, daß er nicht ruhen kann, daß er losbrechen muß. Inzwischen ergeht an die Machthaber in Deutschland die letzte Mahnung, sich Oesterreichs zu versichern, ehe ihm — die Versuchung naht. Wir wiederholen hier was wir am Anfang des Jahres sagten, und möge man sich um's Himmelswillen nicht täuschen! Daß Oesterreich constitutionell geworden, preist die liberale Pedanterie als ein Glück für Deutschland, ohne an die Kehrseite der großen Veränderung auch nur zu denken. Oesterreich ist — die Herren haben es ja oft genug gesagt — nicht „reindeutsch“, die Slaven und Magyaren überwiegen sogar weitaus. Was ist aber geschehen, um ihnen das deutsche Bündniß annehmbar zu machen? Kein Paragraph der Verfassung erlaubt dem Reichsrath sich in die auswärtige Politik einzumischen, wird aber die Natur der Dinge nicht stärker seyn? Und wenn er spricht, wie soll er eine Sprache führen, die uns gefällt? Wird er nicht vielmehr als strenger Richter über die deutsche Kläglichkeit aufstehen, und eventuell ein gewichtiges Votum dafür einlegen, daß die Nationen des Kaiserstaats sich nicht länger für Deutschland opfern, sondern Jeden seinem verdienten Schicksal überlassen und ihrerseits die Vortheile annehmen sollen, die Frankreich und Rußland bieten? In der That — vergeßt ja nicht darauf — „Oesterreich ist constitutionell geworden!“

Die Döllinger'schen Vorträge betreffend,

glaubt der Unterzeichnete, um vielen Anfragen und Erwartungen zu begegnen, erklären zu müssen, daß wir uns keineswegs der Verpflichtung zu entziehen gedenken, unsere Meinung vor dem Publikum ebenso unverholen auszusprechen, wie es inzwischen vor dem verehrten Redner selbst geschehen ist. Da aber der Unterzeichnete nicht in der Lage war, die Vorträge persönlich anzuhören, ist er schon deßhalb in die Nothwendigkeit versetzt, die Veröffentlichung des authentischen Textes abzuwarten, so sehr er andererseits die außergewöhnliche Verzögerung bedauert. Dazu kommt noch, daß ihn der Herr Autor mit der ausdrücklichen Notiz beehrt hat: „die vorliegenden Berichte seien durch Verschweigung vieler wichtigen Stellen ungenau und einseitig, ein an die Redaktion der Allgemeinen Zeitung gestelltes Ersuchen aber, den Vortrag in extenso in einer Beilage abzudrucken, sei abgewiesen worden".

Den 13. Mai 1861.

Jos. Edmund Jörg.



XLIII.

ritische Ueberschau der Bearbeitung der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte.

Erster Artikel.

Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert begann Deutschland die Bearbeitung eines gelehrten Zweiges, welche rmittelst der vereinten Bestrebungen der Rechtsgelehrten, Geichtsforscher und Philologen mit Liebe gepflegt, jetzt in önster Blüthe steht. Es ist die sogenannte deutsche Staats- ıd Rechtsgeschichte. Der Schöpfer des neuen zunächst ristischen Faches war der 1854 als pensionirter preußischer heimer Rath verstorbene C. Fr. Eichhorn, Professor der :chte in Frankfurt a. d. O., Berlin, Göttingen und schließ-) wieder am vorletzten Orte. Er schuf es durch eine glück- ye systematische Verbindung von drei im vorigen Jahrhun- rt mit mehr oder weniger Erfolg cultivirten Fächern: der ıtschen Reichs-, der germanischen Rechtsgeschichte und der terthümer des deutschen Rechts. Das erste war von dem rühmten Staatsrechtslehrer J. St. Pütter in Göttingen, ıem der Lehrer Eichhorn's, mit Ruhm bearbeitet worden,

dessen noch jetzt anziehendes Werk: „Historische Entwicklung der heutigen deutschen Staatsverfassung", anfangs von maßgebendem Einfluß auf einen Theil des Eichhornischen Werkes war. Die Geschichte des germanischen Rechts, d. h. der Rechtsquellen hatte in dem lateinischen Werke des älteren Biener 1787—1795 einen der besten Bearbeiter gefunden, die deutschen Rechtsalterthümer dagegen nur den Anfang einer Darstellung in den nach des Verfassers Tode 1774 veröffentlichten Antiquitates Germanicae 2 Vol. erhalten. Ueber alle drei Fächer gab es noch andere theils verdienstvolle, theils weniger bedeutende Schriften, namentlich Monographien.

In der Bearbeitung des neugeschaffenen Faches nahm C. F. Eichhorn sich einen andern seiner Lehrer, den berühmten civilistischen Reformator G. Hugo in Göttingen zum Vorbild, d. h. dessen zuerst 1790, dann stets verbesserte, zuletzt 1832 in eilfter Auflage erschienene „Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian", jedoch nur was die Gliederung des historischen Stoffes, nicht aber was die sprachliche Behandlungsweise betrifft. Wie Hugo befolgte Eichhorn die sog. synchronistische Methode, indem er die ganze Geschichte der deutschen Staats- und Rechtsentwicklung in Perioden schied und in jeder zuerst einen Abriß der politischen Geschichte gab, dann die der Rechtsquellen, zuletzt ein System des am Ende jeder Periode geltenden Rechts und zwar des Staats-, des Kirchen-, des Privat-, des Prozeß- und des Strafrechts. Eichhorn's Behandlungsweise war aber nicht die aphoristische, oft räthselhaft polemische Hugo's, sondern eine gut stylisirte klare, soviel wie möglich erschöpfende Darstellung des Ganzen und des Einzelnen. Das vier Bände fassende Werk erlangte schnell den Ruhm eines in seiner Weise klassisch geschriebenen Buches. Doch erschien dasselbe nur nach und nach; der erste Band 1808, der zweite 1812, der dritte 1819, der letzte endlich erst 1823, nachdem schon mehrere Auflagen der früheren veranstaltet wor-

den waren. Die vierte aller Bände kam 1834, die fünfte 1842 bis 1844 heraus.

Eichhorn hielt mit glänzendstem Beifall Vorträge über das Fach, gewann Schüler für dessen Pflege und hatte die Freude zu sehen, daß nach und nach an allen deutschen Hochschulen Vorlesungen über die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte gehalten und (wenn auch nicht immer zahlreich) besucht wurden, daß jüngere Rechtsgelehrte als eifrige Schriftsteller sich mit derselben befaßten. Sein Werk war indessen für ein Lehrbuch viel zu umfassend; es währte lange, bis kürzere Darstellungen des Faches versucht wurden; zunächst halfen sich die Lehrer mit den an den deutschen Universitäten bekanntlich sehr beliebten Grundrissen. Erst 1827 gab v. Lindelof (in Gießen) einen Abriß jedoch nur „der deutschen Reichsgeschichte" heraus, dann 1832 Freiherr v. Löw eine kurzgefaßte Geschichte der „deutschen Reichs- und Territorialverfassung," Werkchen, welchen keine weiteren Auflagen zu Theil wurden, weil ihre Verfasser bald die akademische Laufbahn mit einer praktischen vertauschten. Indessen wurde das Bedürfniß eines genügenden Compendiums der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte immer fühlbarer und durch das in drei Abtheilungen gespaltene von Dr. H. Zöpfl in Heidelberg 1834 ff. in soweit befriedigt, als es eine zweckmäßige kürzere Darstellung nach dem damaligen Stande der Wissenschaft enthielt, weßhalb es auch schnell in Gebrauch kam, 1844—1847 eine zweite wesentlich verbesserte Auflage davon erschien und 1858 eine ganz umgearbeitete, nun bloß den Titel „deutsche Rechtsgeschichte" führende, dem Verfasser zur höchsten Ehre gereichende dritte (von 1019 Seiten!). Inzwischen hatte Jakob Grimm, obwohl nicht Jurist, 1828 sein verdienstliches Buch „deutsche Rechtsalterthümer" herausgegeben, und G. Phillips seine hier mit Auszeichnung zu nennende „deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung" 1. 2. Bd. (unvollendet).

Eine Menge Monographien und Aufsätze in Zeitschriften waren erschienen, seit 1839 eine eigene von Reyscher und Wilda redigirte (1860 mit dem 20. Bd. geschlossen) für „deutsches Recht.“ Die deutschen Rechtsquellen erhielten neue, meistens vortreffliche kritische Ausgaben, nicht wenige bisher unedirte Quellen wurden veröffentlicht. Auch ward der dogmatischen Bearbeitung des deutschen Staats- und des deutschen Privatrechts eine Umgestaltung zu Theil, ihre Behandlung wurde, wie schon längst die des römischen Rechts, historisch. Im Jahre 1852—1853 überraschte der durch seine Lehrbücher des Kirchenrechts berühmte Ferd. Walter die Freunde germanistischer Studien durch zwei mit dem ihm eigenen Geist und Geschmacke geschriebene Bände einer „deutschen Rechtsgeschichte“, die schon 1857 in verbesserter und vermehrter Auflage herauskam. Theils vorangegangen waren, theils gleichzeitig mit jenem erschienen kürzere Lehrbücher von Phillips (in 2. Aufl. 1850, in 3. 1856 sehr erweitert und durch die Angabe einer reichen Literatur ausgezeichnet), eine Uebersicht von Gengler 1849—1850, 1856 von Hillebrand ein Lehrbuch der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte mit Ausschluß der Privatrechtsinstitute; ferner die überaus gründliche deutsche Verfassungsgeschichte von G. Waitz (Bd. I und II, 1844—1847). Man konnte glauben, durch diese zahlreichen Werke und die sehr bedeutend gewordene Menge von Monographien wäre die Bearbeitung der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte vorerst zum Abschluß gekommen: allein nach Walter's und Zöpfl's Werken erschienen noch 1859—1861 ein „Handbuch der deutschen Reichs- und Staaten-Rechtsgeschichte“ von A. von Daniels, 1860 von Stobbe die erste den Anfang der Geschichte der deutschen Rechtsquellen enthaltende Abtheilung des 1. Bandes einer von Beseler, Halschner, Plank, Richter und Stobbe angekündigten Geschichte des deutschen Rechts in sechs Bänden. Darauf der dritte Band von Waitz's „deutscher Verfassungsgeschichte“, endlich 1860 Zöpfl's „Alterthümer des deutschen

Reichsrechts" in zwei Bänden und die ersten Lieferungen eines kürzeren Lehrbuchs der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte von J. Fr. Schulte.

Unsere Rechtsgelehrten wollten sich aber nicht beschränken auf die Staats- und Rechtsgeschichte des deutschen Vaterlands; die auf germanischen Grundlagen ruhenden Staats- und Rechtsgestaltungen anderer Länder würden von einigen derselben bearbeitet, wie von L. A. Warnkönig 1834—1838 die flandrische, 1846—1847 von ihm und Stein, und unabhängig von beiden von Schäffner die französische Staats- und Rechtsgeschichte; Phillips hatte schon 1825 über die angelsächsische und 1827—1828 die älteste englische Rechtsgeschichte ein gelungenes Werk geschrieben; die dänische bedurfte nur einer von Homeyer in Berlin gefertigten Uebersetzung des nach deutschem Muster verfaßten von Kolderup-Rosenvinge. Diese Werke enthalten nicht selten zum besseren Verständniß des germanischen Rechts in Deutschland höchst erwünschte, aber merkwürdiger Weise bis jetzt wenig benützte Aufschlüsse.

Schon aus vorstehender bibliographischer Uebersicht ergibt sich, daß die von uns aufgeführten Werke verschiedenen Inhalts sind. Die vollständigste Darstellung der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte ist die Eichhorns, besonders dadurch, daß er die Geschichte des Kirchenrechts gebührend berücksichtigt, ohne welche das Verständniß des deutschen öffentlichen wie des Privatrechts unbefriedigt bleibt. Walter nahm deßhalb davon Umgang, weil er ja in seinem Lehrbuche des Kirchenrechts eine solche, wenn auch nicht erschöpfend gegeben hatte. Phillips entging die Wichtigkeit dieses Gesichtspunktes nicht, deßgleichen nicht Zöpfl, doch ist sie bei ihnen nicht ausreichend. Lindelof, v. Löw, Hillebrand, Waitz, auch von Daniels (bis jetzt) beschäftigen sich nur mit dem öffentlichen Recht Deutschlands. Bei manchen Verfassern ist wie bei Hillebrand und Waitz das

Moment der Staats-, bei andern das der Rechtsgeschichte vorherrschend. Der Titel „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" wurde von Walter, Stobbe und Zöpfl in der letzten Auflage durch den einfachern der „Rechtsgeschichte" ersetzt; für geeigneter hielten Phillips und Schulte den der „Reichs- und Rechtsgeschichte"; und als den vollständigsten wählte wohl v. Daniels den der „deutschen Reichs- und Staatenrechtsgeschichte."

Die Titulatur der Werke ist nur in soweit maßgebend, als sie deren Inhalt vollkommen entspricht, was freilich nicht immer der Fall ist. Es kommt auf dieselbe offenbar weniger an, als auf letzteren und man kann daher sagen: pluribus modis bene fit.

Schwieriger als die Titelwahl war für die Schriftsteller die Behandlungsweise des reichhaltigen Stoffes; Gegensätze konnten nicht ausbleiben. Das germanische Recht hat nicht wie das römische den Charakter absoluter Einheit, sondern nur den der Gleichartigkeit bei unendlich verschiedener historischer Gestaltung seiner Institute. Die Darstellung des letzteren wird immer die eines concret gegebenen, sozusagen durch unmittelbare Anschauung erfaßbaren Rechtes seyn. Die durch maßgebende Kunstausdrücke bezeichneten Begriffe des römischen Rechts sind keine Abstraktionen; seine Institute entwickelten sich überall in identischer Weise. Rom war ja der Ausgangs- und bleibende Mittelpunkt des römischen Rechts, das System des letzteren das einer einzigen Rechtsordnung; der römische Rechtshistoriker braucht daher nur zu beschreiben, um vollkommen verstanden zu werden. Durchaus anders verhält es sich mit dem deutschen (wir möchten lieber sagen, mit dem germanischen) Recht. Dasselbe ist ursprünglich das mehr oder weniger gemeinsame einer großen Zahl deutscher Stämme, später das verschiedentlichst gestaltete besondere einer noch größeren Zahl deutscher Staaten (das sog. gemeine Recht unseres Vaterlandes war ja nicht germanisch, sondern das römische und

canonische). Wollte man ein System des eigentlichen deutschen Rechts aufstellen oder dessen Geschichte als die Eines Rechts darstellen, so müßte man zur comparativ-construirenden Behandlungsweise seine Zuflucht nehmen, und nur was Thatsachen oder Rechtsdenkmale betrifft, concret beschreibend verfahren. Allein die Mannigfaltigkeit der praktischen Gestaltung germanischer Rechtsinstitute ist so groß, die Gegensätze sind so schroff, daß deren Zurückführung auf höhere gemeinsame Principien zu Abstraktionen führt, welche dem wirklich Existirenden ebenso wenig adäquat sind wie statistische Angaben den Realitäten. Doch schlug Eichhorn den Weg der vergleichend construirenden Methode ein und gab gerade dadurch seiner Darstellung einen besondern Reiz, der freilich hie und da der Vorwurf der Unbestimmtheit, ja der Unklarheit der Begriffe gemacht werden kann. Zöpfl hielt in den ersten Auflagen seines Lehrbuches dieselbe Behandlungsweise fest, ebenso Phillips u. s. w. Das Gefährliche dieser Methode sah Walter ein. Er bezeichnet es in seiner Vorrede (S. VI) als eine große Schwierigkeit der Behandlung der deutschen Rechtsgeschichte, daß sie sich so leicht einerseits in das Unbestimmte und Allgemeine, andrerseits in das Particulare und Oertliche (also das Einzelne) verlieren, was er ebenso zu vermeiden bestrebt gewesen sei, wie das Greifen zu Vermuthungen, wenn es auch unangenehm berühre, daß das täuschende Bild, das man sich vom Wesen der alten Germanen entworfen habe, vor der nüchternen Welt, wie sie in den Gesetzen und Urkunden auftritt, verschwinden müsse. Es mußte daher Walter's Bestreben seyn, nach streng quellenmäßiger Forschung das leitende Princip des deutschen Rechtsinstituts aufzusuchen, dann in wie weit es belangreich erschien, dessen nach dem Volksstamme oder der Oertlichkeit verschiedene Formationen aufzuführen. Denselben Weg schlug auch Zöpfl in der dritten Auflage seines Werkes ein, jedoch mit etwas größerer Haltung am Allgemeinen und strengster die Begründung desselben feststellenden Inter-

pretation der einschlagenden Quellen. Diese Behandlungsweise hatte die Folge, daß unklare Auffassungen, wie sich bei Eichhorn deren finden, vermieden wurden. In den kürzeren Lehrbüchern von Phillips und Schulte fand sich nur selten für eine Berücksichtigung der einzelnen Institutsformationen Raum.

Die sämmtlichen von Rechtsgelehrten verfaßten Werke über die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte waren zum Behufe des Verstehens der Ursprünge in der Entwicklung des geltenden oder bis zur Auflösung des deutschen Reichs geltend gewesenen Rechts geschrieben. Sie sollten für den Fachjuristen als Hülfsmittel zur Kenntniß des Praktischen dienen. Nicht um ihrer selbst willen ward also die deutsche Rechtsgeschichte dargestellt und noch weniger vom höhern, rein objektiven Standpunkte der deutschen National- und Culturgeschichte aus aufgefaßt. Nur in Phillips' und Waitz' Arbeiten ist dieser Standpunkt, wenn auch in einer demselben nicht vollständig entsprechenden Weise festgehalten. Die bloß juristische Behandlungsweise hat unter andern auch den Nachtheil, daß nur eigentliche Rechtsgelehrte die Darstellungen ganz verstehen, und daß diese bei Nichtjuristen schon ihrer Trockenheit wegen weniger Anklang finden, als im Interesse der germanistischen Studien zu wünschen ist. Mit einiger Anstrengung überwindet allerdings der Nichtjurist die Schwierigkeiten des Verständnisses. In dieser Beziehung hat Eichhorn's Werk manche Vorzüge vor andern. Auch Walter scheint das Nachtheilige der bloß juristischen Behandlung gefühlt zu haben und es ist wohl diesem Umstande zuzuschreiben, daß er hie und da in das entgegengesetzte Extrem verfällt und statt juristischer Institute faktische Zustände schildert. Nach dem von Zöpfl in der neuesten Auflage seines Werkes befolgten, von seinen Vorgängern jedenfalls weniger berücksichtigten besondern Zweck, durch eine streng kritische Auslegung der ältesten deutschen Rechtsquellen die Wissenschaft weiter zu fördern, bestehen nicht bloß die mei-

sten seiner überaus zahlreichen Anmerkungen, sondern auch manche Stellen des Textes in Worterklärungen, ohne welche freilich kein Sachverständniß möglich ist. Es gehört dieß einerseits zu dem Verdienste des Buches, gibt ihm aber nicht selten den Anschein einer Citaten-Chrestomathie, welche mit seiner Darstellung geben zu wollen indessen der Verfasser selbst sich gerühmt hat. Was die Quellenbenützung und deren Anführung betrifft, so besteht zwischen Walter und Zöpfl ein großer Gegensatz, indem letzterer sich auf die Angabe und Interpretation der eigentlichen Rechtsdenkmale beschränkt, ersterer dagegen, was ihm zum Lobe gereicht, aus allen Geschichtsquellen, auch aus Chroniken, alten Lebensbeschreibungen und Urkunden aller Art seine Beweise schöpfte.

Eine Hauptaufgabe aller Bearbeiter der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte war die der Periodisirung. Auf die Schwierigkeit derselben hat neuestens Herr von Daniels (Bd. I. S. 7) aufmerksam gemacht, aber wie uns scheint, doch nicht das Richtige selbst getroffen. Die meisten nahmen als entscheidende Momente die Zeiten formeller Umgestaltung des deutschen Reichs an. Die Reichspublicisten pflegten das ältere Staatsrecht bis 888, das mittlere bis zur goldenen Bulle 1356 und das neuere bis zur Gegenwart zu unterscheiden oder auch mit dem westphälischen Frieden 1648 einen vierten Abschnitt als neuestes Staatsrecht anzufangen. Eichhorn macht vier Zeiträume: für die älteste Zeit, bis zur ersten Theilung der fränkischen Monarchie unter den Söhnen Chlotars I. 561, die zweite bis zur Auflösung des Reichs 888, die dritte bis zur Reformation 1517, und dann bis zur Gründung des deutschen Bundes 1815. Ihm folgt Lindelof, nur daß er aus Eichhorns zwei ersten Zeiträumen nur einen, 534 in zwei Abschnitte zerfallenden, und aus Eichhorns viertem seinen dritten in drei Perioden sich spaltenden macht: 1517 bis 1648, 1648 bis 1806 und 1806 bis 1815. — Auch Phillips nimmt drei

Hauptzeiträume an, den ersten von der ältesten Zeit bis 888, den zweiten von da bis 1495 (dem allgemeinen Landfrieden), den er aber in drei Unterperioden theilt (888 bis 1024 von da bis 1273, von da bis 1495), den dritten Zeitraum führt er bis 1806, ihn spaltend in drei durch die Jahre 1648 und 1740 sich scheidende Unterperioden. Hillebrand folgt Lindelof mit dem Unterschied, daß er die erste Hauptperiode in drei Zeiträume zerlegt, nämlich die Zeiten von der Völkerwanderung, die 752 sich endenden des merovingischen und die 888 sich schließenden des karolingischen Gesammtreiches. Wie alle diese Rechtshistoriker behält auch Schulte die synchronistische Methode bei; dagegen vertauschten Zöpfl und Walter jene Behandlungsweise mit der (wie uns däucht) von Daniels nicht unpassend als systematisch bezeichneten und zwar der erste so, daß er für die Geschichte der Rechtsquellen eine eigene Periodisirung aufstellt und eine eigene für die Geschichte der Rechts-Institute.

Die Geschichte der Rechtsquellen theilt Zöpfl in drei Perioden: die erste bis zum Ende des 9ten, die zweite bis zur Mitte des 15ten, die letzte von da bis auf die neueste Zeit. In der Geschichte der Rechtsinstitute unterscheidet er stets die älteste, die merovingische und karolingische, die mittlere und die neuere Zeit, setzt aber für die mittlere nicht immer dieselben Endpunkte. Walter verwirft ausdrücklich jede Abgrenzung in Perioden und sucht sie durch Gruppirungen größerer Massen nach allgemeinen Gesichtspunkten zu ersetzen. Wenn er indessen in seiner Vorrede das strenge Abscheiden von Perioden vom Standpunkte der historischen Kunst nicht für eine Methode, sondern für eine Registratur erklärt, so kann er sich selbst doch der Periodisirung nicht enthalten, indem auch bei ihm oft verschleiert Perioden vorkommen. Wie wäre es möglich, ohne Zeitraumssonderungen Geschichte zu schreiben?

Herr v. Daniels hält (S. 8) nur die älteste Periodisi-

rung der deutschen Reichspublicisten für wissenschaftlich haltbar, gibt aber die eigene Ansicht dahin ab, daß er zwei Hauptperioden unterscheidet: die vor und die nach der Auflösung des karolingischen Reichs, weßhalb sich auch sein Werk in zwei Haupttheile spalten wird. In jeder Periode ist nach ihm eine weitere, durchgreifende Periodisirung nur auf den Gang zu stützen, den die Reichs- und Staatenbildung im Allgemeinen genommen hat; in der Quellengeschichte sei (sagt er) für die Anordnung die Entstehungsweise der verschiedenartigen Quellen, in der Verfassungsgeschichte, soweit sie nicht die Territorialentwicklung bedingt habe und schon bei deren Darstellung berücksichtigt werden müßte, die Gliederung des Reichs- und Staatenorganismus zum Grunde zu legen. Wie der Verfasser diese sehr allgemeine Bezeichnung gemeint habe, wird erst nach der Vollendung seines Werkes vollständig ersichtlich seyn. Die erste Hauptperiode bis 888 zerlegt er in fünf Zeiträume: I. von 113 v. Chr. bis 174 n. Chr., II. von da bis 395, III. von da bis 486, IV. bis 752, V. bis 888. — Schulte verbindet die synchronistische mit der systematischen Methode, indem er jene für die Geschichte der Verfassung und der Rechtsquellen beibehält und in der Darstellung des Privatrechts u. s. w. die systematische befolgt. In jener ist seine Periodisirung die, daß er vier Zeiträume macht, nämlich von den ältesten Zeiten bis 888, von da bis 1273, von da bis 1495 und von letzterem Jahre bis jetzt.

Wir behalten uns eine Kritik dieser verschiedenen Periodisirungsversuche vor und fügen gegenwärtiger Ueberschau einige Bemerkungen über die von den Verfassern der aufgeführten Werke gewählte Darstellungsweise bei. Wir möchten die Eichhorns die raisonnirende, die Phillips' in seiner deutschen Geschichte und die Walters die erzählende, die Zöpfls, Schulte's u. A. die dogmatische oder dogmatisirende, die von Waitz die geschichtlich-pragmatische nennen — welchen allen ge-

genüber die des Hrn. von Daniels im ersten Bande als polemisirende erscheint, indem er sich eine kritische Revision der Ansichten seiner Vorgänger zum Hauptziele gestellt zu haben scheint, und darin (wie auch von Waitz u. A. anerkannt ist) manches Verdienstliche geleistet hat. Sehr überrascht wird man aber durch den Inhalt seines zweiten Bandes, der auf 548 Seiten fast nur bibliographische Nachweisungen enthält. Der Verfasser hatte in einer Nachschrift zu Bd. I. ein eigenes Handbuch für Quellenkunde und Literatur der deutschen Reichs- und Staatengeschichte versprochen, um dem Mangel einer wissenschaftlichem Gebrauche entsprechenden Bibliotheca historica gründlicher, als anhangsweise geschehen könnte, abzuhelfen. Sich anders besinnend, gibt er nun diese als ersten Band des zweiten Theils seines Werkes, so daß der ganze Band auf jeder Seite die Ueberschrift Einleitung führt, selbst von S. 229 an, wo der Anfang einer synchronistischen Uebersicht der Reichs- und Staatengeschichte beginnt, welche jedoch sich nicht über das dreizehnte Jahrhundert herab erstreckt. Der Nutzen eines solchen Hülfsbuches für das Studium der deutschen Reichs- und Staatengeschichte ist unläugbar, nur sollte es nicht den Titel: Handbuch der deutschen Reichs- und Staatengeschichte führen. Eine solche wird hoffentlich in den folgenden Bänden des Werkes kommen, sonst müßte dieses für ein mißlungenes erklärt werden. Wenn der Verfasser sich gegen Schulte, der den Plan dieser Bibliographie für kaum ausführbar erklärt, vertheidigt, so muß man Schulte in soweit Recht geben, als es dem Hrn. Verfasser mit der Vollständigkeit der Literatur wirklich nicht gelungen ist, wie dem Schreiber gegenwärtiger Zeilen, der mit der belgischen Geschichtsliteratur vertraut ist, sich beim Durchlaufen der die belgischen (einst ja zum deutschen Reiche, zum Theil bis 1794 gehörenden) Provinzen betreffenden bibliographischen Angaben sich zu überzeugen Gelegenheit hatte, daß eine nicht geringe Anzahl neuerer Schriften, ja selbst ältere nicht aufgeführt werden, u. a. die Geschichten Lüttichs von Foulon († 1688),

Bouille († 1743), Dewez (1822), de Gerlache (1843), Polain (1844), Henaux (1856) u. a. m. — Die Darstellungsweise in Zöpfls Rechtsalterthümern war durch die darin enthaltenen Aufsätze verschiedenster Art bedingt: sie sind ja, wie schon der Titel besagt, nur Studien, Kritiken und Urkunden zur Erläuterung der deutschen Rechtsgeschichte und des praktischen Rechts.

Auf diese unsere allgemeine Ueberschau der Bearbeitungen der deutschen Staats- (oder Reichs-) und Rechtsgeschichte lassen wir nun eine tiefer in die Sache eingehende principielle Kritik derselben folgen, die wir mit der von dem höchsten wissenschaftlichen Standpunkte aus geforderten Feststellung der Aufgabe dieses Geschichtszweiges beginnen.

Zweiter Artikel.

Wenn die Geschichte in ihren unmittelbar vor unsern Augen vorübergehenden Erscheinungen sich gewöhnlich als das betrübende Schauspiel von Zerwürfnissen, Kämpfen und Gewaltthätigkeiten, sei es der Einzelnen oder Parteien untereinander, sei es der Herrscher mit den Unterthanen, sei es sich bekriegender Völker darstellt, so erblickt der tiefer Schauende in ihr ein ununterbrochenes Drama höherer Art, nämlich eines unter beständigen Kämpfen sich bewegenden Entwicklungsganges der höchsten ethischen, der geistigen Natur des Menschen von Gott eingepflanzten, sie als moralische Gesetze beherrschenden Grundtriebe, welche die neuere Philosophie mit dem Namen der praktischen Ideen zu bezeichnen pflegt. Das Leben der Völker ist wie das der Einzelnen ein nie ruhender

Kampf des Dualismus unserer Natur, d. h. des Moralischen mit den in den verschiedensten Gestaltungen und Richtungen hervortretenden egoistischen Bestrebungen, sowie der einer weiter fortgeschrittenen sittlichen Bildung mit den ihr vorangegangenen niedern Stufen.

Demnach ist die Geschichte die Evolution theils des Kampfes der praktischen Ideen mit der Barbarei, d. h. der Rohheit, des Ehrgeizes, der Herrschsucht und überhaupt aller der Völker wie der Einzelnen sich bemächtigenden unedlen Triebe und Leidenschaften, theils die des Krieges des Neuen mit dem Alten, d. h. des unter Gegensätzen und Kämpfen vor sich gehenden natürlichen, aber (wie Alles in Raum und Zeit Erscheinende) bei jedem Volke in concreter Weise stattfindenden Entwicklungsprocesses der Ideen selbst. Da nun die Rechts-Idee eine jener ethischen Grundrichtungen ist, so wird der Begriff der Rechtsgeschichte dahin zu bestimmen seyn: sie sei die Geschichte des Entwicklungsganges der Idee der Gerechtigkeit bei einem bestimmten Volke. Nicht minder ist die Staatsgeschichte die einer praktischen Idee, nämlich der des Staates, die zwar nicht wie die des Rechts als eine primäre, jedoch auch auf den Entwicklungsgang der Rechtsidee wie der übrigen zurückwirkend erscheint.

Daraus ergibt sich auf den ersten Blick die hohe Bedeutung der Staats- und Rechtsgeschichte, deren Darstellung, wenn wirklich ihrem Begriffe entsprechend, nichts anderes seyn soll, als die des Entwicklungsganges der Staats- und Rechtsidee eines Volkes, und demnach die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte die Darstellung dieses Entwicklungsganges in Deutschland.

In einem gewissen Sinne enthalten auch die von uns aufgeführten Lehr- und Handbücher wirklich solche Darstellungen; aber wie sich aus einem tieferen Eingehen auf das Wesen und die Grundgesetze jener Ideen ergeben wird, nur

fragmentarische Anreihungen äußerer Erscheinungen auf dem germanischen Staats- und Rechtsgebiete, und nicht die Schilderung des Staats- und Rechtslebens selbst, des fortschreitenden Ganges der Ideen in demselben.

Wer nämlich eine Staatsgeschichte schreiben will, muß die Naturlehre des Staates, der Verfasser einer Rechtsgeschichte die des Rechtes kennen, beim Aufzeichnen der geschichtlichen Erscheinungen auf ihren Gebieten sich der aus jenen sich ergebenden Principien beständig bewußt seyn, und in diesem Bewußtseyn die geschichtlichen Staats- und Rechtsformationen schildern. Da indessen bis jetzt weder eine philosophische Staats- noch eine philosophische Naturlehre des Rechts zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist, so muß man es allerdings den um diese Theorien sich nichts weniger bekümmernden Verfassern nachsehen, daß sie die von uns bezeichneten höchsten Standpunkte für die Behandlung der genannten Fächer außer Acht gelassen, ja wir dürfen sagen geradezu ignorirt haben. Allein, obwohl wir noch keine philosophische Staats- und Rechtslehre von anerkannter Geltung haben, so sind doch seit vierzig und mehr Jahren so viele unumstößliche Wahrheiten auf diesen Gebieten constatirt worden, daß man dieselben hätte berücksichtigen können und sollen.

Um mit dem Rechte zu beginnen, dessen Geschichte ja neuestens in den Werken über die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte mit größerer Vorliebe, als die des Staates behandelt wird: so ist man seit dem Erscheinen von Savigny's berühmter Schrift „vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (im J. 1814) nach und nach zu einer genauen Erkenntniß der Genesis und des Entwicklungsganges des Rechts gelangt. Die an die Anschauungen des großen Meisters und seiner namhafteren Schüler und Anhänger sich anschließende philosophische Erforschung der letzten Gründe und der Natur des Rechts haben das erfreuliche Ergebniß gelie-

fert, daß man über die Aktion der als rechtserzeugende Kraft die Menschenwelt leitenden Idee der Gerechtigkeit, ihr Ziel und ihr Vor= und Zurückschreiten im Reinen ist, so daß es nur einer Anwendung der allgemeinen Wahrheiten dieser geschichts=philosophischen Doktrinen auf die Rechtsgeschichte eines besondern Volkes bedarf, um dessen Darstellung den, vorerst nur im Allgemeinen bezeichneten, höhern wissenschaftlichen Charakter zu geben

Die im einzelnen Menschen zunächst als Gefühl, das Gewissen mahnende, dann bestimmte Rechtsansichten erzeugende Idee der Gerechtigkeit bewirkt im Völkerleben gemeinsame Auffassungen und Ueberzeugungen von dem, was Recht seyn soll, und macht daher auch die Völkerindividuen zu Trägern nationaler Rechtsansichten, welche, unter den Schutz einer Central-Gewalt gestellt, das positive (d. h. historische) Recht dieses Volkes werden. Es prägt sich, wie alles äußerlich erscheinende Moralische, in der Sitte aus und erhält sein erstes Daseyn als Gewohnheitsrecht. Das sociale Bedürfniß führt zur Aufzeichnung entweder einzelner Normen oder des ganzen Systems, so daß jenes die älteste Quelle alles Rechts ist, zu der aber die fühlbar gewordene Lücken ausfüllende, streitige Rechtsfragen entscheidende oder bessernde Hand der Gesetzgebung hinzukommt.

Auf dieses erste Stadium der Rechtsgenesis folgt bei den einer Rechtscultur besonders fähigen Völkern das der technischen Ausbildung, also das der Rechtswissenschaft, in welchem die Juristen die Vertreter des Rechtsbewußtseyns des Volkes werden, und dem zu einem organisch gegliederten System des Rechts vermittelst technischer Begriffsbestimmungen und strenger Interpretationen der Rechtsnormen seine formelle Vollendung geben, während unter dem Einfluß glücklicher Ereignisse dessen materielle Vervollkommnung durch die allgemeinen socialen und Culturfortschritte bedingt ist. Sind die Be-

bensverhältnisse in Folge der Fortbildung und Verwicklung der geselligen Verhältnisse schwieriger gestaltet, sind in diesen Begriffen Gegensätze und Conflikte entstanden und hat auch die auf die Spitze getriebene Jurisprudenz zu schwer zu entscheidenden Controversen geführt, so folgt als drittes Stadium der Rechtsgeschichte das der Codifikation, in welchem die zuletzt geltenden Rechtsnormen technisch genau festgestellt und in wissenschaftlicher Gliederung als Gesetzbuch die Staatssanction erhalten.

Sowohl das formelle als das materielle Fortschreiten der Rechtsformationen geht in naturgemäßer den Anforderungen theils der Wissenschaft, theils der höhern Volkscultur gemäßen Weise, freilich oft langsam, vor sich, läßt sich aber nach Zeitabschnitten constatiren, so daß Darstellungen der Rechtsgeschichte nach Perioden ganz gut möglich sind und zur richtigen Erkenntniß sogar als zweckmäßig sich empfehlen. Die Hauptperiodisirung der Rechtsgeschichte ist aber schon durch die Unterscheidung der drei angegebenen Entwicklungsstadien gegeben, und wird sich bei jedem Volke finden lassen.

Neben diesen Stadien laufen nun aber auch die Entwicklungsstufen der Staatsidee einher, wirken auf die Rechtsformationen in denselben ein, wie sie auch wieder ihrerseits unter dem Einfluß der Rechtsentwicklungen der Völker stehen.

In seinem Ursprunge hat der Staat — wenn man jede Einigung einer Volksmasse unter einer Herrschergewalt so nennen will — offenbar keinen andern Zweck, als die Sicherung eines friedlichen Zusammenlebens der Einzelnen, gleichviel ob diese die Herrschaft schufen oder sich die eines oder mehrerer Mächtigen gefallen lassen mußten. Die Verwirklichung einer solchen Friedensgenossenschaft ist aber nicht möglich, wenn nicht ihren Theilnehmern eine rechtliche Stellung gesichert und durch die Gewalt aufrecht erhalten wird. Der Staat ist also von Anfang an Rechtsstaat in dem eben bezeichneten Sinne,

aber der Entartung ausgesetzt. Die Rechtsgenossen haben indeß noch weiter gehende Bedürfnisse, und zwar vor Allem die ihre Forterxistenz bedingenden des materiellen Wohls, welches der Staat, wenn nicht herbeiführt, doch sichert oder fördert, in welchem Falle er die Richtung eines (natürlich nur beginnenden) Polizeistaates nimmt. Ist diese zu weitgehend, so gefährdet sie die das Wohl wieder selbst bedingende Herrschaft des Rechts, weßhalb nur durch eine geeignete Coordinirung der Principien des Rechts und des Wohls und eine gelingende Neutralisirung der Gegensätze ein glückliches Ziel erreicht werden kann. Dieß ist nicht der Fall, wenn die Beherrschten durch die Herrscher ausgebeutet werden, und die Idee des Staats dadurch zu Grunde geht, daß die Herrscher ihn als bloße Finanzquelle für sich behandeln. Da das materielle Wohl auf der Volkswirthschaft ruht, d. h. dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel, so muß deren Sicherung und Förderung Hauptziel des Polizeistaates, zugleich aber die staatliche Finanzwirthschaft nach richtigen Grundsätzen betrieben werden. Damit löst jedoch der Staat die Totalität seiner Aufgabe noch nicht, er hat das Moralische, die gesammte ethische Gesittung des Volkes zu schützen und zu fördern und schon deßhalb, noch mehr aber ihrer selbst wegen, das höchste Gut des Volkes, die Religion, welche von Anfang an den Schutz der Staatsgewalt verlangt und erhält, indem bei jeder auch noch wenig civilisirten Nation die Glaubenslehre als heilig, der Cultus und der (kirchliche) Organismus der religiösen Gesellschaft für unantastbar betrachtet zu werden pflegen. Kurz, die Staatsgewalt hat durch ihre Organe zu schützen das Recht, das materielle und moralische Wohl und die Religion. Von selbst ergibt sich hieraus das freilich oft erst spät erkannte Bedürfniß des Schutzes des intellektuellen und übrigen geistigen Wohles, also der Schule und der Wissenschaft. Werden von der Staatsgewalt alle diese Momente gehörig berücksichtigt und der ganze Staatsorganismus zum Zwecke der Ver-

wirklichung der mit ihnen verbundenen Interessen technisch ausgebildet, so nähert sich der Staat der Vollendung seiner Idee, die aber, weil Alles auf Erden unvollkommen ist, nie erreicht wird. Was das Recht betrifft, so wird der mehr und mehr nach rationellen, jedoch dem Geschichtlichen stets die gebührende Rechnung tragenden Grundsätzen regierte Staat dessen Normen fest bestimmen und wo es nöthig technisch formuliren und zwar so, daß nicht bloß die privatrechtlichen Standes- und Familienverhältnisse der Culturhöhe gemäß nicht minder genau festgestellt werden, wie die vermögensrechtlichen des Eigenthums und der Erbfolge, sondern auch die öffentlich-rechtlichen der Staatsverfassung, Staatsverwaltung, der Rechtspflege, des Strafrechts, das Verhältniß des Staats zur Kirche u. s. w. Der als Volksrecht entstandene, im Laufe der Zeiten fortgebildete geschichtliche Rechtsstoff wird mit Bewußtseyn den aus der Rechtsidee selbst fließenden Principien gemäß in wissenschaftlicher Weise geordnet werden, so daß diese letzte Periode der Staats- und Rechtsentwicklung selbst die rationelle genannt werden kann im Gegensatz zu der ihr vorhergehenden.

Der Naturstaat und sein Recht werden umgewandelt seyn in den nach Principien geordneten und nach Principien zu regierenden. Bis aber Recht und Staat eines Volkes auf dieser Höhe angelangt sind, haben sie unter dem Einfluß der gesammten Culturentwicklung des Volkes die oben von uns bezeichneten Stadien zu durchlaufen. In jedem ist in der Darstellung der Rechts- und Staatsgeschichte eines Volkes der Höhepunkt nicht bloß des am Ende derselben geltenden Rechtssystemes, sondern auch der seiner Institute aufzusuchen und zu schildern, sowie der in's Leben getretene Verfassungs- und Verwaltungsorganismus, und zugleich ist mit dem Hinblick auf die Postulate der Staats- und Rechtsidee der moralische Werth des historisch Gewordenen zu constatiren, so daß man den Geist des Volkes, die Stufen und den Charakter seiner

Religiosität, seiner Gesittung, seiner Gesetzgebung und seiner socialen Einrichtungen zu erkennen und sie zu beurtheilen im Stande ist. Die Staats= und Rechtsgeschichte wird dann nicht mehr eine bloße Registrirung äußerlich erscheinender Thatsachen seyn, sondern ein lebendiges Gemälde des Rechts= und Staatslebens selbst, und eine in der bezeichneten Richtung geschriebene politische Geschichte eine Charakterisirung des Volkslebens, die, mag dieses aufwärts oder abwärts sich bewegt haben, uns mit hohem Interesse erfüllen wird. Daß bis jetzt keine Staats= und Rechtsgeschichte in diesem Sinne geschrieben wurde, ist kaum nöthig zu sagen. In Iherings viel gerühmtem „Geist des römischen Rechts" ist zwar ein Anlauf dazu genommen, nur schade, daß der Verfasser von keiner klaren und haltbaren Grundanschauung über die letzten Gründe des Rechts und das Wesen der Rechtsidee und deren naturgemäße Entwicklung ausging.

Noch haben wir von den für die Periodisirung maßgebenden Gesichtspunkten zu sprechen. Es ist bekannt, daß man verschiedene Periodisirungsschablonen aufgestellt hat, unter welchen die von Hugo auf die Periodisirung der römischen Rechtsgeschichte angewandte die bekannteste ist. Sie unterscheidet nach den vier Altersstufen die Kindheit, das Jugend=, das Mannes= und das Greisenalter der Nationen, und bringt damit die vier Culturstufen der Jagdtreibenden, der Hirten=, der Ackerbauenden und der Gewerb= und Handeltreibenden Völker in Verbindung. Die letztern Gegensätze sind gewiß auch für die Staats= und Rechtsgeschichte von Bedeutung, jedoch für deren Periodenabtheilung nicht entscheidend. Dagegen ist dieß in einem gewissen Grade die von dem berühmten Giambatista Vico durchgeführte Unterscheidung der Völker=, Staats= und Rechtsgeschichte in drei Hauptperioden, nämlich in die theokratische, die heroische (aristokratische) und die des freien Bürgerthums. Endlich ist auch die neuestens in deutschen Büchern

wirklichung der mit ihnen verbundenen Interessen technisch ausgebildet, so nähert sich der Staat der Vollendung seiner Idee, die aber, weil Alles auf Erden unvollkommen ist, nie erreicht wird. Was das Recht betrifft, so wird der mehr und mehr nach rationellen, jedoch dem Geschichtlichen stets die gebührende Rechnung tragenden Grundsätzen regierte Staat dessen Normen fest bestimmen und wo es nöthig technisch formuliren und zwar so, daß nicht bloß die privatrechtlichen Standes- und Familienverhältnisse der Culturhöhe gemäß nicht minder genau festgestellt werden, wie die vermögensrechtlichen des Eigenthums und der Erbfolge, sondern auch die öffentlich-rechtlichen der Staatsverfassung, Staatsverwaltung, der Rechtspflege, des Strafrechts, das Verhältniß des Staats zur Kirche u. s. w. Der als Volksrecht entstandene, im Laufe der Zeiten fortgebildete geschichtliche Rechtsstoff wird mit Bewußtseyn den aus der Rechtsidee selbst fließenden Principien gemäß in wissenschaftlicher Weise geordnet werden, so daß diese letzte Periode der Staats- und Rechtsentwicklung selbst die rationelle genannt werden kann im Gegensatz zu der ihr vorhergehenden.

Der Naturstaat und sein Recht werden umgewandelt seyn in den nach Principien geordneten und nach Principien zu regierenden. Bis aber Recht und Staat eines Volkes auf dieser Höhe angelangt sind, haben sie unter dem Einfluß der gesammten Culturentwicklung des Volkes die oben von uns bezeichneten Stadien zu durchlaufen. In jedem ist in der Darstellung der Rechts- und Staatsgeschichte eines Volkes der Höhepunkt nicht bloß des am Ende derselben geltenden Rechtssystemes, sondern auch der seiner Institute aufzusuchen und zu schildern, sowie der in's Leben getretene Verfassungs- und Verwaltungsorganismus, und zugleich ist mit dem Hinblick auf die Postulate der Staats- und Rechtsidee der moralische Werth des historisch Gewordenen zu constatiren, so daß man den Geist des Volkes, die Stufen und den Charakter seiner

Rückgang und Zersetzungsproceß, welcher in die neue kritische Periode hinüberführt. Solche Rück- und Uebergangszeiten waren für Deutschland das neunte Jahrhundert nach dem Tode Karls des Großen, das vierzehnte und fünfzehnte.

Um auf die Periodisirungsfrage der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte nicht noch einmal zurückzukommen, soll hier deren Erledigung versucht werden. Nach reiflicher Prüfung der schwierigen Aufgabe möchten wir Herrn von Daniels beistimmen, wenn er sagt: durchgreifend ließe sich nur die Zeit vor und nach Auflösung des karolingischen Reiches scheiden. Denn vor dieser haben wir es nicht mit der Geschichte des im eigentlichen Sinne so zu nennenden deutschen Reichs, sondern mit der die gallo-germanischen *) Nationen umfassenden fränkischen Universalmonarchie zu thun, die mit Chlodwigs I. Eroberung beginnt und 843 durch den Vertrag von Verdun (und nicht wie man der vorübergehenden Vereinigung der ganzen Monarchie unter Carl dem Dicken wegen anzugeben pflegt 888) endigt. Diese Geschichte ist eine in sich abgeschlossene für Staat und Recht, mit der Spaltung des carolingischen Reichs wirklich endende, welcher die älteste Geschichte der Germanen, wie wir sie aus Cäsar, Tacitus und andern alten Classikern kennen, als Vorgeschichte dient. Will man beide zu einem über neun Jahrhunderte begreifenden Ganzen verschmelzen, so zerfällt dieß in zwei Zeiträume, nämlich in die vor der Völkerwanderung bis Chlodwig und die eben bezeichnete fränkische Periode.

Die Geschichte des mit dem Vertrag von Verdun beginnenden deutschen Reichs zerfällt als Staatengeschichte bis zur Gegenwart fortgeführt, offenbar in 3 Hauptperioden. Deutschland war nämlich zuerst Einheitsstaat bis 1495, ward

*) Berücksichtigt werden zugleich die außerhalb derselben bestehenden Reiche der Westgothen und Angelsachsen.

sten seiner überaus zahlreichen Anmerkungen, sondern auch manche Stellen des Textes in Worterklärungen, ohne welche freilich kein Sachverständniß möglich ist. Es gehört dieß einerseits zu dem Verdienste des Buches, gibt ihm aber nicht selten den Anschein einer Citaten-Chrestomathie, welche mit seiner Darstellung geben zu wollen indessen der Verfasser selbst sich gerühmt hat. Was die Quellenbenützung und deren Anführung betrifft, so besteht zwischen Walter und Zöpfl ein großer Gegensatz, indem letzterer sich auf die Angabe und Interpretation der eigentlichen Rechtsdenkmale beschränkt, ersterer dagegen, was ihm zum Lobe gereicht, aus allen Geschichtsquellen, auch aus Chroniken, alten Lebensbeschreibungen und Urkunden aller Art seine Beweise schöpfte.

Eine Hauptaufgabe aller Bearbeiter der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte war die der Periodisirung. Auf die Schwierigkeit derselben hat neuestens Herr von Daniels (Bd. I. S. 7) aufmerksam gemacht, aber wie uns scheint, doch nicht das Richtige selbst getroffen. Die meisten nahmen als entscheidende Momente die Zeiten formeller Umgestaltung des deutschen Reichs an. Die Reichspublicisten pflegten das ältere Staatsrecht bis 888, das mittlere bis zur goldenen Bulle 1356 und das neuere bis zur Gegenwart zu unterscheiden oder auch mit dem westphälischen Frieden 1648 einen vierten Abschnitt als neuestes Staatsrecht anzufangen. Eichhorn macht vier Zeiträume: für die älteste Zeit bis zur ersten Theilung der fränkischen Monarchie unter den Söhnen Chlotars I. 561, die zweite bis zur Auflösung des Reichs 888, die dritte bis zur Reformation 1517, und dann bis zur Gründung des deutschen Bundes 1815. Ihm folgt Lindelof, nur daß er aus Eichhorns zwei ersten Zeiträumen nur einen, 534 in zwei Abschnitte zerfallenden, und aus Eichhorns viertem seinen dritten in drei Perioden sich spaltenden macht: 1517 bis 1648, 1648 bis 1806 und 1806 bis 1815. — Auch Phillips nimmt drei

prudentia romano-germanica forensis, in welcher das heutige, d. h. das nicht durchgreifend geltende, aber durch das kanonische Recht modificirte römische Deutschlands gemeines Recht war, neben welchem aber eine Unzahl seit Anfang des 16ten Jahrhunderts neuredigirter und gewöhnlich romanisirter Stadt- und Landrechte, ja selbst Dorfrechte als particulares Recht fortbestanden.

Die letzte Periode des Rechts unseres Vaterlandes ist die seiner Codification mit theilweiser zu Grundelegung rationeller, auch dem sogenannten Naturrechte entnommener Principien. Da nun die erste Periode der deutschen Rechtsentwicklung in die Zeiten des deutschen Reichs als Einheitsstaat fällt, die zweite in die des Bundesstaats und die dritte (einige frühere Versuche abgerechnet) in die des Staatenbundes, so läßt sich die staatliche Periodisirung der deutschen Geschichte auch für die des deutschen Rechts beibehalten. Durch unsere Betrachtung werden die Gelehrten gerechtfertigt, die wie Phillips und Schulte diese Periodisirung aufgestellt haben. Das Spalten der drei Hauptzeiträume in Unterperioden ist Nebensache, sollte aber soviel wie möglich vermieden werden.

Will man die gesammte von uns beleuchtete Periodisirung der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von der Völkerwanderung an der von Vico anpassen, so erscheint die fränkische Periode als die theokratische, die des Lehenssystems als die heroische und die neuerer Zeit, die Präponderanz des dritten Standes, als die des freien Bürgerthums. Indessen sind diese drei Perioden nicht scharf getrennt, indem Jahrhunderte lang die Hierarchie mit der Feudalität Deutschland beherrscht, dann neben dieser der dritte Stand emporsteigt, in welchem zuletzt die beiden andern aufgehen.

Was die Ursprünge und Quellen der im Verlaufe der Jahrhunderte geltend gewesenen oder gewordenen Rechtsnormen betrifft, so sind sie entweder germanisch oder römisch oder

rung der deutschen Reichspublicisten für wissenschaftlich haltbar, gibt aber die eigene Ansicht dahin ab, daß er zwei Hauptperioden unterscheidet: die vor und die nach der Auflösung des karolingischen Reichs, weßhalb sich auch sein Werk in zwei Haupttheile spalten wird. In jeder Periode ist nach ihm eine weitere, durchgreifende Periodisirung nur auf den Gang zu stützen, den die Reichs- und Staatenbildung im Allgemeinen genommen hat; in der Quellengeschichte sei (sagt er) für die Anordnung die Entstehungsweise der verschiedenartigen Quellen, in der Verfassungsgeschichte, soweit sie nicht die Territorialentwicklung bedingt habe und schon bei deren Darstellung berücksichtigt werden müßte, die Gliederung des Reichs- und Staatenorganismus zum Grunde zu legen. Wie der Verfasser diese sehr allgemeine Bezeichnung gemeint habe, wird erst nach der Vollendung seines Werkes vollständig ersichtlich seyn. Die erste Hauptperiode bis 888 zerlegt er in fünf Zeiträume: I. von 113 v. Chr. bis 174 n. Chr., II. von da bis 395, III. von da bis 486, IV. bis 752, V. bis 888. — Schulte verbindet die synchronistische mit der systematischen Methode, indem er jene für die Geschichte der Verfassung und der Rechtsquellen beibehält und in der Darstellung des Privatrechts u. s. w. die systematische befolgt. In jener ist seine Periodisirung die, daß er vier Zeiträume macht, nämlich von den ältesten Zeiten bis 888, von da bis 1273, von da bis 1495 und von letzterem Jahre bis jetzt.

Wir behalten uns eine Kritik dieser verschiedenen Periodisirungsversuche vor und fügen gegenwärtiger Ueberschau einige Bemerkungen über die von den Verfassern der aufgeführten Werke gewählte Darstellungsweise bei. Wir möchten die Eichhorns die raisonnirende, die Phillips' in seiner deutschen Geschichte und die Walters die erzählende, die Zöpfls, Schulte's u. A. die dogmatische oder dogmatisirende, die von Waitz die geschichtlich-pragmatische nennen — welchen allen ge-

XLIV.

Historische Novitäten.

Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs von J. Baader, königl. Archivs-Conservator. Nördlingen bei C. H. Beck. 1860. 8. 111 S.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift gehört zu den tüchtigen und dabei anspruchslosen Forschern und hat bereits durch mehrere historischen Arbeiten Beweise seiner Sachkenntniß und seines unverdrossenen Eifers gegeben. Es gereicht uns daher zum besonderen Vergnügen, auf seine aus Urquellen geschöpften Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs hinweisen zu können. Nürnberg war ehedem einer der Centralpunkte künstlerischer Bestrebungen in Deutschland. Daher ist es nicht zu verwundern, daß man sich vielfach der noch heute in mittelalterlicher Schönheit prangenden Stadt mit einer gewissen Vorliebe zugewendet hat. Hiebei notirten freilich durch und durch modern gesinnte Literaten und sonstige Flibustier gar wunderliche Sachen in ihre Taschenbücher, natürlich um sie in der Folge dem staunenden Publikum gedruckt zum Besten zu geben. Wer so manchen mit ästhetischen Phrasen durchwürzten Gallimathias verschlucken mußte, dem ist gewiß auch einmal eine gesunde und nahrhafte Kost zu gönnen, welche Aechtes und Wohlver-

bürgtes, wie es sich in den Quellen findet, unverdorben mit gewissenhafter Treue bietet.

Baaders Beiträge bilden zwar kein zusammenhängendes Ganzes, lassen aber nach Zweck und Anlage eine gewisse Einheit keineswegs vermissen, da sie die Geschichte sowohl der Kunst als der Künstler im mittelalterlichen Nürnberg in vielseitiger Weise beleuchten. Den ersten Abschnitt bildet ein Verzeichniß von Künstlern vom 14. bis 16. Jahrhundert. Wir finden hier die Namen von Malern, Steinmeisseln, Bildschnitzern, Bildhauern, Formschneidern, Kartenmalern, Illuministen, Artisten und Kupferstechern, nach der Zeit des urkundlichen Auftretens geordnet. Es steckt viel Fleiß und Ausdauer in diesen wenigen Seiten, wie denn überhaupt jede auf archivalischen Forschungen ruhende Arbeit mit Schwierigkeiten verknüpft ist, von denen man sich selten eine richtige Vorstellung macht.

Der zweite Abschnitt handelt von Albrecht Dürer. Er berichtigt mehrere in Campe's Reliquien enthaltene Irrthümer und gewährt Einsicht in wirthschaftliche Verhältnisse des keineswegs besonders günstig gestellten Künstlers. Von Interesse sind auch einige Nachweisungen über das spätere Schicksal Dürer'scher Werke, von denen der Stadtrath noch im Jahre 1635 an König Karl II. von England einiges verschenkte. Auch verdient Beachtung wie Dürer schon bei seinen Lebzeiten copirt uud nachgedruckt wurde. Der neueste Biograph Meister Albrechts, Dr. A. v. Eye, konnte Baaders Beiträge für den ersten Band seiner Arbeit nicht mehr benützen, da sich dieser bereits unter Presse befand als jene erschienen.

Auch dem talentvollen Bildschnitzer Veit Stoß ist ein eigener Abschnitt gewidmet, in welchem wir freilich sehr unerbauliche Dinge näher erfahren, als sie bisher bekannt waren. Veit Stoß war nämlich ein gemeiner Betrüger, der sich durch Urkundenfälschung die Summe von 1200 Gulden zu erschwindeln suchte und deßhalb, aus besonderer Gnade, mit einem

glühenden Eisen durch beide Backen gebrannt wurde. Eigentlich hätte er das Leben verwirkt gehabt. In der Folge machte er der Stadt noch viel zu schaffen, indem er sie sogar in eine Fehde verwickelte. Hier mag noch bemerkt werden, daß Baader durch eine besondere Abhandlung in der Zeitschrift des germanischen Museums nachgewiesen hat, daß Stoß ein geborener Nürnberger war, nicht aber wie man bisher wollte ein Pole aus Krakau. In einem Rathsdekrete, worin dem verkommenen Genie ein Anwalt zugetheilt wird, heißt derselbe „ein irrig und geschreyig man.“ Andere Originalakten, von welchen Referent Einsicht nehmen konnte, betiteln Stoß als einen „verdorbnen haderman.“

Im vierten Abschnitte ist von Peter Vischer, seinen Söhnen und dem ehedem auf dem Rathhause befindlichen Messinggitter die Rede. Dasselbe war zu einem Begräbnisse der Fugger in Augsburg bestimmt, kam aber nie an den Ort seiner Bestimmung. Nach dem Tode des Meisters erkaufte es der Rath im Jahre 1530 um 940 Gulden, 5 Pfund und 6 Schilling Pfenninge. Nachdem es beinahe dreihundert Jahre lang der Stolz und eine Zierde der Stadt gewesen war, wurde es nach dem Uebergange Nürnbergs an die Krone Bayern im November 1806 auf Befehl des General-Landes-Commissariats abgebrochen und versteigert. Man löste 12057 Gulden und 18 Kreuzer, wobei der Centner auf 53 Gulden 32 Kreuzer kam. Ein Kaufmann in Fürth gewann hiebei 1000 Gulden. Was mit dem Kunstwerke angefangen wurde, ob man es einschmolz oder ins Ausland verkaufte, ist nicht mit Sicherheit bekannt.

Der fünfte Abschnitt gibt Buntes aus der Nürnberger Kunst- und Künstlerwelt, kurze archivalische Notizen über den schönen Brunnen, den Maler Hans Gleissenmüller aus München, den Goldschmid Seitz Herdegen u. a. m. Nicht uninteressant ist fernerhin die Ordnung der Flach- und Etzmaler

vom Jahre 1596. Im siebenten Abschnitte findet man mannigfaltige Nachrichten über die St. Sebaldskirche, den Bau und die Baumeister der St. Lorenzenkirche, die St. Marienkirche, deren künstlerische Uhr und reichhaltiges Schatzverzeichniß, die St. Clara- und die St. Jakobskirche, die St. Elisabethenkapelle und die Kirchenschätze Nürnbergs. Was diese letzteren betrifft, so wurden schon bei Beginn der Reformation viele Kostbarkeiten verkauft und eingeschmolzen, besonders aber war man in dem allerdings für Nürnberg sehr kritischen Jahre 1552 eifrig bemüht, sich der Denkmale der Pietät und des Kunstsinnes seiner Vorfahren möglichst vollständig zu entäußern. Damals wurden nicht weniger als 1701 Mark, 4 Loth, 2 Quint an Silber und vergoldetem Silber eingeschmolzen. Man löste hiefür 15844 Gulden. Was der Bildersturm des Jahres 1552 verschonte, wurde in der Folge aus den Kirchen genommen, eingeschmolzen und verkauft, um dem total zerrütteten Finanzwesen der Reichsstadt aufzuhelfen.

Den Schluß der Beiträge bilden 4 urkundliche Beilagen, den Nachdruck Dürer'scher Schriften, die Ueberlassung des berühmten unter dem Namen der vier Complexiones oder Temperamente bekannten Bildes an den Kurfürsten Maximilian von Bayern, den Streit mit Jorg Trumer, Schwiegersohn des Veit Stoß und die Schlaguhr auf U. L. Frauenkirche betreffend. Möge uns der Verfasser noch öfter durch Veröffentlichungen seiner Forschungen erfreuen.

XLV.

Luther und das Zauberwesen.

Indem wir auf Luther und das Zauberwesen seiner Zeit zu sprechen kommen, ist es keineswegs unsere Absicht, dadurch den Wittenberger Reformator zu verkleinern, weil er sich nicht über den Wahnglauben seiner Zeit zu erheben vermochte; vielmehr wollen wir bloß einen Beitrag liefern, diese Verhältnisse im Sinne und Geiste der Zeit, der sie angehören, zu würdigen, und müssen eben darum, damit Luther im richtigen Lichte erscheine, auf den Stand dieser Frage vor der Reformation zurückgehen.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert war der freilich viel ältere Glaube *), daß Menschen mit bösen Geistern in Verbindung treten und mit Hülfe derselben Uebernatürliches bewerkstelligen könnten, allgemeiner, viele derjenigen aber, denen solches Schuld gegeben wurde, als Zauberer und Hexen gewöhnlich durch's Feuer hingerichtet worden. Häufig wurden

*) Schon in ältern Zeiten war bei den Römern, Franken und Sachsen die Zauberei durch Gesetze verboten. Cod. Justin. Lib. II. de malef. Lib. VII ; Gregorii Tur. hist. Franc. L. V, c. 40, VI, 35. Sachsenspiegel Buch II, Art. 13. Einhard, Annal. ad an. 785.

die der Ketzerei Beklagten zugleich als Zauberer und Teufels-Genossen verfolgt, und der Geschichtschreiber der Kirche bemerkt beim Todesjahre Conrads von Marburg (im J. 1233), von dieser Zeit an wären die Menschen, besonders in Italien und Deutschland, zur Zauberei verführt worden, so daß, wenn man nicht nach und nach in diesen beiden Ländern an 30,000 verbrannt hätte, sie zuletzt die ganze Erde überschwemmt, verwüstet und dem Teufel unterwürfig gemacht haben würden *). Dieser den Menschengeist tief beschämende Wahnglaube gewann im Laufe der Jahrhunderte statt abzunehmen an wachsender Kraft, indem einerseits die Albernheit und Bosheit der weltlichen Richter auf diesem Felde einen herrlichen Spielraum fand, ihren Witz, ihren Scharfsinn und Glaubenseifer zu zeigen und daneben ihre Habsucht zu befriedigen, andererseits aber auch die Einfalt und Schlechtigkeit des großen Haufens eben durch das richterliche Verfahren gegen die Hexerei veranlaßt ward, die Künste derselben für thörichte oder strafwürdige Zwecke zu versuchen. Denn die Strafen schreckten weniger, als Neugier, Gewinnsucht oder Wollust reizten; der Ernst des Verfahrens aber erlaubte an der Möglichkeit des ganzen Verbrechens keinen Zweifel. Daher waren auch nicht alle eigentlichen Zauberer und Hexen schuldlos, insofern die Absicht, Zauberei und Hexerei zu treiben, bei der Ueberzeugung sie treiben zu können, allerdings eine Schuld war; viele Richter aber meinten, ein ersprießliches und hochnöthiges Werk zu thun, wenn sie ein Verbrechen verfolgten und ausrotteten, dessen Daseyn die Kirchenlehre verbürge, und unzählige, ihnen als Wahrheiten geltende Thatsachen bezeugten **).

Es erhellt übrigens aus den Geschichtserzählungen und

---

*) Raynaldus ad ann. 1233. N. 15 et 16.

**) K. A. Menzel, die Geschichte der Deutschen. Breslau 1823. Bd. 8. S. 184.

aus den päpstlichen Verordnungen selber, daß der unselige Wahnglaube keineswegs von allen Zeitgenossen getheilt, sondern daß die Wirklichkeit des Zauber- und Hexenwesens von Vernünftigen eifrig bestritten wurde; aber die Unvernunft siegte. Und leider ergibt es sich gleich aus den ersten Hexenprocessen, daß nicht bloß Unvernunft, daß nur allzuoft Bosheit im Spiel war.

Ein paar Jahrzehnte, nachdem Johanna von Orleans durch den politischen Parteihaß als Zauberin verdammt worden war, im Jahre 1459 wurde zu Arras in Artois eine Menge von Menschen durch die Habgier schändlicher Ankläger und noch schändlicherer Richter der Gemeinschaft mit dem Teufel beschuldigt und schuldig befunden. „Man sagt", erzählt der französische Chronist Monstrelet*), einer der Zeitgenossen, die in dieser Sache mit der Unbefangenheit des gesunden Menschenverstandes sahen und urtheilten, „daß gewisse Leute bei Nacht durch Hülfe des Teufels an abgelegene Orte geführt werden, wo sich Männer und Weiber in großer Anzahl befinden und auch der Teufel in Gestalt eines Mannes, der aber sein Angesicht nie zeige, angetroffen werde. Nachdem dieser ihnen seine Gebote und Verordnungen vorgesagt, lasse er sich von ihnen schimpflich mit Küssen auf die Hörner verehren und bewirthe sie mit Speise und Wein, worauf die Gäste sich mit einander in wilder Fleischeslust ergehen, und dann wieder an die Orte, woher sie gekommen, versetzt werden. Wegen dieser Thorheit wurden verschiedene angesehene Personen der besagten Stadt, wie auch andere geringe Leute, einfältige Weiber und dergleichen eingezogen, welche dann dermaßen gequält und so entsetzlich gefoltert wurden, daß einige bekannten, es habe sich mit ihnen so zugetragen, wie es eben gesagt worden. Und überdieß gestanden sie, wie sie in ihren

*) Chronique du Roi Charles VII, vol. III. p. 84.

Versammlungen viele vornehme Leute, Prälaten, Herren und andere obrigkeitliche Personen in Aemtern und Städten gesehen und erkannt hätten, nämlich nach der gemeinen Sage solche, welche die Verhörer und Richter ihnen vorher nannten und in den Mund legten, so daß sie dieselben wegen der vielen Qualen und Marter angaben und anklagten, sie wirklich und gewiß daselbst gesehen zu haben. Einige nun von denen, welche also angegeben waren, wurden gleich darauf auch eingezogen und so sehr und so lange grausam gefoltert, bis sie es endlich auch gestehen mußten. Und wurden die geringen Leute auf eine unmenschliche Weise hergerichtet und die meisten verbrannt. Einige andern, welche reicher und mächtiger waren, kauften sich durch viel Geld los, um die Strafe und Beschimpfung zu vermeiden. Einige der Angesehenen ließen sich von denen, die sie verhörten, überreden und verführen, indem man ihnen zu verstehen gab und zusagte, daß sie weder an ihrem Leibe, noch an ihren Gütern Schaden nehmen sollten, wenn sie die Sache gestünden. Andere erlitten die Martern mit bewunderungswürdiger Geduld, wollten aber nichts zu ihrem und Anderer Schaden gestehen. Sehr viele gaben den Richtern und denen, die sie von ihren Qualen befreien konnten, Geld; Andere räumten das Land. Und hiebei ist nicht zu verschweigen, daß viele redliche Leute genugsam erkannten, daß diese Art der Anklage eine Sache gewesen, welche von wenigen boshaften Leuten erfunden worden, um einige angesehene Personen, gegen welche sie einen alten Haß trugen, aus einer heftigen bösen Neigung in Schaden und Unglück zu bringen, oder sie zu beschimpfen, und daß sie deßwegen zuerst bloß geringe Leute haben gefangen nehmen lassen, welche sie durch allerlei Pein und Marter zwangen, diejenigen anzugeben, die sie ihnen in den Mund legten, welche dann gleichfalls gefangen gesetzt und gepeinigt wurden. Was denn nach dem Urtheil aller Rechtschaffenen eine gar verkehrte und unmenschliche

Sache war, die nicht sowohl zur Beschimpfung derjenigen diente, die damit beschuldigt wurden, als zur Seelengefahr derer, die durch solche Mittel andere ehrliche Leute beschimpfen wollten" *).

Dieser vernünftigen Ansicht und Auseinandersetzung zum Trotz gewann der Aberglaube von Jahr zu Jahr neue Stärke und weitere Verbreitung, und das darauf bezügliche Rechtsverfahren erhielt endlich im Jahre 1484 durch eine Bulle Innocenz VIII. eine so feierliche Bekräftigung, daß seine Dauer auf mehrere Jahrhunderte begründet ward. Der Papst redet darin zuvörderst von seiner ängstlichen Besorgniß, die Pflichten seines Oberhirtenamtes treu zu erfüllen und jede ketzerische Bosheit weit aus den Grenzen der Gläubigen zu treiben. Nun habe er neulich zu seiner großen Bekümmerniß erfahren, daß in mehreren Gegenden von Oberdeutschland, auch in den Erzbisthümern von Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Bremen mehrere Personen beiderlei Geschlechts sich mit den Teufeln schändlich vermischen (cum daemonibus incubis et succubis), auch durch Lieder, Beschwörungen und andere Bezauberungsarten die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Erd- und Baumfrüchte, Weintrauben, Weinberge, Gärten, Wiesen und Waiden verderben, ersticken und umkommen machten, deßgleichen Männer, Weiber, Vieh und Thiere mit gräulichen Schmerzen innerlich und äußerlich peinigten, die Männer am Zeugen, die Weiber am Empfangen hinderten, daß sie überdieß den Glauben selbst, den sie in der Taufe empfangen, mit verruchtem Munde verläugneten, auch sonst, gereizt vom Feinde des menschlichen Geschlechts, die größten Verbrechen zu begehen sich nicht scheuten. Ob nun gleich die beiden Dominikaner und Professoren der Theologie Heinrich

*) Auch Jakob Meyer in Annal. Flandr. lib. XVI. ad ann. 1459 erzählt diese Begebenheit.

Krämer *) in Oberdeutschland und Jakob Sprenger in einigen Theilen des Rheinlandes durch päpstliche Vollmacht zu Inquisitoren der ketzerischen Bosheit bestellt worden, so hätten sich doch einige Geistliche und Laien dieser Gegenden, welche weiser seyn wollten als nöthig sei, zu behaupten unterstanden, darum, weil in den Bestallungsbriefen derselben jene Kirchen-Sprengel und Städte nebst den Personen und ihren Verbrechen nicht namentlich genannt wären, dürften auch die Inquisitoren ihr Amt daselbst nicht verwalten und solche Personen nicht gefangen setzen und nicht strafen. Da solchergestalt diese Verbrechen in jenen Ländern zum ewigen Schaden der Seelen ungeahndet blieben, so wird kraft apostolischer Macht befohlen, daß die genannten Inquisitoren ihr Amt ganz ungehindert ausüben und befugt seyn sollten, gegen Personen jedes Ranges und Standes zu verfahren und dieselben, wenn sie schuldig befunden worden, zu verhaften, zu züchtigen und abzustrafen. „Und befehlen Wir nicht weniger unserm ehrwürdigen Bruder, dem Bischof von Straßburg durch sich selbst oder Andere das Vorgemeldete, wo, wann und so oft er es für nützlich halten wird, nach dem Begehr der Inquisitoren öffentlich kund zu thun, und nicht zu gestatten, daß dieselben wider den Inhalt unserer Briefe durch irgend eine Gewalt beeinträchtigt oder gehindert werden" u. s. w. **).

Der Kaiser und die deutschen Reichsfürsten traten dieser Bulle nicht nur nicht entgegen, sondern ließen es vielmehr geschehen, daß die Ketzer- und Hexenrichter Krämer, Sprenger und Gremper eine förmliche Hexengerichtsordnung, den berüchtigten Hexenhammer (Malleus maleficarum ***), wahr-

---

*) Die Bulle nennt ihn Institor, augenfällig eine Uebersetzung des deutschen Namens.

**) Folgt die stehende Schlußformel päpstlicher Bullen.

***) Malleus maleficarum in tres partes divisus, in quibus con-

scheinlich zum erstenmal zu Köln 1489 gedruckt, ausarbeiteten, der die Quelle unsäglichen Unglücks geworden ist. Sie wüthen vorzüglich gegen das weibliche Geschlecht, welches schon seit dem Anfange des Jahrhunderts häufiger als das männliche des Zauberwesens beschuldigt worden war. Die Behandlung, welche der Hexenhammer gegen die unglücklichen, der Hexerei verdächtigen Weibspersonen vorschreibt, und welche leider laut dem Zeugnisse der Geschichte an hunderten von Frauen, Jungfrauen jedes Standes und Alters wirklich vollzogen worden ist *), die fürchterlichste Verrenkung und Zerfleischung, die schamloseste Entweihung des weiblichen Körpers **), endlich die unmenschliche Art der Hinrichtung durch ein oft langsames Feuer ***) übertrifft Alles, was an ausgesuchten Martern je ersonnen und erfunden worden ist.

Seither hat man die heftigsten Anklagen gegen Inno-

---

currentia ad maleficia, maleficiorum effectus, remedia adversus maleficia et modus denique procedendi ac puniendi maleficos abunde continetur, praecipue autem omnibus Inquisitoribus ac divini verbi concionatoribus utilis et necessarius.

*) Der Verfasser des Hexenhammers erzählt, binnen fünf Jahren habe er in dem Sprengel von Costnitz und der Stadt Ravensburg 48 Weiber verbrennen lassen, die überwiesen worden, mit dem Teufel Unzucht getrieben zu haben, sein College Cumanus in Oberitalien habe in dem einzigen Jahre 1485 in der Gegend von Wurmserbad allein 41 auf den Scheiterhaufen gebracht. Mall. malef. Pars II, quaestio I. c. IV.

**) Die Unglücklichen wurden, um die angeblichen Malzeichen des Teufels zu entdecken, von den Henkersknechten in einer besondern Kammer am ganzen Leibe geschoren. Mall. malef. p. CXXV.

***) Im sogenannten Hexenthurm zu Lindheim in der Wetterau befindet sich in einer Höhe von 15' über der Erde eine viereckige dunkle Oeffnung mit eingemauerten Handfesseln, in welcher der Sage nach die Schlachtopfer durch langsames Feuer, 15' unter ihnen angefacht, gebraten wurden, s. Horst, Dämonologie II. S. 357.

cenz VIII. erhoben, als den Urheber solcher Gräuel, und selbst der sonst so besonnene K. A. Menzel (a. a. O. S. 188) geräth in heiligen Zorn wegen Ausübung fremder Tyrannei auf deutschem Boden. Auch wir beklagen die Grausamkeit und Schmach der Hexenprocesse von Herzen, können aber unmöglich alle Schuld auf den Papst wälzen. Unter diesen Umständen wäre es überhaupt interessant zu wissen, wie es sich mit den Hexenprocessen in Rom und im Kirchenstaate verhalten habe.

Wie die päpstliche Bulle, so klagen auch die Verfasser des Hexenhammers in dem vorgedruckten Notariatsinstrument, daß sogar einige Seelsorger und Prediger des göttlichen Wortes sich nicht scheuen, in ihren Predigten dem Volke die Versicherung zu geben, es gebe keine Hexen, oder es sei mindestens mit ihren Künsten nichts, mit welchen sie den Menschen und Geschöpfen schaden sollten, durch welche unvorsichtige Reden der weltliche Arm nicht selten verhindert werde, dergleichen Zauberinen zu bestrafen, diese aber sich vermehrten und die Ketzerei bestärkt werde. Nicht minder schrieb Ulrich Molitor oder Müller aus Constanz, Doktor des päpstlichen Rechts zu Padua, ein an den Erzherzog Sigmund von Tyrol gerichtetes Buch *), worin er den Glauben an die Macht des Teufels zur Bewerkstelligung der angeblichen Zauberei bestreitet, und alles davon Erzählte für Erdichtungen oder das Werk der Einbildungskraft erklärt, obwohl er zugibt, daß diejenigen Strafe verdienen, die durch Armuth und Unglücksfälle versucht, sich wenigstens der Absicht nach seinem Dienste ergeben. Allein statt das Urtheil der Vernünftigen zu hören und zu beherzigen, traten die Universitäten und die Fürsten den Trägern der Unvernunft bei.

---

*) De lamiis pythonicis mulieribus. Colon. 1489, auch der Frankfurter Ausgabe des Hexenhammers von 1580 angehängt.

Die Universität Köln stellte auf Begehren der beiden Inquisitoren ein beifälliges Gutachten über den „Hexenhammer“ aus, und König Maximilian ertheilte ihnen einen königlichen Brief, datirt Brüssel den 6. November 1486, worin er die päpstliche Bulle in allen Stücken genehmigt, die Inquisitoren in seinen Schutz nimmt, und allen und jeden Unterthanen des Reichs befiehlt, ihnen bei Vollziehung ihrer Geschäfte alle Gunst und Hülfe zu leisten*). „Da nun die weltlichen Richter diese Amtsthätigkeit außerordentlicher päpstlicher Commissarien mit Neid und Unwillen ansahen, so entstand daraus die nächste Folge, daß sie selbst das Verbrechen der Hexerei aufzuspüren und zu bestrafen bemüht waren, um ihrer eigenen Gerichtsbarkeit nichts entziehen zu lassen. Dergestalt knüpfte sich das Netz der Dummheit und Bosheit immer fester, und gerade am Aufgange der Zeit neuen Lichtes und neuer Erkenntniß bereitete sich das Reich der Finsterniß und Unvernunft eine neue Wohnstätte in den Köpfen der Richter.“

So K. A. Menzel. Allein Jedermann weiß, daß gerade der Erfinder neuen Lichtes und neuer Erkenntniß, Martin Luther, in seiner ganzen Anschauungsweise dem Teufel eine Wirksamkeit verstattete, die alles seither in diesem Betreff Vorgebrachte weit übertraf, und daß daher gerade sein dogmatisches Lehrgebäude den Glauben an die verschiedenen Wirkungen der Macht des Teufels ungemein stützte, hob und weiter verbreitete. Und doch hatte die Ueberzeugung von der Unvernunft der Hexenprocesse bereits auf katholischer Seite, wie wir gesehen haben, sich einige Bahn gebrochen! Aber daran konnte sich Luther aus individueller Anschauung nicht kehren, da er selbst stets wieder und wieder vom Teufel bedroht und gequält

---

*) Sowohl das Gutachten der Universität als der Brief des Königs ist enthalten in dem Notariatsinstrument, welches dem Hexenhammer vorgedruckt ist.

zu seyn glaubte. Denn, sagte er, „der Teufel ist zwar nicht ein promovirter Doktor, aber sonst hochgelahrt und wohlerfahren; doch hat er nun prakticiret, seine Kunst versucht und geübt und sein Handwerk getrieben bis schier ins sechstausendste Jahr. Wider ihn gilt Niemand, denn Christus allein“ *).

Auch in Betreff des Strafverfahrens gegen Zauberei und dergleichen kennt er keine Milde, hat er kein Wort der Mißbilligung, sondern wir lesen in seinen Werken: „Magister Spalatinus zeigte Dr. Martino an anno 38, wie ein Mägdlein zu Altenburg bezaubert wäre, daß sie Blut weinete, und wenn die Zauberin an einem Orte wäre, und sie sie gleich nicht sehe, noch von ihr wüßte, doch fühlte sie ihre Gegenwart und weinete. Darauf sprach Dr. Martinus: da sollte man mit solchen zur Strafe eilen. Die Juristen wollen zuviel Zeugnisse und Beweisungen haben, verachten diese öffentliche. Ich habe dieser Tage einen Ehhandel gehabt, da das Weib den Mann wollte mit Gift umbringen, daß er Eidechsen hat von sich gebrochen und da man sie peinlich gefragt, hat sie nichts wollen bekennen. Denn solche Zauberinen sind gar stumm und verachten die Pein; der Teufel läßt sie nicht reden. Solche Thaten aber geben Zeugniß genug, daß man sie billig sollte hart strafen, zum Exempel, damit Andere abgeschreckt werden von solchem teuflischen Vornehmen“**). Man sieht, das weibliche Geschlecht hat in dieser Beziehung an Luther keinen Beschützer gefunden. An einem anderen Orte äußert er sich hierüber: „Wiewohl alle Sünden sind ein Abfall von Gottes Werken, damit Gott gräulich erzürnt und beleidiget wird, doch mag Zauberei wegen ihres Gräuels recht genannt werden crimen laesae majestatis divinae, eine Rebellion und

---

*) Luthers Werke von Walch, Band XXII. Tischreden S. 1098. n. 12.

**) Das. Bd. XXII. S. 1207. n. 4.

ein solch Laster, damit man sich vornehmlich an der göttlichen Majestät zum allerhöchsten vergreifet. Denn wie die Juristen fein künstlich disputiren und reden von mancherlei Art der Rebellion und Mißhandlung wider die hohe Majestät und unter andern zählen sie auch diese, wenn einer von seinem Herrn feldflüchtig, treulos wird und begibt sich zu den Feinden: und denenselbigen allen erkennen sie zu die peinliche Strafe an Leib und Leben. Also auch, weil Zauberei ein schändlicher, gräulicher Abfall ist, da einer sich von Gott, dem er gelobt und geschworen ist, zum Teufel, der Gottes Feind ist, begibt, so wird sie billig an Leib und Leben gestraft" *).

Eigenthümlich ist es, daß Luther bei seinem Glauben an Teufelserscheinungen nicht an Erscheinungen der Engel glaubt und sich, weil er in der Schrift allein Gewißheit findet, eine solche geradezu verbittet: „Derohalben achte ich die Engel nicht, und pflege Gott täglich zu bitten, daß er ja keinen zu mir senden wolle, es sei gleich in welcher Sache es immer seyn könne. Und wenn mir auch schon einer würde vorkommen, so wollte ich ihn doch nicht hören, sondern wollte mich von ihm wenden: es wäre denn, daß er mir etwas anzeigte von irgend einer nöthigen Sach im Welt-Regiment, wie uns alle lustigen und fröhlichen Träume in weltlichen Sachen pflegen zuweilen zu erfreuen; und wüßte ich dennoch nicht, ob ich ihm auch in solchem Fall gehorchen und glauben wollte. In geistlichen Sachen aber sollen wir nach den Engeln nichts fragen" **). War aber denn Luther von der Wahrheit seiner Sache so sehr überzeugt, daß er selbst den Rath eines Engels nicht zu hören brauchte? Bekanntlich kam er übrigens meines Wissens wegen eines so ehrenvollen Besuches in keine Verlegenheit.

*) A. a. O. Bd. XXII. S. 1208. n. 7.

**) Bd. I. S. 2290. n. 133 f.

Bezüglich des Glaubens an die Hexen war der Wittenberger Reformator ganz in den Vorurtheilen seiner Zeit und Umgebung befangen. In der Auslegung des Evangeliums vom Dreikönigsfest kommt er auf die Magier zu sprechen und läßt sich also vernehmen: „Der Evangelist hier nennet Magos heißen wir auf deutsch Weissager, nicht wie die Propheten weissagen, sondern durch schwarze Kunst, wie die Tartern oder Zigeuner thun; daher man nennt die weisen Männer und weisen Frauen, die den Menschen allerlei Ding sagen können, viel heimliche Kunst wissen und Ebenteuer treiben; und ihre Kunst heißt Magia und gehet zuweilen durch schwarze Kunst und durchs Teufels Geschäfte zu; doch nicht allerdings wie die Hexen und Zauberinen thun. Denn Magus ahmt nach den rechten Propheten, aber doch nicht aus Gottes Geist; darum treffen sie zuweilen gleich zu; denn ihr Weg ist nicht lauter Teufelsding wie der Hexen, sondern gemenget mit natürlicher Vernunft und Teufels Beistand" *). Nachdem so diese Magie als natürliche Kunst und Kenntniß dargestellt worden ist, fährt Luther fort: „Allein darnach sind drein gefallen die Säu und groben Köpfe, wie in allen Künsten und Lehren geschicht, haben zuweit aus der Straßen gefahren, und dieselbige edle Kunst vermischt mit Gaukeln und Zaubern, haben derselbigen Kunst wollen nachfolgen und gleich werden. Und da sie es nicht vermocht, haben sie die rechte Kunst fahren lassen, und sind Gaukler und Zauberer daraus geworden, die durch des Teufels Werk weissagen und wundern, doch zuweilen durch Natur; denn der Teufel hat solcher Kunst viel behalten und brauchet ihr zuweilen in den Magis, daß jetzt Magus ein schimpflicher Name worden ist und nicht mehr heißet, denn die also durch den bösen Geist weissagen und wundern; also doch, daß sie zuweilen treffen und helfen, darum, daß die Na-

---

*) Bd. XI. S. 412. n. 6.

tur (die nicht lügen mag) mit untermischt wird, welches der böse Geist wohl kann" *). Es ist somit die Zauberei und Hexerei nichts anderes, als der Mißbrauch der natürlichen Magie mittelst Unterstützung des Teufels **).

„Die Hexen sind die bösen Teufelshuren, die da Milch stehlen, Wetter machen, auf Böcken und Besen reiten, auf Mänteln fahren, die Leute schießen, lähmen, verdorren, die Kinder in der Wiege martern, die ehelichen Gliedmaßen bezaubern und dergleichen. Beschwörer sind, die da Vieh und Leute segnen, die Schlangen bezaubern, Stahl und Eisen versprechen, und viel sehen und sausen und Zeichen können; Wahrsager, die den Teufel hinter den Ohren haben und den Leuten sagen können, was verloren ist, und was sie thun oder thun werden, wie die Tartern und Zigeuner pflegen; Zauberei treiben, die da Dingen können eine andere Gestalt geben, daß eine Kuh oder Ochse scheinet das in Wahrheit ein Mensch ist, und die Leute zur Liebe und Buhlschaft zwingen und des Teufelsdinges viel" ***).

An anderen Stellen spricht sich indeß Luther auch gegen den Volksglauben aus, und wenn er oben sagte, daß die Hexen (nach dem Volksglauben) auf Böcken oder Besen reiten, so spricht er sich wieder hiegegen aus in den Worten: „Viele glauben, daß die Hexen reiten auf einem Besen, oder auf einem Bock, oder sonst auf einem Eselskopf u. s. w. an einen Ort, da alle Hexen zusammenkommen, und mit einander prassen, als sie dünket: das doch verboten ist, nicht allein zu thun, sondern auch zu gläuben, daß dem also sei. Wie man auch nicht gläuben soll, daß die alten Weiber verwandelt wer-

*) Bd. XI. S. 413. n. 10.

**) Das. n. 11, vgl. S. 2807. n. 2, 3.

***) Bd. XI. S. 441 f.

den in Katzen und bei Nacht umherschwärmen" *). Dagegen spricht er sich auch bei diesem Anlaß ganz gläubig über die alten Weiber und Hexen aus, „die mit dem Teufel ein Bündniß machen, wie solches hin und wieder bekannt ist." „Zum ersten können sie die Leute durch Zauberei blind, krumm, lahm und ungesund machen, verderben ihnen die Beine, verbannen sie durch Blendwerk, und tödten sie gar, oder machen, daß sie durch lange und unheilbare Krankheit sich abzehren müssen. Zum Andern machen sie Donner und Ungewitter, verderben die Früchte auf dem Felde, und tödten das Vieh. Item, sie stehlen den Leuten Butter, Käse und Milch, melken das Vieh über einer Thürschwelle, Beil oder Handtuch" **). Dabei muß anerkannt werden, daß Luther mit gewohntem Feuereifer gegen andere Zweige des Aberglaubens ankämpft, so daß überhaupt seine Schriften eine reichhaltige Quelle für diese culturgeschichtliche Seite seines Zeitalters bieten.

Wir heben in dieser Beziehung eine merkwürdige Stelle aus ***): „Zum ersten wollen viel nicht glauben, daß die Hexen und Unholden mögen (d. i. können) Ungewitter machen, und des Menschen Leib, item den Kindern, Vieh und Gütern Schaden zufügen. Ursach, denn sie glauben nicht, daß sie solche Gewalt haben über Gottes Geschöpf, und können ihnen nicht einbilden, daß Gott dem Teufel so viel zulassen sollte. Und wiewohl sie glauben, daß solches Alles von Gott komme, haben sie doch keine Zuflucht zu Gott, so ihnen der eines widerfähret. Darum sollen sie wissen, daß der Teufel das wohl vermöge, wenn es ihm Gott zulasset." Anderen behaupteten Vorfällen spricht Luther zwar die Wirklichkeit ab, erklärt sie

*) Bd. III. S. 1715. n. 39.
**) Bd. III. S. 1714. n. 36 u. 37.
***) Bd. III. S. 1718. n. 49.

aber immerhin als durch den Teufel bewerkstelligte Blendwerke. So sagt er z. B. a. a. O. n. 60: „Ich zweifle an denen, die da sprechen, sie fahren auf den Mänteln, und halte, daß sie wohl mögen fahren nicht gar weit. Ob sie aber auch weit fahren, und in kurzer Zeit, wie man sagt, das weiß ich nicht. Das weiß ich wohl, daß der Teufel dem Menschen alle Sinne kann bethören, daß er meinet, er fahre dahin zu seinem Buhlen und handle mit ihm, so er doch stille liegt, und nur lauter Verblendung ist.“ „Aus diesen erzählten Gespensten,“ fährt er fort, „magst du leichtlich die andern urtheilen; denn des Dinges mehr ist, als man hier erzählen kann. Darzu nimmt der Plunder täglich zu: Ursach, die Prälaten der Kirche achten es nicht.“ „Die obgenannten Dinge alle sind dem Teufel nicht hart angelegen, und er hält es für seine geringste Kunst; denn es trifft nur die äußerlichen Sinne, als die geringsten Stücke am Menschen. Aber darzu braucht er Kunst und List, ist ihm auch gefährlicher, daß er die Herzen und Seelen fahe. Und wiewohl er gar vieler Sinne, Augen und Ohren blendet, so betreugt er doch viel mehr geistlich denn leiblich.“

So war denn Luther selbst in der alten Diabologie und Dämonologie befangen, wenn er auch in manchen Punkten ein vernünftiges und unbefangenes Urtheil fällt. Das letztere gilt indeß nicht ganz in Betreff der sogenannten Buhlteufel und der aus dieser Frage abgeleiteten Gegenstände. Er sagt, um wieder seine eigenen Worte anzuführen, hierüber Folgendes: „Was die Buhlteufel, so sich zu den Zauberinen thun, Incubos und Succubos genannt, belangt, bin ich dawider nicht, sondern glaube, daß solches geschehen könne, daß der Teufel entweder Incubus oder Succubus sei. Denn ich hab ihrer viel gehört, die von ihren eigenen Exempeln gesagt haben. Und Augustinus schreibt, er hab solches auch gehört von glaubwürdigen Leuten, denen er hab glauben müssen. Denn

dem Satan geschieht gar lieb damit, wenn er uns also in einer angenommenen eines Jünglings oder Weibsgestalt betrügen kann. Daß aber aus dem Teufel in einem Menschen etwas sollte können geboren werden, das ist durchaus falsch, daß man aber sagt von häßlichen und ungestalteten Kindern, deren ich etliche gesehen hab, sie seien den Teufeln ähnlich, halte ich, daß dieselben von den Teufeln also verstellet, nicht aber von ihm gezeugt sind, oder sind rechte Teufel selbst, die Fleisch haben, entweder falsch oder gefärbt, oder anders woher gestohlen. Denn so aus Gottes Verhängniß der Teufel den ganzen Menschen besitzen und sein Gemüth ändern kann, was ist's Wunder, daß er den Leib verstellet und schaffet, daß entweder Blinde oder Krüppel geboren werden. Darum kann er gottlosen Leuten und die ohne Gottesfurcht leben wohl ein Geplerr für die Augen machen, daß ein junger Gesell meint, er hab eine Jungfrau im Bett, wenn er den Teufel drinnen hat. Denn viel Zauberinen sind hin und wieder darüber verbrannt, daß sie mit dem Teufel gebuhlet und zugehalten haben. Daß aber aus demselben Beischlafen etwas könne gezeuget werden, glaube ich nicht. Denn kann er dir für die Augen und Ohren ein solches Geplerr machen, daß du dich dünken lässest, du sehest oder hörest etwas, das doch nichts ist, wie viel leichter ist's ihm, das Gefühl zu betrügen, welches in dieser Natur sehr grob und dick ist." Aber davon genug, sagt Luther zum Schlusse; denn solches Ding thut zu diesem Texte (Auslegung von Mosis VI) nichts; es machet es aber der Jüden loses und unnütz Geschwätz, daß wir davon zu reden darauf gekommen seyn*).

Ueber denselben Gegenstand äußert sich der Reformator: „Es schreiben etliche Scribenten von den Teufeln, daß sie den Menschen mögen unter- oder obliegen in unkeuschen Werken,

---

*) Bd. I. S. 674.

also daß er in Gestalt eines Weibes möge empfahen eines Mannes Samen, und hernach wiederum mit einem Weibe beiliegen, und also ein Kind zeugen (wiewohl das nicht ein recht Menschenkind ist, sondern eine Mißgeburt). Also lesen wir in der alten Väter Buch, daß er erschienen in der Gestalt eines Weibes und hätte schier einen Einsiedler zu Falle gebracht, bald aber darauf verschwunden; ein solches erzählet St. Johannes, der erste Einsiedler, bei St. Hieronymo. Man saget auch, der böse Feind habe sich einmal in ein Kind verwandelt, und so heftig gesogen, daß fünf Weiber ihn nicht mochten sättigen" *).

An einer andern hieher gehörigen Stelle wird erzählt, daß Luther selbst von Johann Friedrich, dem Kurfürsten von Sachsen, eine Historie gehört hätte, daß ein Geschlecht vom Adel in Deutschland gewesen, dieselben wären geboren von einem Succubo. Die Gemahlin des Adeligen war nämlich gestorben, nun aber naht sich der Teufel in ihrer Gestalt dem Wittwer und dieser nahm die angeblich wieder vom Tode erstandene Gattin zu sich, und erhielt von ihr Kinder. Nun heißt es weiter: „Das thut der Teufel; er kann sich in einer Frau- und Mannsgestalt verkehren. Ob das rechte Weiber sind und ob's rechte Kinder sind? Davon sind es meine Gedanken, daß es nicht rechte Weiber seyn können, sondern es sind Teufel. Und gehet also zu: der Teufel macht ihnen ein Geplerr vor die Augen, daß die Leute meinen, sie schlafen bei einer rechten Frau, und ist doch nichts. Denn der Teufel ist kräftig bei den Kindern des Unglaubens wie St. Paulus sagt. Wie werden aber die Kinder gezeuget? Darauf sage ich also: daß diese Söhne sind auch Teufel gewesen, haben solche Leibe gehabt wie die Mütter. Es ist wahrlich ein greulich schreck-

*) Bd. III. S. 1724. n. 59.

lich Exempel, daß der Satan so kann die Leute plagen, daß er auch Kinder zeuget. Also ist es auch mit dem Nixen im Wasser, der die Menschen zu ihm hineinzeucht, als Jungfrauen und Mägde, mit welchen er darnach zuhält und Teufelskinder zeuget. Denn sonst Kinder zeugen allein ein göttlich Werk ist, und da muß unser Herrgott Schöpfer seyn, denn wir nennen ihn ja allezeit Vater, und muß auch die conceptio per constituta media et per homines in einem momento geschehen: denn er braucht zur Schöpfung den Menschen als ein Mittel, und durch dieselbigen wirkt er allein, und nicht durch den Teufel. Darum so müssen's gestohlene Kinder seyn, wie denn der Teufel wohl Kinder stehlen kann; wie man denn zuweilen Kinder in sechs Wochen verlieret, oder müssen suppositii seyn, Wechselkinder, die denn die Sachsen nennen Kielkropf" *).

Das nun heißt man eine für jene Zeit vernünftige Ansicht**)! Wir wollen darüber nicht mit den Verehrern Luthers rechten. In den Tischreden dagegen äußert sich Luther***) über die Kielkröpfe also: „Vor acht Jahren war zu Dessau ein Wechselkind, das ich, Dr. Luther, gesehen und angegriffen habe, welches zwölf Jahre alt war, seine Augen und alle Sinne hatte, daß man meynete, es wäre ein recht Kind. Dasselbe that nichts, denn daß es nur fraß, und zwar so viel als irgend's ein Bauern oder Drescher. Es fraß, sch . . . und f . . . . ., und wenn man's angriff, so schrye es. Wenn's übel im Hause zuging, daß Schaden geschah, so lachete es und war fröhlich; ging es aber wohl zu, so weinete es. Diese zwo Tugenden hatte es an sich. Da sagte ich zu dem Fürsten von Anhalt: wenn ich da Fürst oder Herr wäre, so

---

*) Bd. XXII. S. 1169 f.

**) J. B. Horst, Zauberbibliothek Bd. VI. S. 105. A. 2.

***) Horst findet nöthig, beizufügen: „wohlgemerkt, über Tisch und bei einem Glas Wein". A. a. O.

wollte ich mit diesem Kinde in das Wasser, in die Molda, so bei Dessau fleußet, und wollte das Homicidium dran wagen. Aber der Churfürst von Sachsen, so mit zu Dessau war, und die Fürsten zu Anhalt wollten mir nicht folgen. Da sprach ich: So sollten sie in der Kirchen die Christen ein Vater unser beten lassen, daß der liebe Gott den Teufel wegnähme. Das thäte man täglich zu Dessau; da starb dasselbige Wechselkind im andern Jahr darnach. Also muß es auch da seyn (nämlich mit den vorhin genannten Teufelskindern des Edelmanns). Es hat einer sonst von den Succubis und Incubis fein geschrieben, denn es ist nicht seltsam. Und sind die Succubi Weiber, welche mit dem Teufel zu thun haben, und denselbigen alten Huren und Wettermacherinen die Lust büsset; wie die Melusina zu Lücelburg auch ein solcher Succubus und Teufel gewesen ist" *). Sodann heißt es in den Tischreden weiter: „Anno 1541 hat Luther dieser Historie auch über Tische gedacht, und daß er dem Fürsten von Anhalt gerathen hätte, man solle den Wechselbalg oder Kielkropf (welches man darum so heißet, daß es stets kielt im Kropf) ersäufen. Da ward er gefragt, warum er solches gerathen hätte? Antwortete er darauf: daß er's gänzlich dafür hielte, daß solche Wechselkinder nur ein Stück Fleisch, ein Massa carnis seyn, da keine Seele innen ist: denn solches könne der Teufel wol machen, wie er sonst die Menschen, so Vernunft, ja Leib und Seele haben, verderbt, wenn er sie leiblich besitzet, daß sie weder hören, sehen noch etwas fühlen, er machet sie stumm, taub, blind: da ist denn der Teufel in solchen Wechselbälgen als ihre Seele. Es ist eine große Gewalt des Teufels, daß er unsere Herzen also gefangen hält. Und sprach: Origenes hat die Gewalt des Teufels nicht genugsam verstanden, da er in den Gedanken gewesen ist, daß am jüngsten Tage

*) Bd. XXII. S. 1171.

die Teufel von der ewigen Verdammniß sollten erlöset werden. Ach, sagt er, es ist eine große Sünde des Teufels, daß er sich wissentlich wider Gott, seinen Schöpfer, setzet" *).

Sattsam dürfte aus den angeführten Stellen, die sich mühelos verdoppeln ließen, erhellen, daß Luther in Betreff der Teufelslehre in der grassen Anschauung seiner Zeit befangen war und durch solche Auseinandersetzungen nur dazu beitragen konnte, die Herrschaft des Wahnglaubens auf ein Jahrhundert hinaus zu sichern. Unter diesen Umständen und auf den Grund solcher signifikanten Kraftsprüche ist es bei dem Autoritätsglauben, den Luther so lange bei seinen Glaubens-Verwandten genoß, begreiflich, daß sich viel eher aus dem Schooße des Katholicismus als des Protestantismus, aus dem Kreise des Jesuitenordens als aus der Reihe der Diener des reinen Wortes ein Widerspruch gegen diese Auffassung der Dinge erhob.

Man sieht sich unwillkürlich versucht, eine Parallele zu ziehen zwischen den Einwirkungen der frühern mittelalterlichen katholischen Kirche gegen den zeitgeschichtlichen Aberglauben, und der Befangenheit selbst der Reformatoren in dem Aberglauben ihrer Zeit und Umgebung. Schon Gregor von Tours († 594) erzählt, daß auf Veranlassung der schrecklichen Fredegund einige Weiber als Hexen ergriffen worden seien und auf der Folter zugestanden hätten, daß sie den Tod des Sohnes der Fredegund veranlaßt hätten; nun setzt Gregor hinzu: was ich auf keine Weise glauben kann **). Mit Recht zweifelt also ein Bischof im sechsten Jahrhundert an der an-

*) Bd. XXII S. 1172.

**) S. das Nähere bei Löbell, Gregor von Tours und seine Zeit. S. 273. Fehr, der Aberglaube und die katholische Kirche des M. A. Stuttgart 1857. S. 19 f.

geblichen Gewalt und Macht der Hexen über das Leben und Schicksal anderer Personen. Ein Weib gewann täglich viel Geld, weil sie, wenn Diebstähle geschahen, den Dieb, sowie den Ort, wohin er seinen Raub verborgen hatte, mittelst eines in ihr wohnenden unreinen Wahrsagergeistes anzugeben wußte; ein anderes Weib dieser Art wurde von Guntram um die Zukunft befragt und weissagte ihm ein Bisthum und hohes Alter: aber Gregor von Tours verlachte den Fragenden, daß er solche Dinge glaube *). Ueberhaupt tauchten in ganz Gallien, erzählt Gregor **), damals solche Menschen auf, „welche durch derartige Zaubereien manche arme Weiblein nach sich zogen, so sie in ihrer Schwärmerei als Heilige priesen, und die sich für etwas Großes unter dem Volke ausgaben. Wir selbst haben viele von ihnen gesehen, die wir zur Rede stellten und aus ihrem Irrthum zu reißen suchten". Gegen den Unsinn des Wahrsagens, der Hexerei u. s. w. hat man sich von Seiten der Kirche in Deutschland seit den Tagen des heiligen Bonifacius mannhaft, wenn auch nicht überall siegreich erhoben; die Wettermacher u. s. w. waren verpönt. Sogar die weltliche Gesetzgebung griff hier ein. So enthält z. B. das Capitulare von Paderborn unter Carl dem Großen vom Jahre 785 u. A. folgende Bestimmung: Wenn Einer vom Teufel berückt nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe und esse Menschen, und sie darum verbrennt und ihr Fleisch zum Essen gibt oder es selbst ißt, der soll mit dem Tode bestraft werden ***). Wie thätig Raban Maurus, Erzbischof von Mainz, an der Ausrottung des Aberglaubens arbeitete, daran braucht hier bloß erinnert zu werden. Bischof Burkard von Worms (gestorben 1025) verordnet: Weissager, welche zukünftige Dinge zu

*) Fehr a. a. O. S. 26.
**) Lib. X. cap. 25.
***) Einhard's Jahrbücher zum Jahre 785.

wissen vorgeben, sollen gepeitscht und dann aus dem Bezirke ausgewiesen werden, und Jeden soll der Bann treffen, der Wahrsager und Zauberer zu Rathe gezogen hat; aus der Kirchengemeinschaft sollen ausgeschlossen werden Zauberer, Wettermacher oder solche, welche durch Anrufung von Dämonen die Gemüther der Menschen verändern zu können glauben; Weiber, welche solches thun und vorgeben, sie können die Gesinnung der Menschen, den Haß in Liebe, die Liebe in Haß umändern, und daß sie Nachts auf Thieren reiten, sollen aus der Pfarrei ausgewiesen werden; die Priester sollen die Gläubigen belehren, daß Zauberkünste den Menschen in einer Krankheit keine Heilung verschaffen, ebenso wenig die Thiere vor Krankheit und Tod schützen können, sondern daß sie Fallstricke und Nachstellungen des alten Feindes sind, durch welche er das gläubige Volk zu berücken strebt. Sollte sich gleichwohl Jemand ein Verbrechen hierin zu Schulden kommen lassen, so soll er, wenn er Priester ist, degradirt, wenn Laie, gebannt werden. Zugleich verordnet Bischof Burkard, daß an das Beichtkind noch besondere Fragen in Betreff des Aberglaubens gestellt werden, zum Beispiel: Hast du geglaubt, was Einige vorgaben, sie könnten Gewitter erregen oder die Gemüther der Menschen umändern? daß es Weiber gebe, die durch Zauberkunst die Gemüther der Menschen umändern, Haß in Liebe und Liebe in Haß verwandeln oder die Güter der Menschen durch ihre Zaubereien beschädigen oder stehlen könnten? hast du geglaubt, was manche gottlose, vom Teufel verblendete Weiber vorgeben, daß sie zur Nachtzeit mit der angeblichen Göttin Holda und einer großen Menge von Weibern auf Thieren reiten, ihr als einer Frau gehorchen und zu ihrem Dienst in andern Nächten gerufen werden? Für den Fall der Bejahung der Frage ist sofort für jedes abergläubische Vergehen die entsprechende Buße verzeichnet*).

---

*) Fehr a. a. O. S. 114 — 125.

In allen diesen und vielen ähnlichen Anordnungen tritt uns neben dem Ernste auch die Liebe des Oberhirten hervor, und meist auch das belehrende Element in den Vordergrund. In seinen Homilien warnt Rabanus Maurus vor Zeichendeutern, Weissagern und Zauberern und belehrt: Christen sollten weder den Flug der Vögel beobachten, noch auf ihren Gesang Acht geben, um daraus wahrzusagen, noch bei dem Beginne einer Reise sich gewisse Tage zum Anfange und zur Rückkehr wählen; denn jeder Tag sei von Gott geschaffen und Gott habe Alles wohl gemacht. Ebenso wenig sollten sie auf das zugleich lächerliche und verwerfliche Niesen achten, sondern mit dem Zeichen des Kreuzes und mit Gebet ihre Reise antreten *).

Gegen die sogenannten verworfenen Tage eifert indeß auch Luther: „denn das Tagwählen ist eine Betrügerei" **), wie denn, wir wiederholen es, der Reformator über manche Stücke des Aberglaubens schonungslos den Stab bricht. Allein seine Ansicht von der furchtbaren, immer und überall sich offenbarenden Macht und Gewalt des Teufels ist und bleibt der rothe Faden, der sich in allen seinen Urtheilen und Entscheidungen wieder findet und nur selten auf das gehörige Maß zurückgeführt erscheint. Und war er auch selbst ganz und gar in den abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit befangen, so ist er doch wieder stets geneigt, den Katholiken in dieser Beziehung eine schwere Schuld aufzubürden, die ihnen selbst noch spätere Zeiten nicht abgenommen haben. Was ihm am Katholicismus mißfällt, gibt er fast durchgängig als eine Schöpfung des Teufels aus. Wie ihm das Papstthum vom Teufel gestiftet ist, sind ihm auch die Mönche eine Schöpfung

*) Das. S. 102.

**) Bd. VI. S. 1210, vgl. VIII. S. 2469.

des Teufels. „Mit Recht kann man sie des Teufels Creaturen nennen" *). Dasselbe gilt auch von dem Cölibat. „Sie verbieten die Ehe, damit daß sie solchen Stand aufrichten, der ohne Ehe seyn soll, wie wir sehen beide an Pfaffen und Mönchen. Darum siehe hier das Urtheil Gottes über solche Lehre und Stände, daß es Teufelslehren, irrige Lehren. Was hülf's, daß du tausend Gelübde und Eide gethan hättest auf solche Lehren? Ja je härter das Gelübde ist, je mehr es zu zerreißen ist, weil es auf Teufels Lehre wider Gott geschehen ist; wer die Ehe verbeut, ist des Teufels Jünger und Apostel" **).

Und so geht es in den meisten Gebieten und Fragen; der einfache Erklärungsgrund derselben ist der Teufel. „Von wahnwitzigen tollen Leuten (Irren), sprach Dr. Martin, halte ich also, daß alle Thoren und die der Vernunft beraubt sind, vom Teufel also geplaget werden: nicht, daß sie darum verdammt sind, sondern daß der Satan die Leute auf mancherlei Weise anficht und martert: etliche heftiger und schwerer, etliche leichter, kürzer oder länger. Denn daß die Aerzte viel der Art Krankheiten den natürlichen Ursachen zumessen und zuschreiben, auch dieselben mit Arznei lindern, dasselbe geschieht daher, daß sie nicht wissen, wie mächtig und gewaltig der Teufel ist. Christus sagt wahrlich rund von dem krummen Weiblein im Evangelio, Luc. 18, daß sie vom Teufel also gebunden sei: St. Petrus in den Geschichten der Apostel c. 10, 38, daß die, so Christus gesund gemacht hatte, vom Teufel besessen sind gewest. Also muß ich auch sagen: daß viele Taube, Blinde, Lahme u. s. w. aus Bosheit des Teufels also sind. Deßgleichen soll man gar nicht zweifeln, daß Pestilenz, Fieber und andere schwere Seuchen und Plagen des Teufels Werk sind,

---

*) Bd. VII. S. 927.
**) Bd. XIX. S. 720 f.

weil er auch der ist, der große Wetter, Brand, theure Zeit, daß das Getraide und Früchte im Felde verderbet, zurichtet und machet. Summa, weils gewiß ist, daß sie böse Engel und Geister sind, so ist es kein Wunder, daß sie alles Böse anrichten, dem menschlichen Geschlecht alles, was schädlich ist, zufügen, und sie in mancherlei Gefahr bringen, sofern es ihnen Gott zuläßt und verhänget: obwohl vielen Krankheiten durch Kräuter und natürliche Arznei kann geholfen werden, wenn es Gott also wohl gefället, und er sich über uns erbarmet" *). Dieser Gedanke kehrt oft wieder. „So ist denn der Teufel ein solcher Gesell, er kann bald Krankheiten anrichten; wie St. Petrus in den Geschichten der Apostel sagt, daß die Krankheiten vincula Diaboli seyn. Und obwohl Gott mancherlei Arznei wider eine Krankheit allein geordnet hat und dieselbigen vielmals gebraucht worden, so wirket doch sie nichts; denn der Teufel ist also kräftig, er kann Arznei und Apotheken wandeln, und Staub in die Büchsen thun" **). Gewiß waren solche Auseinandersetzungen und Kraftsprüche sehr geeignet, bei glaubens- und vertrauensvollen Nachbetern und Anhängern den Glauben an die Hexen und die durch dieselben verursachten Leiden und Uebel im Schwange zu erhalten, und stets wieder auf's Neue zu beleben.

So verhält es sich auch im Gebiete des Geister- und namentlich des Gespensterglaubens. Geister, so den Menschen erscheinen, sind nicht Seelen der Menschen, sondern nur Teufelslarven ***). „Zum dritten werfen sie uns die große Menge der Exempel vor, daß viel Geister auch heiligen Männern erschienen sind und gebeten haben, daß man ihnen mit Messen wollte zu Hülfe kommen und sie damit erlösen. Hier

---

*) Bd. XXII. S. 1163.
**) Bd. XXII. S. 1297.
***) Bd. XIII. S. 1168.

mag ich frei sagen, daß es gewißlich des Teufels Getrieb ist, was auch vor Geister umgehen, die poltern, schreien, klagen oder Hülfe suchen, damit er uns Christen das heilige Sakrament nehme und entfremde, und zu seiner Büberei, Hohn und Spott gebrauchen möchte. . . und hat's geendet und so fern gebracht, daß die Messe am meisten für die Todten gehalten wird, welche doch allein dem lebendigen Christen zu Trost ist eingesetzt und gegeben: davon denn die Meßpfaffen sind reich worden und alle Güter der ganzen Welt zu sich gebracht haben. Darum will ich beweisen, daß die Geister, welche umgehen und sagen, daß sie selig oder verdammt seyn sollen, nicht Menschen Seelen sind" *). „Darum, daß wir Christen sind, sollen wir forthin des Teufels Gedanken eigentlich wissen und glauben, daß die Poltergeister eitel Teufel und nicht Menschenseelen sind" **). „Daher auch der Papst sein erdichtetes Fegfeuer und schändlichen Messenjahrmarkt aufgerichtet hat; und ist an derselbigen Lügenlehre und Gräuel, als an der Frucht wohl zu sehen, daß auch der Grund, darauf solches gebaut ist, nemlich von den wandelnden Seelen, vom Lügenvater, dem Teufel herkommt, der in der verstorbenen Menschen Namen die Leute betrogen hat" ***). „Da siehest du, daß es Teufel sind, die Rumpelgeister, und daß nicht viel mit ihnen zu disputiren ist, sondern mit fröhlichem Glauben soll man sie verachten, als wären sie nichts" †).

Auch in Betreff der Vampyr-Gespenster hat sich der Theologe von Wittenberg ausgesprochen. Ein Vampyr-Gespenst soll nämlich eine verstorbene, im Grabe fortlebende Person seyn, welche des Nachts als Gespenst aus dem Grabe

---

*) Bd. XIX. S. 1385 f.
**) Das. S. 1391.
***) Bd. XI. S. 942.
†) Bd. XI. S. 1334.

hervorgehe, um den Lebendigen das Blut auszusaugen, wodurch sie ihren in der Erde liegenden Körper im Wachsthum und bei vollkommenem Wohlseyn erhalte und vor der Verwesung beschütze. Ueber ein solches nun berichten die Tischreden: „Es schrieb ein Pfarrherr M. Georg Rörer gen Wittenberg: Wie ein Weib auf einem Dorf gestorben wäre, und nun, weil sie begraben, fresse sie sich selbst im Grabe, darum wären schier alle Menschen im selben Dorf gestorben: und bat, er wolle Dr. Martin fragen, was er dazu riethe. Der sprach: das ist des Teufels Betrügerei und Bosheit: wenn sie es nicht gläubten, so schadete es ihnen nicht, und hielten es gewiß für nichts anders, denn für des Teufels Gespenst. Aber weil sie so abergläubisch wären, so stürben sie nur immerdar je mehr dahin. Und wenn man solches wüßte, sollte man die Leute nicht so freventlich in's Grab werfen, sondern sagen: da friß Teufel, da hast du Gesalzenes, du betrügest uns nicht. Und sprach Dr. M. Luther weiter: der Teufel will kurzum gefürchtet, geehret und angebetet seyn wie Gott. Er ist ein sehr heftiger, stolzer Geist, kann nicht leiden, daß man ihn will verachten. Also befahl ich auch, sprach Dr. Martin, man sollte dem Pfarrherrn wieder schreiben, daß sie es gewiß sollten dafür halten und gläuben, es wäre kein Gespenst oder Seele, sondern wäre der Teufel selbst. Darum sollten sie in die Kirche zusammen gehen, und Gott bitten, er wolle ihnen ihre Sünde vergeben um Christi willen, und dem Teufel wehren" *).

---

*) Bd. XXII. S. 1162 f. Ohne Zweifel war das eine scheintodte also lebendig begrabene Person, wie Horst a. a. O. Bd. IV. S. 288. A. 1 bemerkt. Daß aber Horst beifügen konnte: „Wie einsichtsvoll und treffend Luther's Rath war, erhellt ohne Weiters; er konnte zu der Zeit nichts Vernünftigeres und Gescheiteres rathen", vermögen wir unter dieser Voraussetzung eben so wenig zu begreifen, als das Zartgefühl, mit welchem Horst in dem Ei-

Noch über einen andern Fall berichten die Tischreden: „Darnach erzählete Luther eine Historie, die ihm Herr Niclas von Amsdorf hätte für gewiß gesagt: Wie er einmal des Nachts in einer Herberg gelegen, wären zween vom Adel, die doch zuvor gestorben, mit zweyn Knaben, die Fackeln getragen, zu ihm in die Kammer gangen, hätten ihn aufgeweckt, daß er aufstünde, als sollte ihm kein Leid widerfahren. Da er nun aufgestanden war, hätten sie ihn heißen einen Brief schreiben, wie sie ihm den aus ihrem Munde in die Feder gesagt hatten, darnach ihm befohlen: er solle ihn dem alten M. geben; wären also verschwunden. Er aber hätte den Brief dem Fürsten überantwortet. Das hat mir Amsdorf für gewiß angezeiget, daß ihm widerfahren sei. Also siehet man in vielen Historien und Schriften, wie der Teufel nicht feyret. Er ist wahrlich nicht ein schlechter Herr, der so zu verachten ist, er ist uns viel näher, denn wir gedenken: kann er des Menschen Seel und Geist bethören und betrügen, wie viel mehr kann er den Leib vexiren und plagen" *).

Damit wollen wir unsere Untersuchungen schließen. Gewiß, es kann nicht in Abrede gezogen werden, daß die Reformation dem Teufels- und Hexenglauben nur förderlich werden mußte. Wir erlauben uns daher, das Urtheil eines protestantischen Historikers über diese Frage folgen zu lassen: „Auf dieser Grundlage", sagt K. A. Menzel **), „bestand der Glaube an die Gewalt des Teufels und seiner Verführungs-

tat die Worte: „Da friß Teufel, da hast du Gesalzenes" u. s. w. weglassen konnte.

*) Bd. XXII. S. 1188. Horst (IV, 289) theilt auch von dieser Stelle, nur das angeblich Historische, nicht aber das Raisonnement Luthers mit.

**) Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. Breslau 1855. Bd. V. S. 90.

Künste über die Seelen der Menschen unerschüttert durch das ganze siebenzehnte Jahrhundert hindurch bei den Protestanten in gleicher, wo nicht noch größerer Stärke als bei den Katholischen, unter beiden Kirchenparteien mit der furchtbaren Folgerung, daß hiernach Bündnisse mit dem Teufel geschlossen werden könnten und als todeswürdige Verbrechen mit dem Feuer bestraft werden müßten."

Wir wollen nicht darüber richten, welcher Religion Genossen mehr unglückliche Opfer zum Feuertod schleppen sahen, aber den Umstand betrachten wir als eine Ehrensache des Katholicismus, daß sich zuerst Männer aus seinem Schooße gegen die Unmenschlichkeit der Hexenprocesse erhoben, und der Sache der Vernunft und der Menschlichkeit muthig und siegreich die Bahn gebrochen haben. Zeuge hiefür sind Ulrich Molitor oder Müller mit seinem schon genannten Buche vom Jahre 1489, der katholische Priester Cornelius Loos zu Mainz (gestorben 1595) und im siebenzehnten Jahrhundert Adam Tanner (gestorben 1632) und Friedrich Spee (gestorben 1635). Unsere denkmalssüchtige Zeit sollte es nicht verschmähen, ihnen wenn auch nicht ein kolossales Monument zu setzen, doch ein Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung zu widmen, ihnen, den muthigen Vorkämpfern für Recht, ächte Humanität und wahre Aufklärung. Ehre, wem Ehre gebührt!

XLVI.

Diverse Briefe eines alten Soldaten im Civilrock.

An den Diplomaten außer Dienst.

Frankfurt, den 22. Mai 1861.

Siehst Du nun, mein alter Freund, daß ich doch Recht behalten habe gegen deine diplomatischen Prophezeiungen? Die Hälfte des Monats Mai ist vorüber und noch sind die Franzosen nicht in die deutschen Rheinlande eingerückt, noch sind unsere Truppen aus diesen nicht herausgeworfen, noch sind die Festungen nicht berannt. Man hat sich noch nicht gerauft, die Deutschen und die Franzosen haben sich am Oberrhein nicht feindlich gegenübergestanden; sie haben sich vielmehr große Freundlichkeiten erwiesen. Damit vorkommenden Falls die Belagerungen von Landau und Mainz den Franzosen nicht allzuviel unnöthige Mühe verursachen, hat man beide Festungen durch Eisenbahnen unmittelbar mit den Plätzen verbunden, in welchen jene ihr nöthiges Material sammeln und anhäufen, und man hat in neuester Zeit über den Oberrhein eine Brücke gebaut, damit das Angriffssystem von Straßburg vollständig werde und damit die Franzosen, wenn es einmal

Noth thut, ihre eigenen Locomotiven und ihre eigenen Wagen ohne Schwierigkeit auf die deutschen Eisenbahnen bringen können, um all' dasjenige Material zu fördern, was ihnen bei Rastatt oder bei Ulm oder bei Ingolstadt oder an irgend einem Punkt der Donau nothwendig werden dürfte. Selbstverständlich hat man dieses Thor nach Deutschland mit Feierlichkeiten eröffnet, man hat beiderseits festliche Diner's gegeben, bei diesen Toaste ausgebracht und sich allerlei Artigkeiten gesagt. Minister und Ingenieurs haben Reden gehalten; wunderbarlich waren diese geschickter als jene, und die dreifarbigen Fahnen beider Nationen haben auf dieser Brücke beisammengeweht als ein Symbol der Freundschaft und der Eintracht der beiden Nationen. Damit aber die Brüderlichkeit auch recht angenehm empfunden werde, will man jetzt durch Verträge bewirken, daß die deutschen Damen ihre Modewaaren und die feinern Bedürfnisse ihrer Toiletten nicht mehr so hoch wie bisher verzollen müssen, und daß die Männer die französischen Weine wieder wohlfeiler trinken; die Deutschen, wenn sie die ihrigen nicht selbst trinken können, sollen in Gottes Namen die Reben aushauen und sie sollen Waizen pflanzen, damit die Franzosen schön Brod backen können, wenn sie denn doch einmal den Rhein überschreiten. Die Deutschen und besonders die Preußen sind praktisch geworden; sie wollen sich mit dem 2. December nicht abwerfen, denn der Imperator ist eben sehr mächtig; gar viel hängt von seinem Willen ab; er allein kann die Erfolge eines deutschen Piemont hindern oder sichern; er kann die deutschen Fürsten halten oder stürzen; er kann die Völker frei machen; er kann allgemeine Abstimmungen einrichten und damit neue Staatengruppen bilden — oder gar ein einiges Deutschland!

Du liesest die Zeitungen viel fleißiger als ich, und somit hast Du wohl vor mir gelesen, wie jetzt „von dem französischen Hof Nachrichten ausgehen, nach welchen der Friede für längere Zeit gesichert ist“. Du, mein Freund, bist auf den

Wegen der diplomatischen Irrgänge gewesen; Du hast die Machthaber in ihren Salons und in ihren Kabinetten und Du hast die Erdengötter in ihrem Allerheiligsten gesehen — sag' an, glaubst Du an diese Gewißheit des europäischen Friedens oder meinst Du vielleicht, der Krieg sei nahe, weil man in den Tuilerien vom Frieden spricht?

Tausende und Abertausende mögen nun über diese Bürgschaften des allgemeinen Friedens frohlocken, und wenn sie, von der Angst über kommende Ereignisse befreit, sich wieder einen schönen Sommer und einen goldenen Herbst ausmalen, so habe ich meinerseits auch nichts dagegen, wenn die Curse steigen und die Wechselnotirungen fallen. Aber siehe, wenn der Spießbürger sich wieder recht behäbig in seinem Lehnstuhl zurecht rückt, und mit dem Gevatter bespricht, was da geschehen müßte in Syrien oder weit hinten in der Türkei; wenn die Schreiber wieder Organisationen machen und in der Wichtigkeit ihres Wesens sich freuen, daß die Soldaten im Werth sinken, so falle ich in meine alte Unart zurück. Ich muß da um die Gegenstände herumgehen, um ihre Schattenseite zu sehen, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die politischen Schaustücke umzudrehen, bis man die Stellen sieht, an welchen sie nicht gefirnißt und gemalt sind, und ich habe meine Freude, wenn die Leute über die rohe Bearbeitung des Holzes sich wundern.

Du warst aufrichtig der Meinung, der faule Friede sei ein Unglück, und im Anfange des Jahres hast Du mir geschrieben, daß ein ordentlicher Waffengang allein uns vor der Verwesung zu retten vermöge. Du hast vollkommen richtig gesehen, und auch Andere haben schon viel früher also gedacht. Gar oft habe ich Deinen verehrten Radowitz sagen hören: wäre der Thiers'sche Lärm eine wirkliche kriegerische Bewegung geworden, so würden unsere Zustände bessere seyn und gewaltsame innere Erschütterungen wären den Deutschen erspart; und als er das aussprach, da hat man ihn noch

nicht den kriegerischen Mönch oder den mönchischen Krieger geheißen. Der geistvolle Mann hat richtig gesehen, denn hätten die Deutschen vorher in Waffen gestanden, so wäre das Jahr 1848 ein anderes geworden. Die wackeligen Zustände wären, von dem Donner der Kanonen erschüttert, in sich selbst zusammengesunken und das Graben der Maulwürfe wäre nicht nöthig und deßhalb erfolglos gewesen. Diese hätte die Erschütterung des Bodens nicht auf dessen Oberfläche geworfen; die traurigen Geschöpfe hätten nicht gemeint, ihre winzige Arbeit könne Berge ebnen und Thäler ausfüllen, sie wären in ihrer Tiefe geblieben, das helle Tageslicht hätte sie nicht geblendet und der Lärm hätte sie nicht verwirrt, so daß sie Schwert und Scepter zu fassen versuchten mit den Schaufelpfoten, die nur zum Wühlen in lockerer Erde gemacht sind.

Nur derjenige spricht leichthin vom Krieg, der ihn niemals gesehen hat. Die Gefechte sind des Krieges Poesie und seine Schönheit; wer das Schlachtfeld mit seinem Blute benetzt, den hat Gott begnadigt; denn außerhalb des Schlachtfeldes hält der Tod seine furchtbarste Ernte. Verheerung und Armuth, Hunger und Pestilenz sind des Todes Knechte, und einem jeden Heere geht der Schrecken voraus und folget das Elend. Wahr ist es: die heutigen Kriege werden mit einer ungeheuern Anspannung der Kräfte geführt; sie ziehen sich deßhalb nicht mehr durch eine lange Reihe von Jahren; ein einziger Feldzug bringt meistens die Entscheidung; aber dennoch gehen sie nicht über die Länder hin wie ein kurzer, heftiger Windstoß. Das sogenannte Kriegsrecht ist milder geworden; unsere Soldaten sind keine Söldner, die vom Raub leben und von der Beute reich werden wollen; die Kriegszucht ist nicht mehr barbarisch, aber streng und nachhaltig, auch im Waffengetümmel achtet man noch die Rechte des Menschen; aber — wo so ungeheure Massen sich bewegen, da wird nothwendig Alles unter ihren Füßen zertreten, da bleibt eine Verheerung zurück, die keine menschliche Macht zu hindern

vermag. Lächle über mich, wenn Du willst, ich kann es schon dulden; ich kenne die Gräuel des Krieges, aber ich trage deßwegen doch nicht mit Elihu-Burrit den Oelzweig. Vielleicht mag eine Zeit kommen, welche keine Kriege mehr sieht und die höhere Cultur mag ihn einst vielleicht unmöglich machen, wie sie die gerichtlichen Zweikämpfe und überhaupt die Ordalien unmöglich gemacht hat; jetzt aber in unseren Tagen sind die grausamen Akte der internationalen Selbsthülfe noch immer Nothwendigkeiten. Wir, Du und ich, wir klagen über das Schwanken und Wechseln unserer Verhältnisse; wir fordern eine gewisse Beharrlichkeit in den Richtungen des öffentlichen Lebens, und wir wünschen eine gewisse Unveränderlichkeit unserer gesellschaftlichen Zustände; kann aber die Ordnung der Staaten und der Gesellschaft eine unbedingte Unbeweglichkeit haben, ist die Todtenruhe des himmlischen Reiches unser Ideal? Das Leben ist Bewegung und die Bewegung schafft Zustände, welche am Ende auch ihre thatsächliche Anerkennung und ihren Rechtsstand verlangen; von jeher hat man das öffentliche Recht mit dem Blute der Völker geschrieben, und Du kannst mir keine große Umgestaltung der Staats-Ordnung nennen, welche nicht auf den Schlachtfeldern verhandelt worden ist. Ist die Entwicklung des Völkerlebens nothwendig, so ist es auch die Bewegung, und hat die Vorsehung den geistigen Fortschritt der Menschheit gewollt, so müssen wir die Stürme hinnehmen, welche die Bewegung hervorruft. Die blutigen Händel, welche wir Krieg nennen, sind allerdings eine traurige Wirkung der Unvollkommenheit unseres Wesens, aber wir können nun einmal die Natur des Menschen nicht anders machen, als sie der liebe Herrgott gemacht hat.

Ich weiß recht gut, daß Du, mein Freund, sehr positiv bist und darum auf allgemeine Betrachtungen nicht viel gibst; mit großen Redensarten in dem leeren Raume herumfahren,

das ist gerade auch nicht meine Liebhaberei, und darum gehe ich rasch zu der eigentlichen Sache.

Den Deutschen — darin gebe ich Dir vollkommen Recht — wäre ein ordentlicher Krieg jetzt ganz nützlich; denn ein solcher würde schnell mit all' den Dingen fertig werden, über welche das „Volk der Denker" und der Professoren so tiefe und gelehrte Betrachtungen anstellt; und mit dem ersten Kanonenschuß würden alle die Bedenken und Schwierigkeiten verschwinden, welche die Familieninteressen und die Kirchthurms-Politik erheben, und um welche die Diplomaten an großen und kleinen Höfen sich zanken. Da ist eine Macht, welche das Nationalgefühl ausbeuten möchte, um Deutschland für sich zu erwerben; aber diese Macht hat nicht die rücksichtslose Kühnheit, mit welcher der Piemontese in Italien vorging; unentschieden schwankt sie hierhin und dorthin, in den unbestimmten Zuständen sucht sie ihren Vortheil; sie will nur die andere Macht schwächen, sie will das Gegengewicht mindern und meint, ihre Wagschaale werde dann von selbst sinken, ohne daß sie nöthig hätte, ihr Schwert in dieselbe zu werfen. In dem Zustand einer innern Umgestaltung können die Kräfte nicht nach außen arbeiten; in solcher Periode befindet sich aber die andere Macht, sie ist schwach, wie ein starker Mann ist, der mit seinem eigenen Körper zu thun hat; sie will nur das Umsichgreifen der andern hindern, dazu will sie das Bestehende hüten, will den anerkannten Rechtsstand wahren, damit aber auch unhaltbare Verhältnisse erhalten. So kann diese Macht nirgends selbstthätig eingreifen, und darum kann sie dem allgemeinen Drang der Deutschen zur Gestaltung besserer Zustände nicht genügen, sie kann der Bewegung nicht widerstehen und, fortgerissen, kann sie dieselbe jetzt nicht benützen. Es mag später anders werden, aber in dieser Zeit zerren sich die beiden hin und her, und die kleinern Staaten helfen bei dem Gezerre auf der einen oder auf der andern Seite. Daß der Nationalsinn der Deutschen erwacht, das ist gewiß; aber

es ist eben so gewiß, daß der Deutsche nicht mit dem gesunden Blick anderer Völker auffaßt, was ihm eigentlich Noth thut, daß er sein Ziel nicht richtig erkennt und es darum auf wunderlichen Bahnen verfolgt. In dem Jammer der Kleinstaaterei ist der Deutsche stumpf und schlaff geworden, und darum hat sich noch immer nicht eine öffentliche Meinung gebildet, welche bei jeder freien Nation die höchste Gewalt ist, weil sie am Ende alle andern Gewalten bezwingt. Wenn Unverstand und Verblendung, wenn Ehrgeiz und Eigennutz, wenn Vergrößerungssucht und Ueberschätzung, wenn Ränke und Stumpfheit, wenn Gelüste zum Umsturz und verrottete Ansprüche noch lange in einem wüsten Haufen sich mengen, so wird die sittliche Unordnung zur Anarchie wachsen, und diese wird die schönsten Stücke des Vaterlandes den Fremden verhandeln und was übrig bleibt in Fetzen zerreißen. — Das Alles weißt Du, mein alter Freund, und darum wünschest Du den Krieg.

Müßten wir mit einem äußern Feinde uns schlagen, so träte die schlafende Kraft der Nation in die Schranken; möchten unsere Waffen anfangs unglücklich seyn, möchten wir wie im Beginne dieses Jahrhunderts unterliegen, so würden gerade in diesen Unfällen die Völker zum Bewußtseyn erwachen und das Sonderwesen würde zerstieben wie der Staub beim Aufschlagen der Geschoße. Das Gewicht der Umstände würde das System machen, und nicht die Wühler und die preußischen Agenten; die Macht der Thatsachen würde die neue Gestaltung erzwingen — das Heer wäre der Nationalverein. Ein deutscher Krieg wäre kein Kabinetskrieg mehr; hätte aber die Nation in Waffen gestanden, so wären alle Fragen gelöst, und man hätte die Instruktionen der Bundestagsgesandten in Frankfurt nicht nöthig.

Man kann unsere Zustände wohl in mildern Farben sehen, als sie meinem Blick sich darstellen; aber auch der Optimist kann nicht läugnen, daß die Deutschen eines großen

Mittels bedürfen, um ihre nationalen Jämmerlichkeiten zu bemeistern, und dieses große Mittel ist der Krieg. Der Krieg ist allerdings ein furchtbares Mittel; aber ein zweifelhaftes nenne ich es nicht, weil ich die Zähigkeit deutschen Muthes kenne und die unverwüstbare innere Kraft, welche nicht gebrochen werden kann, wenn sie einmal in Wirkung gesetzt und in die rechte Richtung gebracht ist.

In dem Durcheinander der Gegenwart könnten wir die wahre Lage nicht übersehen, und wir vermöchten nicht den Zusammenhang der Dinge zu erkennen, auch wenn uns ein hoher Standpunkt vergönnt wäre. Ersteigst Du im Gebirgsland eine Höhe, so magst Du mehr als in der Niederung sehen, aber vorliegende Berge, wenn auch niedriger, decken weite Räume und erst die dämmernde Ferne wird in großen Umrissen sichtbar; aus diesen Umrissen magst Du auf die Einzelnheiten schließen, aber unmittelbar kannst Du sie beim hellsten Wetter nicht sehen. Unsere Friedenshoffnungen reichen nicht in die Ferne; wir können deren Gestaltung wohl im Allgemeinen errathen, aber was näher im Gesichtskreise liegt, das bleibt uns fast immer verborgen. Jetzt ist der Mann an der Seine ruhig und still; wenn er seinen Vortheil erlauert hat, so wird er aus dieser umheimlichen Stille hervorbrechen — aber dafür ist die Zeit noch nicht gekommen.

Dem Kaiser der Franzosen hat bisher vieles geglückt, jetzt aber scheint ihn die Gunst des Glückes zu verlassen und es treten die nothwendigen Schwierigkeiten hervor. Die Polen haben auf seine Hülfe gerechnet, aber er kann solche nicht leisten; auch die mittelbare Unterstützung einer polnischen Revolution würde ihn mit Rußland abwerfen und außer dem Czaren wird er keinen Verbündeten haben in den orientalischen Wirren. Napoleon zieht jetzt seine Truppen aus Syrien zurück; daß er damit den Wünschen der Nation entgegentritt, das beweist das Geklemmte seiner Lage und er muß den Druck gewaltig fühlen, wenn er sich durch eingegangene Verpflichtungen binden

läßt. Die Bewegungen im Osten von Europa kann er nicht mehr niederhalten und wie er gegen diese sich stelle, so muß ein Bruch mit England erfolgen, auch wenn das Kabinet von St. James von Männern geleitet würde, die noch mehr verblendet und unsinnig wären, als Palmerston und der alte John Russel. Der Bruch zwischen England und Frankreich ist aber jetzt schon vorbereitet; denn der englische Hof ist mit Recht erbittert durch die Unverschämtheit, welche Napoleons Organe bei Gelegenheit der Bestattung der Herzogin von Kent sich erlaubt haben und in den Tuilerien weiß man gar wohl, daß das Schreiben des Herzogs von Aumale mit Vorwissen des brittischen Kabinets nach Frankreich geschleudert worden ist. Dieses Schreiben hat die sittliche Verkommenheit der Napoleoniden an das Tageslicht gezogen und ruft jetzt noch eine Unzahl von Schriften hervor, welche garstige Einzelheiten aus dem Leben und Treiben dieser Familie enthüllen. Hat man diese Einzelnheiten, hat man den Charakter der Sippschaft auch schon vorher gekannt, so sind sie jetzt ohne Hehl und Rückhalt ausgesprochen und es ist bekanntlich ein großer Unterschied, ob man gewisse Dinge weiß, oder ob sie in der Oeffentlichkeit mit ihrem wahren Namen genannt werden. Noch ist das sittliche Gefühl der französischen Nation nicht so tief gesunken, daß sie sich nicht schämte, von Leuten solcher Art regiert und mißbraucht zu werden. Der Brief des Herzogs von Aumale hat aber noch eine andere Wirkung gehabt: er ist ein Manifest zur Vereinigung der Orleanisten geworden; diese sammeln sich wieder in die Partei, welche die Gewerbthätigkeit von Frankreich beherrscht und welche den beweglichen und einen mächtigen Theil des unbeweglichen Reichthumes besitzt. Die Verhältnisse des Kirchenstaates haben Napoleon III. in eine Lage gebracht, die sehr mißlich werden kann. Läßt er seine Truppen in Rom, so ist die italische Einheit aufgegeben, und er hat sich auf der penninischen Halbinsel nur Feinde geschaffen. Er muß mit Italien fertig werden, ehe andere Er-

eignisse eintreten, und er sieht nicht, mit welchen Mitteln er das Ende herbeiführen kann, wenn es nicht soll von Orsini-schen Granaten gemacht werden. Ueberläßt er Rom den Piemontesen, so ist der gräulichste Verrath der Geschichte vollendet, er hat eine vortheilhafte Stellung seiner äußern Macht aufgegeben und er hat die Kirche gegen sich und Alle, die kirchlich gesinnt sind. Die Geistlichkeit und alle Franzosen, die noch ein Rechtsgefühl haben, könnte er nur durch Wiederherstellung des Kirchenstaates befriedigen, dann aber hätte er seinen Vasallen geopfert; und opfert er diesen nicht, so ist das Ehrgefühl der Franzosen empört, so wird der Klerus als solcher sein offener Feind, dieser kann möglichen Falles über eine allgemeine Abstimmung gebieten, und er wird wohl die Gelegenheit suchen, um seine frühere Sünde glänzend zu sühnen.

Wird der französische Herrscher all' diese Widerwärtigkeiten besiegen, wird die „disciplinirte Demokratie" ihn stützen? Diese ist jetzt schon verstimmt, weil er den Angriff auf Venetien nicht unterstützt, weil er seine Truppen nicht aus Rom gezogen, weil er die Polen verläßt, weil er die Ungarn nicht fördert und weil er nicht Garibaldische Freischaaren auf die österreichischen Küsten der Adria wirft. Wäre aber das Alles nicht, so wird die Demokratie ihn doch aufgeben, sobald seine Macht wankt, denn der Imperator und die Demokraten, sie haben sich gegenseitig nur als Werkzeuge betrachtet. Das Heer hat keine Sympathien für die Person des Kaisers und jetzt wird noch die Achtung zerstört. Das erste Glied der Familie ist in den Augen der gemeinsten Soldaten beschimpft und es hat keine Genugthuung genommen — der Mann mit den Epauletten eines französischen Divisionsgenerals hat einen Waffengang, dessen Anerbieten ihn hoch geehrt hat, verweigert; er hat einen Schatten auf die Armee geworfen und das kann kein französischer Conscribirter ertragen, wenn er nur erst seine Nummer auf dem Hut trägt. Alle Vortrefflichkeiten dieses Prinzen werden nun hervorgesucht und der Makel fällt

auf den Kaiser zurück, denn ein Mangel ritterlichen Sinnes wird in Frankreich nimmer verziehen. Napoleon wird von dem Heere nur gehalten, wenn der Wille der Nation für ihn ist, kehrt sich dieser gegen ihn, so ist in allen Zeughäusern von Frankreich für sein dynastisches Interesse kein Bajonett geschmiedet, keine Klinge geschliffen und keine Kugel gegossen. Das französische Heer ist kein Heer fremder Söldlinge, es ist die Elite der Nation, es ist der Ausdruck deren Gesammtheit und die Meinung, welche die Nation sich gebildet, dringt auch in die Regimenter.

Nur ein Krieg kann die Kraft der Nation für eine Zeitlang wieder in die Hände ihres Herrschers legen; nur das Heer kann ihn halten, aber nur der Krieg hält ihm das Heer.

Frankreich ist allerdings sehr reich, aber die Verschwendung ist größer als das Vermögen. Trotz einer Civilliste von 25 Millionen Francs hat Napoleon ungeheure persönliche Schulden gemacht, man sagt 150 Millionen. Die Staatsschuld ist fast zu der Höhe der englischen gestiegen und dazu sind nicht die Schulden der Departements und nicht die Schulden der Gemeinden gerechnet, welche die gegenwärtige Regierung bis zu ungeheuren Summen veranlaßt und wohl auch erzwingt. Viele Güter der Stiftungen sind „amortisirt," d. h. sie sind verkauft, die Regierung hat das Geld eingezogen und dafür Papiere gegeben, und selbst die Sparkassen hat Napoleons Finanzwirthschaft nicht verschont. Im öffentlichen Schatz ist ein großer Ausfall, welchen man vergebens zu verhüllen versucht; die gewöhnlichen Hülfsquellen fließen nicht mehr so reichlich, alle die andern schönen Finanzoperationen sind nicht mehr so leicht wie früher und sie werden noch immer schwieriger werden, wenn Vorkommnisse wie der Proceß von Mirès die Fäulniß nach und nach aufdecken. Die amerikanischen Wirren wirken mächtig auf die französischen Gewerbe; Zahlungen sind eingestellt, Bestellungen bleiben aus, im Verkehre ist Mißtrauen, viele Fabriken müssen jetzt schon ihre Arbeiten

vermindern, ein Krieg mit Deutschland würde den Handel noch mehr lähmen und manche Industrie vielleicht vernichten. Der Handelsvertrag mit England hat weder Kaufleute noch Industrielle zufrieden gestellt; der Krieg mit Deutschland wäre ein Krieg auch mit England und dieser würde unvermeidlich den französischen Seehandel zerstören. Allerdings ist die Erwerbung der Rheingrenze eine Lieblingsidee der Franzosen, allerdings ist ihr Haß gegen die Engländer größer als jemals und ein Krieg mit England wäre noch am meisten volksthümlich. Der Pariser Gewürzkrämer und der Politiker im Kaffeehaus mag eine Landung in England für eine leichte Sache halten; aber den Verständigen hat die Senatsverhandlung über die Herabsetzung des Zolles auf Fische doch wohl eine Ahnung von der Ueberlegenheit der englischen und der verhältnißmäßigen Schwäche der französischen Seemacht erweckt. Eine europäische Coalition ist das Gespenst der Franzosen und die Furcht vor diesem Gespenst und die Furcht vor der gänzlichen Lähmung ihres Handels ist stärker als das Verlangen nach den Rheinlanden und mächtiger als der Haß gegen England. — Die Franzosen wollen wohl die große Nation seyn, aber einen großen Krieg wollen sie nicht.

Du verstehst besser als ich die Verhältnisse von Frankreich, Du kennst die unnatürliche Spannung; hast Du nicht auch Dich gefragt, in welchem Zustand ein großes Reich sich befinde, in welchem das Kuchenbacken eine politische Frage wird! Die Nation will keinen Krieg, aber der Kaiser hat ihn nöthig, denn er muß den gespannten Kräften einen Ausweg eröffnen; ist die Explosion auch noch fern, so ist sie immerhin gewiß, wenn nicht auf andere Weise die innere Spannung sich löst. Die Interessen der Napoleoniden und Frankreichs Interessen sind nicht dieselben und sie können es nie werden, denn nach der Natur der Dinge müssen beide immer weiter auseinander gehen; darin liegt nun eben die Schwäche des Systemes des 2. Dezember und in dieser liegt die Gewißheit

des Falles, wie lang er auch ausstehen mag. Wenn Napoleon III. es jetzt nicht wagen darf, die Interessen Frankreichs durch einen Krieg bloßzustellen, wenn aber der Bestand seiner Herrschaft, wenn die Interessen seiner Dynastie einen Krieg fordern, wie soll er aus diesem Zwiespalt heraustreten?

Napoleon wird jetzt jeden offenen Bruch vermeiden, in der Hoffnung, daß die Schwierigkeiten sich lösen, und er hat, wir müssen es gestehen, einiges Recht zu solcher Hoffnung, denn gar viele Schwierigkeiten hat er weniger durch sein außerordentliches Geschick, als durch das Ungeschick seiner Gegner besiegt. Es ist thöricht, die Plane des schweigsamen Mannes ergründen zu wollen: denn er hat keine solchen Plane; er weiß die Gunst der Umstände schnell zu ergreifen und darum läßt er sich von diesen bestimmen. Er wird fortfahren, andere Länder zu „studiren," und er wird wie bisher alle Beziehungen so drehen, daß die Franzosen glauben können, sie seien angegriffen oder die Ehre der Nation verlange ein kräftiges Einschreiten. Die Verhältnisse in Kleinasien möchten ihm sehr wohl dazu dienen. Sind die französischen Truppen aus Syrien abgezogen, so können die Kriegsschiffe die Christen in Damaskus nicht schützen, aber die französische Flagge ist bei der Hand. Wenn nun wieder der mohamedanische Fanatismus die Christen abschlachtet, so fordert die Menschlichkeit, daß die Macht einer christlichen Nation diesen Gräueln Einhalt thue. Er wird dann diese Forderung der Menschlichkeit erfüllen, die Nation wird die Sendung anerkennen, wir selbst werden dagegen nichts zu sagen vermögen und der französische Herrscher ist der Held der Humanität und der Kämpe des Christenthums. Es wird der französischen Diplomatie leicht werden, der Bewegung des Christenthums gegen den Mohamedismus eine beliebige Ausdehnung zu geben; aber wenn er in Kleinasien Boden gewinnt und wenn der Bestand des türkischen Reiches gefährdet erscheint, so muß die natürliche Politik von Europa gegen ihn eintreten. Er hat dann den Krieg,

wo er ihn haben will; von Kleinasien, von den Küsten des Mittelmeeres und vom Bosporus wirft er ihn an den Rhein, und siehe da! die Franzosen fechten für eine Idee, und ihn, den Führer der Nation erkennen sie als den Träger dieser Idee. Warum soll Napoleon unnöthig eilen, wenn er die Möglichkeit solcher Vortheile voraussieht und wenn es ihm leicht wird, die Katastrophe im Morgenlande so schnell hervorzurufen, als es ihm gefällt?

Die Franzosen mögen einen Krieg für ungerecht, für muthwillig und verderblich halten, und offen alle Handlungen verdammen, welche zu solchem Krieg führen; hat der Krieg aber einmal begonnen, so steht die Ehre der Nation in Frage, für diese tritt sie mit aller Kraft ein, die Armee jubelt und schlägt sich, und allen Schichten des Volkes ist kein Opfer zu groß. Auf dieses Nationalgefühl rechnet Napoleon und darum wird er ohne Zweifel an irgend einer Stelle angreifen, sobald er meint, daß die Spannung in Frankreich nicht mehr größer werden dürfe. So weit ist es aber noch nicht und darum ist er noch nicht in der Nothwendigkeit, seine dynastischen Interessen den gerechten Wünschen der Nation feindlich entgegen zu stellen; er kann noch immer die Umstände abwarten, aber er muß bereit seyn, deren Gunst schnell zu ergreifen und darum rüstet er, ehe er noch weiß, wo der Krieg beginnen soll. Die Rüstungen sind ihm unter allen Umständen nothwendig, denn im Jahre 1859 sind sie so mangelhaft gewesen, daß er einem gleichzeitigen Angriff der Deutschen vom Rhein her nicht hätte widerstehen können, und daß er auch in dem localisirten italienischen Krieg nur geringe Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, wenn die Anstalten der Oesterreicher besser gewesen wären.

Die Nachricht, daß die Franzosen bedeutende Truppenmassen gegen den Oberrhein ziehen, hast Du wie tausend Andere sehr ernstlich genommen; laß' Dich diese Bewegungen nicht anfechten, auch wenn sie wahr sind. Die Franzosen stellen

am Oberrhein erst in dem Augenblick auf, wenn sie losschlagen wollen. Das Lager von Châlons kann eine bedeutende Truppenmacht aufnehmen, die jede Stunde zur Bewegung bereit ist; Artillerie- und anderes Material liegt in den Festungen, liegt namentlich in Straßburg, einem Platz, dessen Bestimmung der Angriff ist und in welchem früher immer das vollständige Zeug für vier Armeecorps, d. h. für ein Heer von 120,000 Mann in Bereitschaft gesetzt war, es mag jetzt nicht weniger seyn. Die Reiterei stellen die Franzosen hinter den Vogesen auf, hinter dem hohen, schmalen Wald, der alle Bewegungen verbirgt, weil in die Thäler der Meurthe und der obern Mosel keine Linien des großen Verkehres gelegt sind; das Fußvolk bringen die Eisenbahnen von beliebigen Punkten des Reiches gar schnell an den Rhein. Die Deutschen könnten ihre Anstalten nicht also verbergen, der Schwarzwald ist massiger als die Vogesen, er hat ein meilenbreites Hochland und man müßte in dem Gebirge selbst aufstellen, sollte die Aufstellung nicht zu weit von dem Rheinstrom entfernt seyn. In einem großen Einheitsstaate dürfen Bewegungen von Truppen nicht auffallen und am wenigsten in Frankreich, wo man absichtlich sie von einem Ende zum andern herumwirft. Zwischen dem Rhein und der Donau aber liegen kleine Staaten und da gibt es sogleich einen gewaltigen Lärm, wenn in Jahr und Tag einmal etliche Bataillone marschiren und wenn vollends eine württembergische oder eine hessische Compagnie auf badischem Boden Quartier nähme, so würde das auf große Ereignisse deuten!

Ich will Dir, mein alter Freund, aus meiner eigenen Erfahrung erzählen. Im Spätsommer des Jahres 1831 waren Berichte eingelaufen, welche meldeten, es stehen Massen von Franzosen im Elsaß; man wollte sich von dieser Truppenaufstellung überzeugen und darauf meldeten unsere Kundschafter, daß nur die gewöhnlichen Garnisonen in den Festungen, einige Reiterei zerstreut in mehreren Orten und in Brumat

und Hagenau je eine Batterie liege. Indessen wurde von Paris aus berichtet, daß viele Regimenter den Befehl erhalten hätten, gegen den Oberrhein zu marschiren, und daß die meisten derselben schon auf dem Marsche seien. An der Wahrheit dieser Berichte war kaum zu zweifeln; dessenungeachtet aber sah man, daß im Elsaß nicht die geringste Vermehrung der Truppen stattfand. Als man nun genauer nachforschte, da fand man, daß wirklich viele Truppen an den Quellen der kleinen Zuflüsse zur Saone und längs der Meurthe und der obern Mosel in kleinen Abtheilungen zerstreut lagen und vereinigt eine Masse von etwa 50,000 Mann gebildet hätten. Eine leichte Berechnung zeigte nun, daß die Franzosen innerhalb vier bis fünf Tagen mit etwa 60,000 Mann an irgend einem Punkte des Oberrheins erscheinen, daß wir Deutsche aber in dieser Zeit höchstens 12 bis 15,000 Mann an solchem Punkte versammeln könnten. Im Frühjahr des Jahres 1832, als die politische Spannung noch größer war, kamen Berichte, daß bedeutende Massen von Franzosen im Anmarsch seien, wahrscheinlich um Basel zu besetzen; als man aber mit eigenen Augen sah, so bestunden diese Angriffsmaßregeln lediglich darin, daß einige Compagnien, welche in Hüningen, in Altkirch, in Mömpelgard u. s. w. lagen, von andern ersetzt wurden. Es ist lange her, Du und ich, wir waren damals junge Leute und ich habe vergebens auf den Krieg mich gefreut.

Wie es in Frankreich gehalten wurde vor dreißig Jahren, so wird es heute noch gehalten, denn seine Anstalten sind von der Gestaltung des Landes und von dessen Verhältnissen geboten. Wenn wir Deutsche nicht sehr wachsam und kriegsbereit sind, so können die Franzosen uns überfallen und sie werden uns überfallen, sobald die innere Spannung so groß geworden ist, daß deren Lösung dem Kaiser höher steht, als jede andere Rücksicht. Jetzt aber ist, ich habe es oben bemerkt, der Zustand von Frankreich zu diesem Aeußersten noch nicht gekommen.

Ich sehe jetzt mit Schrecken, wie viel ich geschrieben, aber so geht es; haben wir einen Gedanken gefaßt, so wird er der Meister und er treibt uns, daß die Feder läuft fast ohne unser Zuthun. Nun, Du hast Zeit zum Lesen, und hast Du gelesen, so denk Du habest ein Stündchen mit dem alten Freunde verplaudert. Lange Briefe als Antworten hab' ich von Dir niemals erwartet. Das weißt Du.

Gott erhalte Dich fröhlich und gesund. Mens sana in corpore sano. Wie immer

Dein N.

II. An den königl. .....schen Geheimen Rath von K.....

Frankfurt, den 25. Mai 1861.

Hochverehrter Herr! Unzählige Menschen haben Vaterlandsliebe und Rechtssinn, aber wenigen ist die richtige Auffassung gegebener Verhältnisse verliehen, und den gesunden Blick des Staatsmannes sucht man oft vergebens bei jenen, welche die großen Angelegenheiten der Staaten besorgen. Wer das Glück hat, Ew. Ew. näher zu kennen, der weiß, daß Sie alle diese Eigenschaften in seltener Vereinigung besitzen, und deßhalb fühle ich mich nicht wenig geehrt durch die Erlaubniß, mich Ihnen frei über Gegenstände aussprechen zu dürfen, welche in dem Bereich Ihres Denkens und Ihrer Wirksamkeit liegen. Mein Dank für das ehrende Vertrauen ist bisher eine vollkommene Aufrichtigkeit und eine fast rücksichtslose Freimüthigkeit gewesen; Ew. Ew. haben jenen erkannt und diese genehmiget und darum bin ich stolz genug zu dem Glauben, daß ich zu der Aufrichtigkeit berechtiget sei, so lang das Vertrauen besteht

Ew. Ew. haben dem Treiben des sog. Nationalvereines Ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und Sie fragen mich, ob dieser Verein Ausdehnung und Bestand in dem Süden von Deutschland gewinne. Der Nationalverein gewinnt Ausdehnung in den Städten und Städtchen einiger Länder, aber Boden im Volk wird er niemals gewinnen. Mit diesen zwei Worten könnte ich die Frage als beantwortet betrachten, wenn nicht ein Vortrag des Gesandten für Sachsen-Coburg-Gotha mich zu weiteren Bemerkungen veranlaßte.

In der Sitzung des Bundestages am 16. Mai hat dieser Gesandte die Erledigung des Antrages gefordert, welchen das Großherzogthum Hessen in der ersten dießjährigen Sitzung der Bundesversammlung gestellt hat, und welcher lautet: „die Bundesversammlung möge erklären, ob sie den sogenannten Nationalverein als unter das Verbot des §. 1 des Bundesbeschlusses vom 13. Juli 1854 fallend betrachte.“ Daß man eine Sache erledige, welche schon so lange Zeit schwebt, das ist gewiß ein sehr billiges Verlangen. Die sorgfältigste Behandlung der Frage fordert keine tiefen Studien und macht keine weitläufigen Untersuchungen nothwendig, die Wortlaute des Bundesbeschlusses und der verschiedenen Erklärungen des Nationalvereines genügen dem gesunden Menschenverstand, um eine feste Ansicht zu fassen. Acht Tage wären für die Stellung des Berichtes eine ausreichende Frist gewesen, jetzt aber sind vier Monate verflossen und der „politische Ausschuß“ hat seinen Bericht noch nicht erstattet. Hat man überall erst anfragen, hat man besondere Instruktionen einholen und von Hof zu Hof schreiben und verhandeln müssen, um der Bundesversammlung die Anwendung eines Gesetzes, das sie selbst erlassen hat, möglich zu machen: so hat der Gesandte für Sachsen-Coburg-Gotha durch seine Aufforderung recht zu den Augen erwiesen, daß bei den Entscheidungen der Bundesbehörde niemals das einfache Recht, sondern daß immer nur die Convenienzen der Sonderinteressen maßgebend sind und die Ver-

ehrung der Bundesversammlung ist dadurch nicht größer geworden. Freilich wenn die Erklärung des Bundestages im Sinne der hessischen Anfrage ausfiele, so hätte er sich der Wühlerei entgegengestellt, welche man ein nationales Streben zu nennen beliebt; gewisse Regierungen und gewisse Männer könnten als Feinde der Freiheit bezeichnet und wegen ihrer reaktionären Tendenzen auf eine Proscriptionsliste gesetzt werden. Wenn man nun weiß, wer hinter der Regierung von Sachsen-Coburg-Gotha steht, so weiß man auch, daß dieser die Majorität der Bundesversammlung so ziemlich gewiß ist und man kennt zum Voraus die Entscheidung, deren Mangel die Fortschritte des Nationalvereines bisher nicht im geringsten gehemmt hat. Der Coburg-Gothaische Bundestagsgesandte scheint nach der Art seiner Partei in seinen Vortrag ein Theilchen Hohn gegen alle die Regierungen gelegt zu haben, welche dem Treiben des Vereines nicht hold sind.

Es wäre sehr anmaßend, wollte ich Ew. Ew. gegenüber den Rechtspunkt der Frage erörtern; auf meinem Standpunkt machen besondere Verbote einen widerwärtigen Eindruck, denn Präventivmaßregeln sind fast immer vom Uebel. Das öffentliche Leben soll Bewegungen hervorrufen und mit dem Guten müssen wir auch das Schlechte hinnehmen. Das Vereinsrecht ist ganz gewiß ein Grundrecht des Bürgers, aber die Gesetzgebung aller Staaten hat gegen gefährliche Vereine mit großer Bestimmtheit vorgesehen. Man bringe diese Gesetze in Anwendung und die Gerichte werden über Verbrechen und Gefahr schon erkennen. Eine Ablehnung des hessischen Antrages würde die Gesetzlichkeit des Nationalvereines aussprechen, dessen Zweck anerkennen und dessen Treiben genehmigen; ob aber ein Verbot von Seiten des Bundes sie unterdrücken würde, das muß man unter den obwaltenden Umständen doch billig bezweifeln.

Der Gesandte für Sachsen-Coburg-Gotha hat in seinem Vortrag geäußert: da der Nationalverein seinen Sitz in dem

Herzogthum Coburg genommen habe, so enthalte der Antrag des Großherzogthums Hessen den unverschleierten Vorwurf, daß die herzogliche Regierung durch Zulassung des Vereines ihre Bundespflichten verletzt habe, und bis von Seiten der Bundesversammlung eine Entscheidung getroffen seyn werde, bestehe dieser Vorwurf wenigstens in der Weise, als ob er überhaupt erhoben werden könnte. Großer Scharfsinn liegt in dieser Aeußerung so wenig als diplomatische Feinheit; dagegen aber zeigt sie die gehässige Anmaßung der Parteisucht und die unverhehlte Feindseligkeit gegen das Großherzogthum Hessen, welches sich nicht entblödet hat, der Wühlerei nach seinen Landesgesetzen entgegen zu treten.

Allerdings „ist es nicht wünschenswerth, daß in einem Bundesstaat als ein Verbrechen verfolgt werde, was in einem anderen erlaubt ist." Darüber sind alle Deutschen einig; und die besten Männer haben darum die Einführung einer gleichen Gesetzgebung in allen Bundesstaaten als ein nationales Bedürfniß gefordert und Ew. Ew. haben selbst für die Idee gesprochen und gehandelt.

Solcher Bemerkungen könnt' ich noch manche beibringen; aber sie zeigen doch nur den spießbürgerlichen Dünkel, die kleinstaatliche Ueberschätzung und das enge Urtheil der kleinen Residenzen; darum will ich Ew. Ew. damit verschonen und mir eine unfruchtbare Mühe erlassen. Hingegen muß ich an einer weiteren Aeußerung anhalten, weil sie das innerste Wesen der Sache berührt und die Ehre der Deutschen verletzt, indem sie ihnen den gesunden Menschenverstand abspricht. In dem Vortrag des Gesandten von Sachsen-Coburg-Gotha wird gesagt: durch die Vertagung der Entscheidung werde die Meinung unterhalten, „die Bundesversammlung beabsichtige einen Verein zu unterdrücken, der, wenigstens bis jetzt, nicht nur die durch die Bundesgesetzgebung vorgezeichneten Grenzen inne gehalten habe, sondern dessen Bestrebungen auf die Kräftigung des na-

tionalen Bandes gerichtet seien und mit den Wünschen der großen Mehrzahl der Nation zusammenfallen."

Höhnend sagt der Gesandte von Sachsen-Coburg-Gotha der Bundesversammlung, daß nur eine Entscheidung möglich sei, und er ruft einen Bannfluch auf die Regierungen herab, welche meinen, daß auch noch ein anderer Spruch gefällt werden könnte. Will er diesen Regierungen, will er der Bundesversammlung Furcht einjagen? Es war dieß früher ein sehr beliebtes Mittel seiner Partei.

Im südlichen Deutschland weiß man schon lange, was mit jener „Kräftigung" des nationalen Bandes gemeint ist; die künstlichen Schlagworte von der diplomatischen und militärischen Führung können keinen Unbefangenen täuschen, und könnten sie es, so würde die fanatische Feindschaft gegen Oesterreich, so würde die Anwendung des falschen Nationalitätsprincips, so würde die Mißachtung bestehender Zustände und die Verhöhnung des vertragsmäßigen Rechtes, so würde die Verherrlichung des internationalen Umsturzes und das ganze Treiben mit all seinen schlechten Mitteln uns die wahre Bedeutung des Wortes erklären. Ew. Ew. ist es gar wohl bekannt, daß ich in der ersten Reihe derjenigen stehe, welche eine wahre Kräftigung unserer nationalen Anstalten anstreben, und ich will auch nicht läugnen, daß ich zu denjenigen gehöre, die da meinen, daß alle einzelnen Bundesstaaten einen kleineren oder größeren Theil ihrer Souverainetät aufgeben müssen, um eine centrale Gewalt zu schaffen; aber ich kann nimmermehr wünschen, daß all die schweren Opfer nur dem Vortheil eines Staates gebracht werden, welcher mehr als alle andern die Ohnmacht des Reiches herbeigeführt und welcher durch die Untergrabung der Reichsverfassung und durch einen Eroberungskrieg im Herzen des Vaterlandes seine Größe erlangt hat. Ich erkenne die Bedeutung thatsächlicher Verhältnisse und ich weiß das Gewicht einer wirklichen Macht gehörig zu schätzen, und

wenn das bestehende anerkannte Recht von allen Seiten verhöhnt und verletzt wird, so kann ich mich auch auf den Standpunkt erheben, auf welchem des Vaterlandes Glanz und Gedeihen mehr gilt als Recht und Verträge. Ich anerkenne mit Freuden das wahrhaft Gute des preußischen Regimentes und was man gegen die Unterwerfung der Deutschen unter dieses Regiment anführen möchte — ich wollt' es gerne vergessen, wenn man mich überzeugen könnte, daß preußische Herrschaft mein Vaterland zu der Stellung erheben könnte, welche ihm durch Geschichte und durch natürliche Verhältnisse bestimmt ist. Vor vierzig Jahren mochten Preußens materielle Hülfsmittel groß genug gewesen seyn, um sich als Großmacht geltend zu machen, heute sind sie es nicht mehr; daher das Bedürfniß der Vergrößerung, daher die Unentschiedenheit seiner Politik, daher sein Schwanken, seine Rücksichten, seine Hinterhalte und sein Mangel kräftiger Entschlüsse. Damit aber macht man keine moralischen Eroberungen, damit erringt man nur jämmerliche Erfolge, damit umgeht man höchstens nur die Verlegenheiten des Augenblickes. Der Nationalverein ist ein schlechter Verbündeter; er kann vielleicht Deutschland zerreißen, aber Preußen wird darum doch keine Großmacht.

Eine preußische Hegemonie über selbstständige Staaten mag Tausenden sehr natürlich und einfach erscheinen, aber der Besonnene erkennt deren Unmöglichkeit. Preußen sucht seine Kraft in der strengen Concentrirung aller Verhältnisse und es muß so thun; denn je geringer die Mittel, um so mehr ist deren Zusammenhalten nothwendig. Als Hegemon, oder wenn man es lieber hört, als alleiniger Führer von Deutschland müßte Preußen seine Befugnisse ausdehnen, es müßte die Selbstständigkeit der Bundesstaaten vernichten, Stück für Stück müßte es deren Regierungsgewalt zerbröckeln und jedes abgebröckelte Stücklein zu der seinigen werfen. Auch als mediatisirte Fürsten wären die jetzigen Regenten in Deutschland noch viel zu groß für sein System und es könnte dieses Sy-

stem nicht verlassen. Das wissen die Männer des Nationalvereines recht gut, sie sind ihres Erfolges gewiß, und darum entschlüpft ihnen manchmal schon ein unbewachtes Wort von der künftigen „Pairschaft" in dem preußischen Deutschland. Kein altes Fürstenhaus wird das Glück solcher Pairschaft erstreben, wenn aber auch die kleinen Staaten in Norddeutschland und wenn die sächsischen Herzogthümer sich fügten, so würden die mittleren und besonders die süddeutschen Staaten ihre Selbstständigkeit so leicht wohl nicht aufgeben. Würde in der allgemeinen Unordnung nicht etwa Bayern hervortreten, um den Kern eines süddeutschen Bundesstaates zu bilden? Sein Recht und sein Beruf wäre mindestens eben so gut als das Recht und der Beruf von Preußen begründet, die süddeutschen Völker würden ihm eher als diesem anhängen, manche andere Staaten würden mitgehen und wär' es auch nur aus Haß gegen den Eroberer und in der Hoffnung, die geliebte Souverainetät zu erhalten oder nach und nach wieder zu erwerben. Deutschland wäre nun gänzlich zerspalten; ein innerer Krieg könnte die Spaltung nicht heben, denn die Fremden würden sich schnell darein mischen, und das Ende wäre die vollkommene Zerreißung des Vaterlandes, ohne daß Preußen an Macht gewänne.

Sollen die Plane des Nationalvereines wirklich durchgeführt werden, so helfen keine Halbheiten, man muß jede Maske abwerfen und die Sache mit kecker Entschiedenheit anfassen: Preußen muß das deutsche Piemont werden. Wollte der König diese Stelle übernehmen, so würde er in Deutschland selbst einen ganz anderen Widerstand finden als Victor Emmanuel in Italien gefunden hat; denn in den deutschen Staaten ist eine andere Kraft als in den italienischen Herzogthümern war. Aus eigener Macht würde Preußen diesen Widerstand wohl nicht überwinden, der eine und die andern würden Fremde herbeirufen und mit den Franzosen oder mit den Russen käme das Ende von Deutschland.

Hat, man hört es von verschiedenen Seiten, der Nationalverein seine Fäden in Paris angeknüpft, um das Princip der Nationalitäten zu seinen Gunsten geltend zu machen, so hat man aus den Tuilerien ihm ohne Zweifel die besten Wünsche für sein Wohlergehen gesendet; der französische Selbstherrscher würde auch gar nicht anstehen, den Grundsatz der „Nicht-Intervention" auszusprechen, aber er würde sich immer ein Thor offen halten, um, wenn er es gerathen fände, aus der falschen Neutralität herauszugehen, und besonders würde er jede österreichische „Einmischung" für einen Kriegsfall erklären; wahrscheinlich aber würde er die Anwendung des Grundsatzes noch weiter treiben. Wenn einzelne Bundesstaaten, wenn z. B. Kurhessen oder Nassau oder Baden die preußische Hegemonie anerkannt, d. h. dem vergrößerten Preußen sich unterworfen hätten, und andere Bundesstaaten würden gegen diese die Bundes-Akte aufrecht halten wollen: so würde Napoleon III. darin eine Einmischung sehen, welche „im Interesse der Freiheit" die seinige nothwendig machte. Daß übrigens Preußen nicht größer und mächtiger würde, als er es gern haben wollte — nun dafür würde er schon sorgen.

Geschähe, was uns jetzt als unmöglich erscheint, würde Preußen sich durch die Annexion der anderen Bundesstaaten vergrößern, so wäre dieses Deutschland noch immer schwach unter den Großmächten; es wäre abgeschnitten von dem adriatischen Meere, die Donau wäre ihm gesperrt, der Rhein nur ein Grenzfluß und dessen Mündungen in anderer Hand; das kleine Stückchen unserer Küste wäre offen und die Seestädte mit ihrer Schiffahrt und ihrem Handel gegen die feindlichen Seemächte schutzlos wie bisher; die Alpenländer wären verloren, Böhmen die feste Burg von Deutschland, wäre das Fort, welches weithin die deutschen Länder beherrschte, und es würde nur zu Angriffen auf Schlesien, auf Sachsen und auf Bayern den Sammelplatz und den Ausgangspunkt geben. Dieses Deutschland hätte mit Ausnahme der Seeküsten nirgends natürliche Grenzen, die meisten wären vollständig offen, und ein französisches Heer, vom Oberrhein ausgehend, hätte nicht viele Märsche zu machen, um die südöstliche Grenze des Reiches zu erreichen. Die ungeheuren Hülfsmittel, mit welchen Oesterreich fünfundzwanzig Jahre lang den Kampf gegen die französische Herrschaft geführt hat, wären verloren, und schwach durch seine Gestaltung, schwach durch innere Spaltung und Mißmuth stünde das kleine Deutschland vereinzelt inmitten feindlicher Mächte. Es hätte auf dem Festland keinen Alliirten, eine englische Allianz wäre sehr zweifelhaft für eine Macht,

welche um ihre Existenz kämpfen müßte und käme sie zu Stand, so könnte die brittische Seemacht wohl seine Küsten bewachen, aber schwerlich würde sie seine Schiffahrt und seinen Handel beschützen. Wenn die Männer der Coburger Partei sagen, daß mit ihrem geeinigten Deutschland die österreichische Monarchie in das Verhältniß eines ewigen Schutz- und Trutzbündnisses treten werde — so sind sie in sonderbarem Widerspruch mit ihrem eigenen Streben; denn da Oesterreich von Deutschland sich nicht trennen will, so möchten sie die habsburgische Macht vernichten; sie möchten Venetien dem Königreich Italien zuwenden; sie möchten Ungarn selbstständig machen; sie möchten aus den romanischen Ländern einen unabhängigen Staat bilden und sie möchten Galizien einem Königreich Polen einverleiben. Wien soll die Grenzstadt eines Erzherzogthumes oder eines kleinen Königreiches werden und dieses, meinen die Herren, würde dem preußischen Deutschland von selbst zufallen.

So wird es denn freilich nicht werden; die habsbürgische Macht ist gar zäh, sie wird sich erholen; in der Reihe der constitutionellen Staaten wird Oesterreich gar bald wieder ein Pfeiler der europäischen Staatenordnung werden, und in dieser wird ein preußisches Kaiserthum keinen Platz finden. Die Habsburger haben durch vier Jahrhunderte die deutsche Krone getragen, und sie werden sich darum ungern von Deutschland trennen, aber dennoch ist solche Trennung möglich, und gerade Preußen würde deren Folgen sehr bitter empfinden. Im constitutionellen Oesterreich können die Slaven wohl ein entschiedenes Uebergewicht gewinnen, denn sie sind in großer Mehrzahl; sie sind verständig und rührig und sie sehen kein Glück in der Verbindung mit Deutschland. Wird diese von der Politik des Nationalvereines gelockert, so wird jenes Uebergewicht sich schnell geltend machen und Oesterreich würde ein Slavenreich werden. Dieses aber hätte kein großes Interesse mit den Deutschen gemein; ein Deutschland wär ihm ein Wort ohne Sinn, es würde die herrlichen deutschen Provinzen mit eiserner Faust festhalten und in allen Lagen nur seinen besonderen Vortheil suchen. Mit Rußland und Frankreich würde es die furchtbare Trias der Continentalmächte bilden und diese würde in dem großen Raum unseres Vaterlandes nur kleine Staaten dulden, die vereinzelt neben einander bestünden. Die nothwendigen Gegengewichte lägen von selbst in der Trias; keine der drei Großmächte hätte eine Zwischenmacht nöthig und die preußische Macht würde gebrochen. Frankreich würde den Rhein zur Ostgrenze erhalten von der Schweiz bis an die Nordsee; Posen und

Westpreußen und wohl auch ein Theil von Ostpreußen würde den Russen zufallen, man würde Pommern vielleicht den Schweden schenken; Oesterreich würde mindestens Schlesien zurücknehmen und was man mit Sachsen und Westphalen machte, das hinge von Umständen ab. Die kleinen Staaten würden den drei Continentalmächten die unmittelbaren Berührungen erschweren, ohne daß sie ein Wort mitreden dürften. Das neue Gleichgewicht wäre hergestellt; den Romanen und den Slaven gehörte Europa — die Deutschen wären aus der Reihe der Nationen gestrichen.

Das wäre denn die „Kräftigung des nationalen Bandes“, welche der Gesandte für Sachsen-Coburg-Gotha im Namen des Nationalvereines den Deutschen verspricht. Sollte man unter dem „nationalen Band“ etwas Anderes als die Vergrößerung Preußens verstehen, so müßte man nicht die Erfahrung gemacht haben, daß die Partei des Nationalvereins jede zweckmäßige und ausführbare Reform des Bundes beharrlich gehindert hat. Es ist ihr aber nicht gelungen, die Völker in Süddeutschland dadurch zu überzeugen, daß nur aus dem Coburger Programm des Vaterlandes Macht und Größe hervorgehen könne; mit Ausnahme verschrobener Städter ist ihm das Treiben der Gothaer zuwider; in richtigem Gefühl ahnt es die nothwendigen Folgen der Wühlerei und es wollte von dem Deutschland des Nationalvereines nichts wissen, auch wenn nicht die ohne Zweifel ungerechte aber unüberwindliche Abneigung gegen das Preußenthum durch die Erlebnisse im Jahre 1859 mächtig verstärkt worden wäre.

Noch hätt' ich Manches auf dem Herzen; aber ich will Ew. Ew. damit jetzt nicht belästigen; es wäre auch recht unnöthig, denn von Allem, was in unserem lieben Vaterlande vorgeht, sind Sie weit besser unterrichtet als ich, und meine Herzensergießungen können am Ende doch nicht Ihr Urtheil bestimmen. Mit dem Ausdruck wahrer Verehrung

Ew. Ew.

gehorsamer R.

XLVII.

Die Zusammenkunft von Erfurt und ihre Nachklänge.

Wir haben bis jetzt über die Conferenz, welche am 21. und 22. September vorigen Jahres zu Erfurt zwischen einigen Katholiken und einigen protestantischen Männern zum Zweck einer brüderlichen Vereinigung abgehalten worden ist, Stillschweigen beobachtet. Nicht deßhalb, weil wir den Vorgang mißbilligten oder seine Wichtigkeit unterschätzten, sondern weil es uns darauf ankam, die Nachwirkungen desselben zu beobachten. Denn es schien uns, als müsse der Werth oder Unwerth des Ereignisses sich erst noch entscheiden, je nachdem es heute besprochen und morgen vergessen wurde, oder aber einen dauernden Eindruck hinterließ. Nun ist das Letztere so sehr der Fall gewesen, daß der Pendel den leisen Stoß jener zwei Septembertage in diesem Augenblicke noch nicht ausgeschwungen hat, und noch nach einem halben Jahre protestantische Blätter aller Farben auf den äußerlich so unscheinbaren Vorgang zurückkamen. Das will viel sagen in unsern erregten Tagen voll rascher Wechsel und eiliger Zerstreutheit.

Die Feinde der Sache haben mit dem Anschein spöttischer Verachtung auf die „geringen äußern Dimensionen" der Ver-

sammlung hingewiesen; überdieß hat sich die zweite Conferenz an dem plötzlichen Rücktritt des Hrn. Professor Leo aus Halle, von welchem das Programm bereits verfaßt war, gänzlich zerschlagen: und doch dieses nachhaltige Aufsehen in- und außerhalb der Zunft der Goldschmiede von Ephesus! „Ist das nicht eine seltsame Thatsache?“ fragt das Hallische Volksblatt mit Recht, „wie soll man sie erklären? Es scheint darin die unwillkürliche Anerkennung zu liegen, daß hier in der That, trotz der auf's Aeußerste geringen äußern Dimensionen und trotz des völligen Mangels an Aufhebens, das von Seite der Betheiligten selbst davon gemacht worden, ein Punkt getroffen seyn muß von ungewöhnlich innerer Bedeutung.“ *)

Ein bedeutsames Moment ergibt sich ferner aus dem Umstand, daß die Zuschauenden den Gedanken der Erfurter Conferenz besser verstanden, als die Betheiligten selber sich gestehen wollten. Die Versammlung hatte sich in der That lediglich den Zweck einer Verständigung in den politisch-socialen Fragen der Gegenwart vorgenommen; und darum hätte man sich außerhalb gewiß nicht zu sehr gekümmert, um so weniger als bei solchen Allianzen erfahrungsmäßig ohnehin nicht viel herauskommt. Aber wenn der Versuch mit Ernst ergriffen wurde, so mußte er unwillkürlich weiter führen, das politisch-sociale Einvernehmen mußte nothwendig den Charakter einer religiös-kirchlichen Einigung annehmen; der Lehmkörper bedurfte der eingehauchten Seele, die seine Schöpfer ihm nicht vorenthalten konnten, wenn sie auch wollten. Dieß war es, was in den weitern Kreisen sogleich herausgefühlt wurde und was die profane Welt in Allarm versetzte.

Sicherlich hätte sich der Lärm auch dann erhoben, wenn nicht die taktlosen Ueberschwänglichkeiten einiger katholischen Blätter hinzugetreten wären. Bekanntlich haben nämlich das

*) Halle'sches Volksblatt vom 20. April 1861.

Märkische Kirchenblatt, die Sion und das Giornale di Roma an die Besprechungen von Erfurt sofort höchst sanguinische Schlüsse auf „massenhafte Uebertritte" zur katholischen Kirche, auf „Wiedervereinigung der getrennten Confessionen", auf eine unter den Protestanten aufsteigende „Einsicht in die sittliche Bedeutung des Papstthums" u. s. w. geknüpft. Daß die nichtkatholischen Mitglieder der Conferenz sich gegen solche Deutungen energisch verwahrten und sich endlich lieber ganz zurückzogen, kann ihnen billigerweise Niemand verargen. Daß sie aber nur zu einer vagen politisch-socialen Einigung „gegen Revolution und Antichristenthum" sich bekennen wollten, und den Geist kirchlicher Wiedervereinigung dabei desavouiren zu können vermeinten: das ist uns von diesen Männern, welche doch so gut wie wir von Kirchensinn erfüllt sind, weniger begreiflich.

Es ist ihnen auch in der That schlecht gelungen. Denn während sie zwar nur von einer äußern Einigung sprechen, meinen sie doch selbst immer wieder die wahre und innerste; namentlich fällt dieser unwillkürliche Selbstwiderspruch an dem Beispiele Leo's auf. Sollte daher der erste Versuch von Erfurt früher oder später wieder aufgenommen werden, so müßte man wohl vor Allem wünschen, daß das unumgängliche Ziel zwar durchaus frei und unverbindlich, aber ohne Rückhalt und ängstliche Illusion vorangestellt werde. Hierin hat es vielleicht schon der Veranstalter der ersten Conferenz versehen, indem er dieselbe mit Professor Leo verabredete. Die katholischen Theilnehmer selber erfuhren aus der Einladung bloß so viel: daß die schwere, ganz Europa und besonders Deutschland bedrohende Krisis die Besorgniß nahelege, es dürften Katholiken oder Protestanten die Gefahr der Zeit wahrnehmen, um die confessionelle Trennung durch religiöse und demnächst politische Streitigkeiten zu erweitern, und es komme darauf an, nach beiden Seiten hin dem vorzubeugen. Offenbar war dieß viel

zu wenig gesagt, und der verhaltene Gedanke mußte naturgemäß explodiren.

Indessen versammelte sich die Conferenz zu Erfurt, im Ganzen fünf Personen von protestantischer und eilf von katholischer Seite, die noch dazu, weil in Folge eines Mißverständnisses mehrere erst am zweiten Tage eintrafen, niemals alle beisammen waren. Als protestantische Theilnehmer werden genannt: vor Allem Professor Leo; dann der pensionirte Geheimrath Bindewald, der bis zum Anbruch der Neuen Aera in Preußen die rechte Hand des verstorbenen Cultusministers von Raumer war, welchem er auch ein glänzendes Denkmal der Pietät gesetzt hat;*) ferner Frhr. von Friesen-Rötha, Präsident der ersten Kammer und Haupt der christlich-germanischen Richtung im Königreich Sachsen, er war mit seinem Freunde, dem Grafen Stolberg gekommen; endlich ein pensionirter Gymnasialdirektor aus Erfurt selbst. Von katholischer Seite erschienen Graf Cajus zu Stolberg aus Sachsen, der gelehrte Pfarrer Dr. Michelis aus Münster, von welchem der Plan der Conferenz ausgegangen und in's Werk gesetzt worden war, der geh. Regierungsrath a. D. Dr. Volk zu Erfurt, welcher unter dem Namen „Ludwig Clarus" überall bekannt ist, ein Paar auf der Durchreise zur Generalversammlung in Prag begriffene Westfalen, endlich einige Katholiken aus der Stadt Erfurt.

Zunächst fällt es auf, daß nur Ein katholischer und gar kein protestantischer Geistlicher bei der Conferenz gegenwärtig war, sowie daß die beamteten Herren aus Preußen sämmtlich, bis auf Hrn. Leo, den Titel „außer Dienst" führten. Ueber die erstere Erscheinung erfährt man, daß protestantische

*) Der Staatsminister von Raumer und seine Verwaltung des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in Preußen. Berlin 1860.

Geistliche in Preußen grundsätzlich gar nicht eingeladen wurden, um nicht ihre ohnehin schwierige Lage durch die leicht vorauszusehenden Verdächtigungen zu vermehren*). Bei der Conferenz selbst wurde übrigens von der competentesten Seite versichert: „viele evangelischen Prediger kämen zur Erkenntniß, wie es ihnen unmöglich seyn werde, der allgemeinen Auflösung mit Erfolg entgegenzutreten, in soferne sie sich nicht an die römisch-katholische Kirche anlehnten". Daß indeß derlei Einsichten auch an weltlichen Beamten zu Berlin keineswegs genehm wären, soll Hr. Leo gründlich erfahren haben. Es wird nämlich erzählt: die preußische Regierung habe gegen die Mitglieder der Conferenz sogar einen Strafproceß wegen „unerlaubter Versammlung" einleiten wollen, und da die Gerichte darauf nicht eingegangen, sei Hrn. Prof. Leo wenigstens sein Gehalt von 250 Thalern, den er als Examinator bezog, gestrichen worden.

Jedenfalls scheint man in Berlin die Angelegenheit gutentheils ernster genommen zu haben als der berühmte Gelehrte von Halle selber. Während nämlich der Minister von Bethmann-Hollweg für die evangelische Freiheit Norddeutschlands und den Nationalverein zitterte, antwortete Hr. Leo auf das grollende Gebrumm seines alten Freundes, des griesgrämigen Hrn. Hengstenberg in Berlin, wie folgt:

„Nun lebt in mir etwas, was Ihnen in dem Grade, wie ich es habe, abgeht — nämlich der Humor. Ich dachte, wenn die Sache so angefangen wird, bist du doch recht begierig, was der liebe Gott am Ende daraus machen wird. Ich hatte auf zehn bis zwölf Eingeladene gerechnet; allmählig erhielt ich die Vorstellung, eine ganze Menge unter einander völlig unbekannte Menschen erhielten Einladungen. Meine ernsten Hoffnungen traten mehr und mehr zurück, aber nun bohrte die italienische spaßhafte Seele in mir auf und ich dachte: na! das wird einen schö-

*) Halle'sches Volksblatt vom 20. April 1861.

nen Salat geben — mich aber zurückzuziehen, hatte ich doch auch nun keine Lust, weil ich B zu sagen pflege, wo ich A gesagt habe, und mein Lebtage einen vielleicht sündlichen Zug zum Hazardspiel in mir gehabt habe. Dieser Zug geht Ihnen ganz ab, und von dieser Seite werden Sie mich ganz verurtheilen; aber eben weil er Ihnen von Natur ganz abgeht, kann ich Sie nicht als ganz competenten Richter in diesem Punkte über mich anerkennen" *).

Die Besprechungen der Conferenz waren übrigens zur herzlichen Erquickung aller Anwesenden verlaufen. Den katholischen Theilnehmern wird von der andern Seite das ungetheilte Lob gespendet, daß ihre Haltung eine dem Programm durchaus entsprechende und die Parität vollkommen achtende gewesen, „ja man habe sich über den Grad, in welchem sie sich unexclusiv bewiesen, fast verwundert" **). Aber auch die Katholiken fanden sich über alles Erwarten befriedigt. So war der erlauchte Graf Cajus zu Stolberg keineswegs mit übertriebenen Hoffnungen nach Erfurt gegangen, mitten unter Protestanten lebend ist er jeder Illusion, die über die Gnade Gottes und die Macht unseres Gebets hinausgeht, unzugänglich; aber auch er hat Erfurt zuversichtlicher verlassen, als er hingekommen war.

„Das Interesse der Zusammenkunft mit Männern wie die von Michelis mir genannten", erzählt uns der erlauchte Herr, „veranlaßte mich nach Erfurt zu gehen, auch einen mir befreundeten Protestanten einzuladen. . . Die Besprechungen, welche stattfanden, waren mir sehr wohlthuend. Die protestantischen Conferenzglieder drangen einstimmig darauf, daß das Attentat gegen das weltliche Besitzthum des päpstlichen Stuhles als Anlaß zu dem Unternehmen angegeben werden müsse. Ich erklärte nun: „„wie wir Katholiken solche freundliche Auffassung als unseren

---

*) Hengstenbergs Evang. K.-Z. vom 9. Febr. 1861.

**) Halle'sches Volksblatt a. a. O.

Herzen wohlthuend anzuerkennen hätten, wie ich jedoch uns Katholiken nicht in der Lage sehe, Sympathie-Erklärungen bei andern Confessionsverwandten zu suchen. Die Kirche befinde sich in einer Krisis, wo die Sünden ihrer Glieder gebüßt würden; sie habe sich vor Gott zu beugen und wir Ihn um Gnade anzuflehen, aber wir hätten die feste Glaubenszuversicht, daß der Zeit der Heimsuchung eine um so größere Erhöhung folgen werde. Nach der Gefangennehmung Pius' VII. habe das Papstthum ein Ansehen gewonnen bei Katholiken und Nichtkatholiken, wie es seit vielleicht vierhundert bis fünfhundert Jahren nicht gehabt habe; die Erhöhung der katholischen Kirche sei unserer Ueberzeugung nach das, was Gott durch die Drangsale, welche uns bevorstehen, herbeiführen wolle. Wie aber die Herren gegenüber der großen Mehrzahl ihrer Confessionsverwandten, deren manche in Rom die babylonische Hure sehen, eine Erklärung wie die von ihnen beabsichtigte zu vertreten gedächten: das hätten sie zu erwägen"".

„Diese mit herzlicher Freundlichkeit von mir gegebene Erklärung wurde auf das Freundlichste aufgenommen. Die Herren blieben bei ihrer Ansicht, und es wurde eine weitere größere Versammlung beschlossen, welche an einem noch zu bestimmenden Tage gegen Ende Oktobers stattfinden sollte. Dieser sollten dann fernere Versammlungen folgen, in einem religiösen Blatte sollten friedliche Controversen geführt werden und wurde dazu das Halle'sche Volksblatt vorgeschlagen. Eine Controverse, welche über den von der katholischen Kirche behaupteten Sinn der Bezeichnung sancta ecclesia entstand, wurde jedoch allseitig abgeschnitten, weil man keine theologischen Colloquien wollte. Der Vorschlag des Pfarrers Michelis, mit einem Programm öffentlich aufzutreten, wurde gleichfalls abgewiesen, und ein von ihm vorgelegter Entwurf, welcher den durch die Conferenzglieder privatim zu erlassenden Einladungen zu der erweiterten Versammlung zu Grund gelegt werden sollte, als zu ausführlich zurückgezogen. Dagegen wurde von dem Professor Leo das demnächst bekannt gewordene Programm entworfen und von den Anwesenden unterzeichnet."

Man war nachher allgemein der Ansicht, das fragliche Programm könne nur aus katholischer Feder geflossen seyn.

Allerdings enthielt dasselbe wesentlich nichts Anderes als der von Dr. Michelis vorgelegte Entwurf*), über die Autorschaft aber bemerkt Hr. Leo seinem zelotischen Freunde in Berlin: „Sie sind der Meinung, ein Katholik habe das Programm verfaßt, aber ich habe es verfaßt, also kein Katholik". Ebenso fälschlich bildete sich, als der Plan einer weitern Conferenz plötzlich Schiffbruch litt, das Publikum ein, der Rückzug sei von den Katholiken angetreten worden: sie seien, meinte Hr. Hengstenberg, um eine Erfahrung reicher geworden, hätten allen Verkehr abgebrochen und jede Theilnahme an ferneren Versammlungen abgelehnt. In Wahrheit war es aber wieder Professor Leo, welcher das Signal zum Rückzug gab, und zwar deßhalb, weil er die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die beabsichtigte Conferenz nicht zur Einigung führen werde, sondern zu größerer Uneinigkeit. So äußerte er sich brieflich; die conforme Erklärung, mit welcher er den Angreifer in Berlin öffentlich beehrte, läßt an Bestimmtheit wie an Interesse nichts zu wünschen übrig:

„Von einer Einbildung, als hätten wir eine kirchliche Aufgabe, zu der ja allerdings eine uns ganz fehlende Vollmacht gehört hätte, war nicht die Rede. Es war ein Zusammentreffen von eilf, einander zeither allerdings großentheils unbekannten Männern, die sich freundlich und vertraulich über etwas besprachen, was werden könne, und wozu wir weiter Hände anlegen wollten — und auch das, was werden könne, war in unserer Vorstellung nicht etwas Kirchliches, wozu wir eines Auftrags, einer Vollmacht, einer Mission bedurft hätten, sondern

*) Auch er spricht nur von der „Bildung eines geschlossenen Widerstandes aller conservativen und christlichen Elemente gegenüber den revolutionären und antichristlichen Elementen"; „jene aus voller und wahrer Ueberzeugung entspringende Wiedervereinigung, welche, wie sollten wir es verhehlen, unser Aller aufrichtigster und höchster Wunsch ist" — überläßt er der Gnade Gottes.

eine Einwirkung auf das Gewissen der öffentlichen Meinung hinsichtlich dessen, was Recht oder Unrecht wäre in der Welt — welche Einwirkung ja jeder Einzelne täglich für seine Person versucht, und die uns zu hindern dermalen kein Mensch ein Recht hatte. Das einzige Kirchliche an unserer Zusammenkunft bestand darin, daß wir einerseits uns Alle als gläubige Christen wußten, und andererseits daß wir aussprachen, die kirchliche Differenz solle uns nicht hindern und scheiden in dem, was Recht sei auf der Welt."

„Das ist der ganze Vorgang, der uns etwa zwei Stunden zusammenhielt, zu dem ich mich noch heute in froher Erinnerung bekenne und dessen Tendenzen, wie sie damals entgegentraten, ich noch heute theile, dem aber durch Phantasien, denen katholische Blätter ihren Raum zu bieten sich nicht gehütet haben, ein völlig unsinniger Charakter beigelegt worden ist, zu dem ich mich nicht bekenne — und dessen Möglichkeit mich hauptsächlich bestimmt hat, mich sofort gegen jede Betheiligung meinerseits an Fortsetzung der Sache zu erklären, nicht aus Furcht vor dem Scandal, den ich etwa dadurch auf mich zöge — dieser Schlange habe ich längst den Kopf abgebissen — sondern aus dem sehr einfachen Grunde, daß wenn die Sache so behandelt werden kann, sie dann nothwendig zu Verstärkung des Hasses und der Trennung zwischen katholischer und lutherischer Kirche führen muß, und weil ich an solcher Sünde der Verhetzung auch nicht einmal mittelbar einen wissentlichen Antheil haben will" *).

Faßt man den Kern dieser Aussprüche Leo's auf, so ergibt sich, daß er seinerseits nicht nur keine Annäherung an die katholische Autorität im Sinne hatte, sondern auch jede Absicht eine kirchliche Wiedervereinigung anzubahnen als durchaus ungeeignet fernhielt. Er trat in dem Augenblicke zurück, in dem er bemerkte, daß es keine Basis freundschaftlichen Zusammenwirkens zwischen beiden Parteien gebe, wo

*) Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 9. Febr. 1861. S. 141.

nicht alsbald der kirchliche Einigungs- oder Unionsgedanke mit der Nothwendigkeit des Schattens in der Sonne sich anhängte. Unter diesen Umständen macht es fast einen komischen Eindruck, wenn man sich beiderseits noch eigens gegen das Eindringen förmlicher Religions-Colloquien verwahrte. Wenn aber selbst ein Leo in der Lage ist, seinen katholischen Berührungen so enge Grenzen stecken zu müssen, so beweist dieß zwar noch keineswegs die Nichtigkeit aller irenischen Versuche, wohl aber daß die vollste und rückhaltloseste Offenheit stets die erste Bedingung seyn muß, weil nur dadurch jede Möglichkeit des Verdachts und Argwohns von vornherein ausgeschlossen wird.

Nur Ein protestantischer Mann hat im Verlauf der nachträglichen Discussion die Stellung zur Sache eingenommen, welche wir meinen. Es ist jener berühmte Ritter ohne Furcht, dessen tiefes Gemüthsleben und sozusagen poetische Ader mit einem streng juristischen Wesen in so seltener und fast wunderlicher Verbindung steht, daß er im Grunde überall eine Partei für sich bildet: ich meine den Präsidenten von Gerlach. Während das Erfurter Ereigniß der „Kreuzzeitung" den Angstschweiß austrieb für ihr unschätzbares Gut der „evangelischen Freiheit", und auf dem Hengstenbergischen Haupte alle Haare sich sträubten über solche Zetteleien der Gläubigen mit dem „Papstthum vom Teufel gestift"; während die Zeitschrift der Rostocker Theologen über das „tödtliche Gift dieser falschen Bündnisse" lamentirte, und sowohl der Kreuzzeitung als dem Halle'schen Volksblatt vorwarf: sie hätten „nun lange genug in so verderblicher Weise in den Kreisen unserer Kirche gewühlt"; während im letztern Organ, dem man „heimliche Pläne" vorwirft, selber sich Stimmen erhoben, welche nur die Eine Allianz im himmlischen Jerusalem für gefahrlos erklärten, und der katholischen Hierarchie „himmelschreiende Versündigungen und Lästerungen des heiligen

Geistes" vorwarfen, „auch nur von Hussens Verbrennung an gerechnet" *) — währenddem verweist Hr. von Gerlach der Berliner Kirchenzeitung, deren Mitgründer er einst gewesen, ihr ungeziemend hochmüthiges Benehmen und spricht unumwunden die Hoffnung aus, daß das „gute Werk" von Erfurt, dem beizuwohnen er leider verhindert war, seinen Fortgang nehmen werde. Er erblickt darin ein geistliches Senf-Korn zur vollen Einheit der Kirche, zu der noch unvollkommenen und zerrissenen Sancta ecclesia catholica. Wenn jetzt überhaupt auch auf dem Gebiete des Staats, wie z. B. in der Berliner Kammer, protestantische und katholische Bekämpfer der Revolution, die früher oft so schroff sich gegenüberstanden, die Hände sich reichen: so ist dieß noch keineswegs jene Einigung, die Hr. von Gerlach ersehnt, aber es ist ihm ein ermuthigender Hoffnungskeim inmitten der wilden Stürme unserer Tage. Er bekennt, in seinem langen Leben mit vielen Katholiken innere Gemeinschaft gesucht und gefunden zu haben, „er habe viel brüderliche Liebe von ihnen erfahren und über Verweigerung der Anerkennung des Gemeinsamen selten oder nie zu klagen gehabt". Hr. von Gerlach fürchtet sich endlich auch vor der Möglichkeit nicht, daß man geradezu darauf ausgehen könnte, ihn katholisch zu machen; er fände derlei Absichten vielmehr ganz natürlich. Wenn der Tag von Erfurt einen Nachfolger haben soll, so wird man die bezüglichen Worte Gerlachs über die Thüre des Conferenzsaals schreiben müssen, denn das ist die allein gerechte und praktikable Mensur:

„Der Verfasser dieses Aufsatzes sagt kein Wort über Controversen und Bekehrungseifer. Brennte die Bruderliebe erst heller und schärfer auf beiden Seiten, gerade dann würden wir mehr hören und sehen als jetzt von gutem Eifer auf beiden Seiten.

---

*) Vgl. Halle'sches Volksblatt vom 27. März und 24. April 1861.

Nicht der Eifer um das Haus Gottes, der nach Joh. 2, 17 den Herrn selbst gefressen hat, nicht der heiße Trieb Seelen zu gewinnen, zerreißt die Kirche, sondern die kalte, todte Gleichgültigkeit, das leere, laue Nebeneinander-Existiren ohne Glauben und ohne Liebe. Indifferenz, nicht Intoleranz — Lauheit, die der Herr ausspeit aus seinem Munde: das sind die Krankheiten, an denen die Zeit matt und krank ist, und an denen diesseits und jenseits die Kirche Gottes darniederliegt" *).

Schade ist es übrigens, daß nicht auch Stahl sich zur Sache geäußert hat; denn er zählt bekanntlich mit zu der vom Protestantismus der Neuen Aera verabscheuten Commandantschaft der „hochkirchlich-hierarchischen und kryptokatholischen Partei". Freilich genügen schon die vorliegenden Beispiele zum Beweis, wie weit die Meinungen selbst unter diesen vermeintlich so eng verbundenen und einverstandenen Männern auseinander gehen. Von Gerlach bis zu Hengstenberg ist geradezu ein Sprung wie von Ja zu Nein. Aber auch Hr. Leo, obwohl er aus Besorgniß vor dem Andrang einer kirchlichen Einigung die Hand vom Pfluge abgezogen, bekennt sich in seiner Strafepistel an den Berliner Theologen fortwährend zu einer Anschauung, welche von der Hengstenberg's diametral verschieden sei; ja er wirft ihm von Punkt zu Punkt eine „theologisirende Behandlung" vor, die hier keinerlei Berechtigung habe. Leo ist überhaupt darüber entrüstet, daß der alte Vorfechter des Pietismus einerseits gestehe, beide Kirchen hätten für jetzt noch von einander zu lernen und seien sich gegenseitig nothwendig, während er andererseits über die katholische Kirche mit einer gehässigen Bitterkeit herfalle, die sonst allerdings nur bei den Erlanger Gottesgelehrten heimisch zu seyn scheint.

---

*) Volksblatt vom 23. Febr. 1861.

Hr. Hengstenberg *) ist nicht nur über jedes Unternehmen entsetzt, welches eine kirchliche Annäherung wirklich zum Zwecke haben könnte, da die Gefahr den Katholiken gegenüber noch viel größer sei als bei den Calvinisten; sondern er schmäht auch schon den beabsichtigten Bund zur „Vertheidigung gemeinsamer conservativen Interessen", weil die Katholiken ihre Haut gewandelt haben müßten, wenn sie sich wirklich zu dem „höhern wahrhaft katholischen Sinn" herbeiließen, welcher „nur in den Kirchen der Reformation eine Stätte habe". Als wollte er gleich den Alleinbesitz dieser hochherzigen Katholicität erhärten, beruft er sich sofort auf das wüsteste Schmählibell des reformatorischen Corpus doctrinae, auf die Schmalkaldischen Artikel, preist er die Horden der italienischen Revolution als die Vollstrecker göttlicher Gerichte, gibt er den Katholiken gleißnerische Rathschläge für den bevorstehenden „Fall der römischen Kirche", und ist er sehr ungehalten über den Satz des Leo'schen Programms, daß „der Kirchenstaat auf unbestreitbarerem Recht beruhe als irgend eine andere europäische Herrschaft". Die Legitimität des päpstlichen Besitzes, meint er, könne man schon deßhalb nicht zugeben, weil dagegen „all das gerechte Blut reklamire, welches durch das Papstthum vergossen worden"; ja er wundert sich, „daß die Reformirten ihren Vortheil so wenig verstehen und ihre Märtyrbücher nicht neu herausgeben". Leider hat Dr. Leo ihn nicht gefragt, was dann die Katholiken mit ihren Akten über die von protestantischen Usurpationen in England, Frankreich und den Niederlanden verhängten Schlächtereien machen sollten? Er hat ihm nur entgegnet: „Ihrer ganzen theologisirenden Behandlung des Staatsrechts des Kirchenstaats bestreite ich die Berechtigung".

Der Berliner Theologe wirft aber den „evangelischen

*) S. sein Vorwort zur Evangl. K.-Z. vom 12. Jan. 1861.

Theilnehmern" von Erfurt überhaupt vor, daß sie der Worte der Schmalkaldischen Artikel — welche er nebst Luthers Tischreden in dem vorliegenden Hefte fast öfter als die heilige Schrift citirt — nicht eingedenk gewesen, der Worte nämlich, daß „gottesfürchtige Leute solche gräulichen Irrthümer des Papsts und seine Tyrannei wohl bedenken sollen." Man habe in Erfurt ganz vergessen, „was in dieser Bekenntnißschrift der deutschen lutherischen Kirche von der Gewalt und Oberkeit des Papst's gelehrt wird;" und es ist wohl nur dem höhern katholischen Sinn des Mannes zu danken, wenn er diese officielle Kirchenlehre nicht gleich wörtlich anführt, daß nämlich der Papst der leibhaftige Antichrist sei und „das Papstthum vom Teufel gestift." Unter solchen Voraussetzungen *mußte* ihm denn freilich die Stelle im Aufruf Leo's zum höchsten Aergernisse gereichen, wo es heißt: „wir wünschen nur *solche* Theilnehmer, die das Unheil der Kirchentrennung auch in nationaler Beziehung tief beklagen." Hier übermannt aber endlich der Unmuth den guten Professor von Halle, er *vergißt* seine früheren Verwahrungen und erklärt die kirchliche Einigung unumwunden für das, was jeder brave Deutsche anstreben müsse; das habe er schon bei hundert Gelegenheiten ausgesprochen und noch habe Niemand eine Widerlegung auch nur versucht.

„Ein Volk, was in sich kirchlich getrennt ist, durch diese Trennung dem subjektiven Klügeln Thor und Thüre geöffnet hat, drückt schon in seiner Sprache sein Unglück aus; grade alle die höchsten Dinge des sittlichen Lebens: Gott, Unsterblichkeit, Heiligkeit, Recht, Ehre ꝛc. erhalten allmählig in jedem Munde einen andern Sinn, . . . weil alle Worte zu offen klaffenden Leerheiten geworden sind, in die keine sittliche Tradition mehr eine gleichmäßige Erfüllung bringt. Eine solche sittliche Tradition kann keine Macht auf Erden wieder schaffen und ihr gemäß die Sprache bilden und die Begriffe erziehen — als eine einige Kirche, die ein ganzes dieselbe Sprache redendes Volk umfaßt. Solange

Deutschland nicht wieder in seinen sittlichen Begriffen und Traditionen Eins wird, solange bleibt Alles, was zu seiner Stärkung geschieht, nur Gegensätze gebärend und die Verwirrung weiter tragend; d. h. solange Deutschland nicht wieder eine herrschende Kirche hat, bleibt es schwach und gelähmt, man mag übrigens anfangen was man will. Es bleibt so lange die edelste Begeisterung für das Vaterland in ihrer Wirkung doch nur einer Quaksalberei gleich. Kann man diese Ueberzeugung nicht mit gleicher Ueberzeugung aussprechen, obwohl man selbst auf sehr verschiedenen Punkten der Tradition steht? Man soll nur zuerst die Ueberzeugung von dem furchtbaren innern Unglück großziehen, was in kirchlicher Uneinigkeit liegt, und man wird dann auch Liebe und Mittel zur Einigkeit finden" *).

Herr Hengstenberg meint im Gegentheile: durch die Kirchentrennung sei ja eben das deutsche Wesen zu seiner edelsten Blüthe gelangt. Welche Blüthe! Herr von Gerlach erwidert sehr richtig: der stolze Theologe möge doch nur sein eigenes Journal und insbesondere das gegenwärtige Vorwort selbst genauer besehen. In der That findet sich da bittere Klage über jenen nationalen Protestantismus, welchen Fichte am besten definirt hat, indem er der deutschen Nation nachrühmte, daß sie zweimal einen großen Schritt in der Fortbildung des menschlichen Geistes gemacht habe: einmal indem sie sich vom Papst und seinen Satzungen, das anderemal indem sie sich von Christus lossagte. Was aber die gläubige Seite des Protestantismus betrifft, so ist gerade das vorliegende Heft mit dem Jammer über ihre Zerrissenheit bis zum Rande gefüllt. Da erklärt Hr. Hengstenberg die Gründe, warum er und Stahl aus dem Kirchentag ausgetreten seien: weil nämlich bei der grundsätzlichen Ausschließung der entschieden luthe-

---

*) Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 9. Febuar 1861. S. 144.

risch Gesinnten von allen höhern Kirchenämtern in Preußen, bei dem unduldsamen und aggressiven Charakter des Unionismus überhaupt kein ehrlicher Lutheraner mit diesen Leuten mehr tagen könne. Sodann wird dargestellt, wie das Haupt der separirten Lutheraner zu Breslau wegen der Ehescheidungs-Frage in heftigen Conflikt mit der altlutherischen Schule zu Erlangen gerathen, und Hr. Hengstenberg selbst wieder von beiden abweiche. Ferner ein Aufsatz über das Zerwürfniß des Pastors Löhe mit dem Oberconsistorium in München, wobei Hr. Hengstenberg abermals mit keiner von beiden Parteien ganz einverstanden ist. Darauf folgt eine kritische Geschichte des neuestens unter den lutherischen Separatisten Preußens selber wieder eingetretenen Bruchs; aus der Separation hat sich abermals eine Separation gebildet. U. s. w.

Inmitten solcher betrübten Zustände sieht sich aber der Berliner Theologe immer noch in der Lage, die hoffärtigste Ueberhebung gegen die alte Kirche zu entwickeln. Ist dieß nicht ein ganz eigener Geist? und wenn ja, bildet dieser Geist die Regel oder die Ausnahme? Die Antwort dürfte nicht zweifelhaft seyn. Der selbstbewußte Protestantismus zerfällt in zwei große Richtungen; die freimaurerische oder humanistische ist durch den obenangeführten Ausspruch Fichte's charakterisirt, die gläubig orthodoxe durch das neuerliche Auftreten Hengstenberg's. Jene Nathanaels-Seelen, welche sich von dem Haß der einen wie der andern freigehalten haben, sind zu zählen; jedenfalls sind sie bis jetzt erst Einen Mann und einen halben stark aufgetreten, ein paar Schwalben aber machen bekanntlich noch keinen Sommer. Der Entwicklungs-Proceß im Großen geht immer noch ausschließlich innerhalb des Protestantismus vor sich. Allerdings drücken die Elemente der Neuen Aera täglich quälender und unversöhnlicher auf die symbolgläubigen Häuflein, und zahlen ihnen ihre Feindschaft gegen die alte Kirche mit Wucherzinsen heim; aber bis jetzt sind die harten

Herzen noch nicht erweicht, ja sie scheinen fast steinerner zu werden im eigenen Elend.

„Dessen, worin wir einstimmen, ist mehr als dessen, worin wir auseinandergehen, und das ist schon sehr viel heut zu Tage:" so hat eine katholische Celebrität an einen Freund aus dem Leo-Gerlachischen Kreise geschrieben und das Diktum hat dort großen Eindruck gemacht. Sein Urheber scheint identisch zu seyn mit dem Verfasser eines Briefs, welchen das Hallesche Volksblatt unter den nachträglichen Erörterungen des Erfurter Tages abdruckt und als geschrieben von einer der ersten theologischen Autoritäten des katholischen Deutschlands an einen bei der Sache bisher unbetheiligten lutherischen Jugendfreund bezeichnet. Der Sinn beider Mittheilungen aber findet sich in den bekannten Vorträgen des Herrn Stiftspropsts von Döllinger wieder, wo er sagt: „Von beiden Seiten werden immer mehr Zugeständnisse gemacht, auch wir, wir katholischen Theologen haben nicht mehr den schroffen Standpunkt inne, der einer frühern Zeit angehört, auch wir machen Zugeständnisse, erkennen an, daß die große religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts ihre guten Wirkungen gehabt hat rc."

Uns will diese Anschauung nicht ganz zusagen, insoferne sie auf eine mechanische Vermittlungs-Politik, auf eine so zu sagen numerische Ausgleichung hinauszulaufen scheint. Nicht auf ein äußerliches Mehr oder Minder gemeinsamer oder aparter Dogmen kommt es an, sondern ganz allein auf den Geist, der uns begegnet. Dem Geist der Reformation kann man gerechter Weise auch nicht einmal die guten Rückwirkungen zuerkennen, denn er hat sie nicht gewollt, er wollte nur zerstören, nicht bessern. Ist aber dieser Geist wirklich seit drei Jahrhunderten ein wesentlich anderer geworden? das ist die Frage. Wenn ja, dann ist die Vermittlung an ihrem Platz; wenn aber nein, dann sagt Hr. Hengstenberg ganz wahr: daß ein

Zugeständniß gleicher Berechtigung und gegenseitiger Anerkennung (in ecclesiasticis) den Katholiken unmöglich sei.

Der Geist als ein Ganzes muß entscheiden, jede vermittelnde Stückarbeit würde die letzte Verwirrung nur ärger machen als die erste. Gott bewahre uns zu allermeist hier vor den Chemikalien der modernen Wissenschaft! Bereits hat in dem oftgenannten Conferenz-Organ*) ein spekulativer Theologe, der sich als Professor eines bischöflichen Seminars bezeichnet, an das „Concil zu Erfurt“ den Vorschlag geknüpft: man müsse endlich einmal aufhören, in der Entstehung der protestantischen Kirche nur den Abfall von der katholischen Mutterkirche sehen zu wollen, weil man anfangen müsse, *in* ihr auch ein mitberechtigtes Princip des Christenthums anzuerkennen, und zwar in dem doppelseitigen Verständniß über die Person Jesu Christi, wozu dann freilich das Schelling'sche Schema ganz gut paßt: daß die wahre Kirche erst dann entstehe, wenn der katholische Petrus durch den protestantischen Paulus in die Endkirche des hl. Johannes eingehe. Ohne Zweifel ein prächtiges Thema für die nachträglichen Schuldebatten einer thatsächlichen Unionskirche; bis dahin aber gilt allein der Ausspruch eines andern Katholiken in demselben Blatte: daß die Kraft des Glaubens und daher die Fähigkeit zum Heil nach katholischer Lehre gar nicht an die *Erkenntniß* eines positiven Dogma's gebunden ist, sondern an eine geringe Uebung des Gehorsams.

Im Willen beruht der Geist, auf den es ankommt. Wer mit einzelnen Zugeständnissen manipuliren oder markten wollte, würde nur den Willen beiderseits entkräften und auch noch unsere Kirche selber in den Verdacht des Zwiespalts bringen. Schon die bisherigen Vorgänge haben auch das sonst

*) Halle'sches Volksblatt vom 20. April 1861.

so wohlmeinende Volksblatt zu dem Glauben verleitet, daß es in unserer katholischen Kirche zwei sehr verschiedene Strömungen gebe, von welchen die eine, in Erfurt vertretene, vom deutschen Genius getragen und zu Compromissen mit dem Protestantismus geneigt sei, während die andere, zur Zeit noch herrschende, aus der specifisch-italienischen Ausbildung der Hierarchie entstanden sei und von den Protestanten bedingungslose Unterwerfung und Uebertritt verlange. Mögen die Herren sich nicht verrechnen! Wenn es auch zwei oder mehr schulmäßig verschiedene Richtungen bei uns gibt, so kann doch keine mit dem Geiste sich befreunden, welcher dem letzten großen Concil jede Obedienz versagt hat. Ist jedoch dieser Geist geändert, dann wird es mit einer unirten deutschen Kirche so wenig Noth haben, wie mit den unirten Kirchen der orientalischen Völker.

Das Werk von Erfurt aber — soll es inzwischen auf sich beruhen? Keineswegs; seine Fortführung ist vielmehr dringend zu wünschen, aber eine Fortführung mit offenem Visir und mit beiderseits geklärten Stellungen. Persönliche Annäherung, freundliche Besprechung, allenfalls auch gewisse gemeinschaftliche Verabredungen, kurz Versammlungen im Sinne des Briefs der obengenannten katholischen Celebrität, sind nach wie vor möglich, jetzt sogar mehr als zuvor. Auch die Einwendung, daß solche Conferenzen ohne eigentlichen Inhalt zweck- und bedeutungslos wären, scheint uns nicht ins Gewicht zu fallen. Der Vortheil einer Gelegenheit, einander gegenseitig kennen zu lernen, ist nicht zu unterschätzen. Wenn ein junger lutherischer Pastor aus Anlaß der Erfurter Vorgänge klagt, daß man in und außer dem Hörsaal den Katholicismus gewöhnlich nur von seiner rauhen und abstoßenden Seite kennen lerne,*) so drückt auch uns der Uebelstand, daß nicht leicht

*) Halle'sches Volksblatt vom 24. April 1861.

zwei Protestanten, die uns sympathetisch anzögen, auf Einem Fleck Erde beisammen zu finden sind.

Namentlich scheint ein Zusammentreten ohne besondern Zweck außer dem der gesellschaftlichen Begegnung vor jeder Affigirung eines politisch-socialen Bundes den Vorzug zu verdienen. Denn die letztere wäre entweder überhaupt fruchtlos oder aber, trotz alles Sträubens, doch nur ein Vorwand für tiefer gehende Absichten, somit eine reiche Quelle des Mißtrauens und der Zerwürfnisse. Aber auch schon an sich wäre es bedenklich, die Erhaltung der bisherigen Weltordnung als ein specifisches Panier aufzupflanzen. Das „alte Regime", um den französischen Ausdruck zu gebrauchen, hat sich *nun* einmal überlebt und allenthalben selbst aufgegeben; die Kirche wird zwar stets für Recht und Wahrheit eintreten, ohne aber den Donquixote spielen zu müssen. Es hat eine Zeit der politischen Conversionen gegeben; diese Zeit ist vorbei, und wir bedauern es nicht, daß sie vorbei ist. Auch sie hat ihre sehr edlen Früchte getragen, aber die andere Zeit, wo der Geist der christlichen Kirche in seiner natürlichen Schönheit ohne die Zuthat der Staats-Crinoline erscheint, wird nicht weniger fruchtbar seyn.

XLVIII.

Die Herzoge Franz IV. und Franz V. von Modena.

Die jüngste Umwälzung in Italien hat bei allen ihren [...]ndernden und empörenden Erscheinungen unter Anderem [...] die im Ganzen sehr erfreuliche Folge gehabt, daß eine [...]e von interessanten Dokumenten, die sonst noch für lange Zeit [...]ig verborgen geblieben wären, nach und nach an das Licht [...]gen worden sind. Auch da, wo ein bloßes Parteiinteresse [...] der leidenschaftliche Haß gegen gestürzte Regierungen diese [...]likationen inspirirt und geleitet hat, läßt sich noch immer [...]facher Gewinn aus denselben ziehen, und nicht selten wird [...] von den Herausgebern beabsichtigte Effekt damit so we[...] erreicht, daß vielmehr ein ganz entgegengesetzter in mehr [...] einem Falle sich ergibt.

In der festen Ueberzeugung, daß Alles, was von „despo[...]en und antinationalen" Regierungen ausgeht, schlechthin [...]bscheuungswürdig seyn muß, ließ der gewesene Diktator [...]tralitaliens Dr. K. L. Farini, der an acht Monate in [...] Herzogsburg von Modena residirte, die Gesetze, Rescripte [...] Briefschaften der entthronten Herrscherfamilie von 1814 [...] 1859 zuerst stückweise in seiner officiellen Zeitung, dann

vollständiger in einer zweibändigen Sammlung abdrucken, ganz wie dasselbe auch in den päpstlichen Legationen geschah, die vom November 1859 bis März 1860 gleichfalls unter seinem Scepter standen. Der erste Theil dieser jedenfalls sehr lehrreichen Sammlung *) enthält Gesetze und Verordnungen der modenesischen Herzoge, die eine Idee vom Geiste ihrer Regierung, besonders in politischen Dingen, geben sollen; der zweite Erkenntnisse über politische Verbrechen, besonders von Standgerichten und Militärcommissionen seit 1822; der dritte Rescripte und Handbillete der Herzoge in verschiedenen Angelegenheiten. Der gewesene Arzt und große Staatsmann, damals noch auf der Höhe seines Glücks, in seiner Staatszeitung stets *mit* dem Prädikate l'eccelso Dittatore allerehrfurchtsvollst *genannt*, noch ohne Ahnung des Mißgeschicks, das ihn gleich so vielen anderen revolutionären Größen bald in Neapel ereilen *sollte*, glaubte zur Befestigung der neuen Ordnung der Dinge nichts Besseres thun zu können, als der Welt die abscheuliche Mißregierung der Prinzen von Habsburg-Este aus ihren eigenen Worten und Thaten in einer langen Reihe von Dokumenten vor Augen zu stellen, damit sie von Europa verurtheilt und für alle Zeiten gebrandmarkt werden möge.

Ob aber das nun vollendete Werk selbst den guten Absichten der Herausgeber entspricht, ob nicht vielmehr die Freunde der „Entthronten" Ursache haben, mit einer Publikation *sehr* zufrieden zu seyn, die an diesen Eigenschaften des Geistes und des Herzens aufzeigt, von denen dem „erwählten König" kaum eine einzige zur Seite steht, ob überhaupt die Sache Piemonts mit derartigen Enthüllungen viel gewonnen hat — das möchte immer noch bescheidenen Bedenken unterworfen bleiben. Merkwürdig ist auch, daß die neue Regierung so viele Aktenstücke

---

*) Documenti risguardanti il governo degli Austro-Estensi in Modena dal 1814 al 1859, pubblicati per ordine del Dittatore delle Provincie modenesi. Modena 1860. voll. 2.

mit Namen von Persönlichkeiten veröffentlichen ließ, die von ihr zu den wichtigsten Staatsämtern und Würden erhoben wurden, obschon (vielleicht wäre richtiger zu setzen: weil) sie laut diesen Dokumenten einst schwer compromittirt und zu infamirenden Strafen verurtheilt waren. Wir glauben an der Hand der geschichtlichen Thatsachen diese Schriftstücke in Kürze beleuchten zu sollen.

Das Herzogthum Modena, mit dem seit 1710 auch Mirandola vereinigt war, hatte 1814 nur 96 Quadratmeilen; nachdem 1829 Massa und Carrara, 1847 Guastalla und Theile der Lunigiana hinzugekommen waren, nicht ganz 120. Die Bevölkerung stieg auf 600,000 Seelen; sie war höchst verschiedenartig und selbst durch eigenthümliche Dialekte gekennzeichnet; ihren Wohlstand dankte sie in den fruchtbaren Gegenden der Viehzucht, dem Reichthum an Wein und Getreide, sowie an Marmor. Die Regenten aus dem Hause Este herrschten mild und gütig. Das kleine Land hat noch im vorigen Jahrhundert sehr viel für Künste und Wissenschaften geleistet; Namen wie Picus von Mirandola, Sigonio, Muratori, Nobili, Tassoni sind in seiner Gelehrtengeschichte verzeichnet; Franz III. von Este (seit 1737) vergrößerte die Universität von Modena und gründete viele herrliche Anstalten. In Voraussicht des Erlöschens der Dynastie ließ sich Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, Gemahl der Maria Beatrix, des letzten Sprößlings jenes Hauses, auf Grundlage des Vertrags von 1753 von seinem Bruder Joseph II. im J. 1771 die Eventualbelehnung mit dem Herzogthum als Reichslehen ertheilen; das Land ward so an das Geschlecht von Habsburg-Lothringen gekettet, sollte aber nie mit dem Kaiserstaate vereinigt werden.

Als nach dem Sturze Napoleons, der seit dem Oktober 1796 sich des Landes bemächtigt hatte, der Sohn des Erzherzogs Ferdinand und der Maria Beatrix von Este die Regierung antrat, fand er das Herzogthum erschöpft und tief-

zerrüttet. Es gelang der unermüdlichen Thätigkeit des geistreichen Franz IV., das Land rasch zu heben und Ordnung in die Finanzen zu bringen. Er ließ neue Straßen anlegen, verschönerte die Städte und öffentlichen Gebäude, restaurirte viele Kirchen, wie San Francesco und San Vincenzo in Modena, sorgte für bessere Waldcultur und errichtete bürgerliche und militärische Lehranstalten, aus welchen letzteren mehrere nachher in sardinischen Diensten bekannt gewordene Offiziere hervorgingen. Ebenso gründete er Waisenhäuser, Taubstummenanstalten, Spitäler und verschiedene wohlthätige Institute. Seine Freigebigkeit gegen Nothleidende bewährte sich glänzend, aber sie schützte ihn nicht vor dem oftmals erhobenen Vorwurf der Geldgier, den man aus seinen zum Theil lukrativen Unternehmungen, die für das Land anregend wirken sollten, zu begründen eifrig bemüht war. Der Herzog nahm sich der niederen Volksklassen mit großer Vorliebe persönlich an, entschädigte die durch die Revolution ihrer Habe beraubten Familien wahrhaft fürstlich, organisirte in zweckmäßiger Weise eine Bürgerwehr, und brachte durch Werbung im Lande selbst mittelst Handgeld und Exemtion der Familie des Soldaten von der Personalsteuer ein einheimisches kleines, aber wohl geübtes Heer zusammen, das in Friedenszeiten nur 3400 Mann (früher sogar nur 1860) zählen sollte. Für ein kleines Land, wie das Herzogthum Modena, waren die Schöpfungen des Erzherzogs Franz wahrhaft großartig *).

Vor Allem aber lag dem Herzog die Religion am Herzen; der Kirche war er treu ergeben und ihr sollten seine Modenesen ergeben seyn. Er wußte, daß sie am besten die von der Revolution geschlagenen Wunden heilen könne, und in

---

*) Vgl. Memorie storiche intorno la vita dell' Arciduca Francesco IV. d'Austria compilate da Cesare Galvani, sacerdote Modenese. Modena 1854.

dieser Absicht lieh er auch den geistlichen Orden beiderlei Geschlechtes wirksamen Schutz. Den Jesuiten, die er in vielen Fällen erprobt, vertraute er mehrere Erziehungsanstalten an und erwies ihnen stets besondere Gunst. Natürlich wäre das schon für sich hinreichend gewesen, ihm den Haß der Liberalen in ganz Italien zuzuziehen. Ein unter den Papieren des Herzogs vorgefundenes Schreiben des verstorbenen Jesuitengenerals P. Roothan vom 25. Sept. 1841, worin dieser dem Fürsten für mehrere dem Orden gewährte Gunstbezeugungen dankt und den Wunsch ausspricht, daß dieser stets seinen frommen Absichten entsprechen möge, scheint jetzt zu einer der schwersten Anklagen dienen zu müssen; unter „frommen Absichten", welche Jesuiten preisen, können ja die Wortführer der modernen Cultur nur die schändlichsten und niederträchtigsten Anschläge verstehen, die jeden Gutgesinnten mit Schauder und Abscheu erfüllen müssen.

Aber der Haß der Liberalen hatte noch einen anderen, tiefer gehenden Grund. Franz IV. erkannte mit so vielen anderen intelligenten Männern den Krebsschaden Italiens in den geheimen Gesellschaften. Seine Edikte vom 20. September 1820 und vom 1. März 1824 sprechen das bestimmt aus und zeigen uns, daß der Fürst sehr gut über Organisation, Zwecke und Mittel dieser Sekten unterrichtet war und das immense Unglück voraussah, das sie noch über Italien bringen würden. Heute rühmt sich die revolutionäre Presse in Italien offen der aus unscheinbaren Anfängen gewonnenen Resultate, die Geheimbünde aber rächten sich an dem ihnen unbequemen Fürsten durch Verläumdungen jeder Art, durch fortwährende Conspirationen mit dem Ausland, ja durch zahllose Attentate auf sein Leben, die nothwendig seine Strenge herausforderten. Jung-Italien haßte ihn wie seinen Todfeind und seine Literaten haben die Tyrannei des „modenesischen Tiberius" allen ihren liberalen Collegen im Auslande im Lichte einer unläugbaren Thatsache darzustellen gewußt.

Nicht wenig wurde Franz IV. auch dadurch verhaßt, daß er im Bunde mit dem Fürsten Metternich den Prinzen Karl Albert von der Thronfolge in Piemont auszuschließen suchte, weßhalb man glaubte, er habe als Schwiegersohn des Königs Viktor Emmanuel I., der am 12. März 1821 die Krone niederlegte, nach dem Tode des kinderlosen Karl Felix das Königreich an sich zu bringen gesucht. Allein wenn wir den scharf ausgeprägten Charakter des Herzogs Franz genau ins Auge fassen und seine Schritte in ihrem Zusammenhang verfolgen, so wird es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß nicht zunächst Vergrößerungssucht es war, was ihn gegen Karl Albert animirte, sondern die festgewurzelte, mit Metternich getheilte Ueberzeugung, daß dieser Prinz, der als Angehöriger der Geheimbünde galt und von den Freimaurern als einer der Ihrigen betrachtet wurde, wenigstens mit vielen erklärten Revolutionären eine enge Verbindung unterhielt, wenn er je zum Throne gelange, das schwerste Unglück über Italien bringen, Ordnung und Legitimität auf das äußerste bedrohen werde. Schon die Antecedentien des Prinzen von Carignan, dessen Vater unter der französischen Herrschaft nicht dem königlichen Hause nach der Insel Sardinien gefolgt, sondern in die Nationalgarde der Republik eingetreten war, dessen Mutter, wie man sagte, einst um den Freiheitsbaum getanzt, der selbst in französischen Militärschulen seine Erziehung erhalten, sehr oft eine dem strengen monarchischen Princip nicht zusagende Haltung zu Schau getragen und bei dem Aufstande von 1821 eine zweideutige Rolle gespielt hatte, trugen viel zu der Antipathie des klugen Herzogs gegen denselben bei. Seine Gemahlin, eine sardinische Prinzessin, urtheilte höchst ungünstig über diesen Prinzen und die an den Hof von Modena gelangten Berichte stellten ihn, allerdings mit großer Uebertreibung, als einen zweiten Philipp Egalité dar. Zu der gründlichen Abneigung gegen alles revolutionäre Wesen kam noch der Umstand, daß Franz IV. in dem von Frankreich und später auch von Rußland protegirten

Prinzen einen nicht ungefährlichen Gegner Oesterreichs erblickte, — eine Besorgniß, die er mit dem Fürsten Metternich laut den von Gualterio veröffentlichten Depeschen des französischen Gesandten in Florenz Hrn. von Maisonfort aus dem Jahre 1821 und der Biographie des Marschalls de la Tour (1822 Minister des Aeußern in Turin) lange Zeit getheilt, und welche in den letzten Regierungsjahren des 1831 zum Thron gelangten Karl Albert nur zu sehr gerechtfertigt wurden. Franz IV. glaubte in einem höheren Interesse zu handeln, als dem des bloßen Ehrgeizes, wenn er der Thronbesteigung Karl Alberts Hindernisse in den Weg zu legen suchte; das was seinem Vortheil entsprach, erschien ihm hier zugleich als durch die wichtigsten Rücksichten geboten; er konnte hierin irren und fehlgreifen, aber ein reiner Egoist war er nie. Je mehr jedoch seine Bemühungen das von der Umsturzpartei gewünschte Ziel in die Ferne zu rücken und den österreichischen Einfluß in Italien zu vermehren schienen, desto mehr wurden sie als das Produkt der reinen Vergrößerungspolitik denuncirt.

Sein Sohn und Nachfolger Franz V., geboren 1819, seit 1842 mit Prinzessin Adelgunde von Bayern vermählt, sah nur zu sehr die bitteren Erfahrungen seines geistvollen und thatkräftigen Vaters, dem er am 21. Januar 1846 in der Regierung folgte, durch die Ereignisse bestätigt; er hatte reichliche Gelegenheit, dessen Urtheile an den Thatsachen zu erproben und sein Urtheil über die italienischen Liberalen konnte nicht milder ausfallen, als das des Vaters, an dessen Politik er im Ganzen festhielt. Er sprach nur die Erfahrung seines ganzen Lebens aus, wenn er schrieb: „Auch die nützlichste und unschuldigste Sache wird in den Händen der Liberalen eine Waffe zu ihren Zwecken, da sie in Alles ihre Grundsätze einzustreuen und überall ihr Gift einzuträufeln verstehen.“ Wir wollen nicht läugnen, daß eine solche Ueberzeugung bisweilen Einseitigkeiten und selbst Ungerechtigkeiten herbeiführen kann; aber gerechtfertigt war sie im Allgemeinen durch die Erlebnisse

des Erbprinzen und des Regenten, und zudem war Franz V. von unnöthiger Strenge frei und nur tiefes Pflichtgefühl war es, was ihn zu energischen Repressionsmaßregeln trieb. Er sah vor sich ein glückliches und zufriedenes Volk, beständig harangüirt von frechen und unverbesserlichen Verschwörern, den Feinden der Religion wie aller bürgerlichen Ordnung; er stützte sich gleich seinem Vater auf das Landvolk, den Klerus und das kleine, aber treue Heer und suchte wie dieser durch alle in seiner landesfürstlichen Macht liegenden geeigneten Mittel richtigeren Grundsätzen unter den gebildeten Classen, unter Adel und Bourgeoisie Eingang zu verschaffen. Man sieht aus der von seinen Feinden veröffentlichten Correspondenz, wie sorgfältig und gewissenhaft der Herzog Alles prüfte, wie liebevoll und wohlthätig er bei Unglücksfällen seiner Unterthanen war, wie er Jedem ungehinderten Zutritt verstattete (jeden Donnerstag gab er öffentliche Audienz), wie er rasch vorhandene Mißstände erkannte und Mittel zur Abwehr anwandte, unbekümmert um die Art und Weise, wie seine hartnäckigen Gegner auch seine edelsten Bestrebungen ausbeuten und mißdeuten würden.

Man hat den Herzog als Feind der Wissenschaft dargestellt, weil er in einem Handbillet an den Minister des Innern vom 9. Dezember 1853 es als ein gutes Zeichen ansah, daß die Zahl der Studenten an der Universität sich verminderе, überzeugt, daß die „Unzahl von Studenten und Doktoren“ nur Nachtheil bringe, und Aehnliches noch in Briefen vom 15. Mai und 23. August 1858, sowie betreffs der Advokaten in einem Schreiben vom 17. September 1858 wiederholte. Allein wer die Masse von unbeschäftigten Aerzten und Advokaten in Italien kennt, wer das südliche Schriftstellerproletariat und die in den Cafés debütirenden Halbstudirten nur einigermaßen beobachtet hat, deren Stellenhascherei in den zwei letzten Jahren eine wahre Landplage geworden ist, der wird dem gesunden Sinn und der richtigen Einsicht des Her-

zogs seine Anerkennung nicht versagen können. Daß wahre Wissenschaft von diesen Leuten nicht gepflegt wird, ist ebenso gewiß, als daß dieselbe, wo sie wirklich vorhanden war, bei der modenesischen Regierung kein Hinderniß, sondern vielmehr alle Unterstützung fand, wie die Namen Cavedoni, Parenti, Sorio, Veratti beweisen. Auch die kleine Universität Modena hatte einen geachteten Namen und die Academia italiana dei quaranta erfreute sich in weiten Kreisen eines glänzenden Rufes. Die reichen Sammlungen von Münzen, Medaillen und Gemälden, die Privatbesitz der Herzoge waren, konnten von Gelehrten und Künstlern ohne Anstand benützt werden, und viele namhaften Leistungen danken der fürstlichen Municicenz Entstehen und Fortgang.

Nicht minder als die angeführten Aeußerungen über Doktoren und Advokaten, welche der in Italien herrschenden Partei als Capitalverbrechen erscheinen mußten, haben gewisse Expektorationen des Erzherzogs in den Schreiben an den Justizminister vom 25. und 31. Juli 1857 die lebhafteste Indignation erregt und dem hohen Verfasser den Namen eines alle geordnete Rechtspflege aufhebenden Wütherichs zugezogen. Hier beklagt Franz V. die Zunahme der Verbrechen und die zu große Milde der Richter gegen die schwersten Missethäter, wie namentlich gegen einen Vatermörder, und verlangt Vorschläge zur Abänderung des Strafcodex. Der Herzog, der nur zu oft auch Richter aus Furcht vor der Rache der Sekten oder aus anderen unedlen Motiven ihrer Pflicht untreu werden sah, überwachte selber den Gang der Gerichte nach den Principien der alten Schule, welche die Justiz vom Souverain ausgehen läßt; er ordnete Revision der Processe an, die nicht gründlich genug geführt schienen, und ließ den wegen Abgang der Zurechnungsfähigkeit bei eingetretener Geistesstörung vom vorsätzlichen Mord Freigesprochenen in das Irrenhaus sperren, damit er nicht in einem neuen Wuthanfall noch weitere Mordthaten verüben könne, wie es jener Vatermord gewesen war.

Strenge Justiz war in einem Lande nöthig, das von der Revolution beständig bedroht war. Franz IV. hatte in Folge des Häufigerwerdens des Straßenraubs den Galgen wieder eingeführt, der sonst so ziemlich in Italien, auch im Kirchenstaate abgeschafft war; Sardinien aber hatte ihn beibehalten und konnte mit ihm und noch mehr barbarischen Strafarten 1860 die annexirten Provinzen heimsuchen, ohne daß die „Patrioten" daran das Aergerniß nahmen, das ihnen die Maßregel des Herzogs Franz IV. erregte. Daß ferner die Herzoge von Modena von den Mitgliedern des Richterstandes und von allen Beamten tadellosen Wandel und religiöse Gesinnung verlangten, daß sie die Bestätigung von Gemeindebeamten verweigerten, die notorisch die Irreligiosität zur Schau trugen, daß sie sich verpflichtet glaubten, die Gerechtigkeitspflege selbst zu überwachen, ohne den regelmäßigen Proceßgang zu hindern, das Alles mochte ihren unversöhnlichen Gegnern als absurd und tyrannisch erscheinen, wurde aber unter den bestehenden Verhältnissen von der besseren Mehrzahl des Volkes als weise Fürsorge begrüßt.

Aber ein fast noch größeres Verbrechen hat Franz V. dadurch begangen, daß er sich äußerst respektwidrig über den Erwählten Frankreichs, den Befreier Italiens, den Alliirten Victor Emmanuels auszudrücken pflegte. Schon im August 1859 veröffentlichte die officielle Gazzetta di Modena einige Briefe des Erzherzogs an seinen Minister des Aeußern Forni, deren Originale nach Paris gesandt worden seyn sollen, wo sie die größte Sensation erregten.*) In dem Schreiben vom 9. September 1855 findet der Herzog in einer neuangekommenen Depesche den „guten Willen Piemonts" ausgesprochen, „von sich reden zu machen und uns auf das Trockene zu setzen,

*) Vgl. Allgemeine Zeitung vom 8. September 1859. Mehrere dieser Briefe stehen in demselben Blatt 2., 3. und 5. Sept. deff. J.

oder uns den Garaus zu machen, wobei freilich der theuere Napoleon, der Abgott Europa's, seinem Schützling unter die Arme greift." Er tadelt, daß der Moniteurartikel über die Reise des Erzherzogs Ferdinand Max nach Frankreich und dessen Toast auf Napoleon III. Aufnahme in dem officiellen Blatt von Modena gefunden und hält es für höchst ungeeignet, daß dasselbe die napoleonischen Gloiren abspiegele, da es Organ einer Regierung sei, „die Napoleon nicht anerkannt, der einzigen, die von diesem Räuber nichts wissen will." Die starken Ausdrücke „napoleonische Baracke," „der sogenannte Kaiser," sowie die Aeußerung in dem Briefe vom 11. September 1855, bei Erwähnung der französischen Erfolge in der Krim: „In dieser Welt, aber auch nur in dieser Welt allein triumphiren gewöhnlich die Schurken," mußten allerdings in Paris sehr verletzen, und obschon in der „Wiener Zeitung" (5. Sept. 1859) auf den verdächtigen Ursprung dieser Aechtes und Unächtes vermengenden Dokumentensammlung hingewiesen ward, so wurde doch die Authentie der Schreiben, nachdem sie (am 10. Sept.) von dem gewesenen Sekretär des Herzogs, dem Vorstande des geheimen Archivs und dem früheren Generalsekretär des auswärtigen Ministeriums vor einem Notar anerkannt worden, nirgends mehr bezweifelt, am wenigsten im Auftrag des Herzogs selbst desavouirt. Wollte auch die Revolutionsregierung mit dieser Veröffentlichung die Ausführung der Stipulationen von Villafranca erschweren und die Tuilerien gegen den Herzog einnehmen, so hat sie damit demselben doch keinen Schaden zufügen können, da er nie von Napoleon III. eine Beihülfe zur Restauration erwartete, und auch ohne die Briefe in Paris sehr wohl bekannt war, was der legitime Sprosse von Habsburg-Este, der Sohn des strengen Franz IV., der Schwager zweier bourbonischen Prinzen*) von

*) Die älteste Schwester des Herzogs, Therese, vermählte sich am 7. Nov. 1846 mit dem Grafen von Chambord.

dem Bonapartismus hielt. In nicht bonapartistischen Kreisen gereichten ihm jene Briefe nur zur Ehre. In einer Zeit, in der dem triumphirenden zweiten Dezember reichliche Huldigungen von fast allen, selbst von den mächtigsten Souverainen zu Theil wurden, hielt sich der kleine Herzog von Modena von ihm strenge zurück; ihn blendete nicht der beispiellose Erfolg und obschon er trübe Tage vorhersah, wurde er nicht im mindesten wankend. „Ich glaube," sagt er in dem zuletzt angeführten Briefe von 1855, „daß die Westlichen auf der Höhe ihres Ruhmes angelangt sind. Vorläufig werden wir eine revolutionäre Exaltation und eine Verdoppelung der Frechheit von Seite der Westlichen sehen. Oesterreich ist in einer Sackgasse, und das ist das Schlimmste für uns."

Scharfblickender als die meisten anderen Regenten Europa's zeigte Herzog Franz, obschon österreichischer Prinz und durch die Verträge wie durch die aus den Verhältnissen selbst hervorgehende Nothwendigkeit an den Wiener Hof gebunden, doch eine selbstständige politische Anschauung, die nicht immer die der kaiserlichen Minister war. Wie sein Vater war er großer politischer Gedanken fähig und schmerzlich fühlte er das Mißverhältniß zwischen seinem geistigen und seinem physischen Können, zwischen seiner Thatkraft und den äußeren Mitteln, die ihm zu Gebot standen. Gegen Piemont war er allenthalben auf seiner Hut, gegen die Intriguen seiner Diplomaten wußte er sich zu schützen; aber gegen seine und seines Alliirten Militärmacht, sowie gegen den Gang der Ereignisse waren seine Streitkräfte und seine Hülfsmittel zu gering. Zudem übten auf Massa und Carrara die Mazzinisten und Cavourianer, die von der nahen sardinischen Grenze bei Sarzana öfters in das Land fielen, einen schwer zu bewältigenden Einfluß; auch das gegen die Hauptstadt rivalisirende Reggio nahm viele revolutionäre Elemente auf und der unruhige und wankelmüthige Pöbel der Städte bereitete, sobald die strenge Zucht nachließ, die vielfältigsten Schwierigkeiten. Alle Revolutionen

Lande zeigten fast dieselben Erscheinungen auf und nahmen
einen gleichförmigen Verlauf. Seit der französischen
upation hatte sich in einigen Familien der Geist der Re-
ution eingebürgert; die Verbannten kehrten bei jeder neuen
ebung mit fremden Gesinnungsgenossen in das Land zu-
, um von neuem ihr Werk zu beginnen. Hätten die ab-
tistischen Fürsten Italiens gegen die Conspiratoren dießselbe
fahren eingehalten, das heute das constitutionelle Sardi-
gegen die Reaktionäre verfolgt, hätten sie in gleicher
ise statt des Exils Hinrichtungen verhängt und wären sie
Begnadigungen sparsamer gewesen, so würde die jetzige
altsame Unification und die Vergrößerung Piemonts nicht
Fortschritte gemacht haben, die sie trotz der bedeutendsten
dernisse bis jetzt zu erreichen im Stande war.

Die Erhebung von 1821 war für Modena von geringer
eutung gewesen und von den bei der Empörung in Nea-
und Piemont compromittirten 47 Individuen wurde nur
Geistlicher, der die Jugend verführt hatte, am Leben gestraft.
Rache der Sekten machte sich aber dennoch 1822 durch
Meuchelmord des Polizeidirektors in Modena Luft. Ge-
licher wurden die Aufstände nach der Julirevolution.
5. Februar 1831 verließ Franz IV. Modena, nachdem die
magna in vollem Aufstand begriffen und französischer Bei-
d für die Rebellen, obschon fälschlich, angekündigt war;
gebrach ihm an genügend befestigten Plätzen. Dem Herzog
ten seine Truppen vollständig in das österreichische Gebiet,
hrend in Modena eine provisorische Regierung eingesetzt
rd. Schon am 2. März konnte er, durch Oesterreicher ver-
kt, in sein Land zurückkehren und am 9. in seine Haupt-
t wieder einziehen. Wie die kleine Armee war das ge-
mte Landvolk ihm treu geblieben; die Juden, die beson-
s den Aufstand begünstigt, wurden zu Gunsten des Land-
es mit schweren Geldstrafen belegt; die Bergbewohner, die
Schützencorps für ihren legitimen Herrscher gebildet, von

der Kopfsteuer befreit. Eine Amnestie wurde auch hier ertheilt und nur die Anstifter der Rebellion strenge bestraft. Schon am 29. März 1832 ward ein neues Attentat auf das Leben des Herzogs angezettelt, das zu dem viel verlästerten Edikt vom 18. April führte. Die Ruhe war aber vollkommen wieder hergestellt; nur in Reggio blieb noch längere Zeit ein österreichisches Bataillon.

Die drohenden Stürme beim Beginn seiner Regierung voraussehend, schloß Franz V. im December 1847 die berühmte Defensiv-Allianz mit Oesterreich, die ihm in den zwei nächstfolgenden Jahren allerdings die erwarteten Früchte trug, aber auch die Spannung mit Sardinien beträchtlich erhöhte. Bei der Nachricht von der Erhebung Mailands und dem Anrücken der feindlichen Schaaren war Modena nicht mehr zu halten; Franz V. zog am 20. März 1848 gegen Mantua. Bereits im April ließen die Piemontesen für Vereinigung mit ihrem Lande abstimmen. Aber noch hatte man den Unions-Gedanken nicht gehörig formulirt und die Gemüther waren zu wenig darauf vorbereitet; daher regte sich jetzt in Modena und Reggio die conservative Partei zu Gunsten des legitimen Herrschers, und nach den Berichten des englischen Geschäftsträgers in Florenz vom 24. Juni 1848 schloß sich ihr sogar ein großer Theil der Republikaner an, während das Landvolk seine alte Treue bewies. Immer mehr stellte sich heraus, was der Herzog in seiner Proklamation d. d. Mantua 8. August betonte: „Eine unruhige Minorität diente den ehrgeizigen Absichten einer benachbarten Regierung, und nahm Theil an der Zerstörung eines unabhängigen Staates“. Als am 7. August Fürst Liechtenstein in das Land einzog, begrüßte ihn allenthalben lauter Jubelruf für Franz V. Am 10. August kam der Herzog selbst in seine Residenz, und am 29. dankte er in einem Manifeste seinen Truppen und dem biederen Landvolk.

In Farini's Sammlung von compromittirenden Dokumenten haben sich mehrere Zuschriften von Bauern an den Herzog verirrt, die ihn der treuesten Anhänglichkeit versichern und den festen Willen aussprechen, in der Treue auszuharren; ein Landmann erklärt treuherzig, er könne dem geliebten Fürsten „45 gute Stangen" gegen die Wühler zur Verfügung stellen. Um so wilder loderte der Haß bei den Verschwörern fort, denen die vom Herzog ertheilte Amnestie nicht ausgedehnt genug war, und ein neues Attentat auf sein Leben hinderte den besonnenen Fürsten, die in dem Erlaß vom 8. August angekündigten freieren Institutionen in Wirklichkeit treten zu lassen. Ganz dasselbe wiederholte sich, als Karl Albert im März 1849 den Krieg erneuert hatte; nach der Schlacht von Novara kam Franz V. wieder in sein Land zurück; wieder waren seine Soldaten und seine Bauern treu; wieder wurde das Gift der Verläumdung und der Dolch des Meuchlers in Bereitschaft gesetzt. Dennoch geschah für die innere Verwaltung des Landes sehr viel. Die Staatseinkünfte waren ohne neue Belastung der Unterthanen um zwei Millionen Lire vermehrt und der Haushalt genau geregelt. Im Jahre 1857 betrugen die Einnahmen 11,036,793 Lire, die Ausgaben 10,914,620 L., sohin ergab sich ein Ueberschuß von 122,173 L. Etwa drei Millionen brachten die Kammergüter und andere Einnahmen, die der Bevölkerung nicht zur Last fielen, so daß diese nur acht Millionen contribuirte und auf den Kopf die sehr geringe Steuerlast von 13¾ L. traf *). Modena wurde 1855 von den österreichischen Truppen geräumt; die literarische Thätigkeit nahm einen neuen Aufschwung; der Erzbischof von Modena und die vier Bischöfe

*) S. die Schrift: Cenni amministrativi sullo stato Estense. Bolzano, Eberle 1860.

(von Reggio, Carpi, Guastalla und Massa Ducale) waren eifrig und thätig, Pius IX. erhielt 1857 bei seinem Besuche in Modena die glänzendsten Beweise treuer Anhänglichkeit an die Kirche und an den heiligen Stuhl.

Mit den ersten Zuckungen des Unabhängigkeitskampfes von 1859 ward es auch an der sardinischen Grenze Modenas bei Massa und Carrara lebendiger; hier hatte Piemont längst alle Vorbereitungen getroffen. Franz V. concentrirte im April seine Streitkräfte bei Fivizzano, und ernannte den Grafen Ferdinand Monzoni zum außerordentlichen Commissär für jene bedrohten Gemeinden; aber dieser konnte nicht mehr dorthin gelangen. Schon am 28. April hatten Advokat Giusti in Massa und Brizzolari in Carrara die Regierung in der Eigenschaft von sardinischen Commissären übernommen, und waren durch starke Detachements piemontesischer Carabinieri gedeckt. Am 29. besetzten bewaffnete, aus Sardinien eingedrungene Banden das südwestlich von Fivizzano gelegene Fosdinovo, flohen aber schon am folgenden Tage vor den estensischen Truppen. Indessen drangen immer neue Banden aus Sardinien und Toskana ein, und so war das kleine herzogliche Heer von zwei Seiten bedroht. Deßhalb erbat sich Franz V. ein österreichisches Hülfscorps, und ließ am 30. April seine Gemahlin nach Mantua abreisen. Am 8. Mai erklärte die Gazzetta Piemontese, Sardinien sei mit dem Herzoge von Modena in Krieg, weil dieser den Oesterreichern den Durchzug durch sein Gebiet gestattet und sich feindselig gegen das Königreich benommen habe; zehn Tage später ernannte die Regierung in Turin den Advokaten Campi zum Gouverneur von Massa und Carrara und schaltete hier wie in einer ihr zugehörigen Provinz. Vergebens hatten die Modenesen am 12. Mai vierhundert Freischärler von Fosdinovo zurückgeschlagen; der Herzog, der am 14. gegen das völker-

rechtswidrige Gebahren Sardiniens protestirt, sah sich schon am 22. Mai genöthigt, seine Truppen von Fivizzano zurückzuziehen und später, als auch das Corps des Prinzen Napoleon heranrückte, von Brescello, einem Brückenkopf über den Po, dieselben nach Mantua kommen zu lassen. Am 11. Juni erklärte Franz V. in einem Edikte diesen Entschluß und setzte eine Regierungscommission ein, bestehend aus dem Minister des Innern Grafen Giacobazzi, dem Grafen Galvani, dem Grafen Gandini und den Doktoren Coppi und Borsari. Aber eben als die Truppen das Land verlassen (13. Juni), ward die Diktatur Viktor Emmanuels proklamirt, und der alte Revolutionär Farini trat an die Spitze der Regierung, die denn auch am 20. August die Thronentsetzung des Erzherzogs durch die von ihr geschaffene Nationalversammlung dekretiren ließ. Alsbald begann der Feldzug gegen alle Conservativen, und namentlich gegen die Kirche, die energisch in dem Proteste der fünf Bischöfe vom 25. Oktober 1859 gegen die schweren Rechtsverletzungen sich erhob. Auch jetzt traten die Bauern für Franz V. auf; im August kämpften an fünfhundert derselben bei San Benedetto gegen die toskanischen Soldaten; selbst in der Provinz Massa wagten sie am 4. Oktober eine Erhebung; zu wiederholtenmalen suchten bewaffnete Schaaren mit dem Rufe: „Es lebe Franz V.“! in Modena einzudringen. Die Anwesenheit der französischen Truppen in der Lombardei erlaubte den Piemontesen, nach dem Friedensschlusse die Herzogthümer und die Romagna fest in ihren Klauen zu halten; General Fanti dirigirte von Modena aus die revolutionäre Miliz und eine Anzahl hervorragender Conservativen ward in die Gefängnisse gebracht. Die Zufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge war fast nur bei den mit Aemtern bedachten Verschwörern zu finden*). Bei der Ankunft Viktor

*) Vgl. Gazette de Lyon 7. Dec. Allg. Zeitung 23. Dec. 1859. Beil.

Emmanuels in Modena (4. Mai 1860) waren die von der Stadtbehörde veranstalteten Festlichkeiten sehr gering und den „Erwählten“ begleitete allenthalben ein furchtbares Geheul, das aus den Jubelrufen der Einen und dem Zischen der Anderen gemischt war. Wie die revolutionäre Regierung sich erdreistete, den Herzog vor Gericht zu laden, weil er die in seinem Privatbesitz befindlichen Gemälde und Münzen, sowie eine für seine Truppen bestimmte Geldsumme mit sich fortgenommen, so forderte sie auch die unter General Saccozzi im österreichischen Italien stehende Mannschaft (3500 M.) peremtorisch zur Rückkehr in die Heimath auf. Aber die Soldaten des Herzogs wiesen mit Entrüstung dieses Ansinnen von sich, und harrten standhaft trotz aller Verlockungen aus, weßhalb auch der heilige Vater durch ein Breve vom 18. April v. Js. ihre Treue väterlich belobte. Ja in Bassano schloßen sich ihnen fortwährend noch andere Modenesen an, und zahlreiche Deputationen haben auch noch 1861 die Anhänglichkeit der besseren Einwohner an ihren angestammten Herrscher an den Tag gelegt. Seine Proteste aus Villafranca (22. Juni 1859) und aus Wien (22. März 1860) wurden im Lande verbreitet und bisweilen fanden sie die neuen Gewalthaber zu ihrem Aerger an öffentlichen Plätzen angeschlagen und mit Blumenkränzen dekorirt.

Fürsten, welche ein unverdorbenes Landvolk, eine auserlesene Miliz, die Geistlichkeit und den nicht im Conspiriren herangereiften Theil des Adels und der Bürgerschaft auf ihrer Seite haben, deren Feinde zugleich die Feinde der Religion und die Feinde jeder ruhigen Entwicklung sind, deren Herrscherberuf aus allen ihren Akten hervorleuchtet — solche Fürsten haben das Urtheil der Nachwelt nicht zu fürchten, wenn auch ihre menschlichen Unvollkommenheiten und Schwächen mit skrupulöser Genauigkeit von ihren Gegnern aufgezählt und

registrirt werden. Allerdings weiß unsere Zeit Regententugenden alten Styls nicht mehr zu schätzen; sie hat mit dem Königthum von Gottes Gnaden fast völlig aufgeräumt, und die Könige mehr und mehr ihres erhabenen Charakters entkleidet, ja sie bloß zu Figuranten zu degradiren gesucht, die auf dem Throne sitzen, ohne zu regieren; sie will keine Entschuldigung mehr gelten lassen, wenn der Souverain eines kleinen Landes in den schwierigsten Situationen strenge Maßregeln ergreift, welche die mächtigsten Monarchen und Staatsmänner unter geringeren Schwierigkeiten mit noch größerer Härte ergriffen. Eine noch so absolutistische Kabinetsordre Friedrichs des „Großen" findet Vertheidiger, Bewunderer, selbst Anbeter; aber das väterliche Regiment katholischer Fürsten, die zudem nicht von Mißtrauen gegen den römischen Stuhl erfüllt und nicht zur Unterdrückung der Kirche geneigt waren, darf keine Gnade finden; sie sind dem Ostracismus der modernen Gesellschaft verfallen, mögen sie auch exemplarisch strenge in ihrem Privatleben, consequent in ihrer Regierung, wahre Väter der Armen und eifrige Beförderer der geistigen und materiellen Wohlfahrt ihrer Unterthanen gewesen seyn.

Wir unsererseits billigen — die Aechtheit der Dokumente vorausgesetzt — nicht gerade jede einzelne Verfügung oder Entscheidung, und können die Urtheile der beiden Erzherzoge über Personen und Sachen, ja auch über so manche Principien, nicht als untrüglich anerkennen; wir unterscheiden sehr wohl ein berechtigtes Streben nach einer wirksamen Controle des Staatshaushalts und nach Bürgschaften einer geordneten Freiheit von einer auf den Umsturz hinsteuernden Demagogie. Aber wir wissen auch, wer und was die beiden wohlwollenden Fürsten verhindert hat, die Aenderungen in den Institutionen des Landes eintreten zu lassen, die nur bei einer ruhigen Entwicklung gedeihlich wirken zu können schienen. Wir

sehen, daß unter den gegebenen Verhältnissen so manche Maßnahme, die unter anderen Voraussetzungen kaum tadelfrei wäre, wohl gerechtfertigt, und daß im Lande die Unzufriedenheit mit den früheren Zuständen nie eine so ausgedehnte und allseitige war, als sie nach den glaubwürdigsten Berichten jetzt besteht. Wir sehen endlich in den von erklärten Feinden der Dynastie aus den Archiven hervorgesuchten und in beliebiger Auswahl veröffentlichten Schriftstücken eine seltene Regentenweisheit ausgeprägt, die unsere Achtung für Franz IV. und seinen auf die schmählichste Art seines Thrones beraubten Sohn nur zu erhöhen und die Hoffnung aufrecht zu halten geeignet ist, es werde ihnen noch eine höhere und glänzendere Genugthuung zu Theil werden, als sie dieselbe bereits jetzt in der Haltung des besseren Theiles der Modenesen gefunden haben.



XLIX.

Professor Frohschammer's neueste Schrift.

„Ueber die Freiheit der Wissenschaft". München 1861.

Bekanntlich zählt die hohe Schule zu München nicht mehr viele Lehrer, an welchen das Volk von unserer Herkunft und unserm Glauben ein Interesse haben könnte, und soeben hat die Allgemeine Zeitung die Freude gehabt, einen zweiten Fall zu constatiren, wo einer aus ihnen der alten Weisheit und schuldigen Pietät die Fenster eingeschlagen habe. Oder vielmehr — um dem Augsburger Blatt nicht unrecht zu thun — ein jugendlicher Professor, welcher unter dem gnädigen Schutz des chemischen Laboratoriums auf den Katheder gestiegen und nun an besagtem Orte als dienstfertiger Schürknecht seine Lehenspflicht leistet, hat das neue Ereigniß ausposaunt. Juvat socios habuisse malorum: sagt der römische Dichter. Thut einer um des bessern Fortkommens willen Schritte, die nicht ohne empfindliche Spuren im Gewissen vorübergehen können, so muß er eine Beruhigung darin suchen, daß auch Andere den „Männern der zarten Rücksichten" den Rücken kehren.

Leider hat die Zierde der katholischen Wissenschaft in Deutschland zuerst das Unglück gehabt, unter solchen Gesichtspunkten in der Allgemeinen Zeitung (aber wohlgemerkt nicht von der Allgemeinen Zeitung) gelobt zu werden, und während der berühmte Gelehrte noch damit beschäftigt ist, die Nichtacceptirung des Wechsels von seiner Seite zu begründen, hat sich Herr Frohschammer dem philosophischen Aufpasser bei Liebig freiwillig gestellt.

Frühere Jahrgänge dieser Blätter enthalten selbst manche Beiträge von dem begabten und rastlos thätigen Verfasser, und wir haben aufrichtige Hoffnungen von seinem Streben gehegt, die Philosophie aus der Sackgasse der aprioristischen Spekulationen zu befreien und sie auf ihre natürlichen Grundlagen im Erkenntnißvermögen des von der Natur und Geschichte gegebenen Menschen zurückzuführen. Das vorliegende Buch aber ist ein Streich gegen seine eigene Theorie. Er hat da nicht nur objektiv den wirklichen Menschen ganz aus dem Gesicht verloren, sondern auch subjektiv jenen philosophischen Gleichmuth eingebüßt, der die Person vor der Sache hintanzusetzen weiß, und er hat von der erhabenen Tugend der Selbstbeherrschung so wenig bewiesen, daß schon die vernachlässigte Form eine ungeziemende Eile und Erregung verräth.

Seine Schrift kündigt sich mehr durch die Vorrede als durch den Titel als einen Beitrag zu dem widerwärtigen Streite an, in welchem die unverträgliche Rivalität zweier Schulen des katholischen Deutschlands gipfelt: ob nämlich „die Philosophie die Magd der Theologie" seyn müsse oder nicht? Wir unsererseits haben von dieser Controverse die Meinung vollendeter Unfruchtbarkeit, aus dem einfachen Grunde, weil sie im praktischen Leben gar nie zur Anwendung gelangt. Denn bei Dem, welcher in der Kirche steht und stehen will, kommt die Frage

überhaupt nicht vor, bei Dem aber, welcher außerhalb der Kirche steht und stehen will, ist sie von vornherein müßig. Allein auch für die bloß theoretische Erörterung ist das Problem von Anfang an ganz falsch gestellt und kann so gar nicht gelöst werden. Man möchte daher fast sagen: der Hr. Verfasser habe da gut nachgewiesen, daß seine Gegner unrecht haben, wollte er nun ein weiteres Buch schreiben zum Beweise, daß auch er selbst unrecht habe, so dürfte die Wahrheit nicht mehr ferne liegen.

Anstatt aber die Frage in die richtige Stellung zu bringen und sie von der wesentlichen Einheit und Totalität aller intellektuellen und moralischen Kräfte des Menschengeistes aus anzufassen, schlägt Hr. Frohschammer dem Fasse vollends den Boden aus. Und er thut dieß in der zugestandenen Absicht, um jenen Absolutismus der Wissenschaft zu glorificiren, wornach die Wissenschaft kein Gesetz und keine Rücksicht kennt und kennen kann als sich selbst, ihr daher auch, zu was immer für Resultaten sie kommen möge, keine Schuld imputirt werden darf. Allerdings entspricht diese Auffassung dem sogenannten modernen Zeitbewußtseyn; der Verfasser behauptet aber auch: eine solche Wissenschaft sei mit der kirchlichen Autorität gar wohl vereinbar. Es könnte demnach Einer dem Glauben nach Katholik seyn, mit seiner Wissenschaft aber zu ganz antichristlichen Resultaten gelangen, ohne daß die Kirche sagen dürfte: das ist deine Schuld.

Zwar scheint der Verfasser manche Ausrede zu gebrauchen, den Kern seiner Sätze aber kann man in der That nur so und nicht anders verstehen. Dabei zählt er indeß auch diese perversen Behauptungen zu den „Kleinigkeiten“, derenwegen frühere Schriften von ihm durch heimliche Denuncianten auf den römischen Index gebracht worden seien. Ja er

versichert geradezu, daß er es auch hier nur mit bloßen Schulmeinungen zu thun habe, und er kann gar nicht begreifen, was denn die Kirche in ihrem wohlverstandenen Interesse an der „Freiheit (Recht) der Wissenschaft" auszusetzen haben könnte, wie er sie in der vorliegenden Schrift reklamirt. Nach unserer Ansicht dürfte ein solches Verhältniß oder vielmehr absolutes Nichtverhältniß zwischen Glauben und Wissenschaft nicht so fast an den romanischen Gelehrten, als am gesunden Menschenverstand aufgebrachte Gegner haben. Wir wenigstens berufen uns auf diesen unverdächtigsten Zeugen, obgleich wir uns nicht verhehlen, daß der simple Menschenverstand unter den Wissenschaftlichen heutzutage auch keine Autorität mehr *ist*.

Man mißverstehe uns jedoch nicht. Wenn Hr. Frohschammer die leidigen Mißbräuche, welche zwar nicht von wohl aber mit der Congregation des Index getrieben werden, anklagt und wenn er seine eigenen Erfahrungen hierin als nächstes Motiv der neuen Schrift angibt: so haben wir in dieser Beziehung leider nichts zu erinnern. Als vor sechs Jahren seine Broschüre über den „Ursprung der menschlichen Seelen" erschien, kam das Buch plötzlich auf den Index, mancher Theologe wußte nicht zu errathen, warum denn eigentlich. Aber noch mehr; neben Frohschammer fand sich die deutsche Literatur in demselben Index-Dekret durch noch Einen Namen vertreten, nämlich durch den des Herrn Moriz Carrière, sage: durch eine Schrift Carrière's, der über die unverhoffte Ehre, beim römischen Index eine Berücksichtigung zu finden, die er bei seinen Glaubensgenossen in Deutschland manchmal zu vermissen hat, vor Entzücken außer sich gerieth. Indeß erklärt sich das Unglaubliche sehr einfach aus dem Usus der Congregation, daß sie nur solche Literaturstücke behandelt, welche ihr eigens denuncirt werden und zwar von Gott weiß wem. So kommen mitunter ganz unbedeutende und obscure Schriften zu

unverdientester Wichtigkeit. Sodann sind die Urtheiler selbst der geistigen Bewegung Deutschlands und der deutschen Sprache fremd, sie gehören der alten in sich abgeschlossenen Schule der Thomisten an, und sollen nun auf geheime Anzeigen hin, voreingenommen durch dieselben wie es nicht anders seyn kann, ohne den Beklagten selbst zu hören — aus Uebersetzungen über philosophische Schriften urtheilen, deren Sinn man in der deutschen Heimath selbst oft nur mühsam enträthselt. Es würde sicherlich nur die peinliche Stellung der Congregation selbst erleichtern, wenn nach dem Vorschlag des Verfassers wenigstens die Reform einträte, daß nur mehr der Diöcesan-Bischof das Recht der Vorlage hätte.

Freilich censurirt der Index nicht die Person der Autoren, sondern nur ihre Bücher. Wie aber die Anstalt bei dem bisherigen Verfahren ihre pädagogische Mission völlig verfehlen, ja zum mißbrauchten Werkzeug persönlicher Leidenschaft eines wohlversteckten Gegners werden kann, davon liefert der vorliegende Fall ein trauriges Beispiel. Der junge Gelehrte in München wähnte sich von einem unsichtbaren Dämon verfolgt, der jede seiner Schriften noch drucknaß in Rom denuncirte, ohne daß ihm je eine Vertheidigung oder nur die Kenntnißnahme der Anklage möglich war. Aber warum hat Hr. Frohschammer den meuchlerischen Fanatiker nicht der Strafe der Selbstverachtung überlassen, warum gibt er ihm jetzt sogar den Erweis an die Hand, daß er dennoch eine gute Witterung gehabt habe? Schlimmer konnte der ärgste Feind dem Verfasser nicht mitspielen, als er sich hier selber gethan, und zwar nicht nur dem gesunden Menschenverstand, sondern auch seinem eigenen philosophischen Ausgangspunkt zum Trotz.

Als Hr. Frohschammer einst seine philosophischen Reform-Vorschläge zu entfalten begann, rühmte er von denselben, daß sie nicht mit einer erträumten „reinen Vernunft“ operirten,

sondern vom Geist der Menschheit ausgingen, wie er ist. Noch in der gegenwärtigen Schrift versichert er: daß er das Wesen der Philosophie nicht in der Construktion a priori erblicke, und nicht das Erkenntnißobjekt selbst hervorbringen wolle in der Wissenschaft. Dafür macht er sich aber nun ein Erkenntnißsubjekt selbst zurecht, wie es in der ganzen Welt nirgends existirt noch existiren kann. Freilich, er muß so thun, weil er einerseits für den unduldsamen Götzen seiner Wissenschaft ein Piedestal haben, und weil er andererseits doch auch dem Glauben ein Winkelchen einräumen will. In einer so zweideutigen und haltlosen Stellung finden sich die „Wissenschaftlichen", welchen er nacheifert, natürlich nicht; ihnen gilt die kirchliche Autorität nichts, sie lassen die Nacht des Glaubens vor der Sonne des Wissens ganz verschwinden, sie läugnen die Offenbarung mit der unentzweiten Totalität ihres Geistes. Der Hr. Verfasser hingegen will doch auch noch den Glaubens-Apparat retten — man sieht allerdings nicht recht ein, warum und wozu? Wahrscheinlich aber denen gegenüber, „welche die ganze Wahrheit noch nicht zu ertragen vermögen", wie er S. 32 mit fetter Schrift bemerkt. Bei Solchen, meint er nämlich, habe die Wissenschaft ihre Resultate wohl schonend zurückzuhalten.

Für derlei Concessionen nun scheint der Hr. Verfasser in allem Ernst unsere dankbare Anerkennung anzusprechen, und um ihretwillen reißt er das einheitliche Wesen des menschlichen Geistes mitten entzwei, zu einem Dualismus, der dem deutschen Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen auf ein Haar gleicht. Der Glaube ist der altmodische Oesterreicher, die Wissenschaft ist Mitglied der Fraktion Vincke; das weitere Arrangement zwischen beiden versteht sich so ziemlich per se, weßhalb wir den freundlichen Leser der Raumersparniß wegen bitten, sich das Uebrige selbst ausmalen zu wollen. Es



genügt zu bemerken, daß S. 117 dem Preußen unumwunden das Supremat zugesprochen wird.

Wir selbst trauten oft unsern Augen nicht, daß ein unläugbar scharfer Dialektiker sich so arglos in die Zauberkreise der Sophistik verirren konnte, bis zuletzt sein ganzes Buch den penetranten Geruch derselben ausstrahlt. Ohne sich jemals durch eine verständige Reflexion stören zu lassen, bildet er den Dualismus im Subjekt regelrecht bis zum Dualismus einer concreten und für sich seienden oder absoluten Wissenschaft neben oder vielmehr über der göttlichen Offenbarung in der Kirche aus. Wo dieses Wesen außer in den modernden Einbänden der Bibliotheken zu finden seyn soll, erfahren wir freilich nicht. S. 105 sagt er: „eine gläubige Philosophie kann es demnach nie geben, sondern nur allenfalls gläubige Philosophen, denn die Philosophie ist eben ihrer Natur nach Wissen, nicht Glauben". Wie nahe wäre da der Schluß gelegen, daß es überhaupt keine Wissenschaft gebe außer in den mehr oder minder geordneten Köpfen der Gelehrten. Der Verfasser äußert im Gegentheile: „Es mögen die Menschen, die Völker durch Unterwerfung, durch Gehorsam oft gewinnen und gefördert werden, die Wissenschaft als solche kann nie durch Unterwerfung unter irgend eine andere Gewalt gewinnen". Das wäre also eine heilige Wissenschaft ohne die Menschen, ohne die Völker, ja im Gegensatze zu ihrem Heil. Aber noch mehr! „Das eigentlich gründliche philosophische Urtheil muß auch unabhängig von jeder positiven Sittenlehre, also frei und selbstständig seyn". „Vor der wissenschaftlichen Prüfung kann für die Wissenschaft die christliche Offenbarung als die wahrhaft göttliche noch nicht bestehen, sondern nur als ein Problem der Forschung". Also kein gläubiger Christ kann wissenschaftlich werden, er ziehe denn den Rock des Glaubens und der Moral aus, und mache sich in den Hemdärmeln des

puren Erkenntnißvermögens an die Arbeit. Und weil der Verfasser argwohnt, daß das katholische Publikum zu derlei äquilibristischen Künsten nicht Beifall klatschen wolle, so jammert er sehr, daß es den Leuten an Kunstsinn fehle. Sollte aber der Philosoph vom Seile fallen und etwa gar der kirchlichen Autorität sich unterwerfen, so meint Hr. Frohschammer: „eine solche persönliche Unterwerfung könne nicht als eine Unterwerfung und Verzichtleistung auf selbstständige Forschung von Seite der Philosophie selbst gelten". Mit andern Worten: die Einfälle des Verunglückten haben alle Präsumtion für sich, dennoch wahr zu seyn. Natürlich! denn nach des Verfassers Theorie wirkt bei der Forschung „nicht der freie Wille bestimmend ein, sondern nur das Objekt einerseits und das Princip und die Gesetzlichkeit des Erkennens andererseits".

So läuft also, wie man wohl sieht, der ganze Ruhm der freien Wissenschaft bei dem gelehrten Verfasser auf reinen Fatalismus und mechanischen Automatismus hinaus. Alles läßt er sich gefallen, wenn nur der freie Wille aus dem Spiel bleibt, der den autoritativen Einflüssen des Glaubens das Thor öffnen und den philosophischen Forscher moralisch verantwortlich machen würde. Nur das nicht, lieber läugnet man unserm Herrgott die ganze Weltgeschichte vor der Nase weg! Erinnert man den Verfasser, daß es denn doch auch eine falsche Wissenschaft gebe, die mit großen Gefahren verbunden sei, so lächelt er mitleidig: ach! die werde wohl eben nicht „frei" gewesen seyn! „Die Freiheit der Wissenschaft besteht ja darin, daß keine Gewalt oder Willkür, daß nicht Vorurtheile oder Leidenschaften, oder überhaupt der Wissenschaft fremde Interessen oder Rücksichten auf ihre Bestimmungen Einfluß üben dürfen, sondern diese einzig durch die normalen Thätigkeiten und Gesetze des menschlichen Erkenntnißvermögens selbst erfolgen müssen".

Was glaubt denn der Verfasser durch solche Tiraden eigentlich zu erreichen? Was er wirklich erreicht, das wollen wir ihm sagen. Die originalen Herolde des wissenschaftlichen Absolutismus, die Wissenden im engeren Sinn des Wortes werden sich ins Fäustchen lachen über den gutmüthigen Zelotismus des jungen Gelehrten, der an die selbstlose, sage an die selbstlose Wissenschaftlichkeit glaubt. Und wenn sie unter sich sind, so werden sie sagen: „da sieht man den unaustilgbaren Aberglauben dieses Volkes; wenn so ein wissenschaftlich gemachter Bavarese auch mißtrauisch geworden ist gegen seine Kirche, so glaubt er doch — an uns!“

In der That streift es an das Gebiet der Naivetät, wenn Hr. Frohschammer fortfährt: keine Autorität könne es mit der Wahrheit ernster nehmen als die Wissenschaft, die sowohl objektiv als im einzelnen Forscher „immer auf Erkenntniß und Anerkennung der Wahrheit ausgehe;“ die darnach strebe die Subjektivität immer mehr zu überwinden und einen rein objektiven Charakter zu gewinnen. Denn sie erfolge ja nach Gesetzen und Grundsätzen, die selbst einen objektiven, das Subjekt bestimmenden und beherrschenden Charakter haben. Die Freiheit der Wissenschaft bestehe also darin, „ohne Hinderniß der Nothwendigkeit zu folgen, das und so zu denken, wie man im gegebenen Falle denken muß, nach den die erkennende Menschennatur constituirenden Erkenntnißorganen und Gesetzen.“

Somit ist der Mann der freien Wissenschaft — Niemand wird das verkennen — im allerbesten Fall zu einem Denk-Automaten gemacht. Aber was soll man dazu sagen, daß der Verfasser gleich darauf und mit heftigem Ungestüm „eine katholisch nationale Wissenschaft, insbesondere in der Philosophie“ verlangt? Gibt es für die Deutschen demnach eine

ausnahmsweise Nothwendigkeit der Denkgesetze, oder besitzt der Menschengeist anderer Völker gar kein philosophisches Vermögen für sich, ist er nur darauf angewiesen, nach den academischen Uhren von Berlin und München sich zu richten, oder wie sonst? Der Verfasser ist sehr empört über die Zumuthung, daß er als Katholik philosophiren sollte; aber er will in Deutschland nur eine nach „nationaler Eigenthümlichkeit" gestaltete Philosophie und Theologie zulassen und anerkennen, er macht es der sogenannten welschen Richtung der romanisirten Gelehrten zum furchtbarsten Vorwurf, daß ihre Wissenschaft keine specifisch-deutsche sei, ja die letztere neben ihnen nicht aufkommen könne. Wo bleibt denn aber da die wissenschaftliche Selbstlosigkeit, wenn die Deutschen doch wieder ihr Apartes haben müssen?

Der Hr. Verfasser schildert S. 54 den Glauben *selber* als Etwas, was den ganzen Menschen erfassen müsse, nur die wissenschaftliche Erkenntniß soll eine Ausnahme machen; auf sie ist kein Einfluß erlaubt und möglich, ausgenommen der — der Nationalität. Hr. Frohschammer will als Katholik anerkannt seyn, dennoch aber der protestantischen Philosophie es in allen Dingen nach- und gleichthun können, und wenn er dabei auch zu ganz antikatholischen Resultaten gelangt, so soll man ihm doch keine Schuld beimessen können, weil ja der freie Wille und die Subjektivität bei dem Proceß nichts zu thun habe, sondern eine mit fatalistischer Gesetzmäßigkeit, so zu sagen mechanisch erfolgte Wirkung der reinen Objektivität und selbstlosen Erkenntniß vorliege, aber — deutsch-national muß diese Wirkung seyn!

Auf dem dualistischen Standpunkt des Verfassers gibt es keinen schreiendern Widerspruch als das nationale Moment. Wir hingegen können der Nationalität auch in der Wissen-



schaft ihr Recht gönnen, wenn auch freilich keine unduldsame Ausschließlichkeit, wie er will. Denn wir nehmen den Menschengeist, den deutschen wie den romanischen, jedesmal in seiner Einheit und Totalität, ob er nun eben glaube oder philosophire, und wir behaupten, daß die Wissenschaft allerdings frei seyn müsse, so frei als sie nach der wirklichen Natur der Dinge unter allen Umständen seyn kann, ohne daß also die eventuelle Schuld damit aufgehoben würde. So allein scheint uns die Frage in ihrer thatsächlichen Realität gefaßt zu werden. Eine Freiheit der Wissenschaft, wie sie im vorliegenden Buch dargestellt wird, ist weder wirklich noch möglich, nicht einmal bei den exakten Wissenschaften; und wäre sie es, so müßte man den von Hrn. Frohschammer so eifrig und verdienstlich bekämpften Materialismus für die berechtigte Consequenz davon halten.

Als der Güter höchstes im menschlichen Daseyn erachten wir denn auch keineswegs eine einseitige Denkarbeit wie er, sondern das allgemeine Rechtseyn des ganzen Menschen: also nicht die Wissenschaft, sondern die Weisheit. Den großen Geistesmännern der heidnischen und christlichen Vorzeit hat dieses Ideal in begeisternder Liebe vorgeschwebt; warum ist es bei den Schulmännern der Neuzeit in so tiefe Vergessenheit gerathen, warum reden sie immer nur von einer Wissenschaft, die freilich wohlfeiler, weil ohne die moralische Zucht zu haben ist? Uns stößt diese Wissenschaft ohne Weisheit ab; wir beneiden kein Volk und keine Confession um den Vorrang in derselben, denn sie ist eine Widernatur und das eigentliche Unheil der modernen Menschheit, dessen schließliche Ausgebärung erschreckend seyn wird. Darum gäbe es auch keine schönere Aufgabe für unsere Denker als die Ergründung des Unterschiedes zwischen Wissenschaft und Weisheit. Auch die vorliegende Frage würde sich da in liebliche Harmonie auf-

lösen. Der Verfasser hätte sein Buch, in dem das Wort Weisheit nur einmal und zwar spottweise vorkommt, nicht wohl betiteln können: „Ueber die Freiheit der Weisheit.“ Warum nicht? Weil sie nie fraglich ist, weil die Weisheit wirklich und innerlich frei, die wahre Freiheit selbst ist, während die einseitige Wissenschaft nur zu oft als der Sklave erscheint, der seiner Ketten spottet.

Ein eigener Abschnitt „Unsere Lage“ ist den bittersten Klagen darüber gewidmet, daß eine Wissenschaft, welche unter anders bewandten Umständen die gebildete Welt mit fortreißen müßte, jetzt ganz ohne Achtung, Beifall und Ansehen dastehe, und die Schuld daran wird ihrem Mangel an Selbstständigkeit oder dem Verdacht, als sei sie unfrei, kurz gesagt den Beschränkungen und Hindernissen zugeschrieben, welche die kirchliche Autorität oder deren zeitliche Träger ihr in den Weg legten. Darum könne die katholische Wissenschaft (die Philosophie nämlich) in Deutschland nicht aufkommen. Ist das der wirkliche Ernst des Hrn. Verfassers? Daß die Philosophie ganz allgemein und ohne jede Ausnahme der confessionellen Färbung bei uns dem geringschätzigsten Mißcredit verfallen ist, das soll die Folge kirchlicher Mißachtung ihrer Freiheitsrechte seyn? Die exakten Wissenschaften sind die Schooßkinder des Publikums, weil sie dem Verkehr, der Kunst, der Industrie, dem Ackerbau, dem Stall handgreiflichen Nutzen schaffen; warum will die Philosophie diesem erdrückenden Uebergewicht der materiellen Interessen nicht dadurch entgegenarbeiten, daß sie ihrerseits moralischen Nutzen zu schaffen sucht, und so thatsächlich die weitverbreitete Meinung widerlegt, als sei sie nur eine rechthaberische Grillenfängerei? Fleisch und Blut einer moralischen Macht muß sie annehmen, wie sie sich ja leider auch schon als unmoralische Macht incarnirt hat — dann wird sie die verlorene Geltung wieder gewinnen und auch die kirch-

liche Autorität zur eifrigsten Gönnerin haben. Als einseitige Wissenschaft liegt sie im Sterben, möge sie als christliche Weisheit wieder auferstehen!

Nicht über die herrschende Verendlichung und Materialisirung unserer Zeit klagt aber der Hr. Verfasser, sondern über das wachsende Uebergewicht des auf deutschen Boden verpflanzten Scholasticismus der sogenannten Romaner mit den Jesuiten an ihrer Spitze. Wir fühlen uns nicht zu Apologeten dieser Richtung berufen; sie mag herrschsüchtig seyn wie bis jetzt jede Schule, selbst die vom Hrn. Verfasser zu gründende nicht ausgenommen; es mag sogar mehreren ihrer Adepten von den italienischen Studien her eine übermäßige Neigung zu Intriguen, zum Cliquenwesen, zu diplomatischen Behelfen und zum Carriere-Machen en compagnie anhängen. Eines aber geht doch selbst aus den Klagen über sie hervor: sie ziehen an und die Andern ziehen nicht an. Darf man daraus nicht etwa schließen: daß ihrer Schule noch ein moralisches Moment innewohnen müsse, das den Andern fehlt? Vermag nun die deutsche Richtung des Geistes ein Aequivalent von moralischem Fond zu entwickeln, dann ist ihr wahrer Sieg entschieden. Wer hingegen im geistigen Streit die Hülfe der Polizei anruft, der bekennt seine Niederlage. Jedenfalls hat der Hr. Verfasser durch seine neueste Schrift nicht bewiesen, daß die kirchliche Autorität irrte, wenn sie der Wissenschaft der Romaner bis jetzt vielleicht mehr vertraute als seiner deutschen.

Im Unmuth geht er aber schließlich so weit, den Katholiken Deutschlands überhaupt vorzuwerfen, sie seien in wissenschaftlicher Beziehung so viel als Null, sie existirten in der nationalen Literatur so gut wie gar nicht, und das komme daher, weil man ihnen die nöthige Freiheit der Wissenschaft

nicht gewähre. Wie der Verfasser die behauptete Thatsache literatur-statistisch beweisen will, wissen wir nicht, sind aber der Meinung, daß Einer trotzdem existiren kann, wenn auch Zarncke, Prutz und Julian Schmidt thun als sähen sie ihn nicht. Wenn ferner der humanistische Protestantismus allerdings den weitesten Raum, mitunter sogar den ausschließlichen Besitz auf dem Gebiet der deutschen Presse einnimmt, so sind doch die Gründe ganz anderswo zu suchen als in angeblichen Behinderungen von Seite der kirchlichen Autorität. Sie liegen in specifisch deutschen Verhältnissen und mehr als dreihundert Jahre weit hinter uns.

Durch die Reformation sind unserm Glauben bekanntlich fast alle größern Städte des Reichs mit ihren freien Bürgerschaften und ihren Patriciaten verloren gegangen. Die Kirche in Deutschland besaß seitdem vorzugsweise die städtearmen Landschaften, welche Ackerbau und Viehzucht trieben, während die industriellen und städtereichen Bezirke protestantisch sind, und meistens nur in den untersten, durch mühsame Handarbeit sich nährenden Volksklassen eingewanderte Katholiken zählen. Nun widmet sich aber erfahrungsmäßig die Jugend des platten Landes weniger als die der Städte den Studien, und wenn auch, so mangeln ihr meist nicht weniger die Mittel als der Geschmack von Haus aus, um über den Kreis des Brodstudiums sich zu erheben. Diese Thatsachen sind so klar, daß selbst vorurtheilsfreie Protestanten sie als maßgebend anerkennen. Ueberall wo noch Reste des alten behäbigen Bürgerthums katholisch geblieben sind, haben sie eine der protestantischen ebenbürtige Thätigkeit in der Literatur entwickelt, und wenn der Verfasser selbst von Anfängen zu wissenschaftlichem Aufschwung und zu einer katholischen Nationalliteratur spricht, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gemacht worden seien, so wird es ihm nicht entgehen, daß die-

selben hauptsächlich aus den alten Metropolen am Rhein und Main hervorgegangen sind.

München war nur eine künstliche Kolonie von sehr jungem Datum, und wenn ihr Nimbus rasch verschwunden ist, so ist er auf dem Wege des vorliegenden Buches sicher nicht zurückzuführen. Nicht eine „selbstständige" katholische Wissenschaft wäre die Folge, sondern die erstgeborne Tochter der Freien würde so erst recht zur Magd im Hause des Fremden herabsinken. Eine Wissenschaft der genannten Art kann überhaupt niemals einseitige Denkarbeit, sie muß eine moralische Kraft, muß Weisheit seyn. Und das schreiende Bedürfniß des deutschen Volkes ist durchaus das gleiche; an systematischer Rechthaberei, an weibischen Koketten, die mit ihrer Wissenschaft um Gunst und Popularität buhlen, besitzt es bereits mehr als genug, aber es leidet bittern Mangel an — Charakter. Nach Charakter und nur nach Charakter ringt sich das arme Vaterland die Hände wund, wer will ihm abermals einen Aerolithen anstatt des nährenden Brodes bieten! Vagirend im Luftreich des Gelehrtenstolzes ist der Deutsche eine Windfahne geworden; versucht es einmal mit der moralischen Kraft der Weisheit, ihr Herren! und ihr und euer Volk werdet bald keinen andern Ruhm mehr zu beneiden haben! So könnte Deutschland wirklich „Kopf und Herz der Menschheit" werden, wie der Verfasser meint, nach seinen Rathschlägen aber wird es bleiben was es ist: ihre lustige Person, aller Welt Hof-Narr.

3.

L.

Diverse Briefe eines alten Soldaten im Civilrock.

An den Diplomaten außer Dienst.

Frankfurt, 6. Juni 1861.

Im Winter werf' ich mich wohl öfter in den warmen Jagdrock, nehme meine Doppelflinte zur Hand und ziehe zu einem langweiligen Treibjagen, auf welchem die Löwen des hiesigen Patriciates sich gegenseitig ihre elegante Ausrüstung zeigen, manchmal ein bischen Pulver verknallen und, wenn sie einen unglücklichen Hasen getroffen, wie von einem schönen Gefecht siegestrunken zum feinen Souper zurückkehren, um den Damen gar schöne Sachen aus Kobells Wildanger zu erzählen. Oft auch zieh ich den Frack an mit dem nöthigen Zubehör, geh in die Salons, lausche aufmerksam den Gesprächen von Theater und Bällen, von Liebschaften und Heirathen, von schönen Landhäusern und vornehmen Bekanntschaften, von der hohen Politik und den Moden, von der neuen Literatur und den Cursen — höre dann auch manch vernünftiges Wort, denn weitgereiste und sehr verständige Menschen sind hier denn

doch immer zu finden. Im Winter, Du weißt es, bin ich ein gar ruhiger Mann und liebe meine behagliche Stube; ist aber der Sommer gekommen, so duldet mich's nicht mehr zwischen meinen vier Wänden; die Bücher sind Mumien, die Gesellschaften sind Leichenmahle und die Straßen sind oben offene Gräber geworden. Ich sage Dir, es duldet mich nimmer, ich muß hinaus, ich muß frische Luft haben; so hat nämlich mein ehemaliger Chef gesagt, wenn er auf einige Wochen oder Monate zu verreisen gedachte. Er ist längst gestorben der wackere alte Herr.

Leider kann ich jetzt meine Höhle für längere Zeit nicht verlassen; sehr ernste Rücksichten halten mich hier, und da hab' ich schlau einen ganz artigen Vorwand gefunden, um mir von meinem inneren, sehr strengen, Herrn nur die Erlaubniß zu einem kurzen Ausflug zu verschaffen. Unserem guten Bekannten H****** hat es in Italien nicht mehr gefallen; er zieht nun in der Schweiz und im südlichen Deutschland umher; man sagte mir, er sei in Baden und da mußt' ich den Mann doch sehen, mußte doch seine Schilderung der piemontesischen Herrlichkeit am Golf von Neapel vernehmen — der Eilzug bringt mich in vier Stunden zu ihm.

Also ich bin in Baden gewesen und zwar einige Tage. Es ist doch gar schön dieses Baden, es glänzt im Schmucke des Frühlings und die alte Burg schaut von ihrer Höhe gar freundlich herab, weil sie auf der Promenade, in den Anlagen und in der Lichtenthaler-Allee die schöne Welt noch nicht sehen muß, und weil sie noch nicht tagtäglich von lüderlichen oder faden Besuchen belästiget wird. Die steifen hochnasigen Engländer, die abenteuernden Franzosen, die geputzten Weiber aus der Pariser-Halbwelt, die Russen mit den unverschämten Gesichtern, den rohen Tartaren, Napoleon I. sagt

so, unter der gefirnißten Oberhaut bergend, all das glänzende Gesindel, unter welchem wahrhaft vornehme Leute einfach und langweilig herumlaufen, diese zusammengepferchte Masse geistiger Leerheit und sittlicher Verkommenheit — ich habe mich wahrlich schon oft genug darüber geärgert; denn sie gibt widerliche Staffagen in die schönen Bilder, die mit jedem Schritt sich schöner gestalten. Meinen Bekannten habe ich freilich nicht gefunden, aber zum erstenmal habe ich die Bilder ohne die störenden Staffagen gesehen und ich habe sie recht innig genossen. Bei alledem bin ich aber doch nicht herumgedämmert, wie ein verirrter Einsiedler, welcher Mißmuth und Ueberdruß und Langweil in dem Genuß der Naturschönheiten ertränkt; ich habe auch Menschen und zufällig einige recht interessante Menschen mit hellen Köpfen gesehen und diese haben mir denn mancherlei erzählt. Jetzt bin ich wieder zurückgekehrt, und da ich gerade nichts Besseres zu thun habe, so will ich Dir auch erzählen. Die Diplomaten lieben es und Du hast die berufsmäßige Neugier nicht verloren, obwohl Du keine Berichte mehr an Deinen Minister machen mußt, um für einen scharfen Beobachter und für einen gewandten Geschäftsträger zu gelten.

In dem gnadenreichen Jahre 1861 wird der Kaiser der Franzosen nicht mehr die Stadt Baden mit seiner Anwesenheit beglücken, und die deutschen Fürsten werden sich dort nicht in einen hohen Rath versammeln, welcher keine Beschlüsse faßt, oder solche wenigstens nicht zur Ausführung bringt; aber das Land Baden, das Großherzogthum nämlich, wird wieder der Herd einer Bewegung werden, die großes Unheil über es selbst und über andere Länder herbeiführen dürfte. Du kennst, mein Freund, die neue und die neueste Geschichte dieses Landes viel besser als ich, aber doch muß ich Dir Einiges in Erinnerung bringen; denn ihr Diplomaten seid wunderbar geschickt, um

zu vergessen was euch nicht taugt. So zeige denn nun einige Selbstverläugnung und fliege rasch durch den Raum der zwölf Jahre, die hinter uns liegen.

Als die Preußen, in der Mitte des Jahres 1849, die lächerliche Revolution im Großherzogthum Baden niedergeschlagen, den Großherzog in seine Residenz wieder eingeführt und das Land besetzt hatten, da war ihr Einfluß natürlich und sogar nothwendig. Als aber diese Besetzung kein Ende nahm, als man im Sommer 1850 die badischen Truppen in preußische Garnisonen verlegte, und General Wrangel auf dem Karlsruher Bahnhofe erklärte: man müsse sich Hütten bauen in dem schönen Lande Baden, da dachte man allerdings an eine Annexion und wer weiß, was geschehen wäre, hätten sich nicht die politischen Verhältnisse so eigenthümlich entwickelt, wäre nicht ein großer innerer Krieg dem Ausbruche nahe gewesen, und hätte nicht vor Beginn der offenen Feindseligkeiten Herr von Manteuffel in Olmütz den Frieden erbeten, in dessen Folge die Preußen das Land verließen, welches sie gegen die immer näher dringende Gefahr nicht zu schützen vermochten. Am Ende des Jahres 1850, als die Preußen abgezogen waren, wurde Rastatt von österreichischen Truppen besetzt, der Minister Klüber, ein durchaus ehrenhafter Mann, aber ein blinder Anhänger der preußischen Hegemonie, war seines Amtes enthoben; nun wurde die starre Richtung verlassen und in den äußern Beziehungen zeigte die badische Regierung ein immerwährendes Schwanken Heute näherte man sich Oesterreich, morgen Preußen und am andern Tag wollte man eine Zwischenstellung einnehmen. Du weißt, daß die Hoffnungen auf eine bessere Gestaltung des Bundes mit jedem Tage mehr verschwanden, man sah, daß gerade Preußen die Stärkung der nationalen Anstalten nicht wollte und das Großherzogthum Baden stund offenbar wieder auf der Seite dieses particula-

ristischen Strebens, als es am Ende des Jahres 1856 mit Preußen einen Vertrag abschloß, welcher diesem den Durchmarsch seiner Truppen in die Schweiz erlaubte. Oesterreich hatte für solche Erlaubniß die Zuständigkeit der Bundesbehörde gefordert und zwar mit vollem Recht, denn man braucht nicht Diplomat und Militär zu seyn, um einzusehen, daß solcher Durchmarsch eine Aufhebung des neutralen Verhältnisses, also die Möglichkeit eines Bundeskrieges war. Bald jedoch fing Baden wieder an, sich an Oesterreich zu lehnen und man schrieb dieß dem Herrn von Meysenbug zu, welcher das Ministerium des Auswärtigen verwaltete, und gewiß ist es, daß unter diesem Ministerium Baden nicht unthätig war, um zweckmäßige Reformen in dem deutschen Bundeswesen zu Stande zu bringen. Im Jahre 1859 war die Aufregung in keinem deutschen Lande so groß, wie im Großherzogthum Baden, das Volk sah in dem Angriff auf Oesterreich einen Angriff auf Teutschland und es war bereit, der Ehre der Nation die größten Opfer zu bringen. Der Großherzog theilte diese Gesinnung seines Volkes; er war der Erste, der die Rüstungen ernstlich betrieb; ein schönes Corps von 18,000 Mann war mobil und die Soldaten jauchzten dem Fürsten zu, der sie gegen den Feind des Vaterlandes zu führen gedachte. Was da auch kommen mag, niemals darf man die schöne Haltung des jungen Regenten im Jahre 1859 vergessen.

Aber wie die äußern, so wurden die innern Angelegenheiten des Großherzogthums unsicher und schwankend geführt. Unter den preußischen Bajonetten hatte die Regierung die Landstände versammelt, und die zweite Kammer bestund noch zum großen Theil aus denselben Männern, welche die Revolution herbeigeführt hatten. Sie hatten geglaubt, dieselbe für sich ausbeuten zu können, aber sie konnten den vollkommenen Umsturz nicht hindern, und als er sich vollendete, da liefen

sie eilig davon, um im Troß der Preußen wieder zurückzukehren. Diesen Männern warf sich die Regierung in die Arme, sie wollten die Union, d. h. in der heutigen Sprache die Annexion des Großherzogthums an Preußen, und diese Männer beherrschen heute das Land. Die sogenannte Reaktion war ungeschickt, aber sie war schwach; man wußte und wollte nichts anderes als die Herstellung und wo möglich Erweiterung der schrankenlosen Staatsomnipotenz, und eben diese Einwirkung der Gothaer war es, welche, wo es ihnen taugte, den Polizeistaat in seiner ganzen Herrlichkeit wieder herrichten wollte. War dieser Einfluß auch wohl verborgen, man kannte ihn dennoch und Jedermann sah, wie sie mit großer Gewandtheit ihre künftige Stellung sich vorbereiteten. Konnten sie die Regierungshandlungen nicht unmittelbar bestimmen, so bemächtigten sie sich der Gemeinden, und dadurch wurden häufig die Staatsbehörden von ihnen abhängig. Der unselige Kirchenstreit in den Jahren 1853 und 1854 war das Werk dieser Partei, er war der Streit einer berechtigten Körperschaft gegen die ungeheuerliche Ausdehnung der Staatsomnipotenz; die Partei aber war es, die damals im Stillen wirkend, der Volksfreiheit feind, ihre eigene Freiheit, d. h. ihre Herrschaft in einem Polizeiregiment suchte.

Die Schlacht von Solferino war schon geschlagen, als nach langjähriger Unterhandlung die Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen wurde. Gut unterrichtete Leute behaupten, daß diese Vereinbarung nur Zustände anerkenne, welche seit vielen Jahren thatsächlich bestanden hatten; wäre sie früher abgeschlossen worden, so hätte ihre Ausführung nicht die geringste Schwierigkeit erfahren. Aber jetzt hatte die Revolution Siege erfochten, und thatsächlich waren Grundsätze zur Geltung gebracht worden, welche bisher das öffentliche Recht in Europa nicht kannte oder welche es unbedingt ver-

warf: die Gothaer hielten dafür, ihre Zeit sei gekommen. Es handelte sich nun zuerst darum, eine Regierung zu stürzen, welche diesen Grundsätzen feind war, welche vollends noch an Oesterreich sich anschloß, und dazu gab das sogenannte Concordat ein vortreffliches Mittel. Freilich, wenn man die Vereinbarung umwerfen wollte, so mußte man dem Großherzog das Recht zur Abschließung giltiger Verträge absprechen; ein Recht, welches die Verfassung des Landes ihm zugesteht. Das aber konnte die Gothaer nicht hindern, denn ein Recht, welches der Regent verlor, mußte nothwendig ihnen zufallen. Der Concordatssturm war durchaus ein gemachter; die Gothaer waren im Besitz der Gemeindeverwaltungen und der Presse; mit beiden übten sie ihre gewöhnliche Einschüchterung aus und die Leute in Baden wissen viel von den Mitteln zu erzählen, deren die Führer der Partei sich bedienten, um ihre Absichten als den Willen des Volkes darzustellen. Wäre das badische Volk so sehr gegen das sogenannte Concordat gewesen, so hätten sich für dasselbe wohl nicht 85,000 Unterschriften gewinnen lassen. Doch, wie es damit sei, der gothaischen Partei gelang ihre Unternehmung; die Kammern, welche früher die Unterhandlungen mit Rom höchlich gebilligt hatten, verwarfen das Concordat, das Ministerium wurde gestürzt; ein Professor von Freiburg und ein hoher richterlicher Beamter, der früher das gleiche Fach an derselben Hochschule gelehrt hatte, wurden nun Minister. Beide sind unterrichtete und auch ganz ehrenhafte Männer, aber das Zeug zu Staatsmännern haben sie nicht und Beide sind jetzt gänzlich abhängig von der Partei, die sie gemacht hat.

Es ist männiglich bekannt, daß ein gothaisches Direktorium seit Jahren seinen Sitz in Heidelberg hat; wer leitend und bestimmend über diesem stehe, das will ich nicht erörtern; Du, der Diplomat, weißt das ohne Zweifel besser als ich.

Von Heidelberg aus wurde der lächerliche Streit gegen die protestantische Agenda erhoben; in Heidelberg wurde der Concordatssturm organisirt, und von Heidelberg aus werden jetzt die größeren Angelegenheiten des Landes bestimmt. Die Heidelberger Clique hat die Herrschaft im Großherzogthum Baden; ist es nicht natürlich, daß der Nationalverein in den Städten und in den Städtlein gedeiht, wo diese Clique ihre Hand hat?

Du sollst nicht glauben, mein alter Freund, daß ich blind und feindselig sei, und am wenigsten sollst Du mich eines kleinlichen Particularismus zeihen; Du kannst es auch nicht, denn Du selbst hast mir nur zu oft vorgeworfen, daß ich hitzköpfig bereit wäre, meiner Idee der deutschen Einheit alle Verhältnisse zu opfern. Nein, ich bin nicht verblendet. Der Nationalverein ist aus einer schönen Idee entsprungen, Tausende und aber Tausende hängen ihm an, weil sie nur die Idee fassen, und das Unheil nicht sehen, das er nothwendig hervorrufen muß — weil sie von ihm die Einheit hoffen, während sein ganzes Wesen und Wirken zerreißt. Sprich mir von einer Concentrirung der Wehrkräfte unseres Vaterlandes, und mir kann diese Concentrirung nicht straff genug seyn; aber einem System kann ich mich nicht anschließen, welches ein Zwergdeutschland schaffen will, kaum zur passiven Vertheidigung mächtig, in fortwährender Sorge für seinen kümmerlichen Bestand, ewig und immer unfähig, die hohe Sendung unseres Vaterlandes zu erfüllen. Diese Sendung aber besteht darin, „daß Deutschland den Rechtszustand von Europa gegen alle und jegliche Angriffe schütze und wahre:“ das, mein Freund, sind Deine eigenen Worte.

Doch wie kommt es, sagst Du, daß der Großherzog von Baden eine solche Clique in seinem eigenen Lande schalten und walten läßt? Sieh', daß möcht' ich eigentlich Dich fragen,

warf: die [illegible] ...er die „Faiseurs", während Es han[illegible] annimmt. Was nun für ge- welche [illegible] sind, das weiß ich nicht, hat für Oester[illegible] ...ung. Der Großherzog Friedrich von cord[illegible] Alle die ihn kennen, liebt sein großes eint[illegible] ...hr und aufrichtig nationaler Gesinnung; da [illegible] ...ßten Opfer bringen, um Deutschland groß F[illegible] zu machen und niemals wird er sich schroff und [illegible] widersetzen, was er für die Stimme des Vol- [illegible] er achtet die öffentliche Meinung. Diese schöne [illegible] des Fürsten wird nun mißbraucht, er wird über [illegible] Gesinnung des Volkes getäuscht und seine Opfer werden [illegible] Herrschsucht und für den Ehrgeiz der Parteihäupter ...geschleudert, welche die heiligsten Empfindungen der Nation zur Drachensaat machen.

Man kennt hier ganz genau die Heidelberger Consulta, und weil man sie kennt, so traut man es derselben wohl zu, daß sie den gutgesinnten und wohlwollenden Fürsten mit einem Netz umspinnen möchte, das ihn der Wahrheit unzugänglich machte und ihn vollkommen trennte von seinen ergebenen und redlichen Freunden. Daß aber diese Consulta keine fruchtlose Mühe verwende, um die höheren Stellen und besonders um die Repräsentanten der Regierung mit ihren Getreuen zu besetzen, dafür spricht wenigstens der Schein. Zum Minister des Auswärtigen hat man einen Mann gemacht, welcher niemals im öffentlichen Leben gewesen und ohne jede amtliche Stellung seine Angriffe gegen das sogenannte Concordat, d. h. gegen das damalige Ministerium auf eigenen Wegen geführt hat; man hat zum Gesandten am Bundestage einen Heidelberger Professor ernannt, von welchem ein abgedroschener Gemeinplatz, in der hiesigen Paulskirche gegen den Adel geschleudert, ohne Zweifel in Erinnerung kömmt. Den bisherigen



Gesandten hat man zum Präsidenten des Oberhofgerichts in Mannheim ernannt. Es ist ein Zeichen der Stimmungen, daß man sich bereits in die Ohren flüsterte, der Letztere werde, weil er als Protestant seine Kinder katholisch erziehen lasse, in Ruhestand versetzt; das freilich sieht von fern dem Regenten nicht ähnlich, wohl aber gar sehr den bekannten Herren zu Heidelberg. Der Bruder dieses Diplomaten, derselbe der im Jahre 1849 sich ohne Säumen mit den Gothaern verband, den mußte man schonen, er wird jetzt nach Wien versetzt und an seine Stelle wird ein Vornehmerer nach Berlin gesendet, welcher übrigens, man darf ihm die Anerkennung nicht versagen, im Jahre 1859 als Mitglied der kurhessischen Stände kräftig und ehrenhaft seine Stimme für die Ehre der deutschen Nation erhoben hat. Der Geheime Kabinetssekretär des Großherzogs wurde zu einer Provincialregierung und an dessen Stelle ein Amtsrichter aus Heidelberg gesetzt, nach allen Zeugnissen ein ehrenhafter Mann, aber durch Verwandtschaft und Gesinnung der Partei der Gothaer durchaus ergeben. Ein wenig bekannter Heidelberger Professor ist, man sagt ohne Vorwissen des betreffenden Ministers, in das Ministerium des Innern berufen; er hat früher eine fanatische Schrift gegen das unglückliche Concordat geschrieben und jetzt soll er mit dem Verfassen gothaischer Artikel in die officiöse Karlsruher Zeitung betraut seyn. Ich denke, daran hast Du vorerst genug; aber wie die hiesigen Diplomaten schüttelst Du den Kopf und meinst: gescheidte Leute seien doch diese Heidelberger und ihre unbekannten Häupter, und solche gescheidte Leute sollten nicht ihren Einfluß so offen zur Schau tragen; sie sollten sich versteckt halten, sie sollten den Schein vermeiden, sonst möchte ihre Wirksamkeit nicht lange vorhalten. Ich bin darin ganz Deiner Meinung und sehe es für gewiß an, daß die Herrlichkeit ihr baldiges Ende erreichen wird; aber vor diesem

Ende werden sie noch viel Unheil anrichten und dem Großherzog wohl bittere Stunden bereiten.

Das Alles aber, glaub' ich, sehen die Herren nicht ein. Die Professoren sind gar eitel, und etwas verstecken, womit sie glänzen können? — ei das duldet diese Eitelkeit nicht. „Du meinst," höre ich Dich sagen, „jeder Soldat müsse den Marschallsstab in der Patrontasche tragen, meinst Du denn auch, daß man jedem Schreiber das Ministerportefeuille in die Tasche schieben soll; meinst Du, zu der Führung der großen Staatsgeschäfte sollten nur Leute berufen werden, welche durch den Staub der Kanzleien sich durchgewühlt haben, bis sie grau geworden sind wie der Staub und in Kopf und Herz so trocken wie ihre Papiere?" Nein, mein Freund, das meine ich nicht; die alten Korporale können oft sehr gute Compagnieführer werden, aber nur selten vortreffliche Generale; die *alten* Beamten sind für das Detail der Geschäfte dem größten Genie unentbehrlich, aber in den Kanzleien wachsen die Staatsmänner noch viel weniger, als in der Kaserne die Feldherrn. Nein, mein alter Freund, ich lobe den Großherzog von Baden darum, daß er die Talente aufgreift wo er sie findet und sie auf die rechten Plätze stellt, ohne durch die bureaukratische Hierarchie sich hindern zu lassen. Aber bei alledem ist die Professorenwirthschaft denn doch eine wunderliche Wirthschaft und eine solche ist wahrhaftig die badische Regierung. Denn stellen wir einmal zusammen, so ergibt sich der folgende Stand. Ein ehemaliger Freiburger Professor ist Justizminister und Präsident der obersten Staatsbehörde; ein anderer Freiburger Professor ist Minister des Innern; ein Heidelberger Professor ist der Gesandte am Bundestag, und ein anderer ist der ministerielle Publicist; und das ist noch nicht Alles. Denn die Heidelberger Consulta wird wieder von zwei Professoren geführt, deren Einer vor mehreren Jahren höchst lächerlicher

Weise vor Gericht gezogen war, weil er der Republik eine Zukunft prophezeit hatte, und einen dritten Professor hat sie von München zu ihren Berathungen gezogen; er hat sich in Karlsruhe umgesehen und in Stuttgart unglückliche Versuche zu gothaischen Geschäften gemacht.*)

Du wirfst mir ohne Zweifel eine Abneigung gegen diese Professoren vor, denn die Soldaten, sagst Du, haben auch ihre Eitelkeit, wollen auch wohl in die Räder des Staatswesens eingreifen und dazu sind sie doch weniger gemacht, als die Repräsentanten der Wissenschaft. Darauf erwidere ich: zum Handeln ist der Soldat besser als der Gelehrte erzogen, welchem Niemand widerspricht und welcher Niemanden gehorcht. Im ewigen Studiren geht der gesunde Menschenverstand verloren; der Soldat in seinem natürlichen Leben kann erhalten, was der liebe Herrgott ihm geschenkt hat, und er zwängt sich nicht in eine künstliche Auffassung der Dinge. Doch darum wollen wir uns nicht streiten. Ich ehre hoch die Wissenschaft, „des Menschen allerhöchste Kraft," es ist unrecht, wenn man die Männer der Wissenschaft nicht benützt, denn eine einzige glückliche Idee kann mehr Nutzen bringen als das ganze Leben eines gewöhnlichen Geschäftsmannes; aber diese Gelehrten leben eben nur in Ideen, sie fassen diese in ungeheurer Ausdehnung auf und werden erschrecklich kleinlich und eng, wenn sie dieselben ausführen sollen. Sie kennen die Gefahren nicht, sie gehen wie junge Soldaten oft blind vorwärts, aber sie werden ängstlich und verlieren den Kopf, wenn sie die Gefahr einmal erkennen. Nein, Freund, um große Dinge im Leben aus-

*) Aber Hr von Sybel befand sich ja in historischen und archivalischen Geschäften auf der Reise — geht denn die academische Commission nur so drein? Anm. d. Red.

zuführen, dazu sind die Gelehrten, und besonders die deutschen, nimmer geschaffen. Hat doch Napoleon den berühmten Laplace zum Minister des Innern gemacht und dann in seinen hinterlassenen Schriften von ihm gesagt: „c'est l'esprit des infiniments petits qu' il a porté dans son administration.“

Daß nun im Großherzogthum Baden der Nationalverein sich verbreitet, das ist natürlich; man sagt mir, das Vereinsgesetz vom Jahr 1851 verbiete alle politischen Vereine, die Verzweigungen haben, und belege die Theilnehmer mit sehr hohen Strafen. Daß nun die badische Regierung von diesem Gesetz keinen Gebrauch macht, das tadle ich nicht, im Gegentheil, ich lobe sie, wenn sie der Ausübung des Vereinsrechts weite Grenzen gestattet; daß aber die officiöse Zeitung und daß andere Blätter, welche Eigenthum der Gemeinden sind und darum unter der unbezweifelten Einwirkung der Regierungsbehörden erscheinen, lange Berichte über die National-Versammlung bringen, die Bürger zur Theilnahme aufrufen, einerseits sie versichern, daß der Großherzog nicht fortgejagt werden solle, andererseits aber ihn auf eine Pairsschaft im neupreußischen Deutschland vertrösten — das, mein lieber Freund, das ist mir denn doch etwas zu rund.

Indeß lebe wohl und laß' bald etwas von dir hören

Deinen R.






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03557 7322

